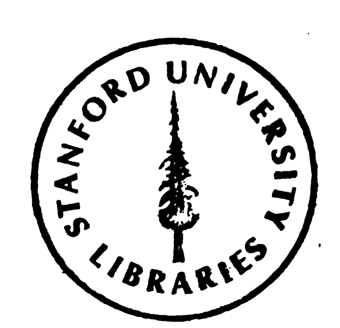


Franz Lanner, Benefiziat
in Salurn.



Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1841

Zweiter Band.



Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

herausgegeben

von

G. Phillips und G. Görres.

Achter Band.

München, 1841.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Reflexionen über den kirchlichen und politischen Zustand in Baden. (Eingesandt.) 1

II. Ueber das Verhältniß des Christen zur Staatsgewalt nach Röm. XIII. V. 1. bis 7. Aus Möhlers Commentar zum Brief an die Römer 17

III. Studien und Skizzen zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhundets. XIV. Folgen des Bauernkriegs. Schlußbemerkung 29

IV. Literatur: Der Cölibat; in zwei Abtheilungen. Regensburg bei Manz. 1841. 36

V. Belgische Briefe. (Zweiter Brief.) 45

VI. Katholische Zustände in Würtemberg 60

VII. Freimaurerei. (Aus einem Schreiben an die Redaktion.) 65

VIII. Literatur; der Cölibat; in zwei Abtheilungen. Regensburg bei Manz. 1841. (Schluß.) 79

IX. Ueber das medicinische System von Ringseis . . 87

X. Holländische Briefe 121

XI. Betrachtungen über den Primat des Papstes . . 129

XII. Reflexionen über den kirchlichen und politischen Zustand in Baden. (Fortsetzung.) 138

XIII. Literatur:

I. Leben des heiligen Dominicus. Aus dem Französischen des hochwürdigen Vaters Heinrich Dominicus Lacordaire, vom Orden der Prediger-Brüder. Landshut 1841. v. Vogelische Verlagsbuchhandlung 156

Seite

II.	Theodiceae seu Theologiae naturalis elementa, cura Ger. Cas. Ubaghs. Lovanii 1841.	167
XIV.	Album	170
XV.	Die Verwaltung der Kölner Diöcese. (Fortsetzung.)	182
XVI.	Briefliche Mittheilungen aus Westphalen und vom Rhein.	189
XVII.	Fragmente über Glauben und Wissen	193
XVIII.	Album	170
XIX.	Belgische Briefe. (Dritter Brief.)	210
XX.	Kirchliches und Politisches aus der Schweiz	221
XXI.	Betrachtungen über die kirchlichen Zustände Schlesiens und des Breslauer Domkapitels. (Eingesandt.)	237
XXII.	Der letzte General=Vikar des kölnischen Erzstiftes auf dem rechten Rheinufer	252
XXIII.	Fragmente über Glauben und Wissen	257
XXIV.	Churfürst Maximilians I. von Bayern Geburt und Erziehung. (Fragment aus einem noch ungedruckten Werke.)	272
XXV.	Reflexionen über den kirchlichen und politischen Zustand in Baden. (Fortsetzung.)	294
XXVI.	Tagebuchsglossen über Weltlage und Zeitläufte	308
XXVII.	Briefliche Mittheilungen aus Würtemberg.	317
XXVIII.	Zweck und Bedeutung der Bibelgesellschaft	321
XXIX.	Die Rückkehr der Carthäuser in die Einöde des heiligen Bruno	328
XXX.	Die aargauischen Klöster und ihre Ankläger	337
XXXI.	Album	347
XXXII.	Reflexionen über den kirchlichen und politischen Zustand in Baden. (Fortsetzung und Schluß.)	358
XXXIII.	Bilder aus dem italienischen Volksleben in der Vergangenheit und Gegenwart (Sechster Artikel. Erste Abtheilung.)	368
XXXIV.	Literatur: Precis de l'histoir du moyen age; par J. Moeller. Louvain 1841. 1 Vol. p. 578	381
XXXV.	Bilder aus dem italienischen Volksleben in der Vergangenheit und Gegenwart (Sechster Artikel. Zweite Abtheilung.)	286
XXXVI.	Belgische Briefe. (Vierter Brief.)	410

Seite

XXXVII. Churfürst Maximilians I. von Bayern Universitätsjahre. (Fragment aus einem noch ungedruckten Werke.) 422

XXXVIII. Gedichte eines Lebendigen. Mit einer Dedication an einen Verstorbenen. Zurich und Winterthur. 1841. (Von Georg Herweg 433

XXXIX. Die aarganischen Klöster und ihre Ankläger. (Fortsetzung und Schluß.) 440

XL. Die neuere Philosophie. (Erster Artikel.) . . . 449

XLI. Das Manifest der spanischen Regierung auf die Allocution des heil. Vaters 467

XLII. Literatur: Ueber Kirchen-Staatsrecht in der preußischen Rheinprovinz. Betrachtungen zum Geiste der Gesetzgebung und zum jetzigen Weltstande von Wilhelm von Schütz. Würzburg bei Voigt und Mocker 1841. VI. 90 S. 8. 472

XLIII. Bilder aus dem italienischen Volksleben in der Vergangenheit und Gegenwart. (Sechster Artikel. Schluß der zweiten Abtheilung.) 481

XLIV. Belgische Briefe. (Fünfter Brief.) 501

XLV. Album 511

XLVI. Churfürst Maximilians I. von Bayern Reisen. Fragment aus einem noch ungedruckten Werke.) . . 513

XLVII. Die neuere Philosophie. Zweiter Artikel.) . . . 531

XLVIII. Literatur: Die katholischen Zustände in Baden. Mit urkundlichen Beilagen. 1841. Verlag von G. J. Manz 544

XLIX. Wie sollen sich die Katholiken der sie anfeindenden, außerkirchlichen Presse gegenüber verhalten? . . . 548

L. Die päpstlichen Legaten 464

LI. Die neuere Philosophie. (Dritten Artikel.) . . 571

LII. Das Testament des letzten Generalvicars des kölnischen Erzstiftes auf dem rechten Rheinufer . . . 593

LIII. „Die katholischen Zustände in Baden“ und die Aufklärung! 597

LIV. Der Abend des dreißigsten Oktobers in Rom. Das Hinscheiden der Fürstin Gundalina Borghese. (Von Cäsare Cantu.) 601

LV. Album 612

		Seite
LVI.	Das Anglo-Preußische Bisthum zu Jerusalem . .	621
LVII.	Der „Lebendige" und Lewalds Europa	637
LVIII.	Briefliche Mittheilungen . . . . aus Würtemberg.	640
LIX.	Die Preßfreiheit unter Joseph II.	641
LX.	Die päpstlichen Legaten. (Fortsetzung.)	665
LXI.	Die Chaldäer und die nordamerikanische Mission in Persien	672
LXII.	Die katholische Bewegung in der protestantisch-bischöflichen Kirche von England. (Erster Artikel.) .	688
LXIII.	Die Vorgänge in Würtemberg . . . . :	702
LXIV.	Die conservative Parthei in Deutschland	705
LXV.	Die päpstlichen Legaten. (Schluß.)	722
LXVI.	Belgische Briefe. (Sechster Brief.)	731
LXVII.	Literatur:	
I.	An gottesfürchtige protestantische Christen. Worte des Friedens und der Wiederversöhnung von Beckedorf. Zweites Wort. Weissenburg a. S. 1841 C. Fr. Meyers Verlagsexpedition. 212 S. 8°. . .	744
II.	Geschichte der Cistercienser-Klosters Wilhering. Von Jodock Stülz, regulirten Chorherren von St. Florian. Ein Beitrag zur Landes- und Kirchengeschichte Oberösterreichs 8. Linz, 1840. Bei Quirin Haslinger	747
LXVIII.	Betrachtungen über den Indifferentismus . . .	751
LXIX.	Geschichte einer Zeitung	760

Berichtigungen.

Seite 281 Zeile 13 fand statt fund. — S. 282 Z. 30 Aufschreibung st. Ausschreibung. — S. 288 Z. 6 lerne st. kann. — S. 288 Z. 18 erfordere st. erfordern. S. 288 Z. 25 Margens-Suppe. — S. 289 Z. 32 den st. dem. — S. 291 Z. 32 zelo st. celo.

I.

Reflexionen über den kirchlichen und politischen Zustand in Baden.

(Eingesandt.)

„Jedes Reich, das in Partheien sich trennt, wird verwüstet: und jede Stadt, jede Familie, die in sich uneinig ist, wird nicht bestehen". Matth. 12, 25.

Man kann die jüngsten gräuelhaften Ausbrüche des Radikalismus in Mitte eines unsrer Grenzländer, in der Schweiz, insbesondere in Solothurn und im Aargau, mit welchem die Bewohner unsres Landes in täglichem Verkehr stehen, der Betrachtung nicht unterwerfen, ohne mit den lebhaftesten Besorgnissen erfüllt zu werden.

Fürs Erste sind unsere radikalen Blätter, dem Verlaufe der Ereignisse mit dem lebhaftesten Interesse gefolgt; sie haben gejubelt und gejohlt; sie haben das Niedertreten des Volkes Recht, die Gewaltthat Energie geheißen; sie haben die frechste Verhöhnung und Mißhandlung alles Heiligen und Göttlichen als Geistesfreiheit sich gepriesen; sie haben die gröbste Schlechtigkeit, wie Tugend, willkommen geheißen, und alles Perfide nach Thunlichkeit ins Gute hinübergeredet.

Fürs Zweite dann hat es sich klar herausgestellt, daß der Jakobinismus vom Jahr 1841 jenem von 1793 noch immer auf das Härchen gleiche; es hat sich auch dem Dümmsten faßbar ausgewiesen, daß auch der Radikalismus, gleich einer andern Sorte aus dem Stammlande der rothen Mützen, durch ein halbes Saeculum hindurch nichts gelernt und nichts vergessen und an der Aar, wie an der Seine, nicht von seiner Art gelassen habe. Dasselbe freche Niedertreten alles Rechts ist zu Tag getreten; dieselbe Crudelität und Barbarei, dieselbe gräuel-

hafte Verhöhnung und blasphemischen Ausbrüche gegen das Christenthum und seine Institutionen hat auch im Aargau, wie in Paris, die Hölle und ihre Diener ausgespieen. Es kann aber bei dem organischen Verbande, in dem die Staaten Europas stehen, es kann bei der Gewißheit, daß in keinem Gliede dieses Staatenorganismus eine Krankheit sich bilden und zum Ausbruche kommen könne, ohne daß auch die andern nach dem Gesetze organischer Einheit mehr oder weniger in ein Mitleiden mit hineingerissen werden, keinem Freunde friedlicher Entwicklung des geistigen und sittlichen Lebens gleichgültig seyn, was da oder dort in einem Gliede dieses großen Staatenorganismus sich begebe, an dem das Heil der Zukunft hängt.

Wenn es aber überdieß nach aller Erfahrung sich nicht leugnen läßt, daß für die Ansteckung eines epidemischen Uebels besonders jener Organismus sich empfänglich zeigt, welcher in sich und seinem Wesen die meiste Disposition und Inclination zu einem eben grassirenden Uebel birgt, so ist es klar, daß besonders Baden nicht die kleinste Ursache habe für seine Zukunft besorgt zu seyn; aber nicht etwa darum, weil der wilde Brand an unseren Grenzen wüthet, und weil die Bewohner Badens mit jenen des Aargau's in täglichem engen Verkehr und Wandel sich berühren und also zu befürchten stehe, daß die Gifte jenes bösen Wesens, das umgeht an der Aar, möchten eingeschleppt werden in das Land, das alles möchte unser staatlicher Organismus, wäre er in sich gesund und einig, wohl ohne Gefährde auszuhalten im Stande seyn — sondern vielmehr darum, weil in keinem Gaue des weiten deutschen Reiches die negativen Doctrinen, die einst der alte Drache, der Erbfeind des Menschengeschlechtes, im Paradiese ausgesäet, eine weitere Ausbreitung gewonnen und tiefer durch lange Pflege sich eingewurzelt hatten, als im badischen Lande. Im Süden hat der Josephismus, im Norden der Luthero-Calvinismus sich festgesetzt. Jeder dieser Beiden hat seinen Lehrstuhl im Lande aufgeschlagen und mit giftigem Schlamme haben beide, wie Kothvulkane, das Land bedeckt und weithin übergossen. Der Auswurf Beider ist endlich in eine kompacte Masse zusammengeronnen und hat sich brüderlich in Schrift und That, in Wort und Werk in den nettesten, pursten und guten Rationalismus zusammengethan. Die Drachensaat ist aufgegangen, sie hat üppig um sich gewuchert; und es ist jetzt schwer zu sagen, welcher Theil des Landes die wüthendsten Apostel in geistlicher und weltlicher Farbe aussendet, die wie ein Heuschreckenheer allmählig das Land bedecken und alle Grüne des nationalen Glaubens und Rechtes noch vollends verzehren, die aus alter Zeit dem Lande noch geblieben. Wer hat sie aber gesäet

diese Drachenzähne? Ist es das Volk gewesen, welches die Doktrinen der Revolution, der Volkssouveränität der Vernunftvergötterung und der Fleischbefreiung sich ausgegohren und ausgespieen hat? Ist es das Volk gewesen, das den gottverliehenen Scepter seines angestammten Fürsten als ein Tyrannenjoch geschmäht' und zerbrochen ihm vor die Füße geworfen hat? Mit Nichten! Zweimal ist seit Jahren der Brand der Revolution an unsern Grenzen im Westen ausgebrochen, und im Süden unsres Landes steht seit Dezennien der Krater drohend offen, der Alles, was das deutsche Reich seit Jahren, als giftiges Wesen, aus sich hinausgestoßen, in sich hineingeschlungen hat, und von Zeit zu Zeit in wüthenden Eruktationen wieder ausbricht. Bei allen diesen Vorgängen ist das Volk, was an ihm lag, treu den nationalen Institutionen und Herrschern geblieben. Es hat treu in schwerer Zeit am Hause Habsburg fest gehalten; es hat mit Freuden seine Söhne, seine Bürger der Landwehr eingereiht und gegen Sansculottismus zur Wehr gestellt. Und als es die deutsche Freiheit galt, haben seine Söhne sich nicht am Schlechtesten gehalten in welschen Landen. Es hat, als zum zweitenmal die Revolution gegen das Königthum sich in Frankreich erhoben und die Gefahr eines allgemeinen Brandes so fürchterlich nahe und drohend in Aussicht stand, sich ruhig verhalten und seinen jetzigen Fürsten, wie den frühern, seinen Schwur und seine Treue festgehalten. Nur Jene haben damals die Regierung in der Kammer und Journalen hart und scharf bedrängt, die sie sich selbst für schweres Geld heran- und großgezogen, um den Katholicismus im Land abzuschwächen und abzuwässern und dem „Pfaffenthum“ und seiner Herrschaft die Spitze abzubrechen; nur Jene, die sie als Lichter im Lande auf den Leuchter stellte haben bei politischen Meetings und Diner's das Volk, das bisher dem welschen Wesen fremd geblieben war, durch Phrasen und große Redensarten, wie sie seit Marats Zeiten in Mode waren, aufgestachelt und wirrsch gemacht.

Und wahrlich, ich wag' es keck zu sagen, wäre das Volk nicht deutsch, nicht übertreu und gut gewesen, nicht so zäh am Glauben und der Sitte seiner Vater hängend und überfeind dem welschem Wesen; wäre nur der zehnte Theil von jenen Giften in dasselbe eingegangen, welche wohl seit einem halben Jahrhundert die Sendlinge der Revolution, die Agitatoren der Demagogie, die Apostel des Rationalismus, die Götzendiener der absoluten Vernunft, die Sendboten der Fleischbefreiung und ihres orgiastischen Kultus dem Volke eingeredet, eingeimpft, eingeschimpft und eingeschüttet haben allum im Lande von den Kanzeln

und den Lehrstühlen, in der Würde geistlicher und politischer Aemter, in Büchern und Journalen, in und außer der Kammer, — fürwahr kein Stein von dem Hause unseres Fürsten stünde mehr auf dem andern, und den Ort, wo einst sein Thron gestanden und sein Geschlecht geherrscht, wüßte kaum die Geschichte mehr zu deuten. Nach solchen Vorlagen nun sollte man glauben, daß Niemand mehr Ursache und darum auch Sehnsucht und Verlangen hätte, von der eingeschlagenen Bahn ab und in's Bessere umzuwenden, als die Regierung Badens. Wir wollen sehen, was hiefür geschehen; wir wollen sehen, wie die Aspekten stehen; wir wollen Umfrage halten, was im Lande seitdem sich begeben; wir wollen die Ereignisse uns betrachten und prüfen, auf welchen Geist sie lauten.

Als im Jahr 1835 die Kunst und ihre Freunde auf den an sich lobenswerthen Gedanken kamen zur Bildung und Belebung des deutschen Landen jene Bildungs- und Aufführungsweise des Volksgesanges auch in Baden einzuführen, wie sich solcher in der benachbarten Schweiz gestaltet hatte, da hat die Sache, wie es zu wünschen war, guten Anklang und Eingang gefunden im Lande und vielfache Unterstützung durch Geld, durch Talent und errungene Uebung in jener Kunst. Als aber sichtbar wurde, daß die Sache von Manchen in der Absicht aufgegriffen und eifrig betrieben wurde, um bei den jährlich zu bestimmten Zeiten wiederkehrenden öffentlichen Gesangproductionen eine schickliche und unverfängliche Gelegenheit zu haben nach Schweizerweise die Festversammlung mit politischen Reden zu haranguiren und in demagogischen Diatriben sich zu ergehen und also die Sache ins Böse hinüber zu spielen, da wurden andere der Sache wieder abgeneigt. Als man endlich gar darauf verfiel die katholischen Kirchen sich auszulesen, um daselbst ein Kunstlokal sich aufzuschlagen, und also sich anzuschicken das Gotteshaus, das Bethaus in ein Concerthaus umzuwandeln zum profanen Betrieb profaner Dinge, da war die Sache ins Aegerliche ausgeschlagen, und laute Mißbilligung erhob sich gegen solch ein mißbräuchliches, allen Ernst und alles Schickliche aus den Augen setzende Beginnen. Doch die freisinnige Geistlichkeit hat sich, wie billig, an Solches nicht gekehrt; sie ist der Sache, wie sich erwarten ließ, nicht hemmend in den Weg getreten durch eifernden Zelotismus; sie hat, was man „gebildeter Seits“ gewollt, nach Wunsch gewährt; sie hat den profanen Sang und seinen Weisen des Heiligthumes Thore mit Willigkeit geöffnet, wohl wissend, daß jene, die der Herr einst mit Stricken zum Tempel hinausgeschlagen, nur Wechselbälge gewesen seyen. Aber der Erzbischof, dem das Ding darauf zu Ohren kam, war andrer Ansicht in

der Sache, als seine vicarii [1]) in seinem Sprengel; er hat die Sache sich ernster angesehen und seinen cooperatores die Weisung zugestellt des Inhaltes: „daß die Gesangproductionen in den Kirchen verboten seyen, weil in denselben, als an feierlich geweihten Orten, das heilige Meßopfer gefeiert wird und der Heiland im allerheiligsten Altarssakramente immer gegenwärtig ist u. s. w." (Erl. d. erzb. Ord. Freib. v. 4. Sept. 1835. Nro. 5051) [2]).

---

1) Daß die Pfarrherren oder parochi in der katholischen Kirche bloß als Helfer und Stellvertreter des Bischofs betrachtet und angesehen werden, erhellet erstens daraus, daß der Bischof als der pastor primarius totius Dioeceseos angesehen und genannt wird, somit die Diöcese eigentlich seine Pfarre ist; zweitens daraus, daß die Priester bei der Ordination ausdrücklich als adjutores und in adjutorium consecrirt werden.

Ad 1. Spectata disciplina Ecclesiae a primis saeculis accepta et hactenus conservata, episcopi in ipsa ordinatione deputantur singuli ad suam respective singularem ecclesiam sive dioecesin, in qua actu quisque laboret et ministerium suum impleat, juxta illud vulgare S. Cypriani: Singulis pastoribus portio gregis est adscripta, quam regat unusquisque et gubernetur. Hujus igitur gregis cura episcopo tamquam primario et principali pastori incumbit etc. Hinc episcopum illum esse dicit Canon 38. Apostolorum, cujus fidei populus est creditus, et a quo pro animabus ratio exigetur. Et Canon 24. Antiochenus vult, res ecclesiae esse in potestate episcopi, „cui, ait, est omnis populus creditus et eorum animae, quae in ecclesiam conveniunt". — Van Espen. pars I. tit. 16. cap. 4. Nro. 1.

Ad 2. Hiezu füge man ibid. no. 3, wo gesagt wird: die Unmöglichkeit, die ganze Diöcese selbst zu verwalten und alles zu erfüllen, was die Seelsorge erfordert, macht Gehülfen nöthig; „ideoque (wird fortgefahren) necessarium fuisse, ut plures sint inferiores sacerdotes et ministri, qui una cum episcopo populi curam atque ecclesiae regimen suscipiant. At haec inferiorum ministrorum cura ac solicitudo nequaquam episcopum a totius Dioecesis cura eximit. Ipse namque est et manet totius Dioecesis caput et principalis minister, cui omnes inferiores adjutores et administri accedunt etc. Ferner no. 4 ebendaselbst „unde ordinandos presbyteros ex praescripto Pontificalis Romani ita alloquitur episcopus ordinans: „Tales esse studeatis, ut in adjutorium Moysi et duodecim Apostolorum, episcoporum videlicet Catholicorum, qui per Moysen et Apostolos figurantur, digne per gratiam Dei eligi valeatis etc. Itaque constat sacerdotes in solum adjutorium episcoporum ordinari". Van Espen, pars I. tit. 16. cap. 4. no. 4.

2) Daß der Bischof kirchlich und gesetzlich gehandelt habe, als er die Abhaltung der Production des Gesangvereins in einer katholischen Kirche verbot, wird Folgendes belegen: Actiones profanae ab Ecclesiis arcendae lautet der Titel der Canonum. Mehrere Synoden haben über diesen Gegenstand ausdrückliche Beschlüße gefaßt; wir wollen davon blos ausheben, was das Concilium Luc-

Vordem wäre eine solche Weisung des Oberhirten den vicariis sive parochis Dioeceseos weit aus hinreichend gewesen ihrem Inhalte aufs

---

dunense sub Gregorio X. in Cap. 2. de Immunitate Eccles. in VI. beschlossen hat: „Deceat Domum Dei sanctitudo; deceat ut cujus in pace factus est locus, ejus cultus sit cum debita veneratione pacificus", edixit sequentia: Cessent in locis illis Universitatum et societatum quarumlibet concilia, conciones et publica parlamenta; cessent vana et multo fortius foeda et profana colloquia; cessent confabulationes quaelibet. Sint postremo quaecunque alia, quae Divinum possunt turbare officium, aut oculos divinae majestatis offendere, ab ipsis prorsus extranea. — Gleichen Inhaltes mit diesem Beschlusse ist der Inhalt der Beschlüsse der Synodus Trullana can. 76, der Synodus Oxoniensis und der Synodus Mechliniensis. Mehreres sehe man Van Espen pars II. tit. 16. cap. 1. no. 9. Vergleiche unten nota 3.

Ob der Erzbischof aber ein Recht gehabt habe zu verbieten, in katholischen Kirchen Profanes zu treiben, ist, nachdem mehrere Synoden und Concilien es faktisch und wirklich verboten haben, unschwer einzusehen. Wie sehr also bei dem in Frage stehenden Verbote das erzbischöfliche Ordinariat dem Geiste und Gesetze der Kirche gemäß handelte, ist aus Obigem schon mehr als klar. Und dennoch, es ist unglaublich, bestürmten darauf die Dekanate Linzgau und Konstanz das Ordinariat mit Bitten um Erlaubniß, die Gesangproduktionen dennoch in der Kirche aufführen und vornehmen zu dürfen. So weit ist dieser aufgeklärten Geistlichkeit nicht nur die Wissenschaft dessen, was katholisch und kirchlich ist, sondern selbst das Bewußtseyn und das Gefühl abhanden gekommen, wie gänzlich unvereinbar mit dem Begriff eines katholischen Tempels die Aufführung einer res profana sey.

Den Bitten und Remonstrationen der obgedachten Dekanate schließt sich der Cecilienverein (Gesangverein) an und appellirt gegen den Beschluß des Ordinariats an das Ministerium katholischer Kirchensection. Diese entscheidet gegen den Beschluß des erzbischöflichen Ordinariats. Das erzbischöfliche Ordinariat hiedurch ungeirrt verbietet standhaft und neuerdings den 22sten April 1836 die Gesangproductionen in der katholischen Kirche, auch wenn die Gesänge keinen „anstößigen Inhalt" hätten. Und es hat hieran vollkommen Recht gethan, wie Folgendes der katholischen Kirchensection genugsam erhärten mag: „Hinc imprimis, ut Ecclesia vere dicatur oratorium sive domus et Domus Dei omnem ab ea abesse profanam actionem, tametsi alias de se non illicitam, patres voluerunt. Van Espen pars II. tit. 16. cap. 1. no. 9. — Was geschieht weiter? Gegen das zweite Verbot des Ordinariats gestattet die katholische Kirchensection zum zweiten Male die Gesangproductionen in der Kirche unter der Bedingung, daß die Lieder nichts Anstößiges enthalten, und man sich in der Kirche ordentlich betrage. Niederlage des erzbischöflichen Ordinariats. So versteht man in Baden das: episcopos esse positos a Spiritu sancto regere Ecclesiam Dei. Conc. Trident. l. c.

Strengste nachzukommen; ihrem Geiste oder Wortlaut irgend wie entgegen zu handeln, wäre ein Gedanken gewesen, der in der Seele eines katholischen Geistlichen keinen Raum gefunden hätte; und hätte er es gewagt, ihren Inhalt zu ignoriren und unvollzogen ad acta zu legen, ihn hätte nach Umständen schwere Ahndung nicht unereilt gelassen. Allein das sind tempi passati hier im Lande. Der Lauf der Weltgeschichte und höhere Vermittlung hat, wie in andern, so auch in diesen Sachen, eine andere Ordnung der Dinge längstens schon im Lande eingeführt. Vordem hieß es wohl im Katholischen Symbolum: „episcopos esse positos a spiritu sancto regere ecclesiam Dei eosque presbyteris esse superiores (Conc. Trident. sess. 23. cap. 4.); jetzt aber ist diese Position gestrichen und an ihrer Stelle steht im Credo der Aufklärung: der Weltgeist ist gesetzt zu regieren die Kirche, als das Seine; wie dieser sich faßt und ausspricht in seinen Organen, den Gebildeten und Aufgeklärten, also hat die That sich zu gestalten. Und also ist es auch im Verlaufe dieser Sache gehalten worden. Die Kirche hat entschieden: mein Haus ist ein Bethaus [3]), die Bildung und Aufklärung hat dahin sich ausgesprochen: „mein Haus sey fortan ein Concerthaus", und die aufgeklärte Geistlichkeit sprach eines Mundes: Ja! dein autonomes Wort soll Fleisch werden unter uns und in That sich übersetzen, und der heilige Geist, qui ponit episcopos, ut regant Ecclesiam Dei, wird abgewiesen und der Weltgeist sofort in Gottes Tempel eingewiesen. Das hat nun der Oberhirt freilich übel vermerkt und den weltlichen Arm [4]) im Ministerio sich angerufen,

3) Hinc imprimis, ut Ecclesia vere dicatur Oratorium sive Domus orationis et Domus Dei, omnem ab ea abesse profanam actionem, tametsi alias de se non illicitam, patres voluerunt. Van Espen pars II. tit. 16. cap. 1. no. 9.

4) Wer sich gegen die Kirche halsstarrig verhielt, gegen den sollte nach den Reichsgesetzen der weltliche Arm auch mit bürgerlichen Zwangsmitteln verfahren. „Bonifacii VIII. Constitutionem, quae incipit: Periculoso; renovans S. Synodus, universis Episcopis, sub obtestatione divini judicii, et interminatione maledictionis aeternae, praecipit, ut inobedientes, atque contradictores per censuras ecclesiasticas, aliasque poenas, quacunque appellatione postposita, compescant, invocato etiam ad hoc, si opus fuerit, auxilio brachii saecularis. — Conc. Trident. sess. XXV. de Regul. cap. 5. Vergleiche ibid. de Reformat. cap. 20. — Sieh Walters Kirchenrecht. §. 183. — Von den Strafen, die den seinem Bischofe Ungehorsamen trafen, nur folgendes Beispiel: „Qui vero episcopum suum noluerit audire — de palatio nostro sit omnino extraneus et omnes facultates suas parentibus legitimis amittat. Decretio Child. cap. a. 595. c. 2. Mehreres und

damit er die Ungehorsamen zur Strafe ziehe, die wider ihn und seine Befehle so grob sich vergingen.

Und wir können es uns leicht denken, daß die Regierung jene Geistlichen hart angelassen haben wird, welche sich beigehen ließen, ihrer höchsten Behörde in Kirchensachen so offen und im Angesichte ihrer ganzen Gemeinde den eidlich [6]) gelobten Gehorsam zu verweigern. Gewiß hat man, einerseits des positiven Rechts *) gedenkend, seinen Forderungen zu entsprechen sich verbunden gehalten, andrerseits also zu sich gesprochen: Wer es wagt legitimen, von Staate anerkannten und von der Verfassung garantirten Behörden **) Trotz zu bieten und vor einer ganzen Gemeinde das Beispiel eines sträflichen Ungehorsames und frecher Auflehnung gegen seine höchste Behörde gibt, der muß, soll nicht alle gesetzliche Ordnung im Lande zum Hohne und die Behörden

---

noch Schärferes siehe bei Walter Kirchenrecht §. 183. Gegen oben (nota 2) angeführte Beschlüsse der katholischen Kirchensection wendet sich das erzbischöfliche Ordinariat an das Ministerium plenum um Abwendung der Herabwürdigung seiner kirchlichen Autorität und Aufrechthaltung seines Beschlusses vom 22. April 1836 und — wird abgewiesen und der Beschluß der Kirchensection bestätigt. Das erzbischöfliche Ordinariat wendet sich abermal an das Ministerium plenum, um die Staatsgenehmigung für das allgemeine Verbot der fraglichen Musikproductionen in der Kirche zu erhalten, und wird abermals abgewiesen und dann noch einmal. — Nun Halloh in den Seeblättern; gloriose Aufführung der Gesangproduction in der Kirche; Anräucherung aller in dieser Sache sich berühmt und verdient gemachten Personen; der Toast auf „den Geisterbanner", der hierin vorzüglich zu dem glorreichen Resultat mitwirkte, das erreicht wurde.

6) Siehe den Priestereid im Pontificali Romano, der bei der Ordination geleistet wird, und in dem die Worte stehen: „Romano Pontifici, beati Petri Apostolorum Principis Successori, ac Jesu Christi Vicario, veram obedientiam spondeo ac juro, praeterea item omnia a sacris Canonibus, et oecumenicis Conciliis, ac praecipue a sacrosancta Tridentina Synodo tradita, definita et declarata indubitanter recipio atque profiteor. Und auf die Frage des Bischofs: „Promittis mihi, et successoribus meis reverentiam et obedientiam"? antwortet der zu Ordinirende seine Hände in die des Bischofs legend: „Promitto" l. c.

---

*) Vide Walters Kirchenrecht §. 183.

**) Vide §. 18 der bad. Landesverfassung.

so gesetzt sind, dieselbe zu handhaben, zum Kinderspotte werden, scharfer Ahndung unterliegen. Oder man hat wohl weiter zu sich selbst gesprochen: Wer selbst dem Heiligen, wer der Kirche den Gehorsam weigert, wird der dem Weltlichen, dem Staate sich mehr verpflichtet halten [7])? O hätte man so gedacht, hätte man so gehandelt! Was geschah also auf des Oberhirten Klage? Ohne Rücksicht auf den Satz des Conc. Trid.: episcopos esse presbyteris superiores *) fordert die Kreisregierung zwei Decane zum Berichte auf, ob es thunlich sey die katholischen Kirchen, Gotteshäuser, wo der Herr im Sacramente gegenwärtig ist, in Kunstlokale umzuwandeln für öffentliche Productionen des deutschen Volksgesan-

---

7) Wie die katholische Kirchensection den Erzbischof und seinen Rath, den kirchlichen Vorstand von 800,000 Katholiken, von Dreiviertel der Bevölkerung des Landes behandelt habe, hat die nota 2 und 4 ausgewiesen. Was der Bischof als unvereinbar mit dem Begriff eines katholischen Tempels verbietet, das erlaubt das Ministerium, und was dieses erlaubt, geschieht sofort. Wer ist also jetzt Bischof? Ist das der Sinn des sogenannten Staatsgutheißen, des placeti regii, daß das, was der Bischof in kirchlichen Dingen verbietet, das weltliche, Ministerium nicht etwa blos nur einfach nicht gutzuheißen, sondern sofort positiv (statt negativ) einzuführen habe? — Involvirt das Placetum regium die potestas clavium und das regere ecclesiam Dei? — Hier hätte es jedenfalls beim Alten und Herkömmlichen, d. h. bei der Nichtaufführung der Gesangproductionen in katholischen Kirchen sein Verbleiben haben sollen bei dieser Differenz zwischen der Regierung und dem Erzbischof. Denn, sagt der Regierungskommissär Eichrodt bei den Debatten über die Synoden in der Kammer, „es darf nicht vergessen werden, daß die Kirchenherrlichkeit (?) des Staates diesen nicht zu positiven Handlungen in rein kirchlichen Handlungen in rein kirchlichen Dingen ermächtigt“ (vid. Karlsruher Zeitung Nro. 180, Jahrg. 1840). Solcherlei Früchte erzeugt das placetum regium, von der Negation geht es über zur Position, von einem bloßen Nichtzulassen zu einem Einführen von Dingen, welche viele Synoden total verworfen haben.

---

*) Man füge obiger Stelle noch bei: si quis omnes (sacerdotes) pari inter se potestate spirituali praeditos esse affirmet, nihil aliud facere videtur, quam Ecclesiasticam Hierarchiam, quae est ut castrorum acies ordinata, confundere. Conc. Trident. sess. 23. c. 4. Aber gerade das ist es, was man will. Und am Mittel und Recht war der Rationalismus nie verlegen, weil das Vernunftrecht immer Recht hat, wo die Macht auf seiner Seite steht.

ges und seiner Freunde. Also zwei Decane, zwei untergeordnete Geistliche sitzen über einen Entscheid ihres Erzbischofes in Kirchensachen zu Gericht; mit Nichtachtung dessen, was geschrieben steht: „Si quis dixerit episcopos non esse presbyteris superiores, vel ordines ab ipsis collatos, sine populi vel *potestatis saecularis consensu* aut *vocatione irritos* esse, anathema sit *)." Und wer sind diese zwei Decane, die über ihren Oberhirten so ächt katholisch gesessen? Der Eine wenigstens war, um das Maaß des Ungebührlichen übervoll zu machen, gerade der, welcher den Befehl des Oberhirten ignorirt ad acta legen ließ.

Was dieser in eigner Sache mag gesprochen haben, das läßt sich denken. Aber, daß solch' ein Verfahren selbst dem Heidenthume verwerflich war mag folgendes lehren: nam dicere apud eum de facinore, contra cujus vitam *concilium facinoris* inisse arguare, si per seipsum consideres, *grave est:* nemo enim fere est, qui *sui periculi judex*, non sibi *se aequiorem quam reo, praebeat* **). Aber wie nun, wer ist es in jüngster Zeit gewesen, der dem ausdrücklichen Willen und Befehl der Regierung zuwider den Manen Rottecks ein feierlich Todtenamt und seinem Wirken gegen Willkühr und Tyrannei eine Prunkrede im Tempel gehalten hat? Derselbe Decan, der straflos die Befehle des Erzbischofes übertreten; er, der Diener, der zum Richter bestellte Vicarius Episcopi, um über seinen, ihm von Gott gesetzten Herrn, und dessen Verordnungen zu richten. Wo ist man, jenen ausdrücklichen Befehl und Willen verhöhnend, im langem Zuge zum Dom geschritten, um Rotteks Geist und Werken die letzte Ehre zu bezeigen? Dort, wo gestattet wurde, daß ein Pfarrherr einer ganzen Gemeinde den Ungehorsam durch sein Beispiel lehre. Wo ist der Ort im Lande, wo die Demagogie am frechsten der Regierung entgegen tritt? Wo ist der Ort, wo die wüthendsten Journale, der Verfassung des Landes zuwider, offen das Banner der Volkssouveränität entfalten? Wo ist der Ort, wo man noch den Empörern vergangener Jahrhunderte zur Ermunterung für kommende Geschlechter Denkmale setzt? ein Geistlicher ungestraft, den göttlichen Satzungen seiner Kirche zuwider, die Befehle seines Oberhirten ignorirt? Möge das so Angesponnene nicht fortgesponnen werden und Atropos, die Spinnerinn, die Un-

*) Conc. Trident. sess. 23. cap. 4. can. 7.

**) Cicero pro Rege Dejotaro. cap. 2.

abwendbare, den rothen Faden solcher Spule nicht hinüberspinnen in einen schwarzen Trauerfaden.

Als darauf im Jahr 1838 der liberale Theil der katholischen Geistlichkeit in Baden auf den Einfall kam unter der Präsidentschaft des berüchtigten Dr. J. A. Fischer in fremden Landen sich auf eine bisher absonderliche Weise in ein Concil zusammen zu thun, um schneller, als es die träge Zeit gewährte, und noch bei ihres Leibes Leben dem Fleisch und seiner Lust alle die Rechte wieder zuzustellen, die Gregor VII. und seine Herrschsucht ihm geraubt; als sie dieses und Aergeres noch im Schilde führte [8]), und die Leipziger Zeitung in einem Korresspondenzartikel von Freiburg aus in großen Redensarten der Welt zu Wissen that: „Die Synode von Schaffhausen werde dem Jesuitismus und Ultramontanismus (d. h. der katholischen Kirche) ein festes Bollwerk entgegen setzen“, da hat der Erzbischof, für die Ordnung der Kirche besorgt und für ihre Lehre, seiner Pflicht gedenkend sich zum andern Mal erhoben und durch einen Erlaß den frommen Vätern von Schaffhausen das Synodenhalten ohne ihn und seinen

---

8) Am 8. October 1838 wurde auf einer in Bondorf gehaltenen Capitels-Conferenz das Project des Vereins veröffentlicht. Pfarrer R... von W..... hielt dabei eine ganz kirchlich-revolutionäre Einladungsrede. Darin wurde die eigentliche Tendenz des Schaffhauser Vereins ausgesprochen: — gegen den Ultramontanismus, der mehr und mehr sein Haupt erhebt, neuerdings durch die Kölner Geschichte; — gegen die Verunstaltung des Kirchenthums; gegen die übermächtigen Eingriffe des Papstthums; — die Religion von dem vielen Außerwesentlichen, das sich im Laufe der Jahrhunderte angesetzt, zu reinigen; die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche gegen die Uebermacht des Papstthums und Episcopats zu erringen; den kirchlichen Aberglauben auszurotten ꝛc. Als Mittel zur Erreichung dieser Tendenz werden von dem Redner vorgeschlagen: — durch Zeitblätter und andere kleine Schriften die Aufklärung bestmöglichst zu fördern, denn es kommen ohnehin so viel ultramontanische Blätter auf, während die zwei den Vereinszweck ganz besonders fördernden Blätter, „die Zeitschriften von Pflanz und Fischer“, — aus Mangel an Abonnenten fast eingehen; daher vor Allem Sicherung dieser Blätter; sodann müssen vorzüglich die Schullehrer gewonnen werden, als die zweckdienlichsten Organe zur Verbreitung aufgeklärter Schriften und Grundsätze; daher sie gratis aufzunehmen sind in den Verein, da ohnehin ihre Besoldung nur gering ist ꝛc. — Das hat seine Früchte getragen bei den Schulmeistern, die jetzt auf Emancipation der Schule von der Kirche dringen.

Vorsitz nach altem Recht und Brauch, wie es im Gesetz der katholischen Kirche verzeichnet steht, alles Ernstes niedergelegt [9]). Was haben nun diesem, im Rechtsgebiete des Erzbischofes stehenden Verbote, die vicarii und adjutores episcopi, dem Pastor primus dioeceseos [10]), dem die jurisdictio in Kirchensachen in der ganzen Diöcese [11]) zusteht, ihrer Seits entgegengesetzt und gethan? -- Sie haben fürs Erste ganz den Worten des Priestereides: reverentiam et obedientiam etc. [12]) sich gemäß haltend dem Erzbischofe den Gehorsam geweigert [13]),

---

9) Am 22. September 1839 (Nro. 5812) erließ das erzbischöfliche Ordinariat folgenden Beschluß an die Landkapitel Konstanz, Linzgau, Stokach, Stühlingen, Högau, Engen und Villingen:

„Sey es auch, daß die gedruckten Statuten des Schaffhauser Vereins nur die wissenschaftliche(?) Fortbildung des Clerus zum Zwecke haben sollen, so sehen wir nicht ein, wie dieser an sich schöne Zweck nicht auch im Vaterlande unter einer gebildeten Geistlichkeit, bei so vielen literarischen Hilfsmitteln, in den vorgeschriebenen und eifrig gehaltenen Pastoral-Conferenzen erreicht werden kann".

„Da die Pfarreien ohne specielle, kirchenobrigkeitliche Dispens nicht verlassen werden dürfen, da die Reisen in's Ausland auch noch einer besondern Erlaubniß der Staatsbehörden bedürfen, da ferner die Stimme des Oberhauptes der Kirche sich mißbilligend gegen diese Zusammenkunft ausgesprochen hat*): so halten wir uns verpflichtet, die Theilnahme unserm Clerus an diesem Convente zu verbieten.

† Ignaz".

10) Vergleiche nota 1.

11) Cum enim Episcopo tamquam particularis Hierarchiae, sive Ecclesiae et Dioecesis suae Capiti competat totius Dioecesis cura et regimen, etiam eidem primario et quasi essentialiter competit jurisdictio spiritualis et Ecclesiastica totius Dioecesis. — Van Espen pars III. tit. 5. cap. no. 8. Ferner ebendaselbst no. 11. Quod Episcopus solus habet jurisdictionem ordinariam generalem in tota sua Dioecesi. Unde territorium est solius Episcopi etc. ibid.

12) Siehe nota 6 den Priestereid.

13) Der Nachfolger in der Präsidentschaft J. A. Fischers, Herr Dominik Kuenzer, „Decan und Pfarrer zu St. Augustin in Constanz", hatte sogar die Stirne im October 1839 eine gehorsamste Gegenvorstellung gegen das

---

*) Durch ein an den Erzbischof schon früher ergangenes Breve.

d. h. sie sind mit der Abhaltung der Synoden nachher wie vorher fortgefahren, nur haben sie dieselben Bequemlichkeits und Kosten halber aus dem Auslande in das Inland verlegt und sich näher gerückt. Sie haben sodann fürs Zweite, da der Erzbischof den Canones zuwider ihnen Ungebührliches geboten oder Nichtzuverbietendes verboten hat, an das Ministerium appellirt [14]). Das wäre nun von den Männern,

---

Verbot des Schaffhauser Vereins an das erzbischöfliche Ordinariat einzureichen, deren hervorstechendste Punkte ungefähr folgende sind: Es sey in Folge der erzbischöfl. Ordinariats-Erklärung die auf den 30. October 1839 bereits ausgeschriebene Versammlung auf unbestimmte Zeit verschoben worden; die erzbischöflichen Gründe werden zu widerlegen gesucht, wissenschaftlicher Zweck (?) angegeben. Auf die Mißbilligung des Papstes wird ehrfurchtsvollst bemerkt: wenn das Oberhaupt der katholischen Kirche, als solches, und innerhalb der Grenze seiner Befugnisse Ursache gehabt hätte, sich über den fraglichen Verein mißbilligend auszusprechen, so würde das Ordinariats-Verbot allerdings gerechtfertigt (als ob der Erzbischof noch einer Rechtfertigung gegen einen Vicarius oder Cooperator seines Sprengels in einer Sache luce clariori bedürfte); da aber die ganze Thätigkeit bis jetzt (natürlich ganz unverfänglich war) ɪc. — Nun wird von „verläumderischen Denuntiationen beim Papste" geredet, dann Berufung „a papa male informato u. s. w. — Schluß: Drohung mit dem landesherrlichen Placet (sic); ja jenes Verbot sey gegen die ausdrückliche Genehmigung (woher wußte er dieß? —) des Staats". Aber Requiem und Prunkreden auf Demagogen halten, war auch gegen das Verbot des Staats! Von dem in diesem Schreiben ausgesprochenen Benehmen aber gilt: Delictum mere ecclesiasticum est: si subditi debitam reverentiam et subjectionem praelato exhibere recusant. Sauter Fund. jur. eccles: pars. 6. §. 1184. Uebrigens haben der Herr Decan ohne alle Restriction und Vorschiebung der Staatsgenehmigung gelobt: caetera item omnia a sacris Canonibus et oecumenicis conciliis ac praecipue a sacrosancta Tridentina Synodo tradita, definita et declarata indubitanter recipio atque profiteor — ect. vide not: 6. Und in Anbetracht dieses feierlichen Gelöbnißes verdient wohl auch jene Frage des Apostels von Seiten des Herrn Decans einige Beherzigung: „ob es recht ist vor Gott, euch (den Menschen) mehr zu gehorchen als Gott, das urtheilet selbst". Apostelgesch. cp. 4. v. 19.

14) Der Vorstand des Schaffhauser Vereins appellirt, nachdem die Curia bei ihrem Verbote stehen geblieben, an das Ministerium. Mit welchem Recht mag Folgendes zeigen: In causis fori ecclesiastici appellatio ab inferioribus praelatis ad episcopum ab eo ejusve vicario ad archiepiscopum et ab hoc ad summum Pontificem facienda est. Etsi enim jus supremae instantiae, a qua ulterius provocare non liceat, in Primatu per se non insit merito tamen ad illum translatum, appellatio igitur ad futurum concilium jure proscripta est". So das im Lande beliebte Kirchenrecht von Sauter, pars

welche mit vielen andern im Lande das Schibolet „Freiheit und Recht“, im Schilde führen, vordersamst nicht sehr wundersam gewesen. Warum? Weil das starre Kirchenrecht, das ein positives und historisches, ein durch eine Jahrhunderte lange Praxis in seiner Deutung festes und festgestelltes ist und darum nicht so leicht, wie das flüßige Vernunftrecht der Rationalisten, sich umreden, so und anders deuten und eine Nase drehen läßt, bis man herausgefunden und herausgedreht hat, was man eben will und braucht; da wäre dann zu befahren gewesen der Erzbischof möchte bei der Appellation Recht behalten und die Appellanten abgewiesen werden, und da würde dann das schöne Werk, das man sich vorgesetzt, und all die schönen Hoffnungen, all die süßen und lieben Gedanken, die daran sich knüpften, mit einem Male zu Wasser geworden und in Nichts zerronnen seyn. Das aber konnte und sollte nicht geschehen. Was war also in dieser Noth zu thun? Man appellirte von Weltgedanken voll von der Kirche auch an die Welt, an den Staat und seine Gerichte; man appellirte vom Bischof an das Ministerium. Was haben die Appellanten durch diesen Aktus ausgesprochen und an den Tag gelegt? Sie haben durch diesen Aktus unzweideutig ausgesprochen, daß sie gegen die katholische Kirchenlehre und ihr Rechtsgesetz weder das Concil, noch den Papst, noch ihren Bischof als ihr höchstes Haupt im Lande in kirchlichen Dingen ansehen und anerkennen;[15]) sie haben ausgesprochen, daß auch ihnen jene Worte:

---

6. §. 1154. Wo ist hier von einer Appellation vom Bischof an das Ministerium die Rede und als canonischer Act bezeichnet? „Appellationis beneficio caret: 2) qui ex dolosa contumacia condemnatus est; 3) qui bis in eadem causa et super iisdem articulis appellando tres conformes sententias contra se reportavit“. — Sauter Fundament. — Wie viel fehlt noch zur Anwendung dieser Punkte auf die Appellanten, sowohl hier, als in Sache der Gesangproductionen? — Primis saeculis admodum raras et inusitatas fuisse appellationes et provocationes a sententiis sive decisionibus episcoporum, satis notum est“. Ferner: Immo episcoporum sententias etiam excommunicationes in clericos aut laicos latas volebant pristini patres ab omnibus inviolabiliter servari. Gleichwohl wird die Appellation zugelassen und festgesetzt von den Vätern von Nicäa, daß die Entscheidung eines Bischofs der Prüfung unterliege. Van Espen pars. III. t. 16. c. 1. Aber nirgends finden wir, daß die Appellation vom Bischof in Kirchensachen an weltliche Gerichte geht, im Gegentheile heißt es: „Cum ejus proprie sit judicium de legibus facere, cujus est eas ferre plane consequitur, delicta mere ecclesiastica jurisdictioni ecclesiasticae tantum obnoxia esse“. Fund. jur. eccl. v. Sauter. pars. 6. §. 1185.

15) Siehe Note 11 und 14.

„obedientiam et reverentiam promitto“ ohne Sinn und Bedeutung seyen; sie haben ausgesprochen, daß auch ihnen, nach Luthero-Kalvinistischem Lehrbegriffe, der Erzbischof nicht mehr und nicht weniger als ein Staatsbeamter sey, und zwar ein dem Ministerium auch in geistlichen Dingen untergeordneter; sie haben sohin durch ihre That die Maaßnahme ihres Oberhirten drei- und vierfach gegen sich gerechtfertigt; sie haben ausgesprochen, daß sie als katholische Priester, eine Gesinnung und Grundsätze hegen, deren Verbreitung und Mittheilung, ob „in Synoden“ oder „wissenschaftlichen Vereinen“ mit aller Kraft entgegen zu treten des Oberhirten Pflicht ist [16]). Solches kam uns nun allerdings, wir gestehen es, von den Männern „der katholischen Linken“ oder besser von der rationalistischen Rechten in Baden, weder befremdlich, noch unerwartet vor. Das Ministerium erließ in dieser Sache folgendes Rescript *): „Nro. 7215. Der katholischen Kirchensektion auf ihren Vortrag vom 23. v. M. Nro. 11180 beziehungsweise vom 18. April d. Js. Nro. 7085 zu eröffnen. Man will zwar dem erzbischöflichen Ordinariate die Befugniß nicht bestreiten, von den Geistlichen, welche ihre Pfarreien oder sonstige Pfründen auf mehrere Tage zum Zwecke einer Reise verlassen wollen, zu verlangen, daß sie bei ihm um Erlaubnißertheilung nachsuchen, um geeignet findenden Falls diese zu verweigern. Dagegen können wir dem erzbischöflichen Ordinariate in keiner Weise das Recht einräumen, seinem Clerus in einer allgemeinen Verfügung die Theilnahme an einer Versammlung eines nicht verbotenen? (vid. nota 16) Vereines zu untersagen, ohne vorher das Staatsgutheißen zu ei-

---

16) Die Verpflichtung und Berechtigung des Oberhirten den Synodikern entgegen zu treten liegt einmal darin, daß die Pfarreien ohne specielle kirchenobrigkeitliche Dispens nicht verlassen werden dürfen — Conc. Trient. sess. 23. de Reform: c. 1; Dann in der Vorschrift der Synode von Trient: „Praecipit S. Synodus episcopis, ut sanam doctrinam a sanctis Patribus et sacris conciliis traditam a Christi fidelibus credi, teneri et ubique praedicare diligenter studeant. Incerta item vel quae specie falsi laborant, evulgari ac tractari non permittant“. Sess. 25 c. 1. Ob die Agitationen gegen „das Papstthum“ gegen „die vielen Außerwesentlichkeiten der Kirche; die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche, gegen die Uebermacht des Papstthums und Episkopats (vid. not. 8.) zur sana doctrina gehören oder nicht, dürfte unschwer zu entscheiden seyn. — Man vergleiche ferner not. 19.

---

*) „Ministerium des Innern. Karlsruhe den 4. Juli. 1840. Den Verein katholischer Geistlichen und Laien Deutschlands betreffend“.

nem solchen Verbote eingeholt haben. Daß hiezu das Staatsguthei- ßen erforderlich sey, ergibt sich klar aus §. 21. des kirchlichen Constitutions-Edikts und aus §. 4. der höchsten Verordnung vom 30. Januar 1830, welche Gesetzesstellen um so unzweifelhafter auf das Verbot der Theilnahme an der in Frage stehenden Schaffhausener Versammlung Anwendung finden, als der neueste Erlaß des erzbischöflichen Ordinariats vom 12. v. M. Nro. 3796 zeigt, daß man bei Erlassung desselben von der Absicht ausging, die Theilnahme des Clerus an ähnlichen Versammlungen des oben genannten Vereins auch künftig zu untersagen, in wie fern zu der Versammlung selbst nicht auf eine ausführliche Bittvorstellung der theilnehmenden Geistlichen (welche die Namen der Theilnehmer, den Ort der Zusammenkunft, die Gegenstände der Berathung und die beiläufige Dauer zu enthalten habe), die erzbischöfliche Genehmigung gegeben worden sey. Abgesehen jedoch davon, daß die jüngste Versammlung nicht einmal in der Erzdiöcese gehalten werden sollte, kann ein solches Genehmigungsrecht von dem erzbischöflichen Ordinariate schon darum nicht in Anspruch genommen werden, weil es sich hier nicht um eine clericalische Versammlung im Sinne des canonischen Rechts, sondern um eine Zusammenkunft von Mitgliedern eines Vereins handelt, der zwar (?) kirchliche Angelegenheiten besprechen will, an dem jedoch nicht bloß Geistliche, sondern auch Laien Theil nehmen, und der sich nach seinen Statuten vorzüglich wissenschaftliche Fortbildung und Beförderung ächtkirchlichen (?) Lebens *) zum Zwecke gesetzt hat. Hiernach erwartet **) man, daß von Seite der erzbischöflichen Curie mittelst eines ähnlichen allgemeinen Verbotes gegen die Versammlungen des in Rede stehenden Vereines ohne Staats-

*) Natürlich nach dem Beispiele des ersten Vereins-Präsidenten J. A. Fischer, wie er's in seinem verkommenen Selbstbekenntniß — Leipzig. Zeitung Nro. 323. Beilage — dargestellt hat.

**) Man „erwartet“ sagt der Erlaß an den Erzbischof und seine Curia, an den kirchlichen Vorstand von 852,000 Katholiken. Als einst Napoleon einen Gesandten an den Papst sandte, um mit ihm zu unterhandeln, so gab er dem Gesandten die Weisung: Verhandeln sie mit dem Papste, wie mit einem Manne, der an der Spitze von einer Armee von 500,000 Mann steht“. Und in Baden steht der Erzbischof an der Spitze von 800,000 Mann und 52,000 Mann Reserve. Wir bedauern nur, daß der Hochw. Hr. Erzbischof hierüber kein klares Bewußtseyn zu haben scheint.

genehmigung nicht ferner werde eingeschritten werden, empfiehlt übrigens der katholischen Kirchensektion, auf das Benehmen dieses Vereines fortwährend ihr Augenmerk zu richten".

„Hievon ist sowohl das erzbischöfliche Ordinariat als der Decan Kuenzer von Konstanz in Kenntniß zu setzen.

(Gezeichnet) Freiherr v. Rüdt.

vdt. Eisenlohr".

(Fortsetzung folgt.)

II.

Ueber das Verhältniß des Christen zur Staats-Gewalt nach Röm. XIII. V. 1 bis 7.

Aus Möhlers Commentar zum Brief an die Römer *).

Dieses Capitel befaßt sich zunächst mit der Darstellung der bürgerlichen Pflichten, die dem Christen als Mitglied eines bestimmten Staatsverbandes obliegen, und nach dem Princip des Christenthums abgemessen, manches Eigenthümliche haben. Von V. 1 bis 7 wird Gehorsam gegen die Staatsgewalt eingeschärft. Es läßt sich schwer denken, daß der Apostel ohne besondere Veranlassung sich darüber verbreitet hätte, da seine Gedanken ganz der religiösen Ordnung der Dinge zugewendet waren, und es sich so ganz von selbst verstand, daß man sich in die Ordnung des Staates zu fügen habe. Die Veranlassung dazu kam also wohl von Außen und von Solchen her, die nicht für so entschieden und ausgemacht ansahen, daß man sich den aufgestellten Behörden der bestehenden Staatsverfassung und Verwaltung unterzuordnen habe.

*) Der Commentar, besorgt von Professor Reithmayr, wird demnächst erscheinen. — Die grammatischen Worterklärungen sind in obigem Aufsatze weggeblieben.

Es läßt sich mit Estius als sehr wahrscheinlich annehmen, daß der Apostel jüdischen Einfluß auf die römische Kirche befürchtete, und daß er, wie er denn überhaupt Judenthum und Christenthum so scharf zu sondern genöthiget wurde, auch nach der fraglichen Richtung hin dieses von der Beimischung jüdischen Vorurtheils rein und unbefleckt zu bewahren, die Aufforderung in sich fühlte. Die Messiasidee der Juden war, wie bekannt, ganz von politischen Bestandtheilen durchsetzt und geschwängert; die durch die Messiashoffnung hochgetriebene Spannung der gesammten Nation war damals jeden Augenblick bereit, loszubrechen. Nur mit dem äußersten Widerstreben fügten sie sich unter das römische Joch; nur wenige Jahre vergingen, welche nicht durch einen blut- und gräuelvollen Aufstand bezeichnet waren, bis endlich Jerusalem mit seinem weltberühmten Tempel zerstört, und die politische Einheit dieses Volkes zersprengt wurde. Josephus Flavius nennt den Judas von Galiläa als den Stifter einer Secte, welche Niemand als Herrn anerkennen und so benennen wollte *). Damit hing ihre versuchte Weigerung zusammen, den Römern Steuern zu entrichten, wovon in der Geschichte des Herrn, Matth. 22, 15 ff., ein so merkwürdiges Beispiel vorkommt. Eben diese Schlinge, die dem Herrn gelegt werden sollte, zeigt, wie tief diese aufrührerische Richtung im Judenthume lag. Die Frage: Ist es erlaubt, dem Kaiser Steuern zu geben? setzt voraus, daß sie meinten, ihre Religion gestatte es ihnen nicht, und sie seyen Gott allein, Niemanden weiters verpflichtet. Im Mosaismus fiel Staat und Kirche, Religion und Politik in Eins zusammen. Einen König, überhaupt ein Regiment anerkennen, das nicht von Jehova

*) Archäol. XVIII. 2. Man vergl. ebendaselbst XX. 5. von Theudas, der ebenfalls eine Rotte über den Jordan führte; besonders die Rede von Eleazar in der Festung Maseda, VII. 8. §. 6. (Ausg. von Havercamp T. II. p. 427), Reden, die freilich ebensowohl das Aeußerste der Richtung bezeichnen, als die Richtung selbst.

autorisirt, seine Stelle vertrat, gestattete der Mosaismus nicht. Die jüdischen Empörer, die gewöhnlich Schwärmer genannt werden, waren ächte Juden; die übrigen waren dem römischen Staate gehorsam, nicht weil sie es für religiöse Pflicht hielten, sondern weil sie klüger waren als jene, welche das jüdisch-religiöse Element ins Auge faßten.

Dergleichen Gesinnungen, von keiner Klugheit in den Schranken der Mäßigung erhalten, hatten nicht blos die Juden in Jerusalem, sondern auch außerhalb. Beweise liefern die Sicarier in Alexandrien, welche im Jahre 76 von Judäa flüchtend, Niemand auf Erden als Herrn anerkennen wollten, zum Aufruhr reizten, und endlich lieber unter allen Martern starben, — deren Kinder selbst nicht ausgenommen, — als daß sie den Kaiser ihren Herrn genannt hätten *). Aehnliche Bewegungen bestimmten früher Claudius, sie aus Rom zu verbannen. — Die Grundansicht, welche sie bei allem dem leitete, und worin, wie hier einleuchtet, religiöse und politische Ordnung untereinander geworfen war, datirt sich zum Theil noch weiter hinauf in die Entstehung der Theocratie durch Schwert und Eroberung, und bildete sich in den Meisten dahin aus, daß sie alles auf irdische Belohnung, irdische Glückseligkeit reducirten, somit in diesen nationalen Tendenzen ihr Leben und Streben aufgehen ließen.

Solchen Einflüssen, die bei der nahen Berührung der Christen mit Juden und jüdisch gesinnten Neubekehrten aus dem Judenthume leicht sich mittheilen konnten, mußten die Apostel entgegen arbeiten, und die christlichen Grundansichten dagegen aufstellen. Das Christenthum war nicht blos für Ein Volk, sondern für alle Völker bestimmt. Eben deßhalb schrieb es seinen Bekennern keine bestimmte Staatsverfassung und Staatsverwaltung vor; sie sollen unter allen Regierungen leben und für ihr Heil sorgen; sie konnten es auch, und können es noch. Da das Christenthum Gott darstellt als den Schöpfer und Beherrscher der Welt, dessen ewiger Wille den

*) Flav. Jos. de Bell. jud. VII. 29.

Bestimmungen des Rechts, der gesetzlichen und geselligen Ordnung zu Grunde liegt und darin, wenn auch in unvollkommenen Formen, sich ausdrückt; mithin auch die Handhaber derselben mittelbar als Verwalter dieser höheren Weltordnung erscheinen läßt *); weil es ferner ihn darstellt als Lenker der Schicksale der Völker und zwar in der Art, daß der Vorherbestimmung zufolge Alles zum Besten der Kirche und der Auserwählten am Ende sich wenden und den göttlichen Erlösungsplan fördern muß: so kann und muß es alle Obrigkeiten als von Gott geordnet darstellen, denen sofort Gehorsam nicht zu verweigern ist, — Anschauungen, welche die jüdisch nationalen Grundsätze niemals aus sich erzeugen konnten.

V. 1 bis 2. **Jegliche Seele sey oberhoheitlichen Gewalten unterthan. Denn es ist keine Gewalt, außer von Gott. Die bestehenden Gewalten aber sind von Gott geordnet. Wer daher der Gewalt widerstrebt, widersteht Gottes Anordnung; die aber widerstehen, werden sich Verdammniß zuziehen.**

*) Der Abfall von den katholisch-christlichen Principien mußte natürlich auf Seite der häretischen Weltanschauung auch hierin eine Verrückung der von Gott gesetzten Marken mit sich führen. Wir sehen dieß an den ältesten Gnostikern, denen der h. Irenäus so schön und tiefsinnig antwortet, adv. Haeres. V. 24. Quoniam (enim) absistens a Deo homo in tantum efferavit, ut etiam consanguineum hostem sibi putaret, et in omni inquietudine et homicidio et avaritia sine timore versaretur: imposuit illi Deus humanum timorem (non enim cognoscebant timorem Dei), ut potestati hominum subjecti, et lege eorum adstricti, ad aliquid assequantur justitiae et moderentur ad invicem, *in manifesto propositum gladium timentes* (Rom. XIII. 4.)...... Ad utilitatem ergo gentilium terrenum regnum positum est a Deo, — ut timentes regnum hominum, non se alterutrum homines vice piscium consumant, sed per leges repercutiant multiplicem gentilium injustitiam. Et secundum hoc ministri Dei sunt, qui tributa exigunt a nobis, in hoc ipsum servientes.

Die obrigkeitlichen Gewalten (potestates sublimiores) sind hier alle, welche durch Würde und amtliche Stellung im Staate ausgezeichnet sind, — diese sey die souveraine, I. Petr. 2, 13. oder eine subalterne. Denen, welche im Besitze dieser Gewalt sind, hat der Christ unterthan zu seyn. In dieser Fügung in die gesetzlich gegründete Ordnung gewinnt er wahre Freiheit, im Gegensatze zu jener mißverstandenen falschen Freiheit, welche, wohl mit Bezug auf die Juden, Petrus einen Deckmantel schrankenloser Schlechtigkeit nennt. I. Petr. 2, 16. Die Freiheit des Christen ist nach ihm die Knechtschaft Gottes. Diese erleidet aber nach dem Grundverhältniß der Obrigkeit zu Gott durch die besagte Unterwürfigkeit keine Aenderung: — denn es ist keine (obrigkeitliche) Gewalt, außer von Gott. Die Gesetze, die auf ihnen ruhende Ordnung des Staatslebens mit den entsprechenden Aemtern, welche sie aufrecht erhalten, sind hervorgegangen aus der göttlichen Weltordnung, sind Institutionen Gottes; die mit den Aemtern verbundene Gewalt hat ihren Ursprung aus Gott, die damit Bekleideten stehen somit im göttlichen Amte, und darum gebührt ihnen auch Gehorsam von jeder menschlichen Seele, über die jenen die Macht von Oben geworden. Die Person der zeitweiligen Träger kommt dabei natürlich nicht in Betracht. Entsprechen diese auch der Idee ihres göttlichen Amtes nicht, mißbrauchen sie es auf eine gottwidrige und den Untergebenen leidvolle Weise: so gebührt ihnen dennoch um des Amtes willen, das sie nicht ohne göttliche Zulassung oder Fügung inne haben, Gehorsam, in so weit ihre Forderung auf das ihrer Macht unterbreitete zeitlich weltliche Gebiet der Dinge sich erstreckt. Dehnen sie aber auch ihre Macht durch Mißbrauch weiter über diese Grenzen aus, so wird nur der Gehorsam gegen Gott im Gewissen bewahrt, die Verfügung über die äußern Verhältnisse des Leibes, Lebens und Gutes aber der ungeschmälerten Gewalt der Obrigkeit belassen; oder mit Tertullian zu reden, man läßt dem Kaiser, was dessen Bild und Aufschrift

trägt, bewahrt und giebt aber Gott, was Gottes Bildniß trägt*). Ein praktisches Beispiel mit beigefügter decretorischer Erklärung gibt Jesus selbst: Joh. 19, 11. Seine Erwiederung an Pilatus: „Du hättest keine Gewalt über mich, wäre sie dir nicht von oben geworden", — ist die Erklärung zu den Worten des Paulus: „die bestehenden (Obrigkeiten) aber sind von Gott geordnet". War vorhin von dem göttlichen Ursprung der obrigkeitlichen Gewalt in abstracto die Rede, so wird mit diesen letzten Worten weiter gelehrt, daß auch die jeweilig fungirenden Beamten zu Folge göttlicher Disposition in ihrer Würde stehen. Die Frage nach der Legitimität des factisch bestehenden Regimentes gehört nicht in die Competenz weder des einzelnen Christen als solchen, noch der christlichen Kirche überhaupt. Sie ist durch die Person der jezeitigen Regenten an und für sich so wenig bedingt, als durch die besondere Form der Verfassung oder Verwaltung der Gesetze; und der Christ (als solcher) leistet daher, gläubig verehrend die Alles zum Besten des Reiches Christi leitende göttliche Fügung, dem Gehorsam, welchem Gott die Macht übergeben**). Nach dieser göttlichen Rechtstheo-

*) Tertull. de Idolatr. c. 20. — Origines in epist. ad Rom. ad h. l.: Si ... communis adhuc anima est in nobis, quae habeat aliquid hujus mundi, quae sit ei aliquo alligata negotio, huic praecepta Apostolus ponit, et dicit, ut subjecta sit potestatibus mundi; quia et Dominus dixit, ut hi, qui habent in se subscriptionem Caesaris, reddant Caesari, quae sunt Caesaris. Auf die Einwendung, ob denn auch eine schlimme, Religion und Recht bedrückende Obrigkeit von Gott sey? erwidert er: Wir haben Gesicht und Gehör, — beides als göttliches Geschenk, — uns aber zum freien Gebrauch gegeben. Das an sich gute Geschenk bleibt, was es ist, auch im Mißbrauche, aber der Mißbrauchende wird gestraft. — Seine Ansicht über die Collisionsfälle, wo der Christ zwischen dem positiven Staatsgesetze und dem göttlichen die Wahl zu ergreifen hat, ist niedergelegt contr. Cels. V. 37. (Ausg. v. de la Rue. S. 605 ff.)

**) Tertullian in der Zuschrift an den Proconsul Scapula von Car-

rie stellt sich als von selbst sich ergebende Folgerung heraus, daß Ungehorsam gegen die bestehende Obrigkeit Sünde sey: „Wer daher der Gewalt widerstrebt, widersteht Gottes Anordnung“. Ist das Amt göttliche Institution, verwaltet es sein zeitlicher Träger im Auftrage und in Kraft der Disposition Gottes, so ist Ungehorsam dagegen Ungehorsam gegen Gott selbst, und zieht, wie er eine moralische Verschuldung implicirt, so auch die entsprechende Bestrafung nach sich. — Die Verdammniß (damnatio, κρίμα) umfaßt alle Strafen, womit die Widersetzlichkeit geahndet wird, nicht bloß die weltlichen, sondern ganz vorzüglich, wie der Zusammenhang zeigt, die von Gott zu verhängenden ewigen.

V. 3 bis 4. „Denn die Herrscher sind nicht Schrecken für die guten, sondern die bösen Handlungen. Willst du aber nicht in Furcht seyn vor der Gewalt: thu das Gute, und du wirst Lob von ihr erhalten. Denn Gottes Dienerin ist sie dir zum Gu-

thago, drückt unter Beziehung auf die politischen Factionen zur Zeit des Septimius Severus (200) sich so aus: Sic circa majestatem Caesaris infamamur, tamen nunquam *Albiniani*, *nec Nigriani*, *nec Cassiani* inveniri poterunt christiani...... Christianus nullius est hostis, nedum imperatoris, quem sciens a Deo suo constitui, necesse est, ut et ipsum diligat et revereatur et honoret, et salvum velit cum toto Romano Imperio, quousque saeculum stabit. — Colimus ergo et imperatorem sic, quomodo et nobis licet et ipsi expedit, ut hominem a Deo secundum, et quidquid est, a Deo consecutum et solo Deo minorem. Aehnliches in seinem Apologeticus, c. 28 sqq. — Irenäus in der a. a. St. sagt weiter: *Cujus enim jussu homines nascuntur, hujus jussu et reges constituuntur, apti his, qui illo tempore ab ipsis regnantur.* Quidam enim illorum ad correptionem et utilitatem subjectorum dantur et conservationem justitiae; quidam autem ad timorem et poenam et increpationem; quidam autem ad illusionem et contumeliam et superbiam, quemadmodum et digni sunt, Dei justo judicio, sicut praediximus in omnibus aequaliter supergrediente.

ten. Wenn du aber Böses thust, so fürchte. Denn nicht umsonst trägt sie das Schwert. Denn Gottes Dienerin ist sie, Rächerin zum Zorne für den Uebelthäter".

Eine schöne und bedeutungsvolle Auffassung des weltlichen Regimentes in seiner Beziehung zu den höchsten Zwecken Gottes und der Menschheit, zugleich eine würdigende Anerkennung des Besseren im Heidenthume. Die Grundzüge der gesellschaftlichen Institutionen auch bei den heidnischen Völkern sind vom Guten zum Guten, und darum nicht entgegen dem Guten. Der Fall des Menschen hat also ihn und alle seine Verhältnisse nicht zu einer lauteren Sünde gemacht; er erreichte vielmehr in seinem Falle eine feste Grundlage, unveräußerlich, weil seiner Natur wesentlich, die des Rechtes. Von dieser Elementarschule aus trat der gefallene Mensch, um mit Irenäus zu reden, den Rückweg zur verlassenen (göttlichen) Gerechtigkeit, zur Vollkommenheit wieder an. — Mit Beziehung auf die V. 1 ausgesprochenen Grundsätze zeigt Paulus weiter, wie die Unterwerfung unter die Obrigkeit auf Seite des Christen nichts wider sich habe, noch haben könne: „die Herrscher sind kein Gegenstand des Schreckens für die, welche gut und rechtschaffen handeln, (I. Petr. 2. 14), sondern nur für die Missethäter". Es fällt somit jeder Grund der Unfügsamkeit für den wahren Christen weg. — Da nämlich die Obrigkeit nur die nöthigen Schranken gegen die Uebergriffe des Bösen zieht, um das Gedeihen des Guten zu fördern, so ist es völlig in des Menschen Hand gegeben, sich ein gutes Verhältniß zu derselben zurecht zu setzen. — Dieß ist aber nicht das Einzige. Ist das geordnete Staatsleben überhaupt schon eine Wohlthat für den Menschen, so ganz vorzüglich für den Christen. Für ihn ist die Obrigkeit und ihr Walten von unschätzbarem Werthe: „Gottes Dienerin ist sie dir zum Guten". Das Amt und die Gewalt ist Gottes, dein der Vortheil von der Verwaltung. Schon dadurch nämlich, daß die Obrig-

keit für Frieden, Sicherheit, Ordnung, wenn auch nur äußerlich Sorge trägt; daß sie das starre Recht handhabt, die Ausbrüche wilder Leidenschaft und brutaler Selbstsucht mittels der physischen Gewaltanwendung zurückdrängt und abwehrt, legt sie den ersten Grund zur inneren Bezähmung, die erste Bedingung der Cultur, den ersten Ansatz zur edleren Sitte, zur Humanität, wirkt sie für die Zwecke des göttlichen Reiches, bricht sie die Bahn für die freiere Versittlichung und Vervollkommnung der vom Staate umfangenen Gemeinde. Indem sie das Böse hemmt und schränkt, öffnet sie dem Guten den freiesten Spielraum. Daher I. Tim. 2, 2. die Vorschrift für alle Obrigkeiten zu beten, „damit wir ein ungestörtes und ruhiges Leben in Gottesfurcht und keuscher Zucht führen mögen". Das christlich kirchliche Leben ist so sehr an ein wohlgeordnetes Staatsleben gewiesen und gebunden, daß das Christenthum, wo es ein solches nicht vorfindet, unter den in seinen Schooß eingehenden Völkern selbes sich schafft; und wo dieses sich auflöset, oder ins Formlose zurücksinkt, auch jenes seine Mission einhalten oder aufgeben muß. — „Wenn du aber Böses thust, so fürchte: denn nicht umsonst trägt sie das Schwert", — dieser Satz ist nur die Kehrseite vom vorigen. In der Macht, das Recht zu Gunsten des Guten zu handhaben, ist die andere mitenthalten, die Bösen zu bestrafen. Das Schwert ist nur das Signum, die res signata die Macht über Leben und Tod, — die Macht das Böse als Böses am Missethäter zu rächen. Der Herrscher führt aber das Schwert nicht in eigenem, sondern in Gottes Namen, dessen Amt und Interessen er vertritt. Der Apostel hebt dieses recht scharf hervor, damit die gegen die bestehende Staatsgewalt sich Auflehnenden nicht vermeinen, in ihren Gewissen schuldlos und vor Gott unsträflich zu seyn. „Gottes Diener ist der Herrscher", als Gottes Stellvertreter ist er mit der Macht bekleidet, das durch Schuld verwirkte Strafgericht (iram) an dem Missethäter zu vollziehen *). Es

*) Irenäus a. a. O. Propter hoc (Rom. XIII. 4.) et ipsi ma-

ist höchst merkwürdig, wie Paulus sich über den Ursprung der souveränen Gewalt ausspricht. Alle Thätigkeit des Fürsten, sagt er, ist zu deinem Besten; aber er nennt darum den Fürsten nicht einen Diener des Volkes, sondern Gottes. Den Fürsten zum ersten Staatsdiener machen, heißt die Quelle alles Rechtes, aller guten Ordnung, aller göttlichen Institutionen, aller edlen Sitte umkehren, sie vo'n Unten, von der Erde aufsteigen lassen. Diese Quelle liegt aber im Himmel, und hat ihren Ursprung am Throne des Königs der Könige. Daß diese Darstellung der Regentengewalt auf anderen Grundansichten vom Rechte überhaupt beruhe, als die meisten modernen Strafrechtstheorien, braucht nicht erst erinnert zu werden. Systeme, die z. B. von dem Zwecke des Abschreckens, oder des Besserns, oder der Genugthuung an den Staat und dessen verletzte Ordnung ausgehen, sind damit unvereinbar. Die biblische Idee ist die: das Böse verdient Strafe in und durch sich selbst; die beleidigte Gerechtigkeit fordert Sühne, und der Fürst giebt ihr die Genugthuung in der Bestrafung des Verbrechers. Die nachfolgende Sinnesänderung oder Besserung desselben hebt das geschehene Unrecht, die einmal verwirkte Strafe an sich nicht auf. Diese göttliche Straforduung zieht sich durch die ganze Offenbarung und ihre Geschichte hindurch, und hat in der Thatsache des stellvertretenden Opfertodes Christi für die sündige Welt sich am lautesten und unumstößlichsten ausgesprochen.

V. 5 bis 7. „Darum ists Noth, sich zu unterwerfen, nicht bloß um des Zornes, sondern auch um des Gewissens willen. Denn darum entrichtet ihr auch Steuern; denn Gottes Beamtete sind sie

---

gistratus indumentum justitiae leges habentes, quaecunque juste et legitime fecerint, de his non interrogabuntur, neque poenas dabunt. Quaecunque autem ad eversionem justi inique et impie et contra legem et more tyrannica exercuerint, in his et peribunt, justo judicio Dei ad omnes aequaliter perveniente et in nullo deficiente.

die sich eben hiefür widmen. Entrichtet also Allen das Schuldige: wem Abgabe, die Abgabe, wem Zoll, den Zoll, wem Furcht, die Furcht, wem Ehre, die Ehre".

Aus den oben gestellten Prämissen ergab sich von selbst der Schluß, daß der Gehorsam gegen die Staatsgewalt Gewissenssache sey. Necessitas, bezeichnet hier, wie I. Cor. 9, 16. eine sittliche Nöthigung, hervorgehend aus der dargelegten göttlichen Weltordnung. Sie beherrscht die Gewissen. Darin wich das Christenthum vom Judenthume wesentlich ab. Der Jude erkannte keine religiöse Verpflichtung gegen den Imperator an; schmiegte er sich der Gewalt, so war es Furcht vor der Strafe (propter iram). Nach der christlichen Lehre hingegen ist der Gehorsam gegen den Regenten ein Gehorsam gegen Gott, darum verpflichtend im Gewissen (propter conscientiam, I. Petr. 2, 13. propter Deum), mithin die Unterlassung Sünde. — Unter dem gleichen Gesichtspunkt erscheint auch die Pflicht des Steuergebens. — Aus dem göttlichen Amte der Obrigkeiten, welches zum Wohle des Ganzen geordnet ist, resultirt die Nothwendigkeit, ihnen Abgaben zu entrichten. Sie sind nämlich Gottes Beamtete (λειτουργοί).... widmen den Interessen Gottes ihre Gesammthätigkeit; somit zahlt, wer ihnen Steuern zahlt, diese an Gott; und die Entrichtung derselben ist ebensosehr eine moralische Pflicht, als sie, weil Gott geleistet, zugleich unter den Begriff einer gottesdienstlichen Handlung fällt. — Das Gesagte dehnt sich auf den ganzen Umkreis der bürgerlichen Verhältniße aus, die, in wie weit sie der gesetzlichen Ordnung angehören, vom Christenthum zu religiösen Pflichten erhoben werden. „Gebet also Allen das Schuldige", — die allgemeinste Regel, einem Jeden der Vorgesetzten das zu leisten, worauf Recht, Sitte, öffentliche Ordnung, Würde ihm einen Anspruch begründen. Es ist überhaupt Grundgedanke des Apostels, man habe von den bestehenden nationalen und localen Sitten, Gebräuchen und der allgemeinen Lebensweise nicht abzugehen, in so

weit sie dem Christenthum nicht widerstreben; sie zu ehren, zu achten, und so unbehindert durch derlei Particularitäten das Christenthum seine universelle Bestimmung über alle Völker erfüllen zu lassen. Auf das Großartigste hat der Verfasser des Briefes an Diognet diese christliche Betrachtungsweise ausgesprochen.

III.

Studien und Skizzen zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts.

XIV. Folgen des Bauernkrieges. Schluß-Betrachtung.

Der Bauernkrieg war geendigt; eine schwere Wetterwolke war über unser deutsches Vaterland hingezogen, und hatte im Süden und Westen grauenvolle Spuren einer Verheerung zurückgelassen, von der noch heute die Ruinen vieler Burgen und Klöster zeugen. Nach einer ungefähren Berechnung, die sich bei vielen gleichzeitigen Schriftstellern wieder findet, hatten hunderttausend Bauern den Versuch: einen trügerischen Schein der Freiheit und Gleichheit vom Gebiete der neuen Kirche auf den Boden des Staates zu verpflanzen, mit ihrem Leben bezahlt; auf der andern Seite ist die Gesammtzahl der, von den Empörern in ihrer kurzen Siegesfreude niedergebrannten oder sonst verwüsteten Kirchen, Klöster und Schlösser gar nicht zu berechnen. Allein im Bambergischen wird die Zahl der letztern auf neunundsechzig, im Würzburgischen auf sechzig angegeben. Auch die Zahl der, zum Theil unter grauenvollen Martern ermordeten Geistlichen und Edelleute läßt sich selbst nicht annähernd bestimmen; doch behielten wohl die Mei-

sten Zeit, durch schnelle Flucht ihr Leben zu retten, und eine noch größere Anzahl fiel der neuen Lehre bei, und sah sich hierdurch in den Stand gesetzt, mit den Bauern ein vortheilhaftes Abkommen zu treffen.

Wie groß aber auch der materielle Schaden seyn mochte, der aus dem Bauernkriege erwuchs, so reichte dennoch eine nicht gar lange Frist hin, das Andenken an jene Verluste zu verwischen, und dieß um so eher, als die Grundlagen der Verfassung unangetastet blieben, und höchstens die Bauern entwaffnet und Vorkehrungen getroffen wurden, um die Wiederholung ähnlicher Versuche nach besten Kräften unmöglich zu machen. — Weit wichtiger ist dagegen die Untersuchung über den moralischen Effect dieses politisch socialen Revolutionsversuches. Und in dieser Beziehung muß Jeder, der sich den Charakter des Bauernkrieges, die Zeit und die Umstände seines Ausbruches, und die stille, geistige Wirkung vergegenwärtigt, welche sein Verlauf und Ende auf die Stimmung, wenigstens der einen Hälfte der Nation machte, — sich heute noch von innigem Danke gegen die Vorsehung durchdrungen fühlen, die, wie so häufig in der Geschichte, auch damals und in unserm Vaterlande durch ein tüchtiges Fieber rettete, was noch zu retten war. — Dergleichen Erwägungen haben, außerdem, daß sie uns dem innern Zusammenhange der weltgeschichtlichen Begebenheiten näher bringen, auch noch den großen, unmittelbar praktischen Vortheil, den Jetztlebenden Muth und Vertrauen inmitten der Stürme der Gegenwart einzuflößen. Wer hätte nicht im Jahre 1525 glauben sollen, und wie viele mögen in jener verhängnißvollen Crise nicht wirklich geglaubt haben, daß Deutschlands jüngster Tag gekommen sey! — Dennoch können wir heute mit Gewißheit den Ausspruch thun, daß der Bauernkrieg ein unentbehrliches Mittel war: die allgemeine Kirche, die fürstliche Herrschaft und die Einheit des Reiches, in so weit von dieser noch die Rede seyn konnte, auf deutschem Boden zu erhalten! Was wäre die Folge gewesen, wenn der, in den untern Volksschichten auf-

gehäufte, revolutionäre Brennstoff damals nicht auf Jahrhunderte hinaus fruchtlos verbraucht, sondern wenn dessen Entzündung im Westen auf jenen Zeitpunkt verspart geblieben wäre, wo der Islam das Reich von Osten her bedrohte, und Soliman (1529) Wien belagerte? — Wer da weiß, wie große Hoffnungen die neugläubige Parthei auf einen Einfall der Türken in Deutschland setzte, und wie lebhafte Sympathien für den Islam die Häupter der neuen Kirche bei so vielen Gelegenheiten an den Tag legten, der wird es mit uns für eine günstige Fügung halten, daß beide Calamitäten nicht an demselben Tage über Deutschland hereinbrachen.

Abgesehen hiervon steht unter den mannigfachen Wirkungen, die der Bauernkrieg auf Deutschland selbst übte, als die wichtigste und wohlthätigste der günstige Einfluß auf die öffentliche Meinung in einem großen Theile von Deutschland oben an. Daß dieser der Kirche, der Wahrheit und der Ordnung günstig gewesen seyn müße, davon zeugt Luther's höchst bewegliches Klagen und Jammern über den Schaden und Nachtheil, den dieser Aufruhr „seinem Evangelium" gethan. „Münzer und die Bauern", schreibt er an einen seiner Freunde, „haben bei uns dergestalt das Evangelium unterdrückt, und die Gemüther der Papisten wider uns erregt, daß jenes gänzlich von neuem scheint wider errichtet werden zu müssen". Bitter klagt er in vielen Briefen, wie das Volk ihn nun einen Heuchler schelte. In der That war durch den Bauernkrieg der revolutionäre Schwindel, der sich des größten Theiles der Nation bemächtigt hatte, gebrochen. — Viele kamen, nachdem ihnen plötzlich die äußersten und letzten Folgen des Abfalls von der Kirche, in ihrer nackten Scheußlichkeit, vor Augen getreten waren, zur Besinnung. Nicht als ob nun die gesammte Bewegung gehemmt, und ein allgemeiner Rückschritt zum Glauben, zur Vernunft zur Ordnung bewirkt worden wäre; wir werden später zeigen, von welcher Seite her einer solchen Umkehr Hindernisse entgegen gestellt wurden. Allein der Krieg gegen die Empörung

hatte die unabweisbare, gute Wirkung, daß das Nachdenken der Nation geweckt, daß allen denen, die noch der Ueberlegung fähig waren, das Verständniß dessen, was vor ihren Augen vorging, eröffnet, mit einem Worte: daß der erste Schritt zu einer Scheidung der Elemente der Ordnung von denen des Abfalls gethan war. Die „Reformation“ — wer möchte es läugnen! — hatte Viele, Geistliche wie Laien, im tiefen Schlafe überrascht. — Viele begriffen im ersten Taumel gar nicht, worauf es ankam, und verstanden nicht, daß die ganze Ueberlieferung der christlichen Vorzeit, und mit ihr der gesammte politische und sociale Zustand der Deutschen in Frage gestellt sey. — Nicht Wenige mögen im ersten Beginn der Umwälzung wirklich geglaubt haben, daß es sich wirklich nur um einige Mißbräuche handle, die gebessert, um einige Auswüchse, die weggeschnitten werden sollten. Der Bauernkrieg riß sie aus ihrer Verwirrung, und lehrte zuerst die redlichen, aber unklaren und schlecht unterrichteten Katholiken, sich, dem Abfall gegenüber, als scharf gesonderte Glaubensgenossenschaft zu fühlen. — Wichtig ist in dieser Hinsicht besonders das Urtheil, welches Sebastian Frank den Anhängern der alten Kirche in den Mund legt, ein Urtheil, dem er selbst, in der Stille seines Herzens wohl nicht ganz Unrecht geben mochte. „Die Papisten geben dem Luther und seiner Lehr die Schuld, der hett diß Feuer enzündt, und dar nach die Oberkeit an sie gehetzt, zu stechen, hauwen, morden ꝛc. und sie beredt damit das Himmelreich zu verdienen. Zuletzt, als es allenthalben brann, het er wider wöllen löschen, da es nit mehr halff. Daher, so man an etlichen Orten, da des Luthers Lehr gepredigt war, an die Predigt leutet, pflegt man zu sagen: Da leut man die Mordtglocken“.

So waren die Schrecken des Revolutionskrieges nothwendig gewesen, den treuen Anhängern des alten Glaubens die Augen zu öffnen und sie zu doppelter Wachsamkeit zu ermuntern. — Luther aber hatte durch diesen mißlungenen Aus-

bruch des revolutionären Geistes und durch sein eigenes, zweideutiges und widerspruchvolles Benehmen den Zauber der Popularität unwiederbringlich verloren. — Was fortan die neue Lehre in Deutschland noch an Boden und Umfang gewann, fiel ihr nicht durch die freie Hinneigung des Volkes, sondern durch die Maaßregeln der Regierungen zu, welche sich auf die Seite der Neuerung gestellt hatten. Die Kirchenspaltung war nun Sache der Fürsten geworden. — Von diesen ist freilich Keiner, der sich beim Ausbruche des Streites auf die Seite der kirchlichen Opposition gestellt hatte, zur Kirche zurückgekehrt; — allein wir werden in spätern Artikeln die Motive kennen lernen, von denen die fürstlichen Begünstiger und Ordner des neuen Kirchenwesens in Deutschland ausgingen. — Aus diesem Nachweis wird dann erhellen, daß in dieser Sphäre gerade eben so wenig als bei den Rittern, von einer uneigennützigen, aufrichtigen, inneren Theilnahme an dem dogmatischen Zerwürfniß, als solchem, die Rede war. Ihnen war die Kirchentrennung und der neue Glaube Mittel, nicht Zweck, und für diese fürstlichen Absichten und Zwecke genügte es, der neuen Glaubenspartheì die democratischen Velleitäten zu verleiden, die Regierung des neu entstehenden Kirchenwesens in die Hand zu nehmen, und der gesammten Bewegung eine für die fürstliche Macht nützliche, für die zur Unumschränktheit hinstrebende Staatsgewalt ersprießliche Richtung zu geben. — Hierzu geschahen die ersten Schritte bereits unmittelbar nach dem Bauernkriege, der auch in dieser Beziehung als eine große Wasserscheide, zwischen dem volksthümlich revolutionären und dem fürstlich-absolutistischen Charakter der Kirchentrennung, angesehen werden kann.

Wir können das eben Gesagte nicht besser als durch ein Edict veranschaulichen, welches die Markgrafen Casimir und Georg von Brandenburg bereits Mittwoch nach Bartholomäi 1525 erließen. In diesem wird zunächst das neue Kirchenwesen in den fränkisch-brandenburgischen Fürstenthümern angeordnet, dann aber dem Haupt und Grunddogma der lu-

therischen Lehre, von Polizei wegen, eine Auslegung gegeben, wodurch dasselbe zwar für die weltliche Ordnung und den gemeinen Frieden möglichst unschädlich gemacht, zugleich aber in einer Weise gewendet wird, welche die Grundidee des Stifters der neuen Kirche auf das entschiedenste fallen ließ. Den Prädicanten wird nämlich, von obrigkeitswegen, vorgeschrieben, „wie sie von dem christlichen Glauben und der wahren Freiheit des Geistes predigen sollten, weil die gewesene Empörung mehrentheils aus ungeschickten, gottlosen Predigten entstanden sey". In Folge dieses Befehls solle jeder, welcher wider das heil. Evangelium aufrührerisch (d. h. auf eine, der polizeilich-festgestellten Dogmatik nicht gemäße Weise) predige, gefänglich eingezogen und gestraft werden. — So wurden also die Kardinalpunkte des neuen, dogmatischen Gebäudes, — die inhaltsschweren Fragen über das Verhältniß des Glaubens zu den guten Werken, und der menschlichen Freiheit zum göttlichen Rathschluße, — Fragen, über welche die Theologen der jungen Kirche theils unter sich, theils mit den Verfechtern der katholischen Erblehre noch länger als ein Jahrhundert stritten, ohne zu einem gedeihlichen Resultate gelangen zu können, — kurzweg, durch einen markgräflich-brandenburgischen Bescheid, festgestellt und beantwortet. — Gleichzeitig wies die Autorität, welche diesen erließ, ihren Beruf zur Entscheidung von Glaubensfragen durch keine andern Gründe nach, als durch die hinzugefügte Drohung mit Einsperrung in den Bürgergehorsam. — Und was noch seltsamer ist, — dieselbe Parthei, welche nur dem „lautern und klaren Gottesworte" gehorchen, der Kirche aber wider den ausdrücklichem Befehle Christi keinen Gehorsam leisten wollte, unterwarf sich der dogmatischen Entscheidung der Markgrafen Georg und Casimir von Brandenburg, die eine höhere Befähigung und Sendung zu solchem Werke nicht einmal behaupteten, geschweige denn nachweisen konnten. Der Spruch und Befehl dieser Fürsten lautete aber dahin: es sey „vil mißverstandts aus dem gefolgt, daß man eine zeitlang

gepredigет habe, daß der Glaube allein in Gott und Jesum Christum, unsern Herrn und Erlöser zur Erlangung der ewigen Seligkeit genug sey, da den viel gröbere und einfältigere Menschen gemeint und gesagt haben, wenn es denn genug sey am Glauben, so sey nicht Noth gute Werke zu thun, gleich als ob ein rechter, wahrer, liebreicher Glauben ohne gute Werke seyn möchte, so doch ein guter Baum nicht ohne Früchte seyn kann". Deßhalb wird allen Predigern befohlen, daß, wenn sie predigten, daß der Glaube allein zur Seeligkeit genug sey, „daß sie allewege erklärten, daß es nicht ein solcher schlechter, erdichteter, todter Glaube, sondern ein wahrer, lebendiger, wohlthätiger sey, daraus allzeit rechte (von Gott gebotene) gute Werke gegen Gott und den Nächsten von Noth wegen folgen müssen, denn wo dieselben guten Werke nicht folgen, da sey auch kein rechter, liebreicher, seligmachender Glaube". Vergleicht man diese Festsetzung mit den Aussprüchen Luther's, so ist es unmöglich sich darüber zu täuschen, daß durch jene der neuen Lehre kurzweg die Spitze abgebrochen ward. — Als Belag für diese Behauptung verweisen wir unsre Leser lediglich auf das zwischen den Katholiken und Lutheranern im April 1541 zu Regensburg gepflogenenen Religionsgespräch *). Es wurde hier den Protestanten eingeräumt, daß der Satz: der Glaube allein rechtfertige vor Gott, richtig sey, sobald er in dem Sinne genommen werde, daß mit dem Glauben zugleich die Liebe eingegossen werde, und daß der gerecht machende Glaube auch stets ein durch die Liebe thätiger sey. — Die protestantischen Collocutoren erklärten sich hiemit einverstanden; Luther aber verwarf diese Ausgleichung mit der äußersten Heftigkeit. „Diese Notel", schrieb er, „sey ein weitläuftig und geflicktes Ding, ein neues Tuch auf den alten Rock gelappt, durch welches der Riß ärger werde", ja er fordert sogar, daß die Katholiken

*) S. K. A. Menzel neuere Geschichte der Deutschen Bd. 2, S. 219.

den Satz: daß bei Erlangung der Gnade Gottes der thätige Glaube, die Liebe und der freie Wille des Menschen mitwirkend sey, — förmlich als Irrthum widerrufen sollten. — So hart und unbeugsam war der Stifter der neuen Lehre der Kirche gegenüber; von einem Widerspruche gegen das Edict der Markgrafen von Brandenburg ist aber nichts bekannt geworden.

Derselbe Erlaß verfügte auch über einen andern Punkt in einer nicht minder der Lehre Luther's widersprechenden Weise. Die Prediger sollten, so oft sie von christlicher Freiheit predigten, dem Volke jedesmal mit guten, deutschen Worten erklären, und anzeigen, was rechte, wahre, christliche Freiheit sey. Nämlich nichts anders, denn daß die Gläubigen, durch den Geist, der lebendig macht, in Christo Jesu frei gemacht werden, von dem Gesetz der Sünde und des Todes. Also daß beide, Sünde und Tod keine Gerechtigkeit oder Gewalt mehr über die rechten Gläubigen haben, sie nicht anklagen oder verdammen mögen. Und daß die Liebe Gottes durch den heiligen Geist in ihre Herzen dermaßen ausgegossen ist, daß sie hinfüro nicht mehr aus Furcht und Unwillen Gutes wirken, sondern aus einem freiwilligen Herzen und mit Lust die Gebote Gottes halten und gute Werke thun, und daß also christliche Freiheit im Geist, und nicht im Fleisch, im Gewissen innerlich und nicht äußerlich stehe, auch eine Freiheit sey, Gutes und nicht Böses zu thun". — In der That, der Widerspruch gegen Luther's obersten Grundsatz vom servum arbitrium konnte kaum schärfer ausgedrückt werden, und man ist zu der Frage berechtigt: warum, wenn dieses alles zugegeben ward, die Spaltung der Christenheit denn überhaupt noch fortdauern sollte, da alle übrigen streitigen Punkte bloße Folgerungen aus jenen Ansichten waren, welche das Edict selbst als irrig und gefährlich verwarf? — Freilich hat dieses, in einem kleinen Reichslande erlassene Gesetz keinen Einfluß auf den wei-

tern Entwicklungsgang der neuen Theologie gehabt. Dennoch aber legen wir, aus mehreren Gründen, großes Gewicht auf dasselbe. — Dieß Beispiel beweist, wie die weltliche Gewalt, aus einer sehr nahe liegenden Besorgniß für den gemeinen Frieden und die bürgerliche Ordnung, darauf kam, die Regierung der neuen Kirche zu übernehmen. Der Umstand jedoch, daß hierbei in höchst naiver Weise sogar die Grundideen der Reformation Preis gegeben wurden, ja daß unter Androhung bürgerlicher Strafe verboten ward, dieselben ferner zu predigen, während doch dasselbe Gesetz das neue Kirchenwesen einführte, zeigt deutlich, daß die fürstliche Gewalt, wenn sie sich in Deutschland für die Trennung von der alten Kirche erklärte, in vielen Fällen mehr von finanziellen und politischen, als von religiösen und kirchlichen Gesichtspunkten ausging. — Hieraus ließ sich schon damals zur Genüge abnehmen, in welchem Geiste fortan das Kirchenregiment werde gehandhabt werden, nachdem es in den Gebieten der Beförderer der „Reformation" ein Annex der weltlichen Macht geworden war.

IV.

Literatur.

Der Cölibat; in zwei Abtheilungen. Regensburg bei Manz. 1841.

Es ist wohl kaum irgend eine andre Anordnung der Kirche häufigern und heftigern Angriffen ausgesetzt gewesen, als der Cölibat der Geistlichkeit. Vielfach ist, zumal in den Zeiten der sogenannten Reformation, die absichtlich genährte und durch die gehässigsten Schilde-

ser ihrer Mutter zu bewegen. Oft auch ist der Cölibat von solchen, die sich Mitglieder der katholischen Kirche nennen, angefochten worden, als ein der Kirche nicht wesentliches, nur auf kirchlicher Politik beruhendes, zweckgemäß aber aufzuhebendes Institut; hie und da in redlicher Meinung, indem der Einzelne seine vermeintlich vernünftige Einsicht über die durch Jahrhunderte hindurch mit Anstrengung behauptete Disciplin der Kirche setzte; häufiger aus falscher Gesinnung gegen die Kirche, der man durch Aufhebung des Cölibats einen Schutz-Wall zur Behauptung ihrer Selbstständigkeit und gegen das Eindringen willkührlicher Neuerungssucht zu entziehen gedachte, um sie alsdann so viel leichter nach seinen Ideen modeln zu können, und ihren blühenden Garten etwa in einen wohl applanirten Exerzierplatz vernünftelnder Selbstweisen zu verwandeln. Den Zeitgenossen ist es noch gegenwärtig, welche Bewegungen vor nicht langer Zeit in verschiedenen Theilen von Deutschland innerhalb der katholischen Kirche gegen den Cölibat der Geistlichen sich erhoben; wie dort selbst Geistliche sich ein Geschäft daraus machten, dickleibige Schmähschriften zu compiliren, mit dem Wustschreiben historischer Gelehrsamkeit den Mangel aller Kritik und Wahrheitstreue und die eigene geistige Leerheit bedeckend; wie dort wortreiche Laien, von Geistlichen unterstützt, mit der Lärmtrompete des fadesten Liberalismus vor sich herblasend, die Frage über Bestehen oder Aufhören einer in das innerste Leben der Kirche tief eingreifenden Institution auf dem Schlachtfelde ständischer Berathungen kleiner Ländchen, zur Entscheidung zu bringen hofften, und sie, die Katholiken, an der verständigen Haltung einer Regierung, deren Organe meistens protestantisch sind, ihre Plane scheitern sehen mußten. Die Nichtigkeit der von diesen Wortführern vorgebrachten Beschuldigungen gegen den Cölibat, und die Seichtigkeit der Auffassungsweise, welche ihnen zum Grunde liegt, hat schon Möhler in seinem trefflichen Aufsatze beleuchtet, der unter dessen gesammelte Schriften aufgenommen ist. Seit der vorliegenden Schrift ist nun auch ein Protestant für dieselbe Sache in die Schranken getreten, und sucht durch eine ausführliche gehaltreiche Untersuchung die durch eine falsche Aufklärerei getrübten Ansichten über diesen Gegenstand in Wahrheit wieder aufzuklären und einer vorurtheilsfreien Auffassung Bahn zu brechen. Ein Protestant, sagen wir: denn als solchen giebt sich der Verfasser in mehreren Stellen der Schrift theils geradezu, theils indirekt zu erkennen, unter Anderm auch dadurch, daß er S. 14 zwar versteckt, aber dem Kundigen deutlich genug an den Tag legt, daß auch eine andere kürz-

lich erschienene Schrift*), ergötzlichen und belehrenden Inhalts von ihm herrühre, deren Verfasser sich ebenfalls ausdrücklich als Protestanten bezeichnet. Und wir sind keineswegs geneigt, dem darin verdienter Maaßen zurechtgewiesenen Choragen der abgestandnen rationalistischen Theologie beizustimmen, welcher in einer öffentlichen Erwiederung auf dieses „Pamphlet“ den angeblichen Protestantismus des Verfassers für eine bloße Maske erklärt. Denn obwohl dieser in vielen Stellen eine große Verehrung vor dem Bau der katholischen Kirche zeigt, und ein tiefes Verständniß ihrer Wahrheiten, so hatte uns doch bei aufmerksamem Lesen der ganzen Schrift kaum ein Zweifel bleiben können, daß er seinem Bekenntnisse nach noch außerhalb der Kirche stehe, auch abgesehen von der ausdrücklichen Angabe dieses Umstandes, und abgesehen von der uns durch Privatmittheilung gewordenen Kunde, wie der Verfasser auf dem Titelblatte des Manuscripts sich einen „glücklich verheiratheten protestantischen Laien“ genannt, und nur der Verleger den einfachern Titel vorgezogen habe. Jedenfalls ist diese Schrift eine sehr interessante Erscheinung auf dem Gebiete der kirchlichen Litteratur, so daß ihr wohl einige Blätter dieser Zeitschrift gewidmet werden mögen; und es erhöht nur dieses Interesse noch, daß wir uns unter dem Verfasser einen Protestanten zu denken haben, dem wir vor Allem zu der darin sich kund gebenden Gesinnung Glück, zugleich aber auch in praktischer Entwickelung der gewonnenen Einsichten lebendigen Fortschritt wünschen wollen.

Es könnte wohl seyn, daß an der Schreibart des Verfassers manch zärtsinniger Leser nicht selten Anstoß nähme. Es herrscht darin eine große Ungezwungenheit, ja Derbheit, und der Verfasser ist weit entfernt, von spröder Scheu und erheuchelter Ehrbarkeit; er überläßt sich oft einer gewissen Ungenirtheit des Ausdrucks, ohne ängstliche Wahl, wie ein lebhafter Mann wohl zu sprechen pflegt, ohne sorgfältig seine Worte zu wägen, weßhalb er selbst in der Einleitung um Nachsicht bittet, wenn er manchmal einem in der heutigen Literatur herrschenden Grobianismus, in dieser Beziehung ein nur zu gelehriger Schüler seiner hallischen Gegner, zu huldigen scheine. In der That fehlt von Seiten der Form der Darstellung viel daran, um die Schrift vollendet nennen zu können. Auf der andern Seite gibt aber diese Zwanglosigkeit dem Werke auch einen gewissen Reiz, und wenn man sieht, wie

*) Antibretschneider .... oder literar. Variationen auf das Thema: O si tacuisses! München 1840.

der Verfasser sich zu der erhabensten Anschauung christlicher Wahrheiten zu erheben vermag, wie ihm der Sinn offen ist für Würdigung der strengsten die innerste Gesinnung durchdringenden christlichen Ascetik, und wie hoch er bei aller Unbefangenheit in der Beobachtung menschlicher Fehlbarkeit die sittlich-religiösen Anforderungen an den Menschen stellt, so dient jene Ungeschminktheit dazu, dem Ausdruck dieser Wahrheiten desto größere Kraft der Ueberzeugung zu verleihen. Dabei zeigt sich überall ein Gedankenreichthum von originaler Frische, verbunden mit vielseitiger Belesenheit und positiven Kenntnissen, und belebt durch manchfaltige praktische Erfahrungen, so daß die Schrift nicht blos dem ernsten Forscher vielfachen Stoff zum Nachdenken, sondern großentheils auch dem flüchtigen Leser, der nur überhaupt für den Gegenstand der Untersuchung einiges Interesse hat, unterhaltende Belehrung gewährt. Die ganze Schrift zerfällt in drei Abschnitte, von denen der erste (S. 16 bis 109) die Geschichte des Grundsatzes der Ehelosigkeit enthält, der zweite (S. 110 bis 266) das Für und Wider in Bezug auf den freiwillig erwählten ledigen Stand bespricht, und der dritte, welcher für sich allein die zweite Abtheilung, S. 1 bis 126, ausmacht, das Für und Wider der Ehelosigkeit der Geistlichen erwägt.

Wir heben aus den einzelnen Abschnitten Einiges hervor.

Die geschichtliche Darstellung beginnt mit der Bemerkung, daß die Meinung von der sittlichen Verdienstlichkeit des ehelosen Standes uralt sey. In allen Zeiten, und bei Völkern vom verschiedensten Culturstande und den verschiedenartigsten Religionsvorstellungen zeigen sich deutliche Spuren einer besondern Verehrung vor unverletzter Jungfräulichkeit und Keuschheit, selbst bei vorherrschendem Sittenverderbniß. Wie hoch aber insbesondere von den ersten Christen dieselbe geschätzt wurde, dafür sprechen die klarsten Beweise, und es ist eine seltsame Verdrehung der Geschichte, wenn man, wie Theiner, und vor ihm Luther, die Ansichten der katholischen Kirche über die Ehelosigkeit und deren Verdienstlichkeit als die Erzeugnisse schädlicher häretischer Einwirkungen darstellt. Vielmehr zieht sich durch die Meinungen der verschiedensten häretischen Sekten nur ein Zug der von der ursprünglichen Kirche überkommenen Wahrheit hindurch, aber, wie gewöhnlich, durch Einseitigkeit oder Uebertreibung verderbt oder mit positiven Irrthümern untermischt. „Obwohl die Ehe schon in der natürlichen Ordnung eine große Würde und Heiligkeit hat — und obwohl unter den Christen, denen Gott jene Würde noch ausdrücklich bekräftigt hat, der Ehestand für einen Stand der Gnade und Heiligung gilt, und unter

den Katholiken einen sakramentalischen Charakter hat, so konnte doch, eben weil die Ehe nur ein natürliches in der Sinnlichkeit wurzelndes Verhältniß adelt und nur erst mittelst der kirchlichen Zuthat, Auffassung und Weihe dem Reiche Gottes dienstbar und nützlich werden kann, die Betrachtung sich geltend machen, daß das Reich Gottes noch besser gefördert werde, wenn man jenes in der Ehe immer noch begriffene Element durch Enthaltung von diesem Verhältnisse ganz hinwegthue". — „Es war daher", fährt der Verfasser fort, „schon in den urältesten christlichen Zeiten eine sich von selbst verstehende Sache, daß die Priester sich der Ehe enthielten". Zwar wurde auch Verheiratheten die Priesterweihe ertheilt, wozu schon der Mangel an Geistlichen nöthigte, und es wurde auch die Empfehlung der Kirche, daß vom Empfang der Priesterweihe an die Ehe der Geistlichen, namentlich der höhern, ein blos geistiges Verhältniß seyn möge, nicht mit der Strenge eines Gebotes festgehalten, sondern „es ward der menschlichen Schwäche zugute gehalten, wenn die Sublimität dieses Verhältnisses nicht überall erreicht würde". Aber das „war und blieb doch von allem Anfang an Regel, daß Personen, welche ledig in den geistlichen Stand traten, nicht heirathen durften. Dieses beweiset selbst die abgedroschene Geschichte von dem bekannten Bischof Paphnutius, auf welcher die Gegner des Cölibats als ihrem Steckenpferde so fleißig herumreiten, ohne zu bemerken, daß dieses Pferd nach seinem eigenen Reiter schlägt". Es war darüber, daß Geistliche nicht heirathen dürften, überall kein Streit gewesen unter den Vätern des Concils zu Nicäa, sondern nur darüber, ob auch den schon vor der Weihe Verheiratheten Enthaltung von ehelichem Umgang mit ihren Frauen gesetzlich und unter Androhung von Kirchenstrafen aufzuerlegen sey, und nur dieser letzten Fordrung hatte sich der selbst durch Keuschheit berühmte Paphnutius entgegengesetzt. Aber schon vorher hatte das Concil zu Elvira für Spanien beschlossen, was die Nicänischen Väter als Gesetz auszusprechen noch nicht für zeitgemäß gehalten haben. „Dafür ziehen sich die Väter zu Elvira von der Tübinger Quartalschrift die rechtschaffene Bemerkung zu: „„dadurch zeigten diese Bischöfe, daß ihnen alles das, was man Menschenkenntniß und Psychologie nennt, daß ihnen mit einem Worte der Verstand fehlte"". — Schade daß die alten Spanier nicht — in Tübingen studirten".

So wurde durch Provinzialsynoden allmählig überall zum Gesetz erhoben, was die Sitte längst so viel wie möglich begünstigt hatte: daß nur Unvermählte die Priesterweihe empfangen sollten, wobei sich dann die Verzichtleistung auf die Ehe von selbst verstand; denn auch

wie unter Andern Hieronymus bezeugt, daß die Kirchen des Orients, Aegyptens und besonders der apostolischen Kirchen keine Andere zu Geistlichen nehmen als Jungfräuliche oder Enthaltsame, „und wenn sie Ehemänner nehmen, so hören sie auf, Ehemänner zu seyn. „Die Päpste aber als Einheitspunkt der Kirche, suchten nur jene Specialsatzungen zu allgemeinen Gesetzen zu erheben, und auf deren Beobachtung mit aller Anstrengung um so mehr festzuhalten, als bei dem in der Verwirrung der Völkerwanderung eingerissenen Verfall des kirchlichen Lebens eine strenge Zucht immer nothwendiger wurde, und Regel zu werden drohte, was die ältere Disciplin nur als ungern geduldete Ausnahme zugelassen hatte. Indem der Vf. der Bemühungen der Päpste in dieser Beziehung erwähnt, und der Schwierigkeiten, mit welchen sie zu kämpfen hatten, weiset er mit treffenden Bemerkungen die Versuche der „Geschichtsverfälscher“ ab, „welche zur Förderung der Fleisches-Emancipation zu allen Zeiten der heiligen Wahrheit lügenhafte Verdunkelungen und Entstellungen des Geschehenen unterschoben“, welche in dem Cölibat die Quelle des Sittenverderbnisses unter einem großen Theile der damaligen Geistlichkeit finden wollen, während nur in diesem Verfall des lebendigen christlichen Geistes der Grund der Schwierigkeit, jene Disciplin aufrechtzuhalten und der Widerspänstigkeit jener Geistlichen gegen dieselbe zu suchen ist. „Es bedurfte eines Mannes von Gregors VII. Ausdauer, Festigkeit, Eifer und Frömmigkeit“, um dem Verderben zu entgehen, welches der Kirche durch die Abhängigkeit ihrer Diener von weltlichen Verhältnissen drohte, der Gefahr „unter die Zeitlichkeit erniedrigt und ihrer Freiheit und Unabhängigkeit verlustig zu werden“. Aber dieser wollte eben nichts Anderes, als, wie es auch der Geschichtschreiber jener Zeit auffaßt, „daß die Priester nach der Bestimmung der alten Canones keine Ehefrau haben, oder, wenn sie Weiber hätten, dieselben von sich lassen sollten“ und auch „Niemand sollte zum Priesterstande gelassen werden, der nicht beständige Ehelosigkeit und Enthaltsamkeit geloben würde“, und wenn der Erzbischof von Mainz in Beziehung auf die verheiratheten Cleriker seine Diöcese nur zögernd zu strenger Vollziehung der päpstlichen Vorschriften sich treiben ließ, so geschah dies nach dem Zeugniß desselben Lambert von Aschaffenburg nur deshalb, weil er wohl einsahe, „daß eine lange Zeit hindurch eingerissene Gewohnheit sich nicht so leicht werde beseitigen lassen und die alternde Welt sich zu den Anfangsgründen der beginnenden Kirche nicht gleich bequemen würde“. Und würde wohl selbst der große Gregor im Stande gewesen seyn, seine Forderungen in dem Maaße wie es geschehen

durchzusetzen, wenn sie nicht in Wahrheit gegründet gewesen wären, und wenn er nicht deshalb in dem bessern Theile des Clerus wie in der herrschenden Ueberzeugung des christlichen Volkes Unterstützung gefunden hätte! Mit Recht redet daher selbst Rotteck „ehrlicher Weise wenigstens nur vor einer Einschärfung des Cölibats" durch Gregor VII., während Andre diesen gegen alle historische Wahrheit als den Urheber des Cölibatgesetzes bezeichnen.

Begreiflicher Weise hat auch, nachdem Gregor der strengern Disciplin im Ganzen die Herrschaft errungen hatte, der Cölibat wiederholt Anfechtungen erfahren. Wir erwähnen namentlich der gegen denselben, gerichteten Anträge auf dem Concil zu Constanz, wo aber die überwiegenden Gründe, welche unter andern der Kanzler Gerson, den die Protestanten doch häufig als einen Vorläufer ihrer sogenannten Reformation in Anspruch nehmen, für die Ehelosigkeit der Priester geltend machte, den Sieg davon trugen, dann auf dem Concil zu Basel, wo die Vertheidiger der Priesterehe eben so wenig durchdrangen; wenn gleich auch der nachherige Papst Pius II. (Aeneas Sylvius) der Meinung war: Sacerdotibus magna ratione sublatas nuptias, maiori restituendas videri, den freilich unser Verfasser nicht ansteht, nach seinen Briefen einen höchst frivolen fleischlich-gesinnten Menschen zu nennen, der sogar zweifele, ob es unrecht sey, seinen Lüsten zu folgen, obwohl er in der Augsburger Confession „ein verständiger weiser Mann" genannt wird, „der obiges Wort aus großem Bedenken geredet".

Die Revolution der Kirche, welche bald darauf statt der allerdings dringend nothwendigen und mit Grund lebhaft ersehnten Besserung der kirchlichen Zustände einriß, griff natürlich den Cölibat vor Allem heftig an. „Es kann, sagt in Beziehung darauf der Verfasser, den Reformatoren, welche das Elend fühlten, wohin die Abirrung vom Pfade des geistlichen Wandels die Geistlichen ihrer Zeit geführt hatte, wohl Nachsicht und Entschuldigung gewährt werden, wenn sie sich blindlings dem unklaren Bedürfnisse einer Verbesserung anvertrauend mit menschlichen Einrichtungen helfen zu können vermeinten, wo nur die Rükkehr zu Gott und auf den lange verlassenen ursprünglichen Pfad die rechte Hülfe gewähren konnte. Uebrigens sollten doch die Protestanten ja nicht die Verdorbenheit der Klöster und des ganzen Clerus beim Anfang der Kirchenumwälzung so allgemein schildern, als ihre Schriftsteller es gewöhnlich thun. Denn die ganze erste protestantische Geistlichkeit nebst Luther und seinen Genossen ist ja aus dem Schooß dieser Institute hervorgegangen. Gleichwohl ist es richtig, daß eine Legion dieser protestantisch gewordenen Leute, nachdem sie von dem Kloster- und Gelübde-

Zwange sich frei gemacht, ein weltkundiges Aergerniß gaben". Und gewiß waren es nicht die unsittlichsten und fleischlich Gesinnten unter dem Clerus, welche dem allgemeinen Andrange zum Abfall von der Kirche widerstanden. Klagte doch Luther selbst darüber: „Alle die der Bauchsorgen und guten Tage halber in's Kloster gelassen wären, die sprängen fleischlicher Freiheit halber wieder heraus". Und diejenigen mußten freilich auf einem sehr niedrigen Grade der Sittlichkeit stehen, welche nur solchem Antriebe folgend, dem viel weiter greifenden Abfall von der Kirche sich anschlossen. Wie wesentlich aber dieses Motiv zu der schnellen Verbreitung des Protestantismus mitwirkte, läßt unter Andern auch eine naive Aeußerung der Zwickauer-Chronik erkennen: „die Pastores auf dem Lande in der Nachbarschaft haben sich dieß Jahr (1525) sehr geändert. Herr Ludwig Pleißner hat sich lassen mit seiner Köchin copuliren; Herr Franz Müller hatte Hochzeit mit einer gewesenen Nonne, u. s. w. Also ist das Papstthum hier abgeschafft und hingegen die reine evangelische Religion fortgepflanzt worden". „Es ekelt, sagt der Verfasser weiter, noch mehr der zahllosen Schandzeugniße abzuschreiben, welche Arnold (der ehrliche evangelische Superintendent) in seiner Kirchen- und Ketzerhistorie über den reformirten Zustand der lutherischen Geistlichkeit beigebracht hat"; und „es gehet aus Allem auf das Unumstößlichste hervor, daß nicht eine gereinigte Ansicht über das göttliche Wesen der Ehe oder die gewonnene Einsicht über Verwerflichkeit des Angelöbnisses eines ehelosen Standes die Beseitigung des Cölibats zur Folge hatte, sondern daß die Gewalt des eigenen Willens oder Fleischeslust und weltliche Gesinnung willkührlich die Fesseln des gethanen Gelübdes brach". Damit man aber nicht alles dieses noch auf Rechnung des verworfenenen Katholicismus und des bisher bestandenen Cölibats stelle, wird noch darauf aufmerksam gemacht, wie die gleichen Klagen über fleischliche Gesinnungen der evangelischen Geistlichen auch im 17. Jahrhundert noch vernommen wurden. „Wenn doch diejenigen, welche als die Wurzel aller Schmach im Leben der Geistlichen des 15ten und 16ten Jahrhunderts, den Katholicismus ausgeben und das Reinigungsmittel allein im Protestantismus finden wollen, obige und ähnliche Zeugnisse einmal erwägen und die Schlußfolge gelten lassen möchten, daß das Verderben allein im Herzen der Argen ansässig war, und mit der Confession zunächst nichts zu thun hatte. Diese mußte bei den Evangelischen den von einem verkehrten Herzen gethanen Schritt erst nachher beschönigen". Der Verfasser berührt dann noch näher die Behandlung dieses Gegenstandes in der Apologie der Augsburger Confession und bei den übrigen protestantischen Secten,

erwähnt der Verhandlungen über diesen Punct auf dem Concilium zu Trient, in Folge deren die alte Disciplin der katholischen Kirche neu eingeschärft und befestigt wurde, und darnach bemerkt er dann, „haben die katholischen Geistlichen weit weniger zu solchen Klagen über Verletzung des Cölibats und dadurch herbeigeführtes Aegerniß Anlaß gegeben, als früher. Der nächste Grund lag darin, daß die katholische Kirche von so vielen unenthaltsamen Clerikern gesäubert ward, indem dieselben sich der „Reformation“ zuwandten. Ueberhaupt fand die katholische Kirche in dem Verlust, den sie erlitten, einen mächtigen Antrieb, sich selber in Innern zu reformiren und eine strengere Zucht zu halten“. — — — „Damit ist indeß keineswegs gesagt, das solche Aergernisse zu den außerordentlichen Seltenheiten gehörten. Durch den Empfang der Weihe hören die Priester nicht auf, Menschen zu seyn. Sie wandeln noch wie wir in einer versuchungsvollen Welt, und unterliegen in unbewachten Stunden gleich andern Unbewahrten, welche der Feind überfällt, wenn sie sich nicht versehen, und auf ihrer Hut zu seyn verabsäumen“. Daher darf man sich auch nicht wundern, daß auf spätern Synoden wiederholt die Vorschriften des Concils von Trient in Erinnerung gebracht wurden, oft mit verschärften Straf-Androhungen; daraus allemal „auf eine große Lüderlichkeit unter den Geistlichen“ zu schließen, das gehet ebenso wenig an, als die Protestanten zugeben werden, daß aus der sonntäglichen Wiederholung des Glaubensbekenntnisses in ihren Kirchen auf einem Mangel an Glauben in der Gemeinde zu schließen sey“.

Zum Schluße dieses ersten Abschnittes werden noch die neuern unwählerischen Bewegungen gegen den Cölibat berührt, wo der Verfasser es nicht fehlen läßt an biederen Zurechtweisungen, insbesondere aber bei dem bekannten Theiner'schen Buche länger verweilt, von dessen beiden Verfassern der eine seitdem zu ganz anderen Ansichten öffentlich sich bekannt hat, als welche bei Ausarbeitung jenes Werkes sie leiteten.

(Schluß folgt.)

V.

Belgische Briefe.

Zweiter Brief.

Wenn ich etwas länger gezögert habe, werther Freund, Ihnen die Fortsetzung meiner versprochenen Mittheilungen aus unserm Lande zu schicken, so schreiben Sie dieß nicht etwa meiner Saumseligkeit, sondern vielmehr dem Wunsche zu, Ihnen etwas Näheres und Begründetes über die veränderte Lage der politischen Partheien seit der letzten Ministeränderung mitzutheilen. Dazu aber mußte ich das Ergebniß der Wahlen für die eine in diesem Jahre zu erneuernde Hälfte unserer Deputirten=Kammer abwarten. Die Wahlen fanden am 8ten Juni statt, und es läßt sich jetzt mit einiger Sicherheit ein Blick auf den mit erneuerter Heftigkeit ausgebrochenen Kampf der sogenannten liberalen Parthei, die indeß wohl besser den Namen der radikalen verdient, gegen alle besseren, katholischen und eben deshalb conservativen Elemente in Belgien werfen. Alles, was sich seit meinem letzten Briefe von der Mitte April bis jetzt zugetragen, liefert den auffallendsten Beweis der Wahrheit dessen, was ich Ihnen damals über das Treiben dieser wahrhaft revolutionären und auf den Umsturz alles Bestehenden hinarbeitenden Parthei sagte, einer Parthei, deren einzelne Mitglieder indeß keineswegs einen allgemeinen Zweck haben, sondern die fast alle ohne Ausnahme von den kleinlichsten Interessen des Ehrgeizes oder des Gewinnes beseelt sind. Bevor ich jedoch in die Schilderung dieses Treibens eingehe, will ich dem in meinem vorigen Briefe gegebenen Versprechen gemäß einiges über die beiden Haupt=

fragen, um deren Lösung es sich theils schon handelt, oder die wenigstens bald in den Kammern besprochen werden dürften, vorausschicken, ich meine das Gesetz über den Unterricht und die Wahlreform.

Es ist schwer, sich in Deutschland einen richtigen Begriff von dem Zustande des Unterrichts in einem Lande zu machen, wo die vollste und uneingeschränkteste Freiheit des Unterrichts nicht blos als leeres Versprechen in dem Grundgesetz enthalten ist, sondern in der Wirklichkeit seit jetzt mehr als zehn Jahren besteht. Belgien ist das einzige Land, wo sich dieser oft als liberale oder wohl gar revolutionaire Utopie angesehene und verschriene Zustand gebildet, und um es gleich von vornherein zu sagen, ganz und ausschließend als den besten und den wahren Nutzen ächter religiöser Erziehung, und den auf dieselbe gegründeten Unterricht befördernd bewährt hat. Ein Blick in die Vergangenheit dürfte übrigens hinreichend seyn, um zu zeigen, daß eben diese jetzt hier in Belgien ins Werk gesetzte Einrichtung des Unterrichts diejenige war, die durch das ganze Mittelalter hindurch und bis tief in die neueste Zeit hinein in allen christlichen und besonders katholischen Ländern allein herrschend war. Ich will nicht von der Zeit sprechen, wo die Geistlichkeit die einzige Classe war, die wissenschaftliche Bildung und Kenntnisse besaß, wo sie deßhalb allein den Unterricht von der untersten bis zu der höchsten Stufe zu geben im Stande war: ich erinnere nur an die hinlänglich bekannten Thatsachen der gänzlichen Unabhängigkeit der mit päpstlicher Erlaubniß gestifteten Universitäten Italiens, Deutschlands, Frankreichs und Englands, auf welche die Staatsgewalt nicht den geringsten Einfluß ausübte, weder in Bezug der Anstellung der Professoren, noch in Bezug ihrer Lehren oder ihrer wissenschaftlichen Fähigkeit; ich erinnere ferner daran, daß im ganzen katholischen Deutschlande, sowie auch in den andern eben genannten Länderu der sogenannte mittlere oder Gymnasial-Unterricht ausschliessend in den Händen geistlicher Corporationen oder Orden war, wie z. B. der

Benediktiner, Norbertiner, Jesuiten, Piaristen, selbst der Franziscaner*); auch auf diese hatte die Staatsgewalt nicht den geringsten Einfluß, da die Anstellung der Lehrer, sowie die Aufsicht über den Unterricht selbst allein den Ordens-Obern zustand: ich bemerke endlich, daß der Volks-Unterricht auf dem Lande sowohl wie in den Städten von dem Welt-Clerus und den ihnen darin zur Seite stehenden Schullehrern, die zugleich das Amt eines Küsters in der Kirche versahen, und deßhalb sowohl in der Anstellung, als in der Beaufsichtigung von ihren Pfarrern abhiengen, gegeben wurde. Diese historische Thatsache kann von Niemanden geläugnet werden, und dieß reicht hin, zu beweisen, daß der in Belgien bestehende Zustand des Unterrichtungswesens keineswegs ein anomaler oder gar gewaltsamer ist, ohne daß wir nöthig haben, zu untersuchen, wie und wodurch der Unterricht im Allgemeinen seine Freiheit verlor, und jetzt fast überall als ein integrirender Zweig der Staatsverwaltung angesehen wird.

Während der Vereinigung Belgiens mit Holland hatte die holländische Regierung sich des Unterrichts als eines Mittels bedient, ihre reformatorischen Einrichtungen in Belgien einzuführen, und damit die Nationalität des Landes, die sich in Religion, Sprache und Sitte geltend machte, zu vernichten, um dadurch dieses als holländische Provinz dem Königreiche der Niederlande einzuverleiben. Zu dem Ende besetzte man die verschiedenen Lehrstellen auf den Universitäten, Gymnasien und selbst, so viel dieß thunlich war, bis in die Volksschulen hinab mit Ausländern, Deutschen oder Holländern, sehr häufig Protestanten, schrieb die holländische Sprache als allein gültige für den Unterricht vor, und führte Schulbücher

*) Es besteht dieß noch und fast allgemein in allen österreichischen Staaten, wo die große Mehrzahl der Gymnasien von den obengenannten Orden versehen wird. Man erinnere sich übrigens auch nur an das noch nicht sehr lange eingegangene Franciskanergymnasium in Paderborn in Westphalen.

ein, die entweder geradezu, oder doch wenigstens auf versteckte Art dem katholischen Glauben zuwider waren. Ja, man wollte endlich dieß System auch auf die sämmtlichen Glieder des katholischen Celrus ausdehnen, und errichtete das bekannte philosophische Collegium in Löwen. So wurde dieß Unterrichtssystem eine der Hauptursachen der Opposition, die sich in Belgien gegen die holländische Regierung erhob, und gab Veranlassung zu der gänzlichen Freigebung des Unterrichts nach der Losreissung Belgiens von Holland. Das Grundgesetz indessen, sey es aus Vorsicht, um da, wo es nöthig wäre, thätig einschreiten zu können, sey es aus Unkenntniß der reichen, unerschöpflichen Thatkraft des katholischen Lebens, da wo es sich frei bewegen kann, schaffte keineswegs den von Staats wegen gegebenen öffentlichen Unterricht ganz ab, sondern es bestimmte nur, daß derselbe durch ein Gesetz zu reguliren sey; bis dieß gegeben, solle derselbe in dem bestehenden Zustande bleiben, unbeschadet jedoch der gänzlichen Freiheit des Unterrichtes; dieselbe aber bestand darin, daß jeder, wer immer es sey, ohne vorhergegangene Prüfung seiner Befähigung, ohne Zeugniß irgend einer Art, ohne eine Erlaubniß einholen zu müssen, eine Schule, Gymnasium, selbst eine Universität errichten, und daselbst was immer er wolle, denen lehren könne, die er heranzuziehen im Stande seyn werde. Man hätte glauben können, diese unbeschränkte Freiheit einerseits und andererseits die Unthätigkeit der Staatsgewalt in Bezug auf den öffentlichen Unterricht würde für denselben von den schlimmsten Folgen seyn, indem derselbe großentheils vernachläßigt werden, und namentlich auf dem Lande und in kleinern Städten der Volksunterricht darunter leiden, theils eine Menge schlechter Privatschulen und Pensionate, besonders in den größern Städten, entstehen würden, wo Gewinnsucht als einziges Motiv der Errichtung derselben gelten möchte. Diese Furcht, die selbst hier im Lande von vielen Gutgesinnten gehegt wurde, war indeß ganz ungegründet, und die Statistik des Unterrichts in Belgien im Jahre 1840 hat nachge-

wiesen, daß sowohl der Volks= als der Gymnasialunterricht in einem bei weitem blühenderen Zustande sich befindet als er es vor dem Jahre 1830 zu einer Zeit war, wo die holländische Regierung weder Mühe noch Geld scheute um denselben zu befördern: es ist durch statistische Berechnung bewiesen, daß die Zahl der an diesen beiden Zweigen des Unterrichts theilnehmenden Kinder und jungen Leute beiderlei Geschlechts sich mehr als verdoppelt hat. Einer Ihrer Landsleute, Herr Professor Thiersch hat darüber schon in seinem Werke über den öffentlichen Unterricht einige sehr interessante Bemerkungen gemacht, obschon seine Angaben nicht immer genau sind, und zudem seit seiner Reise in Belgien der Unterricht die bedeutendsten Fortschritte gemacht hat. Es würde mich hier zu weit führen, wenn ich in das Einzelne der statistischen Angaben eingehen wollte, und ich behalte mir dieß für einen späteren Brief vor, falls Sie und Ihre Leser nicht etwa des Lesens meiner Briefe überdrüßig werden.

Mit Recht können Sie mich nun nach den Ursachen dieses Fortschrittes im öffentlichen Unterricht fragen und ich werde suchen Ihnen dieselbe in Kurzem klar zu machen. Sie werden daraus sehen, daß dieß ganz natürlich zugegangen ist und daß eine ganz ähnliche Erscheinung unter ähnlichen Umständen überall sich zeigen würde. Das Hauptbeförderungsmittel und ich möchte sagen die nothwendige Bedingung alles Unterrichts ist der Wunsch der meisten oder besser aller Eltern, denn die Ausnahmen sind wohl äußerst selten, ihren Kinder eine gute Erziehung zu geben und sie etwas Tüchtiges lernen zu lassen. Der Erfüllung dieses Wunsches aber stehen zwei Haupthindernisse im Wege, einmal das Unvermögen für viele Eltern die mit der Erziehung und dem Unterrichte verbundenen Kosten zu tragen, ja die Nothwendigkeit, die wenn auch geringen Kräfte ihrer Kinder schon zum Miterwerb des nöthigen Unterhaltes zu verwenden und dann das Mißtrauen, welches die an den Unterrichtsanstalten angestellten Lehrer, sey es aus Mangel an Fähigkeit, oder wegen unmorali=

scher Aufführung oder endlich wegen Mangels echter religiöser Gesinnung, den Eltern einflößen können. Da, wo diese beiden Hindernisse nicht bestehen, wird man Arme und Reiche wetteifern sehen, ihre Kinder in die niederen und höheren Schulen zu schicken, ohne daß es irgend eines Schulzwanges oder gar Strafen bedürfte, um Eltern zu vermögen eine ihrem Herzen tief eingegrabene Pflicht gegen ihre Kinder zu erfüllen. Während nun aber das letztere Hinderniß das einzige ist, welches die mittleren und höheren Stände abhalten könnte, ihre Kinder in die für sie bestimmten Anstalten, Gymnasien, Handlungsinstitute, höhere Bürgerschulen u. s. w. zu schicken, so liegt die Ursache der Vernachläßigung des Schulbesuches der Kinder des Landvolks und der niedern Volksklassen in den Städten hauptsächlich an dem zuerst angegebenen Hinderniße, obschon das Letztere nach hinzukommen kann, und so die äußerlich zweckmäßig eingerichteten Schulen leer bleiben. Ueberall wo die Einrichtung des Unterrichts ausschließlich der Staatsgewalt zusteht, hat diese gesucht die beiden eben genannten Hindernisse aus dem Wege zu räumen, ohne daß ihr dieß indeß vollständig gelungen wäre, denn die erprobtesten wissenschaftlichen Fähigkeiten der Lehrer an den höheren Anstalten reichen nicht hin, ihnen das Vertrauen der Eltern zu gewinnen, die oft und mit Recht einen höheren Werth auf die moralische und religiöse als auf die wissenschaftliche Ausbildung ihrer Kinder legen und der strengste Schulzwang, wie er z. B. in Preußen besteht, ist nicht im Stande gewesen die unteren Volksklassen zum allgemeinen Schulbesuch anzuhalten.

Es versteht sich von selbst, daß hier in Belgien wo die vollständigste Freiheit des Unterrichtes besteht, weder das eine noch das andere Mittel angewendet werden konnte, um die besagten Hindernisse zu beseitigen. Denn es kann hier ebenso wenig von einem Schulzwange für die Eltern als von einem ihre wissenschaftliche, moralische oder religiöse Befähigung zum Lehramte bestätigenden Zeugniße für die Lehrer die Rede

seyn. So geschah es denn auch hin und wieder in den großen Städten, daß diese Freiheit von unwissenden, schlechten und nur die niedrigsten Zwecke des Eigennutzes vor Augen habenden Menschen benutzt wurde und sich Privatanstalten bildeten, die sehr bald wieder eingehen mußten, weil sie in kurzer Zeit das Vertrauen der Eltern verloren. Auf dem Lande wo der Unterricht nie als Erwerbsquelle benutzt werden kann, kam dergleichen natürlich nicht vor. Neben diesen einzelnen mißlungenen Versuchen entwickelte die Kirche ihre nun von aller Beschränkung frei gewordene Thatkraft und zwar zuerst im Gebiete des mittleren oder sogenannten Gymnasialunterrichts, kleinere Seminarien wurden da wo die Mittel fehlten mit Hülfe freiwilliger Beiträge in allen Diöcesen gestiftet und nahmen bald so zu, daß man mehrere in derselben Diöcese errichten mußte: die Zahl einer jeden dieser Anstalten besuchenden Knaben und jungen Leute beläuft sich fast überall auf zwei-, drei- bis vierhundert, die Zahl der kleinern Seminarien aber auf acht. Da dieselbe indeß vorzugsweise zur Vorbildung des Clerus bestimmt waren, eröffneten die in der Erziehung und dem Unterricht so erfahrene Gesellschaft Jesu in mehreren Städten Kollegien, die theils von Externen besucht werden, theils Pensionäre halten: es bestehen deren jetzt im Lande sieben, von denen die meisten über 200 Zöglinge zählen. Dieser unglaubliche Zulauf in so kurzer Zeit fast unmittelbar nach Gründung der kleinen Seminarien, so wohl wie der Jesuitenanstalten hat ihren ganz einfachen Grund einerseits in dem Vertrauen, welches diese Anstalten den Eltern einflößen, die ihre Kinder gern der gewissenhaften Aufsicht von Männern anvertrauen, die nicht aus Gewinnsucht und Interesse sondern aus Eifer und wahrer christlicher Nächstenliebe sich dem schwierigen Geschäft der Erziehung und des Unterrichtes widmen, andrerseits in den unglaublich billigen Preisen dieser Anstalten, wo das Kostgeld der Pensionäre 400, 500, höchstens 600 Franken jährlich beträgt. Die sonst noch im Lande besonders in den Städten bestehenden Athe-

neen oder städtischen Gymnasiien wurden nach und nach verlassen, eben weil den dabei angestellten Lehrern die meistens von den Gemeinderäthen, manchmal mit, manchmal ohne Mitwirkung, ein und abgesetzt wurden, und in Bezug auf Moralität, religiöse Gesinnung und Lehre unter keiner Beaufsichtigung standen, das Vertrauen der Eltern fehlte. Die städtischen Behörden um ihre Anstalten, für die sie keine Kosten scheuten, vom Untergange zu retten, wandten sich deshalb häufig an den Bischof ihrer Diöcese und baten ihn um seine Mitwirkung bei Anstellung der Lehrer, um Ernennung eines Direktors, der denn immer unter dem Clerus gewählt wurde, und um Errichtung eines Pensionates, welches mit dem Gymnasium verbunden wurde. Der Erfolg dieser Maaßregel war überall, ohne Ausnahme, denn es giebt bis jetzt kein einziges Beispiel des Gegentheils, schnell und übertraf alle Erwartungen: Der Zulauf zu den so neuorganisirten städtischen Gymnasien ist fast ebenso groß wie zu den kleinen Seminarien oder den Jesuitenanstalten, weil dieselben Bedingungen des Vertrauens von Seiten der Eltern, der Sorgfalt von Seiten der Lehrer und des billigen Preises für Unterricht und Erziehung vorhanden waren. Nur wenige in großen Städten gelegene Gymnasien erhalten sich noch auf dem alten Fuße, aber sie sind meist wenig besucht, und werden trotz aller aufgewandten Mühe und Kosten mit der Zeit nicht bestehen können.

Dieselbe Thätigkeit entwickelte die Kirche für den Volksunterricht: in den Städten erhielt denselben der in seiner Art einzige und vollkommene Orden der Brüder des christlichen Unterrichts oder der christlichen Liebe, die in Frankreich mit den Spottnamen der Unwissenden (frères ignorantins) bezeichnet werden. In einem Mutterhause zu ihrer Bestimmung, des Volksunterrichts, gebildet, übernehmen mehrere, es müssen wenigstens drei seyn, von denen einer der Obere ist, den Unterricht aller Kinder männlichen Geschlechts: sie verlangen keine Bezahlung, nur ein Lokal und einen mäßigen, unbe-

deutenden jährlichen Beitrag muß die Stadt ihnen zu ihrem Unterhalte geben. Alle Knaben ohne Unterschied werden unentgeldlich unterrichtet, und zwar mit einer Methode, die die Bewunderung aller der ausgezeichnetsten Schulmänner, Katholiken, Protestanten und Ungläubigen erregt hat. In Brüssel sind ihre Schulen von 3000 Kindern besucht, und es genüge dieß einzige Beispiel ihrer vortrefflichen Methode, nie wenden sie eine körperliche Züchtigung an: ihre strengste Strafe ist das Ausschließen aus der Schule. Um aber die Eltern, die trotz den Vortheilen, die ein solcher unentgeldlicher Unterricht ihren Kindern gewährt, dennoch es vernachläßigen, dieselben zur Schule zu schicken, dazu zu bewegen, vertheilen die Brüder alle Jahre eine große Menge Kleidungsstücke an die Fleißigen unter ihren Schülern, und kleiden so beinahe zwei Drittheile der Kinder, die sie unterrichten. Die Kosten der Anschaffung dieser Kleidungsstücke werden durch eine Sammlung bestritten, die die Brüder bei den wohlhabenden Familien der Stadt machen. Außer den Kindern aber geben die Brüder auch in Abend- und Sonntagsschulen den Erwachsenen Unterricht, und breiten so ihren segensreichen Wirkungskreis auf die ganze untere Volksklasse aus. Dasselbe geschieht für den weiblichen Theil dieser Klasse durch Nonnenklöster, die in großer Zahl in allen Städten sich gebildet haben, und sich mit Unterricht armer Mädchen, Halten von Sonntagsschulen, Pflege der Kranken in der Stadt, oder in ihren Klöstern und Spitälern beschäftigen. Der Volksunterricht auf dem Lande bot die größte Schwierigkeit dar, weil da oft die Mittel fehlten, und wie groß auch immer die belgische Freigebigkeit ist, dieselbe doch oft nicht hinreicht, um in allen armen Gemeinden Schulen zu stiften und zu unterhalten. Dieß geschieht denn meist durch die Gemeinden selbst, die denn oft von der Regierung Geldunterstützungen erhalten. Doch fehlen noch in vielen Gemeinden die Mittel für Schulanstalten. Eine andere Schwierigkeit lag in dem Mangel an tauglichen und zugleich religiösgesinnten Volksschullehrern. Um diesem

abzuhelfen, errichteten mehrere Bischöfe Schullehrerseminarien und Normalschulen, die sie mit ihren kleinen Seminarien in Verbindung setzten, so daß die Professoren dieser Anstalten die ihnen bleibende Zeit zur Bildung der Schullehrer benutzen: es bestehen schon fast in jeder Diöcese mehrere solcher Anstalten, die bald die schönsten Früchte zu tragen versprechen. Die Anstellung der Volksschullehrer aber hängt meist von den Gemeinderäthen ab, und in den meisten Gemeinden handeln diese mit Zuziehung des Rathes der Ortspfarrer, welche letztere denn auch eine Art Aufsicht über die Schullehrer führen.

Um nun aber auch dem höheren Unterricht eine ächt katholische Richtung zu geben, stifteten die Bischöfe Belgiens, mit Hülfe freiwilliger Beiträge, die katholische Universität Löwen, die bald einen bedeutenden Zulauf erhielt und jetzt fast eben soviel Studenten zählt, wie die drei andern Universitäten zusammengenommen, von denen zwei vom Staate unterhalten werden, die dritte in Brüssel eine Schöpfung der radikalen, antikatholischen Parthei ist. Die Existenz ihrer Universität zu sichern, gaben die Bischöfe im verflossenen Jahre eine Petition bei dem Könige und den Kammern ein, in der sie verlangten, daß die Löwner Universität als Corporation durch ein Gesetz anerkannt, und als solche befugt würde, Besitzungen zu haben. Diese Petition aber, deren Billigkeit ich Ihnen in einem andern Briefe beweisen werde, erregte eine heftige Opposition von Seite der radikalen Parthei; auch hiefür muß ich mir vorbehalten, Ihnen später die Gründe anzugeben.

Sie sehen, daß der Unterricht in Belgien ganz in die Hände der Kirche gekommen ist, und noch kommen wird, und deßhalb eben verlangen unsere Radikalen mit lautem Geschrei ein Gesetz über den öffentlichen Unterricht, um dadurch wo möglich die Freiheit zu beschränken, denn diese Leute wollen die Freiheit nur in so fern sie ihren Zwecken dient. Doch ich sehe, mein Brief wird zu lange, ich würde die Geduld der Leser ermüden, wenn ich noch die eigentlichen

Zwecke der Radikalen in Bezug auf diese wichtige Frage aus=
einandersetzen wollte; ich lasse dieß, sowie die Bemerkungen
über die Wahlreform für meinen nächsten Brief, um Ihnen
noch von den Treiben dieser Parthei vor und bei den Wahlen
zur Deputirtenkammer etwas mitzutheilen. Dieß wird dieselbe
am besten charakterisiren, und endlich wohl einmal die wahre
Bedeutung und Stellung der Katholiken Belgiens in das
wahre Licht setzen. Es ist wirklich Zeit, daß man diese nicht
mit unter die revolutionairen Partheien der neueren Zeit setzt.
Sie verdienen es wahrlich nicht. Sie werden sich erinnern,
was ich Ihnen in meinem letzten Briefe von dem Anschließen
der liberalen Parthei in Belgien an die katholische Masse des
Volkes vor der Revolntion von 1830 sagte, und daß man
dieses Anschließen die liberale=katholische Union nannte,
ohne zu berücksichtigen, auf welcher Seite das Aufgeben früher
eifrig verfochtener Principien war. Ferner würde es unnöthig
seyn, noch einmal die Ursachen aufzuzählen, die diese soge=
nannte Union vernichteten, und den alten Kampf der jetzt aufs
Neue als radikal und antikatholisch hervortretenden Parthei
gegen den katholischen Theil der Nation wieder hervorriefen.
Diese Parthei, die selbst wieder in viele unter sich uneinige
Fractionen zerfällt, hatte sich aber momentan verbunden, und
suchte nun, gestützt auf ein ausschlißend ihr angehörendes Mi=
nisterium, ihre der katholischen Religion feindseligen Absich=
ten auszuführen. Ich gab Ihnen in meinem vorigen Briefe
ebenfalls die Gründe an, die den katholischen Theil in den
beiden Kammern bewog, endlich offrn gegen das Ministerium
aufzutreten. Der Senat brachte die Sache durch eine Adresse
an den König, der mit seiner gewohnten Weisheit und Umsicht
sich dem Verlangen des Ministeriums, die Kammern aufzulö=
sen widersetzte, und es vorzog, die Entlassung der Minister
anzunehmen. Die Bildung des neuen Ministeriums selbst,
sowie die Darlegung seiner Grundsätze in einem vom Mini=
ster des Innern Herrn Notomb ausgehenden, an die Gou=
verneure der Provinzen gerichteten Rundschreiben, war der

auffallendste Beweis, wie richtig der König die politische Stellung der radikalen Partei dem Lande gegenüber beurtheilt hatte.

Die Tendenzen des mit der radikalen Parthei aufs engste verbundenen Ministeriums Lebeau-Rogiet um dieser Parthei ein entschiedenes Uebergewicht zu geben, um dieselbe ausschliessend in den Besitz der Regierung, sowie aller einigermaaßen bedeutenden Stellen zu setzen, und durch neue Gesetze diejenigen Freiheiten zu beschränken, die einzig und allein zum Vortheile des katholischen Theils der Nation ausgeschlagen waren, hatten selbst einen bedeutenden Theil derjenigen Mitglieder der Deputirten-Kammer, die zu der liberalen Fraction gehören, bewogen, sich von der radikalen Parthei loszusagen. Es wurde deßhalb dem Könige nicht schwer, ein gemischtes Ministerium zu bilden, dessen mehrste Mitglieder indessen eben in jener gemäßigten liberalen Fraktion gewählt waren: der Minister des Innern drückte ebenfalls in den eben erwähnten Rundschreiben seine Mißbilligung der demagogischen und verfassungswidrigen Mittel aus, zu denen das Ministerium gegriffen, um sich zu erhalten, auf eine energische Weise aus, die von allen Gutgesinnten gebilligt wurde. Die radikale Parthei sah sich somit auf einmal aller der Mittel beraubt, auf die sie mit Sicherheit gerechnet hatte, um das Land unter ihre Leitung zu bringen, und dann durch Gewaltmaaßregeln den Einfluß wieder zu gewinnen, der ihr durch die Thätigkeit und den mit dem besten Erfolge gekrönten Eifer des Episcopats, des Clerus, sowie des katholischen Theiles der Nation entrissen worden. Sie begann deßhalb ihr gewissen- und ehrloses Treiben und griff zu allen auch den niedrigsten Mitteln der Verläumdung, Lüge, Verfälschung und Verdächtigung, um ihren Zweck zu erreichen. Sie begann damit die gehässigsten und widersinnigsten Lügen auszubreiten, und in ihren Tagsblättern sowie in einer unzähligen Menge der gemeinsten und schmutzigsten Libelle und Pamphlets den Clerus verächtlich zu machen und zu verläumden. Es würde zu weitläufig,

und außerdem wirklich Ekel erregend seyn, wenn ich in alle Einzelnheiten dieser zügellosen Presse eingehen wollte: es möge hier genügen, die auffallendsten Punkte hervorzuheben. Zuerst wurde der so ungegründete als unüberlegte, und eines wahren Staatsmannes unwürdige Angriff des frühern Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Lebeau, gegen eine vermeintliche Aristokratie von den radikalen Tagsblättern sowohl, wie in Flugschriften, die in französischer sowie in flamändischer Sprache in großer Menge erschienen, und mit der größten Thätigkeit unter alle Volksklassen verbreitet wurden, weiter ausgesponnen und zu einem förmlichen Bund zwischen Adel und Clerus gestempelt, der darauf ausgehe, die alten Privilegien dieser beiden Stände auf Kosten der andern Classen wiederherzustellen. Der Clerus, hieß es, verlange Restitution der frühern Kirchengüter, und da dieß nicht thunlich sey, einen Ersatz an Geld, welches eine Vermehrung von vierzig Millionen Franken der jährlichen Steuern herbeiführen werde. Der Adel aber verlange einen großen Theil der höhern Staatsämter, sowie seine alten gutsherrlichen Rechte über die Bauern. Ferner: und diese Beschuldigung wurde wieder hundert und hundertmal wiederholt, wolle der Clerus die Wiederherstellung der kirchlichen Zehnten: zum Beweis führte man Stellen aus dem Namürer Diöcesankatechismus an, wo die Bezahlung der Zehnten den Gläubigen zur Pflicht gemacht wird. Diese Anklage wurde am Ende so laut, daß der Bischof von Namür sich bewogen fand, ein Rundschreiben an seine Diöcesane zu erlassen, in welchem er erklärte, woher diese Stelle in seinem Diöcesankatechismus komme, der zu einer Zeit verfaßt worden, wo die Zehnten noch überall bestanden, und seitdem öfters unverändert wieder neu herausgegeben worden sey. Trotz dieser Erklärung, welcher mehrere der andern Bischöfe beistimmten, hörten doch die radikalen Blätter und Flugschriften nicht auf, immer dieselbe unsinnige Beschuldigung zu wiederholen, obschon sie selbst wußten, daß dieselbe ganz ungegründet sey. Dann fieng man an, die

schändlichsten Verläumdungen gegen die katholischen Deputirten zu verbreiten: und suchte auf alle Weise die Wähler zu betrügen, indem man von mehreren Candidaten behauptete, sie hätten sich zugleich in verschiedenen Wahldistrikten um die Stimmen der Wähler beworben. Je naher der Tag der Wahlen kam, desto thätiger wurde die radikale Parthei; an mehreren Orten verbreitete sie falsche Listen auf denen gute Katholiken, die keine Stellen in den Kammern annehmen wollten, den Wählern empfohlen wurden, um die Stimmen derselben zu theilen, und dann die Wahl ihrer Candidaten zu sichern, oder man theilte Listen aus, die zwar die Namen der von den Katholiken und den Gemäßigten angenommenen Candidaten enthielten, aber ohne hinreichende Bestimmung, ohne welche die Wahlbillets ungültig sind. Die radikalen Candidaten durchzogen die Wahldistrikte und suchten durch Geld und die besten Versprechungen die Stimmen der Wähler zu gewinnen: man gab Feste und Mittagsmahlzeiten, nahm eine fromme Sprache an, und beklagte sich über Verläumdung derer, die da behaupteten, sie seyen der Religion feind. Endlich kam der Tag der Wahlen, und mit ihm die allerfrechsten und abscheulichsten Scandale, die man nur sehen konnte, so besonders in Brüssel und Antwerpen. In Brüssel hatte man die schändlichsten Pamphlets und Carrikaturen in Menge vertheilt, und unter die Thüren geschoben: alle Wirthshäuser in der Nähe der Wahlbureau's waren gemiethet von den Liberalen: dort suchte man den Wähler vom Lande ihre Bülletins abzunehmen und sie mit andern zu vertauschen. Die Geistlichen wurden insultirt: die Säle waren besetzt von einer Menge Menschen, die kein Wahlrecht hatten, und die durch Pfeifen und Zischen bei dem Nennen des Namens eines katholischen Candidaten, durch Klatschen und Bravorufen, wenn ein liberaler Name aus der Urne gezogen wurde, die Ruhe störten. Diesem Unwesen aber wurde von den Präsidenten der Wahlbureau's kein Ende gemacht, weil dieselben fast ausschließend aus den Radikalen gebildet waren, die sich durch

ihren Anhang in der Stadt vor der Ankunft der katholischen Wähler, hatten ernennen lassen. Aehnliches Unwesen fand in Antwerpen statt. So geschah es denn, daß die radikalen Mitglieder der Kammer, gegen die sich die Gemäßigten erklärt hatten, größtentheils wieder gewählt wurden, und die gegen sie aufgestellten gemäßigten Canditaten nicht die Stimmenmehrheit erhielten. Indessen war dieß bei weitem nicht überall der Fall, so daß die neue Kammer ungefähr dieselben Elemente enthalten wird, wie die alte. Daraus nun läßt sich sowohl auf die Stellung des Ministeriums der Kammer gegenüber als auf die der radikalen Parthei in der Kammer ein ziemlich sicherer Schluß machen. Das Ministerium, obschon zum größten Theil aus der gemäßigten liberalen Parthei genommen, muß sich auf den katholischen Theil der Kammer mit dem sich ohne Zweifel auch die gemäßigte Fraction der liberalen Parthei verbinden wird, stützen, denn es ist dieß die einzige mögliche Stellung, die es annehmen kann, um sich zu erhalten. Nur ist es zu wünschen, daß dasselbe offen und ohne Rückhalt sich ausspräche, und in den zu entscheidenden wichtigen Fragen über das Unterrichtswesen, die legale Anerkennung der katholischen Universität zu Löwen, sowie über das Pensionsgesetz, dem Rechte, der Billigkeit und dem Grundgesetz gemäß, sich entscheide; daß es nicht von dem ungegründeten Lärm der radikalen Parthei in der Kammer, sowie in der Presse sich bewegen lasse, durch ein Gesetz die Freiheit des Unterrichts, wenn auch nur indirekt, zu beschränken. Eine offene legale Stellung ist die einzige haltbare für ein gemischtes Ministerium wie das jetzige. Was die radikale Parthei betrifft, so hat ihr bisheriges Betragen hinreichend gezeigt, welches ihre Pläne und Absichten sind, und wie sie kein Mittel scheut, um dieselben auszuführen. In der Kammer wird man sie ebenso handeln sehen; bald mit List und Intrigue, bald mit Gewalt, Geschrei, Lüge und Verläumdung. Sie bleibt sich überall gleich und verläugnet nur selten ihren Ursprung und ihre Gewohnheiten. Ich breche ab, verehrter Freund, um meinen schon so langen Brief nicht noch zu verlängern. Nächstens spreche ich Ihnen von diesen Plänen und Hoffnungen unserer Radikalen.

Den 15. Juni.

VI.

Katholische Zustände in Würtemberg.

Es ist ein altes Sprüchwort: die Frau, von der man am wenigsten hört, ist die beste. Diesen Satz hat man auch auf ganze Länder ausgedehnt. Nun ist aber nicht bald ein Land, in dem in Beziehung auf seine kirchlichen Verhältnisse es schweigsamer zuginge als Würtemberg. Wie es scheint, sind hier Kirche und Staat im besten Einklang und reichen sich wechselseitig die Hand zur Beglückung der Bürger und so könnte man meinen, obiges Sprüchwort werde auch hier seine Anwendung finden. Und wirklich, während in Preußen früher Bischöfe in Gefangenschaft geführt wurden, erhielt in diesem Lande der Bischof sammt den Meisten seiner Capitularen Orden und Auszeichnungen aller Art. Einsender dieses möchte nur einige Facta, deren Wahrheit offenkundig ist, den Lesern dieser Blätter vor Augen legen, nicht um der Staatsregierung Vorwürfe zu machen, nicht um den in vielen Stücken verkannten Bischof und sein Capitel aufs Neue zu verunglimpfen, und mit Koth zu bewerfen, sondern um daran obigen Satz zu prüfen, ob er auch in Würtemberg seine Wahrheit hat. Wenn er sich nun nicht bewahrheiten sollte, so verbindet er damit die Hoffnung, daß vielleicht das andere Sprüchwort wahr werde: ein gutes Wort findet einen guten Ort. Denn es ist so oft der Fall, daß die, welche die Macht haben, die Verhältniße nicht recht kennen, und die, welche die Verhältniße kennen, sie nicht sagen wollen, oder nicht ändern können; daß das bei einer protestantischen Regierung ihren katholischen Unterthanen gegenüber leicht der Fall seyn könne, ist wohl einleuchtend.

Betrachten wir den ganzen Bildungsgang des künftigen Clerikers in Würtemberg, so ist zu ersehen, daß er Alles ist, nur keine Schule für einen katholischen Priester. Die Gymnasien sind an sehr wenigen Orten, wir glauben blos in Ehingen und Rotweil ausschließlich mit oder nur vorherrschend mit katholischen Lehrern besetzt, und da wird, was Jeder, der diese Schulen besuchte, weiß, der Religionsunterricht, wir wollen nur sagen ziemlich stark vernachläßigt. Zwei Stunden in der Woche, das ist Alles, wie oft fehlt da religiöser Ernst und das Interesse für die Sache. In Ellwangen geben selbst die weltlichen Präceptoren hierin Unterricht. Abgesehen auch von der Persönlichkeit der Lehrer, ist es nur auch passend, daß künftige Priester von einem Laien in der Woche zwei Religionsstunden erhalten? Wäre es denn ein Zeitverlust, wenn man diese Stunden, besonders in den höhern Classen verdoppelte? stehen denn die humanen Studien um so viel höher?

So nun nothdürftig ausgestattet, tritt der Gymnasist im vierzehnten oder fünfzehnten Jahre in ein niederes Convict, besucht hier wieder zweimal in der Woche einen magern Religionsunterricht. Die Intelligenz erwacht, der Skepticismus erwacht, jugendliche Eitelkeit und Uebermuth werfen das Bischen Religiösität, das noch haften blieb, über Bord und da steht er denn den Kopf mit Kenntnissen voll, das Herz an Gottesliebe leer, und gut, wenn es noch so ist und nicht auch das Erste noch fehlt. All dieses aber hat hauptsächlich seinen Grund darin, daß diese Convicte von der Kirche emancipirt, reine Staatsan-

stalten sind. Da däucht uns doch die Vorschrift des Conct Trident. Sess. 23. d. reform. c. 18 gar zu sehr bei Seite gesetzt. Um so schmerzlicher ist es aber, wenn bei dem wieder neuen Erwachen des katholischen Bewußtseyns, auch in den Zöglingen dieser Anstalten, sich ein kirchlicher Geist zeigt und dieser nun von den Obern zu unterdrücken gesucht wird, wie denn in einem solchen Convicte (zu Ehingen) durch einen Professor katholische Zeitschriften zum Lesen mitgetheilt wurden, wogegen nun der Vorsteher Einsprache that und es hinderte.

So mit leichtem Sinn und frohem Muth, von der Masse der Religionskenntniße gerade nicht niedergedrückt, auch nicht zum Kopfhänger und Pietisten erzogen, wandert der Zögling nach einem Aufenthalt von vier Jahren auf die Universität nach Tübingen, wo er wieder vier Jahre in einem höheren Convicte zubringt. Es sind an dieser Anstalt sechs Repetenten und ein Direktor. Der gegenwärtige Direktor steht zwar mehr auf Seite der Staatskirchenbehörde (auch Kirchenrath genannt, doch ist erster obiger Ausdruck, schon wegen der Zusammensetzung des Wortes bezeichnender), er ist jedoch ein humaner Mann und von den Meisten seiner Zöglinge geachtet und geliebt. Das erfreulichste aber an diesen höheren Convicte ist der kirchliche Geist der Professoren. Würde bei diesen derselbe Geist wehen, wie an den niedern Convicten, da könnte es Niemand wundern, wenn der ganze junge, wie ältere Clerus der Pflanzischen Richtung zugethan wäre. So aber wird hier der erwachte kirchliche Geist nicht gehemmt und unterdrückt, sondern vielmehr entwickelt und gefördert, was zwar freilich von anderer Seite ungern gesehen wird, und wenn es mit Recht und Art gehindert werden könnte, auch geschehen würde. So wurde Professor Mack wegen seines Votums über die gemischten Ehen, in dem er sich mit aller Ruhe über deren Einsegnung verbreitet und diese mißbilligt, vom Professor zu einem Landpfarrer gemacht und seine Schrift mit Beschlag belegt, ein Vorfall, der jeden Katholiken in Würtemberg mit Schmerz erfüllte und ihm erst jetzt deutlich machte, wohin und wie weit es mit der Kirche und Kirchenfreiheit in diesem Lande gekommen sey. Doch man lese nur das ungeachtet des Verbots überall verbreitete Votum selbst und die Rechtfertigung das Professor Mack von einem Juristen in dem „Memorandum“ gedruckt in der Hurterschen Buchhandlung in Schafhausen, und Jeder kann sich dann einen Begriff machen von dem Zustande der katholischen Kirche in Würtemberg.

Ist aber diese Entfernung des Professor Mack traurig, so noch mehr die Berufung seines Nachfolgers. Professor Oehler in Ravensburg, ein anerkannt ausgezeichneter Mann, wurde von der Facultät als Nachfolger Macks vorgeschlagen, der Senat aber legte gegen diesen sein Veto ein, und wenn man nach dem Grunde fragt warum, ist die Antwort, weil er ein Schüler Möhlers und ein guter Katholik sey. Einwürfe gegen Talent moralisches Betragen, kurz irgend etwas, was den Senat vielleicht mit Recht hätte bestimmen können, einem solchen Mitgliede die Aufnahme in seine Mitte zu versagen, konnte man gegen Oehler nicht vorbringen; wenn man also einen Namen hat, der ähnlich klingt wie Möhler, wenn man gut katholisch ist, kann man jetzt, wie es scheint, in Tübingen nicht mehr Mitglied des akademischen Senats werden. Mit Gewalt will man der katholischen Fakultät den Ausländer Beck aufdringen, während man die fähigen und tüchtigen Inländer zurücksetzt. Nur das ist erfreulich, daß wenn man in Würtemberg die Stellen mit jungen talentvollen Männern besetzen will die zugleich der liberalen Richtung angehören, sich überall keine finden

und man zum Ausland seine Zuflucht nehmen muß. Jedoch wird in diesen Vorschlag des Senats die Fakultät nie einwilligen, und es wird Professor Maier von Freiburg gerufen werden. Verlassen wir jetzt auch diese Anstalt, mit der Bemerkung, daß sie vollkommen unter der Aufsicht der Staatskirchenbehörde steht und der Bischof und das Ordinariat hier nichts zu sagen haben.

Nachdem man zwei Stunden in dem schönen Neckerthal von Tübingen aus aufwärts gegangen, kommt man nach Rottenburg dem Sitz des Bischofs, seines Capitels und des Priesterseminars, wo der Theologie Studirende seine Laufbahn beschließt, und dann als Hülfspriester verwendet wird. Diese Anstalt steht unter dem Bischofe, sein Einfluß und seine Wirksamkeit auf dieses Institut ist aber eine kleine; Alles hängt vom Regens ab. Der Gegenwärtige, früher entschieden der Richtung von Pflanz zugethan, ist jedoch ein kräftiger Mann, der sich dabei die Liebe der Alumnen zu erwerben weiß. Da natürlich an jedem Institut mehr oder weniger zu tadeln ist, dieses aber nicht gerade unser Zweck ist, so wollen wir nur auf Einen großen Mißstand aufmerksam machen, und das ist der Empfang des Sacraments der Buße und des Altars. Im conc. Trid. Sess. 23. d. ref. c. 18 heißt es von niedern Seminarien, in welche Schüler mit zwölf Jahren aufgenommen werden: curet episcopus, ut saltem singulis mensibus confiteantur peccata et sumant corpus domini nostri Jesu Christi. Was ist nun aber zu sagen, wenn man in einem Seminar, in dem man ein Jahr bleibt, in dem man alle Weihen empfängt, Alles in Alles gerechnet nur viermal zum Tische des Herrn geht? Und die Alumnen selbst Anstalten treffen müssen, wenn sie öfter die heiligen Sacramente empfangen wollen? Man kann freilich sagen, man wolle hierin keinen Zwang einführen und wer wolle, könne ja so oft beichten, als ihm beliebe. Allerdings. Aber soll man nicht dem schwachen Willen und dem Leichtsinne Einiger durch ein Gebot zu Hülfe komme? Ist dieses denn so Nebensache, daß nichts daran liegt, ob es geschieht oder nicht? Sein ganzes Leben lang hat der Theologie Studirende nie öfter als viermal im Jahr gebeichtet und mit einem Tage ist das ganz Anders, da soll er täglich das heilige Abendmahl empfangen.

Möchte da abgeholfen werden! Nach Verlauf eines Jahres erhält nun der Alumnus die Weihe des Presbyterats, aber was Jedem hier auffallen muß, das ist, daß von den Alumnen bei keiner Weihe die professio fidei catholicae (a Pio IV. edita) abgelegt, und sie auf dieselbe nicht besonders verpflichtet und beeidigt werden, da es doch vom Concil zu Trient geboten ist, und von Pius IV. eine eigene Bulle erlassen wurde, super forma juramenti professionis fidei, wo es deutlich zu lesen ist, daß jeder Cleriker dieses Bekenntniß abzulegen und der römischen Kirche Gehorsam zu schwören habe. Warum wird diese Vorschrift nicht eingehalten? Sind besondere geheime Gründe dafür da, oder ist es, um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, ein bloßes Uebersehen?

Kommt nun der junge Priester auf seine neue Stelle, so ist eines der ersten Geschäfte, die Unterzeichnung des Revers. Dieser Revers wurde vor zwei Jahren zum erstenmal den Hülfspriestern zur Unterschrift vorgelegt. Dabei verweigerten vier, und zwar die besten der Promotion, die Unterschrift, bis sie über mehrere Punkte belehrt und beruhigt wurden. Besonders war es Eine Stelle, die in ihnen gerechtes Bedenken erregte, nämlich die, daß sie geloben und versprechen sollten, alle Verordnungen und Gesetze, wie sie immer heißen und **nöthig werden mögen**, zu beobachten und zu halten, eine Stelle, die

jedoch, weil das Anstößige den Verfassern selbst später einleuchtete, im folgenden Jahre wegblieb, denn wie kann man denn eidlich geloben, etwas zu beobachten und zu halten, was man noch gar nicht kennt, und warum soll man so großes Zutrauen in die Regierung setzen, wenn sie so großes Mißtrauen in den Clerus setzt, daß sie selbst von Hülfspriestern, die in ihrem eigenen Namen nicht das Geringste ausüben dürfen, die Unterschrift eines solchen Reverses verlangt? Zu bedauern ist bei der ganzen Sache nur, daß obengenannte vier Priester, wie es sich gezeigt hat, diesen vermeinlichen Ungehorsam zu büßen haben.

Wird nun der Hülfspriester Pfarrer, so hat er diesen Revers, und zwar nicht erst seit zwei Jahren, sondern schon von langer Zeit her, auch zu unterschreiben; ob ihn der Hülfspriester, welcher ihn als solcher unterzeichnete, später zum zweitenmal unterzeichnen müsse, wird sich zeigen. Vielleicht will man hier um so mehr thun, weil bei der professio fidei etwas versäumt ist. Vielleicht will man so für die Priester die Collision aufheben, in die sie nothwendig durch die sich widersprechenden Staats- und Kirchengesetze kommen. Die Staatsregierung sagt nämmlich in Betreff der gemischten Ehen, sie müssen ohne vorherige Dispens von dem Pfarrer des Bräutigams eingesegnet werden, auf die Erziehung der Kinder wird gar keine Rücksicht genommen. Die Gesetze der Kirche aber verbieten die Einsegnung der Ehe mit vorherrschendem protestantischem Charakter. Was soll nun der Priester in Würtemberg thun, dem Staat oder der Kirche untreu werden? Oder will man sagen, dieses Verbot sey kein Verbot der Kirche, sondern nur einiger Bischöfe und des Papstes. Der römischen Kirche aber und dem Papste habe man ja nicht ausdrücklich Gehorsam geschworen, denn man habe ja keinen Priester auf die professio fidei, worin es heißt: romanoque pontifici, beati Petri, apostolorum principis successori ac Jesu Christi vicario veram obedientiam spondeo ac juro, beeidigt, und sollte zu diesem Zwecke jenes unterlassen werden? Wir können es nicht glauben. So viel aber liegt am Tage, die Collision von Kirchen- und Staatsgesetzen ist vorhanden, der Geistliche in einer peinlichen Lage und wir hoffen zuversichtlich, daß wenigstens der Bischof mit seinem Capitel sich in dieser Sache bei der Staatsregierung verwenden möge, daß dieser Zwiespalt aufgehoben werde und nicht noch mehrere Geistliche zum Opfer werden mögen, wie es denn schon bei dreien geschehen ist. Die Versetzung und wohl unbestreitbare Absetzung des Professor Mack ist bekannt; weniger bekannt möchten die beiden andern Verfügungen seyn. Pfarrer Hähnle, der sich weigerte, eine gemischte Ehe einzusegnen, in der die Kinder protestantisch werden sollten, wurde suspendirt. Der Bischof und sein Capitel ließen es geschehen, bei der höchsten Gerichtsstelle (Obertribunal), die gutächtlich gefragt wurde, soll sich zwar der einzige in diesem Collegium sitzende Katholik sehr katholisch und zu Gunsten des Pfarrers ausgesprochen haben, aber was soll das gegen so viele? Der Pfarrer ist nun Caplan. Ganz in neuester Zeit wiederholte sich dasselbe bei dem Pfarrer Schmit in Nagelsberg. Ein Mann, streng in Grundsätzen, untadelhaft in jeder Beziehung, ist wegen derselben Weigerung suspendirt, und wohlgemerkt — durch die Staatskirchenbehörde von seinen kirchlichen Functionen suspendirt. Er hat sich nun bereits an das Ordinariat gewendet, mit welchem Erfolg, wird der Ausgang lehren. So setzt man Pfarrer ab und zurück, jedoch man setzt auch ein und befördert, und zwar erst kürzlich wurde der bekannte Wangenmüller zum Pfarrer gemacht. Man hat ihn zwar lange warten lassen, wollte man aber viel-

leicht in neuester Zeit sein schriftstellerisches Verdienst lohnen? Ist dieser Mann Katholik? Sagen doch selbst die freimüthigen Blätter von Pflanz im Jahrgang 1840 1stes Heft: Das sey zu weit gegangen, so spreche kein Katholik. Ist es aber nicht noch weiter gegangen, diesen nun zum Pfarrer zu machen, da selbst sein Wandel ihn nicht empfehlen kann? Hätte da das Ordinariat nicht von dem Recht, das ihm zusteht, Gebrauch machen und ihm die Bestätigung verweigern können? Aber man scheint auch hier das Gleichgewicht dadurch wieder herstellen zu wollen, daß man gegen Andere strenger ist, so wurden schon mehreren Geistlichen die Predigten abgefordert, in denen die eine oder andere ganz unverfängliche Aeußerung stand. Ja was merkwürdig zu hören ist, in der beinahe ganz katholischen Stadt Gmünd ist vom Oberamt aus der vom Erzbischof Colmar bearbeitete und herausgegebene Katechismus von Canisius mit Beschlag belegt worden, den dort ein Caplan in seiner Schule eingeführt hatte, weil er zu intolerant sey.

Wenn man dieses alles bedenkt, ist es darum so stille in Würtemberg, weil man keine Klage hat? Urtheile Jeder selbst! Einen Grund aber, warum wenigstens im Lande Alles so stille ist, müssen wir doch noch angeben, durch was und wie will man seine Stimme laut werden lassen? durch Zeitschriften und öffentliche Blätter? In diesem Punkt steht es in Würtemberg traurig aus. In Würtemberg selbst — ist kein katholisches Blatt — für solche Gegenstände, die freimüthigen Blatter aber sind nur nach Einer Richtung hin freimüthig. Aber ausländische Blätter möchte Einer sagen, werden wohl die Angelegenheiten Würtembergs besprechen? Ja wohl, allein der fränkische Courier, der Katholik, der Sion und die katholischen Stimmen sind mit Censur belegt, und wenn ein minder angenehmer Artikel kommt, so erhalten sie den Paß ins Inland nicht. Hingegen was gegen die Katholiken kommt, es mag heißen, wie es will, es mag spöttisch oder höhnend, lästernd oder polternd auftreten, das kann das Land von einem Ende bis zum andern durchziehen, und darf sein Müthchen an der katholischen Kirche kühlen. Möchte wohl jetzt der Minister auch wieder dem Abgeordneten von Hornstein auf dessen Klage, daß die katholische Kirche so verlästert werde, die Antwort ertheilen: die Regierung greife da nicht ein und behandle Katholiken und Protestanten gleich?

Dieses sind die Gegenstände, die der Einsender bekannt machen wollte, damit es nicht scheine, man billige all dieses durch Schweigen, und man kümmere sich nicht um Kirche und Kirchthum. Schweigen, sagt man, hat noch selten Reue gebracht, aber man kann doch auch zu weit gehen und die Katholiken haben hierin Manches verschuldet. Protestanten mußten auftreten für ihre Sache. Ein Protestant schrieb die erste Schutzschrift für Gregor VII., Hurter stellte Innocenz III. in seinem wahren Lichte hin, Luden und Leo scheuten sich nicht, das Mittelalter so zu beurtheilen, wie es ist und kühn entgegenzutreten den Vorurtheilen ihrer eigenen Confessionsverwandten, Adolf Menzel war der erste, der ohne Vorurtheil und mit historischer Treue von der „Reformation" sprach, und den Katholiken zeigen mußte, wie es sich mit der Sache verhalte. Wir aber sind meistens zu furchtsam und Viele zu eitel; sie fürchten den Namen Finsterling, Jesuit wie das Feuer. Um für einen aufgeklärten, freisinnigen, humanen Mann zu gelten, tritt mancher seine Kirche mit Füßen und tanzt nach der Pfeife, die Jenseits geblasen wird, oder was oft noch ein gutes Zeichen ist: — er schweigt.

VII.

Freimaurerei.

(Aus einem Schreiben an die Redaction.)

Sie wünschen, meine Herren, daß ich Ihnen, so weit ich dazu im Stande bin, einen Aufschluß über die Stellung der Freimaurerei zur Kirche in unserer Zeit gebe, und ich eile um so eher diesem Verlangen zu entsprechen, als es, aus mehrern Gründen, dringend nothwendig ist, daß unsre katholischen Glaubensgenossen in Deutschland eine klare und richtige Einsicht in das Wesen und Bedeutung dieser, im eigentlichen Sinne des Wortes, dunkeln Erscheinung gewinnen. — Nachdem dieselbe im vorigen Jahrhundert häufig als zu wichtig und einflußreich überschätzt worden ist, haben manche Regierungen die von dieser Seite her drohende Gefahr vielleicht zu hoch angeschlagen, und durch ihre Maaßregeln die Lust nach dem Verbotenen gesteigert. Nachdem dann in Folge dieser Ueberschätzung dieselben geheimen Bünde das nicht minder gefährliche Uebel der geheimen Polizei hervorgerufen hatten, so hat sich heute in Deutschland nicht selten die entgegengesetzte Stimmung der Gemüther bemächtigt. Die Freimaurerei wird von manchen Regierungen als ein taugliches Werkzeug für ihre Zwecke gehegt und gepflegt, und in gewissen andern Ländern hat sich die frühere übertriebene Furcht in eine Sorglosigkeit umgesetzt, die in kurzer Frist zu sehr bedrohlichen Resultaten führen dürfte.

Ich werde Sie in dem Nachfolgenden weder von den Ceremonien und Mythen, noch von den geheimen Erkennungszeichen, noch auch von der angeblichen Geschichte, noch auch endlich von dem Detail der Spaltungen, Zerwürfnisse und in=

nern Fehden der Freimaurerei unterhalten. Zu dieser Absti- nenz bewegt mich keinerlei Pflicht oder Versprechen, sondern der einfache Grund: daß ich Ihnen und Ihren Lesern den Ekel und die Langeweile ersparen will, einen Blick in dieses Chaos von Widersprüchen und willkührlich ersonnenen Abge- schmacktheiten zu werfen, über deren Auslegung und rechten Begriff es unter jenen Gliedern des geheimen Bundes, die noch nicht müde sind leeres Stroh zu dreschen, so viel Sinne als Köpfe giebt, während sämmtliche, einigermaaßen Gescheu- tern unter ihnen über diese Heiligthümer und Unaussprech- lichkeiten stillschweigend und lächelnd die Achseln zucken. — Außerdem sind die meisten dieser Narrentheidungen bereits schwarz auf weiß gedruckt, und wen die kostbare Zeit nicht dauert, der kann sich, seitdem eine ganze Freimaurerliteratur existirt, in hundert Büchern dieser Art an solchen Geheimnis- sen satt lesen. Ich werde mich statt dessen in dem Nachfol- genden auf einige, aus Erfahrung und langer Beobachtung geschöpfte Gesichtspunkte beschränken. Es sind Fingerzeige, die Jeden, der ihnen weiter nachzugehen Beruf oder Neigung hat, auf einen sichern Weg leiten werden.

Also ohne weitere Vorrede zur Hauptsache. Die Frei- maurerei in ihrer heutigen Gestalt ist nicht älter als ein hundert und fünfzig Jahre. — Heimath und erste Wiege derselben ist England; von dort hat sie sich mit der, dem Po- sitiven in Religion und Kirche abgeneigten Richtung, über ganz Europa und dessen Colonien verbreitet. — Ihrem ei- gentlichen Wesen und Charakter nach ist sie der, in die Fäul- niß des Indifferentismus übergegangene Protestantismus. Dieser hatte gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts (in England zuerst, und früher als in andern Ländern) das letzte, naturnothwendige Ziel und Ende der „Reformation", in der Lossagung von aller und jeder positiv-christlichen Basis erreicht. Da dort der alte Glaube bis auf die letzte Spur aus vielen Gemüthern entwichen war, und andererseits den- noch die ganze Zeit den christlichen Erinnerungen des Mittel-

alters zu nahe stand, um sich in heutiger Weise ohne alle kirchengesellschaftliche Form behelfen zu können, — so entstand in jenem alten Heimathlande der Corporationen, begünstigt und hervorgerufen durch die allgemeine, so kirchliche als politische Zerrüttung Englands, das Bedürfniß nach einem Surrogate der allgemeinen, alle Stände und Völker umfassenden Kirche. — Dieß ist die Freimaurerei, die sonach am kürzesten definirt werden kann, als Kirche des Indifferentismus, als gesellige Form der Häresie des achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert, in welche der Protestantismus des sechszehnten verschwommen ist.

Dieser Gesichtspunkt liefert, wie ich glaube, nach den verschiedensten Seiten hin, den Schlüssel zur Lösung des Räthsels der Freimaurerei.

Zuvörderst begreift sich hiernach der naturnothwendige Gegensatz derselben gegen die Kirche. Zwischen jenem Bunde, der eigentlichen Antikirche unsrer Zeit, und der Kirche Christi besteht der entschiedenste und schärfste Gegensatz, der gedacht werden kann. Erklärt jene den katholischen Glauben in seiner Reinheit und Vollständigkeit für eine nothwendige Bedingung und Voraussetzung des ewigen Heils, so ist es, umgekehrt! der wesentlichste, ja genau genommen der einzige Zweck der Freimaurerei, ihre Adepten den Unterschied der Religion, als nichtiges und bedeutungsloses Menschenwerk, vergessen zu lassen.

Dieser wahre und eigentliche Kern der Maurerei wird in der Regel offen eingestanden, zuweilen jedoch, wenn es darauf ankommt, die Regungen eines katholischen Gewissens zu ersticken, durch abgeschmackte und ziemlich plumpe Sophismen bemäntelt und verdeckt. Dem sich sträubenden Katholiken wird etwa gesagt: der Papst habe die wahre und ächte Maurerei gar nicht gekannt, und bloße Mißbräuche und Auswüchse derselben als die Sache selbst verdammt. Das richtige System berühre die Religion gar nicht, nehme von der Verschiedenheit derselben gar keine Kenntniß, und vereinige, ohne

nern Fehden der Freimaurerei unterhalten. Zu dieser Absti- nenz bewegt mich keinerlei Pflicht oder Versprechen, sondern der einfache Grund: daß ich Ihnen und Ihren Lesern den Ekel und die Langeweile ersparen will, einen Blick in dieses Chaos von Widersprüchen und willkührlich ersonnenen Abge- schmacktheiten zu werfen, über deren Auslegung und rechten Begriff es unter jenen Gliedern des geheimen Bundes, die noch nicht müde sind leeres Stroh zu dreschen, so viel Sinne als Köpfe giebt, während sämmtliche, einigermaaßen Gescheu- tern unter ihnen über diese Heiligthümer und Unaussprech- lichkeiten stillschweigend und lächelnd die Achseln zucken. — Außerdem sind die meisten dieser Narrentheidungen bereits schwarz auf weiß gedruckt, und wen die kostbare Zeit nicht dauert, der kann sich, seitdem eine ganze Freimaurerliteratur existirt, in hundert Büchern dieser Art an solchen Geheimnis- sen satt lesen. Ich werde mich statt dessen in dem Nachfol- genden auf einige, aus Erfahrung und langer Beobachtung geschöpfte Gesichtspunkte beschränken. Es sind Fingerzeige, die Jeden, der ihnen weiter nachzugehen Beruf oder Neigung hat, auf einen sichern Weg leiten werden.

Also ohne weitere Vorrede zur Hauptsache. Die Frei- maurerei in ihrer heutigen Gestalt ist nicht älter als ein hundert und fünfzig Jahre. — Heimath und erste Wiege derselben ist England; von dort hat sie sich mit der, dem Po- sitiven in Religion und Kirche abgeneigten Richtung, über ganz Europa und dessen Colonien verbreitet. — Ihrem ei- gentlichen Wesen und Charakter nach ist sie der, in die Fäul- niß des Indifferentismus übergegangene Protestantismus. Dieser hatte gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts (in England zuerst, und früher als in andern Ländern) das letzte, naturnothwendige Ziel und Ende der „Reformation", in der Lossagung von aller und jeder positiv-christlichen Basis erreicht. Da dort der alte Glaube bis auf die letzte Spur aus vielen Gemüthern entwichen war, und andererseits den- noch die ganze Zeit den christlichen Erinnerungen des Mittel-

alters zu nahe stand, um sich in heutiger Weise ohne alle kirchengesellschaftliche Form behelfen zu können, — so entstand in jenem alten Heimathlande der Corporationen, begünstigt und hervorgerufen durch die allgemeine, so kirchliche als politische Zerrüttung Englands, das Bedürfniß nach einem Surrogate der allgemeinen, alle Stände und Völker umfassenden Kirche. — Dieß ist die Freimaurerei, die sonach am kürzesten definirt werden kann, als Kirche des Indifferentismus, als gesellige Form der Häresie des achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert, in welche der Protestantismus des sechszehnten verschwommen ist.

Dieser Gesichtspunkt liefert, wie ich glaube, nach den verschiedensten Seiten hin, den Schlüssel zur Lösung des Räthsels der Freimaurerei.

Zuvörderst begreift sich hiernach der naturnothwendige Gegensatz derselben gegen die Kirche. Zwischen jenem Bunde, der eigentlichen Antikirche unsrer Zeit, und der Kirche Christi besteht der entschiedenste und schärfste Gegensatz, der gedacht werden kann. Erklärt jene den katholischen Glauben in seiner Reinheit und Vollständigkeit für eine nothwendige Bedingung und Voraussetzung des ewigen Heils, so ist es, umgekehrt! der wesentlichste, ja genau genommen der einzige Zweck der Freimaurerei, ihre Adepten den Unterschied der Religion, als nichtiges und bedeutungsloses Menschenwerk, vergessen zu lassen.

Dieser wahre und eigentliche Kern der Maurerei wird in der Regel offen eingestanden, zuweilen jedoch, wenn es darauf ankommt, die Regungen eines katholischen Gewissens zu ersticken, durch abgeschmackte und ziemlich plumpe Sophismen bemäntelt und verdeckt. Dem sich sträubenden Katholiken wird etwa gesagt: der Papst habe die wahre und ächte Maurerei gar nicht gekannt, und bloße Mißbräuche und Auswüchse derselben als die Sache selbst verdammt. Das richtige System berühre die Religion gar nicht, nehme von der Verschiedenheit derselben gar keine Kenntniß, und vereinige, ohne

Rücksicht auf den Glauben, alle Menschen in einem großen, menschheitlichen Bruderbunde. Allein dieß ist, schwach verhüllt und mit andern Worten ausgedrückt, gerade der Grund, warum die Kirche ihren Gliedern die Theilnahme an jener Gesellschaft bei Strafe der Ausschließung verwehrt. — Denn Niemand kann zweien Herren dienen, und wer einem Bunde angehört, der da lehrt: daß auf den Glauben nichts ankomme, darf nicht den Anspruch machen: gleichzeitig in einer Kirche seyn zu wollen, die auf den Glauben den höchsten Werth legt, und in diesem Punkte schlechthin keine Neutralität duldet. Uebrigens zeigt die Erfahrung, welche Stellung das Freimaurerthum aller Orten durch That und Lehre und Schrift zur Kirche nimmt, und seit seinem Entstehen genommen hat, und mit wie tiefer Erbitterung dasselbe den Mittelpunkt unsrer Einheit bekämpft. — Angesichts dieser Thatsachen heute noch jenen heuchlerischen Versicherungen Glauben zu schenken, setzt entweder den höchsten Grad geistiger Beschränktheit, oder einen Mangel an gutem Glauben voraus, der den damit Behafteten von vornherein außerhalb der Wahrheit stellt. Für unsern Zweck möge es genügen, hier auf einige Geständnisse aufmerksam zu machen, die ein eifriger Maurer in der deutschen Vierteljahrsschrift (Nro. 13) ablegt. Der Bund, sagt dieser, solle verbinden, „was Staaten, Kirchen und gesellschaftliche Uebereinanderstellungen trennen“. „Die Gegenwirkung gegen Jesuitismus und Obscurantismus machte vielleicht für den Anfang Verhüllungen nöthig, und das Gewissen manches rechtgläubigen Katholiken wurde nur auf Kosten der alten, einfachen Urform beschwichtigt. Denn die Gerechtigkeit muß man der römischen Hierarchie widerfahren lassen, sie erkannte Zweck und Trageweite des Bundes, und die Wichtigkeit desselben früher und klarer, und blieb ihren Ansichten treuer, als viele Glieder des Bundes selbst“. — Und an einem andern Orte: „Während der Bund die Dogmen unberührt läßt“ (wir haben gesehen, daß er seine Glieder über jedwedes Dogma stellt!)

„und jede Glaubensform äußerlich achten und ehren lehrt“ (deshalb eben ehrt er innerlich gar keine!), „geht sein Wesen auf die obersten, leider so oft verkannten Lehren des erhabenen Stifters zurück, sucht sie im Leben zu bethätigen und fruchtbringend zu machen. Man könnte die Maurerei die Religion mündiger Menschen nennen. Daher der unerschütterliche Haß der Hierarchie gegen sie“.

Der Indifferentismus ist sonach das wahre und eigentliche offene Geheimniß der Maurerei. — Was sonst noch den Schwachen im Geiste als Geheimlehre geboten wird, ist kindischer Alfanz oder hohler Formelkram, erfunden Einfältige zu berücken und müßigen Gimpeln Unterhaltung zu gewähren. — Solche „Geheimnisse“ giebt es in jedem Pensionate junger Mädchen, die sich eine Fingersprache erfinden, welche die Lehrerin nicht verstehen soll. — Unglaublich leer und albern in seinem Kerne wird das derartige maurerische Thun noch außerdem besonders widerlich, sobald es die heiligen Gebräuche unsrer Kirche nachäffen, und dieser seiner Willkührlichkeit und gemachten Absichtlichkeit ungeachtet, einen gewissen Anspruch auf Ehrfurcht und demüthige Unterwerfung machen will. Ein Beispiel statt unzähliger möge hier genügen. Wenn die Kirche die heiligen Worte der Wandlung in der Messe als unaussprechliche bezeichnet, so hat sie dazu ihren guten Grund; — das Symbol ist hier die Sache selbst, und die Ehrfurcht, mit der die Worte behandelt werden, versteht und findet sich von selbst, sobald nur der Glaube da ist. — Die Maurerei hätte gar zu gern etwas Aehnliches gehabt, und hat sich deshalb die Mühe geben müssen, in Ermangelung göttlicher Offenbarungen, ebenfalls heilige Worte zu erfinden. Auf diese wird dann das, was bei uns unmittelbar aus der Natur der Sache quillt, durch rein positive Anordnung übertragen. Dieß ist das berüchtigte Mac Benac, über dessen Auslegung es nach den verschiedenen Systemen vielleicht dreißig und etliche Meinungen giebt, die eine abgeschmackter als die andere. — Trotz dessen soll, so schreiben

es manche Rituale vor, das Mac Benac mit dem tiefsten Respekt behandelt, und niemals von einem Maurer außerhalb der Loge vollständig ausgesprochen werden. — Kommen aber zwei zusammen, so darf der Eine Mac sagen und der Andere Benac antworten, aber bei Leibe! nicht Einer beide Worte zugleich. — Und diese hohlen Armseligkeiten flüstern sich heute noch ganz ernsthafte, erwachsene Leute als Geheimnisse in's Ohr, — und verhöhnen dabei, mit frechem Dünkel, den Glauben unsrer Kirche als Obscurantismus und Geisteszwang.

Bei uns giebt es Legenden, d. h. Sagen, die sich durch mündliche Ueberlieferung, in Beziehung auf heilige Orte und Personen, an einen geschichtlichen Kern schließen. Um dieses letztern, und um ihres hohen Alterthumes, ihrer Naivität und ihres poetischen Werthes willen, haben dieselben für uns einen hohen Werth. Legende und vorchristliche Mythe sind poetisirte, durch den Lauf der Jahrhunderte verwitterte und verwischte Geschichte. — Das Maurerthum hat sich dagegen Mythen gemacht. Jeder weiß, daß sie von gestern und mit Vorbedacht verfertigt sind, und Herz und Phantasie bleiben kalt, sobald der Verstand die Absicht merkt. — Niemand glaubt an ihren geschichtlichen Kern, und die Eifrigsten suchen sich durch irgend eine, ziemlich schaale Allegorie schadlos zu halten, die sie in diesen sogenannten Mythen zu finden sich abmühen. Ueber der eigenen Geschichte der Maurerei ist vollends ein Riesengebirge der abgeschmacktesten Lügen aufgethürmt, so daß jeder Versuch: die Wahrheit aus deren Hülle herauszuschälen, nothwendig an dieser massenhaften Dicke scheitern muß. Für Charakter und Tendenz des Ordens ist dieser Umstand von höchster Wichtigkeit, und höchst bezeichnend für den Geist, als dessen Organ derselbe zu betrachten ist.

Uebrigens darf ich bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht zurückhalten, daß, trotz des eben Gesagten, in einem gewissen Sinne allerdings dieser Verbindung weder ein hohes Alterthum, noch eine tiefere, philosophische Bedeutung abge-

stritten werden kann. — Der Indifferentismus, speculativ erfaßt, ist nothwendig Pantheismus oder führt zu demselben, so wie umgekehrt die praktische Seite des Pantheismus, — der Punkt, wo er sich im Leben zeigt, die indifferentistische Gleichstellung aller Religionen, und überhaupt die Nivellirung des Wahren und Falschen, des Bösen und Guten ist. Der Pantheismus ist demnach auch das letzte Ziel, in welchem die wirklich forschenden und vorwärts oder in die Tiefe strebenden Köpfe innerhalb der Freimaurerei über kurz oder lang anlangen müssen und anzulangen pflegen. Auf diesem Wege wandeln Unzählige unter ihnen, und zahllose Spuren in ihren Schriften weisen direct oder unter leicht zu lüftender Hülle nach dieser Richtung hin, während die große Masse der philisterhaften Gewöhnlichkeit auf dem rein praktischen Standpunkte des Indifferentismus stehen bleibt. Der Pantheismus aber, in gnostisch-mythischer Hülle, hat sich seit den ersten Jahrhunderten der Christenheit als eine Art Gegenkirche der Lehre des Heils gegenüber gestellt, und diese Ahnentafel, wenn die Maurerei sie in Anspruch nimmt, kann ihr nicht bestritten werden.

Haben wir oben die Behauptung aufgestellt, daß dieselbe nicht älter sey, als die letzte Hälfte des 17ten Jahrhunderts, so ist dieß nur von der jetzigen Form derselben zu verstehen, deren Geschichte freilich nicht höher, als eben bemerkt, hinaufgeführt werden kann, ohne auf erweisliche Lügen oder unerweisliche Hypothesen zu stoßen. Dagegen ist andrerseits aber auch nicht zu läugnen, daß im Mittelalter Bünde und Secten von überraschend ähnlicher Tendenz und Form bestanden, deren Ursprung sich in der Gnose und im Manichäismus verliert, worauf ich ein anderesmal zurückkommen werde. Die Verwandtschaft, ja die moralische Identität dieser Ausgeburten der Finsterniß mit der heutigen Maurerei ist nicht zu läugnen, und in sofern liegt viel Wahres darin, wenn sich die letztere ein hohes Alterthum beilegt. Muß doch überhaupt die Synagoge des Irrthums ihre Tradition haben, wie die Kirche

Gottes! Nur die historische Brücke zwischen jenen ältern, lichtscheuen Vereinigungen und den heutigen Logen kann, eben wegen der großen Lügenhaftigkeit ihrer Adepten, nicht mit Sicherheit geschlagen werden, wie dieß auch die dermalige Meinung aller einsichtsvollen Freimaurer ist. Einer derselben sagt in dem früher schon erwähnten Aufsatze in der deutschen Vierteljahrschrift sehr richtig: daß besonders sogenannte Geschichten der Maurerei dieser letztern schaden, „weil sie diese dem Spott der Gelehrten, dem Lächeln des gesunden Menschenverstandes Preis geben, indem sie Behauptungen aufstellen, welche sich auf den ersten Blick als unerweislich oder als erweislich falsch darstellen“.

Neben der religiösen und kirchlichen Seite der Maurerei verdient aber auch ihr Verhältniß zum Staate eine ernste Betrachtung. — Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, und selbst noch der Gegenwart, haben in ausführlichen und weitverbreiteten Darstellungen sich bemüht, nachzuweisen: daß jede Loge ein Jakobinerklub und die französische europäische Revolution ein bloßes Resultat im Verborgnen wirkender, von geheimen Obern in Bewegung gesetzter und gelenkter Kräfte sey. — Umgekehrt haben die Mitglieder und Schutzredner der Maurerei gegen solche Anschuldigungen auf ihre bekannte, innige Verbindung mit gewissen protestantischen Regierungen hingewiesen, welche von selbst jedweden Verdacht revolutionärer Zwecke und Gesinnungen ausschließe. Mehr noch als dieses, allerdings mancher Entgegnung fähige Argument, dürfte bei denen, die das Innere der Sache kennen, die innere Unbedeutendheit der meisten Mitglieder und die, unter den einzelnen Logen herrschenden Spaltungen und Zerwürfnisse den Gedanken an ein, in sich organisch verbunden, durch einen gemeinsamen Gedanken und durch gemeinschaftlichen Gehorsam zusammen gehaltenes, durch einen Willen bewegtes Ganze ausschließen. Ich glaube, Anklage und Vertheidigung gegen einander abgewogen, Ihnen folgende oberste Anhaltspunkte zur Bildung Ihres Urtheils an die Hand geben zu können.

Es ist ein von vorn her ein schiefer und irriger Gesichtspunkt: Die Maurerei als einen Orden, im Sinne der klösterlichen Institute der Kirche aufzufassen, oder vollends dabei an eine Analogie mit der Gesellschaft Jesu zu denken. Der Vergleich mit dieser beruht auf einer, zwar häufig vorkommenden, aber völlig leeren Anmaaßung maurerischer Schriftsteller, welche durch solche Zusammenstellung eine große Meinung von der innerlich festen und durchgebildeten Organisation ihrer Gesellschaft zu geben suchen, dadurch aber die ohne dieß schon übertriebenen Vorstellungen Unkundiger von der Macht und Bedeutung derselben vollends verwirren. Die Freimaurerei ist, an und für sich, kein Orden, und überhaupt keine Gesellschaft, deren Glieder ihren Obern, allgemein oder innerhalb einer gewissen Lebenssphäre, eigentlichen und wahren Gehorsam schuldig wären. Ein solcher wäre, selbst wenn er verlangt würde, in diesen selbstsüchtig protestantischen Regionen gar nicht möglich, und wenn man in südlichen Ländern, wie in der Carbonaria, der, zu einer rein politischen Verschwörung durchgebildeten Maurerei diese Richtung hat geben wollen, so hat der Versuch gewöhnlich ein schmähliches Ende genommen. Gehorsam ist nicht ohne Opfer denkbar, ja nicht ohne das schwerste unter allen denkbaren Opfern, das des eignen Willens. Der Indifferentismus aber bringt keine Opfer, die Freimaurerei fordert und erhält höchstens Geldbeiträge zu geselligen und wohlthätigen Zwecken. Eben so haben ihre Meister vom Stuhle nicht die leiseste Aehnlichkeit mit dem Alten vom Berge, der bekanntlich seine Jünger in den sichern Tod schickte; sie sind nichts mehr und nichts weniger, als Präsidenten bei Tafellogen und den sonstigen, größtentheils unsäglich läppischen Ceremonien. Endlich ist es auch nicht minder irrig das, was man gewöhnlich Freimaurerei nennt, für ein großes, einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte und Oberhaupte untergebenes Ganze zu halten. Sie ist ein buntes und wüstes Aggregat von vielen, freilich sehr analogen Gesellschaften, die unter sich entweder gar nicht, oder nur durch gele-

gentliche Mittheilung zusammenhängen, zuweilen sogar im offenen Kriege leben, sich, je nach Gelegenheit trennen und wieder vereinigen, entzweien und aussöhnen, für unabhängig von einander erklären, oder wieder mit einander in Verbindung treten, und nur in sofern als ein ganzes angesehen werden können, als Zweck, Geist, Form und Erkennungszeichen bei allen im Wesentlichen dieselben sind, wodurch es dann freilich dem Einzelnen leicht wird, sich auch in einem andern „Systeme" zurecht zu finden.

Mit einem Worte ist also die Maurerei nicht ein Orden, sondern ein Bund, dessen Seele und doctrinelle Tradition, wie oben erwähnt, der Indifferentismus, und der geschlossen ist zur gegenseitiger Hülfe, Förderung und Unterstützung seiner Glieder, so wie zur Ausschließung, Verdrängung und Zurücksetzung aller „Profanen", sobald sich zwischen diesen und einem der Ihrigen ein Conflict der Interessen und Ansprüche vergiebt. Ist der Indifferentismus das religiöse Schiboleth der Maurerei, so ist die politische Seite derselben, ihrer Grundidee nach, folgende: diese geheime Verbindung in mitten aller Uebrigen, geselligen Verbindungen unter den Menschen; als die höchste und souverain berechtigte geltend zu machen, und im Geheimen Staaten, Corporationen und Familien ihr unterzuordnen. Practisch ausgedrückt und in Beispiele gefaßt, läuft dieser maurerische, gegenseitige Schutz darauf hinaus: daß bei allen Wahlen im Staate und in der Gemeinde die maurerische Clique, wenn sie nicht durch innere Spaltungen zerklüftet ist, eine compacte Masse bildet, um einen der ihrigen an's Ruder zu bringen; daß von zwei Competenten um ein Amt, der Maurer dasselbe vor dem Nichtmaurer erhält, wenn ein Glied des Bundes es zu vergeben hat; — daß unter zwei streitenden Theilen in einem Prozesse man den Profanen auch beim klarsten Rechte gern den kürzern ziehen ließe, wenn nicht läßt, falls sein Gegner Freimaurer ist, und die Majorität des Richterkollegiums derselben Loge angehört. Zur Kirche und ihren lebendigen

Gliedern hat sich ohnedieß, in Folge ihres oben geschilderten Grundprincips, die geheime Brüderschaft in dasselbe Verhältniß gestellt, wie der Malteserorden zu den Sarazenen. Diese geheime Macht, ist eben so reell, wie die vorgespiegelte, geheime Regierung der Welt und Lenkung aller Ereignisse durch geheime Obern und nach geheimen Zwecken eine lächerliche Chimäre ist, jene wird daher auch gewöhnlich den Anzuwerbenden als Köder und Lockspeise vorgehalten, und man speculirt dabei nicht ohne großen Erfolg auf den platten Egoismus des großen Haufens, welchem man in der Regel das Versprochene hält. Der Durst nach geheimer Wissenschaft führt heute wohl schwerlich noch Jemanden in die Loge.

Nach dem eben Erwähnten, — welches ich mich für dieses Mal mit jenen Exempeln zu belegen enthalte, die ein großes, deutsches, Ihnen sehr wohl bekanntes Land in Masse darbietet, — ist von selbst klar, welche Stellung die Freimaurerei zu jeder gesunden Staatsordnung nimmt. — Jedweder Regent der Herr in seinem Lande zu bleiben wünscht, müßte gegen das Freimauerwesen, schon aus dem eben angeführten Grunde, und von allem Andern abgesehen, dieselben Maaßregeln ergreifen, die jeder reinliche Mensch gegen gewisse, in guter Gesellschaft nicht füglich nennbaren Insecten nimmt, sobald diese den Versuch machen, sich in den Näthen seiner Kleider einzunisten. Allein die politische Bedeutung der Freimaurerei hat noch eine andere Seite. — Wenn man man der letztern schlechtweg und ohne Unterscheidung directe Versuche zur Revolutionirung und Demokratisirung aller monarchischen Staaten Schuld giebt, so liegt dieser Anklage allerdings ein Irrthum und eine Uebertreibung zum Grunde, und die Sachwalter des Geheimbundes können mit Recht und der Wahrheit gemäß nachweisen, daß in den Ländern, wo die Maurerei unangefochten besteht, oder sogar privilegirt ist, der Loge schlechterdings alle politischen Verhandlungen fremd sind. Jener Vorwurf ist im Gegentheil dahin zu modifizieren: daß, wenn eine Regierung kurzsichtig und verblen-

det genug ist, sich an den Indifferentismus anzuklammern, und die kirchliche und weltliche Verwaltung ihres Landes im Geiste der Auflösung zu handhaben, wenn sie insbesondere so unglücklich ist, einen Kampf mit dem katholischen Glauben ihres Volkes zu unternehmen, — daß dann die Maurerei ihr meistentheils hierzu als williges, und bis auf einen gewissen Grad sehr nützliches Werkzeug dient. — Daß in solchen Ländern in den Logen zum Umsturze der Verfassung und der Staatsgewalt conspirirt werde; — dieß zu behaupten wäre baarer Unsinn. — Im Gegentheil; die, alle natürlichen Bande im Staate und in der Kirche zersägende Maurerei ist unter solchen Voraussetzungen ein treuer Bundesgenosse des Absolutismus, der ihren Zwecken vortrefflich dient. Und wäre sie es nicht, so könnte sie zum Sturze einer solchen Gewalt nichts Wirksameres und Förderlicheres thun, als selbige in ihren selbstmörderischen Bestrebungen diensteifrigst unterstützen. — Wo dagegen in Sitte, Glauben und Institutionen des Landes noch etwas zu zerstören ist, wo die Kirche den alten Boden der Monarchie umhegt und schirmt, wo eine katholische Regierung eins und einig ist mit ihrer natürlichen Verbündeten der allgemeinen Kirche, da weiß jedes Kind, und wer es nicht weiß, den kann ein Blick auf Italien und Spanien belehren, daß der freimaurerische Geheimbund Heerd und Werkstätte, der blutdürstigsten, wahnsinnigsten Umwälzungsprojecte ist. — Jede katholische Regierung, die es seyn und bleiben will, möge hieraus ihr Facit ziehen. Den Andern, welche in der Maurerei eine Stütze des Thrones erblicken, haben wir keinen Rath zu geben. Aber an dem Tage, wo sie in ihren eigenen Interesse das Bedürfniß fühlen werden, einzulenken, — an dem Tage wo keine Täuschung mehr Stich halten, wo eine eherne Nothwendigkeit ihnen die Augen öffnen und ihnen die Trennung von ihren frühern Bundesgenossen gebieten wird, an dem Tage werden sie inne werden, wen sie zu Gaste geladen hatten.

Im Interesse der Wahrheit kann ich übrigens nicht um-

hin, dem Mißverständniße entschieden zu begegnen, als ob jedwede Loge, in jedwedem Lande, nothwendig und unerläßlich ein Sammelplatz von Schurken und moralisch-politischen Giftmischern wäre. — Eine solche Ansicht stünde mit meiner Ueberzeugung in grellem Widerspruche, und ich fühle mich verpflichtet mein strenges Urtheil über die Freimaurerei, auf die Idee des Instituts zu beschränken, und viele Einzelne, ja vielleicht ganze Logen in solchen Ländern, wo die Freimaurerei weder selbst im Kampfe mit der Kirche begriffen, noch ein Werkzeug in den Händen des Kirchenstürmenden Absolutismus geworden ist, aus einem, bei weitem mildern Standpunkte zu betrachten. — Dieß gilt insbesondere von England und Amerika. — Ich kann nicht läugnen, daß in diesen Ländern die Freimaurerei, in sehr vielen ihrer Glieder, einen andern Charakter trägt, als auf dem europäischen Continent. Den meisten englischen und amerikanischen Freimaurern fehlt jene Geheimthuerei, jenes schleichende, duckmäuserige Wesen, welches den tiefer initiirten, deutsch-protestantischen Freimaurer auf den ersten Blick charakterisirt. Von dem bittern, giftigen Fanatismus des Carbornari ist vollends bei jenen keine Rede. — Ist die durchgebildete Demokratie kein günstiges Klima für geheime Gesellschaften? Duldet das souveräne Volk engere Cotterien in seiner Mitte, die der freien Abstimmung irgend gefährlich werden könnten, nur unter der Bedingung der Quasi-Oeffentlichkeit, und in unschädlicher Verallgemeinerung? Ist der Protestantismus in jenen Ländern selbst bis zu dem Grade des Indifferentismus expandirt, daß die geheime Verbindung in seinem Schooße von selbst durch die Ausdehnung ihre Spannkraft verliert? Oder ist der, dem englischen Nationalcharakter innwohnende Hang und Trieb zum corporativen Leben, der zahllose andere, öffentliche Genossenschaften in's Daseyn ruft, ein hinreichendes Gegengewicht? — Ich will diese Fragen nicht entscheiden — aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß in den genannten Ländern die Freimaurerei bei weitem weniger gefährlich und schädlich ist;

als auf dem Continent von Europa, wo einerseits wie unter Buonaparte, der Katholikenhaß mancher Regierungen sie zur Erreichung geheim-polizeilicher Absichten durch alle erdenklichen Mittel fördert, und ihren antikirchlichen Charakter auf die Spitze zu treiben sucht, während andrerseits das Verbot in andern Ländern bei allen Schwachköpfen die Lust nach dem Verbotenen steigert. Bei den Engländern und Amerikanern ist sie nicht viel mehr als eine, mit einigen barocken Formen behängte, wie das ganze übrige Leben in jenen Ländern, indifferentistisch und theophilanthropisch gefärbte Gesellschaft zu gegenseitiger Wohlthätigkeit und geselligem Vergnügen. Die geistige Wichtigkeit und Bedeutung derselben wird von der freien Bewegung aller kirchlichen Genossenschaften, und dem Einfluße zahlloser, merkantilischer, industrieller und ökonomischer Gesellschaften fast bis zum Unmerklichen absorbirt. So dürfte dort die Loge, abgesehen von der Initiation, den Erkennungszeichen und den Ceremonien, denen sich der Katholik, auch ohne ein ausdrückliches Verbot der Kirche, unmöglich unterwerfen könnte, thatsächlich von einem gewöhnlichen Clubb nur schwer zu unterscheiden seyn, — und die Freimaurerei greift unter den dortigen Protestanten wohl nur bei sehr wenigen Individuen in das, ohne dieß so verflachte kirchliche Leben ein. Ruft die Maurerei den Indifferentismus hervor, so zerstört umgekehrt der vollendete Indifferentismus die Maurerei, und es heilt sich, hier wie so oft im Leben, ein Uebel dadurch von selbst, daß es auf die Spitze getrieben wird.

VIII.

Literatur.

Der Cölibat; in zwei Abtheilungen. Regensburg bei Manz. 1841.

(Schluß.)

Der zweite Abschnitt begründet in seiner ersten Hälfte durch eine ausführliche exegetisch dogmatische Untersuchung die Ansicht, daß die keusche Ehelosigkeit, erwählt, um den göttlichen Dingen ungestörter obzuliegen, allerdings als ein Stand größerer Heiligung und Reinheit zu achten, und für ein diensames Mittel zur Förderung christlicher Vollkommenheit zu halten sey, ohne daß man deßwegen zu verkennen brauchte, daß auch der Ehestand „ein heilig und christlich Ding" sey. Es würde uns zu weit führen, dem Verfasser auch darin zu folgen; der Leser aber wird mit uns der Gründlichkeit der Untersuchung, und dem Ernst christlicher Gesinnung, der sich darin ausspricht, seine Anerkennung nicht versagen, und gern dem Resultat beistimmen, daß es für einen Christen eines weitern Beweises nicht bedürfe. „Allein, sagt der Verfasser, Seite 177, leider gibt es unter den Christen eine Menge Heiden, welchen wegen ihrer unchristlichen Gesinnung, Keuschheit und Enthaltsamkeit Chimären sind". Und für diese nun, die aus der heiligen Schrift nicht überführt werden können, nimmt er denn auch noch menschliche Argumentation zu Hülfe, um ihnen darzuthun, „daß Ehelosigkeit und Enthaltsamkeit gar wohl ein, Gott und den Menschen, wohlgefälliges Werk seyn können. Hier begegnet er denn zunächst der Meinung, welche in der natürlichen Beschaffenheit des Menschen und selbst in der biblischen Geschichte seiner Schöpfung eine allgemeine Naturforderung, ehelich zu leben, gegründet finden; als sinnliches Motiv dazu, habe Gott selbst den Geschlechtstrieb in die Natur des Menschen gelegt. Eine schlagendere Widerlegung kann man wohl nicht lesen, als hier unter 10 Absätzen (Seite 182 bis 227) dieser Meinung zu Theil wird. Besonders treffend ist, was unter 4) gegen den Grund für die

Allgemeinheit des Ehegebots, welchen der crasseste Materialismus in der Unwiderstehlichkeit des Geschlechtstriebes gefunden zu haben glaubt, gesagt wird. Kräftig und ohne Rückhalt werden die sittlichen Ungereimtheiten an's Licht gestellt, zu denen die Consequenzen dieses thierischen Standpunktes unvermeidlich führen, welche die Ehe, weit entfernt sie zu fördern, vielmehr untergraben, und jener Ungebundenheit des Fleisches die Herrschaft versprechen, welche jetzt namentlich von dem sogenannten jungen Deutschland als das Ziel der fortschreitenden Civilisation gepriesen wird, in dessen Wortführern „der alte Adam nur nach neuester Pariser Mode sich gekleidet", und, „während er sonst in ekelnder Blöße sich darstellte, als ein modernisirter Stutzer oder Judenjunge daher fährt". Recht gut wird dann im Folgenden noch ausgeführt, wie ohnehin doch unter allen Umständen unzählige Personen ein eheloses Leben zu führen, ohne Rücksicht auf ihren Wunsch und Willen genöthigt werden, wie andre es erwählen, weil sie nur die Verbindung mit dem einzigen Gegenstande ihrer Liebe nicht zu erlangen wußten. „Wenn nun nach Allem diesem unzählige Menschen die Ehe sich vergehen lassen müssen, ohne daß es Jemand eingefallen ist, „solches unrecht zu finden, so ist gar kein Grund abzusehen, warum nicht auch einige, und zwar im Ganzen doch nur wenige, sich dieser Verbindung sollen enthalten wollen. Die absichtliche Ehelosigkeit aber als Verachtung eines von Gott eingesetzten und geheiligten Standes anzusehen, ist schon deßhalb im Allgemeinen unzuläßig, weil anerkannter Weise eine Menge sehr ehrenwerther Motive von der Eingehung einer Ehe abhalten können. Mit Vergnügen wird man den Verfasser auf diesem „weiten Umwege durch ein Gebiet tollen Unsinns", wie er selbst die ganze Ausführung nennt, begleiten. „Es lohnt sich darnach kaum, die Behauptung in dem Zurufe mehrerer katholischen Seelsorger (soll wohl heißen: Leibsorger!) näher zu erörtern, wie jede Unsittlichkeit in der Welt daraus hervorgegangen, daß nicht alle Menschen in den Ehestand getreten, außer welchem es nichts Edles und Großes auf Erden geben könne". — „Die infame Dummheit jener frechen Worte, legt der einzige Hinweis auf Christum — klar zu Tage". Zu einem höhern Begriff von der Heiligkeit der Ehe, die sie so oft im Munde führen', haben sich die Cölibatsgegner, wie Herr Weinmann, „in welchem sich die Verschlungenheit des Menschen mit der niedern Welt auf die widrigste Art offenbart", die Theiner und Andere nicht erhoben; sie haben nicht das Ideal erfaßt, welches die katholische Kirche für die Ehe aufstellt. „Ich bedaure nichts so sehr, sagt der Verfasser bei dieser Gelegenheit, als daß nach Luther's Vorgang, welcher, un-

geachtet mehrmaligen Durchbruches höherer Anschauungsweise im Allgemeinen in der Ehe doch nur ein „weltlich Ding“ erblickte, allmählig dieses Verhältniß immer mehr verweltlichte, so daß man allerhand dabei vorkommendes Juristische in neuern Gesetzbüchern als dessen Wesen behandelt hat, wovon denn auch die Ausdehnung der Auflösbarkeit in's Gränzenlose die natürliche Folge gewesen ist“. Zu einer Ehe im ächten Sinn wird der es nicht bringen, der nur dem „stark sinnlichen Motiv“ folgt, welchem jene Herren so große Gewalt einräumen, und die Vertreter „der unabweislichen Naturforderung des Geschlechtstriebes“ werden auch in der Ehe nicht das Mittel finden, die Sinnlichkeit zu besiegen. Nachdem der Verfasser ferner Seite 239 fg. noch ein unbedeutendes Argument des französischen Encyclopädisten gegen den ehelosen Stand beseitigt hat, berührt er Seite 243 fg. auch noch die Besorgniß, welche wohl „von sentimentalen Philanthropen und zärtlichen alten Jungfern, die mit Sehnsucht der Zeit gedenken, in der auf ihrer Lebensbahn der Ehehafen noch erreichbar schien“, geäußert wird: „der Ehelose werde die edlern Freuden, die süßen Empfindungen, die holden Genüsse, den zartsinnigen Seelenverkehr, die wonnige Herzensgemeinschaft, kurz alle Vorzüge der sittlichen Verbindungen entbehren, welche das Familienleben gewährt“, womit sich denn der Vorwurf verbindet, ein Lediger müße gefühllos seyn, oder es mindestens in seinem Stande werden. Der Verfasser sagt in Beziehung darauf unter Anderm (Seite 248) derb aber treffend: „Wo nicht eine hohle sentimentale Ueberschwenglichkeit diesen Vorwurf erzeugte, da gehört er jener poetischen Philisterwelt an, welche nur die Alltagswirklichkeit schön findet, sich darin wohnlich einrichtet, die Familienverhältnisse als süßeste Gabe des irdischen Lebens betrachtet, und jeden Versuch durch überirdische Anstrengung das Jenseits, das wahre Himmelreich zu nöthigen, sich schon hienieden bei uns heimisch zu machen, für einen Traum erklärt, in welchem man nach einer fremden oder unmöglichen Welt haschen will. — Diese poetischen Maulwürfe, welche es wagen, ihre prosaischen Familienpimpeleien für schön und liebenswürdig auszugeben, bringen es denn auch höchstens zum Auspuhen einer spießbürgerlichen Häuslichkeit, deren Mittelpunkt etwa eine mit israelitischem Kinderseegen überschüttete Landpfarrersehe ist. — Die häusliche Flausrocksbehaglichkeit solcher Handwerker am Parnasse, welche in ihren treuen oder verzerrten, mit Empfindsamkeit überpinselten Bildern des Familienlebens und läppischen Darstellungen häuslicher Glückseligkeit, nur Manufacturarbeiten hervorbringen, ist geflissentlich besorgt, daß kein Zug ihres Thuns und Treibens sich über die gemeine Natürlichkeit, die man für poetische Wahr-

heit hält, erhebe, — Ihr bis zu gänzlicher Austrocknung dürrer Geist, hat vor jeder Schwärmerei und Begeisterung eine entsetzliche Idiosynkrasie. — Ohne Empfänglichkeit, und Fühlhörner für die höhern geistigern und reinern Interessen, welche über den Dunst einer Familienstube hinaus streben und wirken, und, statt den Himmel in unsre irdischen Pygmäen-Verhältnisse herabzuziehen, dieselben durch Entlastung von irdischem Ballast ätherhaft und geschickt zum Aufsteigen in dem Himmel nähere Regionen zu machen, befangen in engen und niedern Kreisen selbstsüchtiger Empfindungen, erblicken solche Menschen überall Mangel an Gefühl, wo sein Geist ihnen begegnet, welcher sich der beschränkten Sphäre entschwungen hat, in der sie umher handthieren. — Ergießt sich aber wider Willen vom Himmel her einmal ein Strom erhebender Gefühle in ihren Busen, dann bekämpfen sie mit knöchernem Begriff die himmlischen Ankömmlinge, und halten die höhere Hebung ihres Herzens für eine Anfechtung, für einen Anflug der Schwärmerei. Doch auch in die kostbaren Fetzen eines hochtrabenden und vornehm tönenden philosophischen Raisonnements kleidet sich dieser Vorwurf der Gefühllosigkeit. — Ich möchte aber unsere, von vornigen Philosophen, die alles Andere als von hinten herausgekommen ansehen, und so dunkel schreiben, daß man sie für große Geister hält, weil man sie nicht versteht, wohl umgekehrt fragen, ob der Firniß von weltweisheitlichem Geschwätze, womit man den Anstrich einer Nöthigung der Vernunft zum ehelichen und Familien-Leben herausbringen will, im Grunde eine edlere Selbstsucht verdeckt, als die man dem Ehelosen andichten will, oder von welcher der sentimentale Philister besessen ist; der in solider Humanität die Ledigkeit seines freiwillig ehelosen Mitmenschen wüthend begeifert. Was heimelt denn diese Genossen in ihrem Familienleben in der Regel anders so an, als der Reflex ihres liebeigenen Selbst, dem sie überall in ihren Umgebungen begegnen u. s. w." — „Ohne die christliche Liebe, ohne diese übersinnliche und übernatürliche unvergängliche Grundveste und Säule kein Bestand irgend eines kreatürlichen Verhältnisses — die Demuth aber, ohne welche eine christliche Gesinnung nicht denkbar ist, vernichtet alle Selbstsucht".

Wir haben diese Stelle ausgezogen, weil sie vor andern Schreibart und Gesinnung des Verfassers charakterisirt, wobei man sich nur noch häufige und geschickte Einmischung von Allegaten aus den verschiedensten Werken hinzudenken muß. Dieselbe Lebendigkeit der Darstellung zeigt sich auch, indem der Verfasser zum Schlusse dieses Abschnittes noch des hemmenden und zur Weltlichkeit herabziehenden Einflusses

erwähnt, welchen unter Umständen die Schwachheit, deren Name Weib ist, auf den Mann ausüben könne.

Der dritte Abschnitt oder die zweite Abtheilung endlich greift den Hauptgegenstand dieser Schrift unmittelbar an; er beleuchtet den Cölibat der Geistlichen nach allen religiösen und sittlichen, kirchlichen und weltlichen Rücksichten, auf dem Grunde des christlichen Glaubens ruhend, Geschichte und Erfahrung überall beachtend, fern von Einseitigkeit und Befangenheit, in lebendigster Darstellung. Er ist, wie der wichtigste, so auch wohl der gelungenste Theil des Buches. Der Raum gestattet uns nicht mehr, den Inhalt auch dieses Abschnittes im Einzelnen genauer zu verfolgen. Wir wollen uns darauf beschränken, nur einzelne Bemerkungen daraus hervorzuheben, wie sie uns ohne Suchen auffallen, welche geeignet scheinen, zum Selbstlesen des ganzen Buches anzureizen, das wir jedem, der sich für die Sache irgend interressirt, er sey Für oder Gegen gestimmt, wenn es ihm um Wahrheit zu thun ist, empfehlen, wobei er sich aber nur an die Sache selbst, an den Kern halten, und nicht durch hie und da hervortretende Unebenheit der Schale sich abschrecken lassen möge.

Seite 13. „Die Hoheit des Berufes, des Amtes und der Stellung, welche mir nach dem Bisherigen in dem evangelischen Clerus eine precäre, subjective und mannichfach dependente erscheint, wird von der katholischen Kirche für deren Priesterschaft als eine absolut nothwendige, unabänderliche und objective, von jeder außerkirchlichen Potenz (namentlich dem Staate) innerlich unabhängige postulirt. Die Grundanschauung der katholischen Kirche beruht wesentlich auf dem Innewerden, daß die tiefere Bewußtwerdung der ewig einen und unveränderlichen christlichen Wahrheit an Streit und Kampf, an eine Geschichte geknüpft ist. Diese Erscheinung fordert die Nothwendigkeit einer sichtbar lebendigen Autorität, die in jedem Kampfe die Wahrheit sicher erkennt und vom Irrthümlichen ausscheidet“.

Seite 18. „Nie wird daher auch der Geistliche große Dinge thun, wenn ihm nicht, wie Sailer sagt, mit göttlicher Stärke die Größe seines Berufes in die Seele blitzt. Vor allen Dingen muß er himmlisch gesinnt seyn, denn wer nur Sinn hat für das, was ewig ist, hat keinen für das, was irdisch, was vergänglich ist. „„Mögen Andre, sagt Augustinus, sich zur Freude ein weltlich und irdisch Theil erwählen, das Theil der Gläubigen (Heiligen) ist der ewige Herr; mögen Andre todtbringende Lüste schlürfen, mein Theil ist der Kelch meines Herrn““. — In wem aber darf man diese auf die Güter der Erde und ihre Freuden verzichtende

Gesinnung eher vermuthen, als in dem, welcher die Gemeinde zu dieser Gesinnung anleiten soll? Wahrlich, wenn die Virginität als die entwickelte Blüthe der evangelischen Kraft und Macht sich darstellt, welche im menschlichen Gemüthe waltet, so kann dieselbe doch nirgends zuversichtlicher gesucht und gefunden werden, als beim Priester, beim Verkündiger des Evangeliums".

S. 20. „Ueberall, wo man nicht an den Cölibat denkt, ist zu allen Zeiten und aller Orten die Beharrlichkeit auf dem Wege zu einem würdigen Ziele, die Bereitwilligkeit, an dessen Erreichung die besten Kräfte zu setzen, die Entschlossenheit, Alles auch noch so Theure der Möglichkeit der Gewinnung des Ziels zum Opfer zu bringen, das Streben, sich über alle hindernde Einflüsse in eine höhere Region zu erheben, und in der kräftigen Gediegenheit des ungetheilten Willens muthig die Hand nach der Palme auszustrecken, welche lieblich am Ziele sich wiegt, für einen Beweis höhern Seelenadels, einer himmlischen Abstammung, eines Begnadigtseyns mit edelern Mitteln gehalten worden. — Wenn, wir nun diese loben, daß sie sich bemühen, dasjenige zu erreichen, was sie sich vorgesetzt haben, und wenn wir Lob und Bewunderung desto höher erheben, je erhabener der Zweck sich darstellt, den eine ungetheilte und compacte Willenskraft zu erringen bemüht ist, so können wir unmöglich dem, welcher in edelster Aufopferung nicht für sich, sondern für andre eine unvergängliche Krone zu erringen sich thätig bemühet, die allerhöchste Achtung, Liebe und Bewunderung in seinem Thun versagen; denn über den engen irdischen Beschluß des Lebens hinaus arbeitet ein Solcher. In diesem Lichte aber stellt sich der Priester der christlichen Kirche dar. Warum soll denn allein ihm nicht geziemen, was wir in weit untergeordneten Verhältnissen um vergänglicher Zwecke willen verlangen und billigen?"

S. 35. „Es ist daher nicht zu verwundern, daß das Priesterthum von Anbeginn an die Empfehlung und das Preisen der Gabe der Enthaltsamkeit, welche als eines der reinsten und erhabensten Erzeugnisse evangelischer Kraft sich darstellt und von Christo selbst und den Aposteln gepflegt war, als eine ihm allgemein gestellte Aufgabe erkannte, und die von Christo angeregte Sehnsucht nach dem Himmelreiche jenem vom Sohne Gottes gegebenen Winke mit gleichem Rechte, wie bei unzählig vielem Andern, wozu Christus nur den Keim gelegt hatte, die entsprechende Auslegung und Entwickelung gab". Kann doch selbst Bayle nicht umhin, anzuerkennen, wie die Note zu dieser Stelle anführt: Rien n'est plus propre à faire fructifier l'Evangile, que de croire, que ceux, qui le prechent, ont mortifié leur chair et se

privent des plaisirs mêmes, que les gens du monde peuvent prendre impunement. On a consideré que le mariage trainoit avec soi cent occupations terrestres et sensuelles, qui faisoient trop de diversion aux exercices sacerdotaux.

„Daß die Erhebung zum Gesetze weit später erfolgte, kann nur von denjenigen als ein Grund wider den Cölibat angeführt und derselbe nur durch diejenigen als ein willkührlicher Act geistlicher Herrschergewalt qualificirt werden, welche der Geschichte noch nicht abgelernt haben, daß fast alles Recht, und namentlich die Hauptbestimmungen desselben auf Satzungen beruhen, welche nicht auf Willkühr irgend eines Machthabers zurückgeführt werden können. — Erst wenn ein Gesetz sich nicht mehr in das Herz eingeschrieben findet, schreibt man es auf das Papier. Dort publicirte es Gott. Der Mensch löschte es aus und erließ sein äußerliches Gebot".

S. 52. „Wäre der reine Geist des christlichen Lebens nicht in Folge der Nichtswürdigkeit so vieler Seelsorger aus der Gemeinde gewichen gewesen, wäre nur die Hälfte des Clerus mit der christlichen Liebe erfüllt, von der christlichen Klarheit erleuchtet gewesen, womit z. B. Thomas v. Kempis begnadigt war, so würden die menschlicherweise ewig beklagenswerthen, gewaltsamen Catastrophen, welche in der Geschichte den Namen „Reformation" führen, gar nicht haben eintreten können, und hätten weder Anlaß noch Stoff gefunden, auch keine Quelle mehr gehabt. — So mußte durch Zulassung des nun drei Jahrhunderte lang genährten Zwiespalts in der christlichen Kirche, deren Wesen gerade mit in die Einheit zu setzen ist, dieselbe durch ihren eignen Schaden die Größe der Schmach kennen lernen, in welche die Sünde der Menschen, und namentlich der Geistlichen, sie gestürzt hatte, um dadurch den Pfad ihrer in bessere Beleuchtung getretenen Bestimmung wieder aufzufinden. Der Reformatoren Beginnen aber, welche die Kirche reformiren wollten, ehe sie selbst sich reformiren und einen höhern Standpunkt gewinnen mochten, ist dadurch gekrönt, daß ihre Theorie von einer unsichtbaren Kirche auf eine Art realisirt wird, die wohl nicht in ihrer Absicht lag. Denn wenn es mit der Entfernung vom alten Glauben in der Negation positiven Inhalts der Religion so fortgeht, wie bisher, dann wird man im Protestantismus mit der Zeit von einer Kirche nichts mehr sehen, und der Proceß der Unsichtbarmachung wird dann als vollendet anzusehen seyn".

S. 68. „Die Erfahrung . . . . zeigt, daß die katholischen Geistlichen mit seltner Ausnahme trotz des Fortbestandes des Cölibatsgesetzes keusche Enthaltsamkeit zu bewahren wissen. Der größte Theil dieses Cle-

heit hält, erhebe. — Ihr bis zu gänzlicher Austrocknung dürrer Geist, hat vor jeder Schwärmerei und Begeisterung eine entsetzliche Idiosynkrasie. — Ohne Empfänglichkeit und Fühlhörner für die höhern geistigern und reinern Interessen, welche über den Dunst einer Familienstube hinaus streben und wirken, und, statt den Himmel in unsre irdischen Pygmäen-Verhältnisse herabzuziehen, dieselben durch Entlastung von irdischem Ballast ätherhaft und geschickt zum Aufsteigen in dem Himmel nähere Regionen zu machen, befangen in engen und niedern Kreisen selbstsüchtiger Empfindungen, erblicken solche Menschen überall Mangel an Gefühl, wo ein Geist ihnen begegnet, welcher sich der beschränkten Sphäre entschwungen hat, in der sie umher handthieren. — Ergießt sich aber wider Willen vom Himmel her einmal ein Strom erhebender Gefühle in ihren Busen, dann bekämpfen sie mit knöchernem Begriff die himmlischen Ankömmlinge, und halten die höhere Hebung ihres Herzens für eine Anfechtung, für einen Anflug der Schwärmerei. Doch auch in die kostbaren Fetzen eines hochtrabenden und vornehm tönenden philosophischen Raisonnements kleidet sich dieser Vorwurf der Gefühllosigkeit. — Ich möchte aber unsere, von vornigen Philosophen, die alles Andere als von hinten herausgekommen ansehen, und so dunkel schreiben, daß man sie für große Geister hält, weil man sie nicht versteht, wohl umgekehrt fragen, ob der Firniß von weltweisheitlichem Geschwätze, womit man den Anstrich einer Nöthigung der Vernunft zum ehelichen und Familien-Leben herausbringen will, im Grunde eine edlere Selbstsucht verdeckt, als die man dem Ehelosen andichten will, oder von welcher der sentimentale Philister besessen ist, der in solider Humanität die Ledigkeit seines freiwillig ehelosen Mitmenschen wüthend begeifert. Was heimelt denn diese Genossen in ihrem Familienleben in der Regel anders so an, als der Reflex ihres liebeigenen Selbst, dem sie überall in ihren Umgebungen begegnen u. s. w." — „Ohne die christliche Liebe, ohne diese übersinnliche und übernatürliche unvergängliche Grundveste und Säule kein Bestand irgend eines kreatürlichen Verhältnisses — die Demuth aber, ohne welche eine christliche Gesinnung nicht denkbar ist, vernichtet alle Selbstsucht".

Wir haben diese Stelle ausgezogen, weil sie vor andern Schreibart und Gesinnung des Verfassers charakterisirt, wobei man sich nur noch häufige und geschickte Einmischung von Allegaten aus den verschiedensten Werken hinzudenken muß. Dieselbe Lebendigkeit der Darstel-

cölibatäre Geistlichkeit gegenüberstehen möge, sagt, worin sich manche treffende Bemerkungen auch in Hinsicht auf die großen kirchlichen Fragen unsrer Zeit finden, welche die Lenker der Staaten wohl beherzigen sollten. Allen Protestanten aber möchten wie zur Beherzigung empfehlen, was der Verfasser bei dieser Gelegenheit von sich selbst sagt, indem er der Zärtlichkeiten erwähnt, „welche wir (Protestanten) ihnen (den Katholiken) mit dem Judaskusse protestantischer Toleranz spendeten, indem wir, mit Verschweigung alles Hohen, Reinen und Uebermächtigen in ihrer Kirche und deren Uradels, nur die Scandale ihrer ehrlosen Diener an die Sonne der Oeffentlichkeit stellten, welche aus dieser Crise das giftige Gewürm des Haders, des Neides, der Unduldsamkeit hervorbrütete, das sich in unsern Herzen einnistete". „Fürwahr, sagt er, ich selbst habe langen Kampf gehabt, ehe ich diese mir von Außen in Schule und Leben eingeimpfte Sippe zu verabschieden im Stande war, und mich, kraft der protestantischen Freiheit des Forschens, der Wahrheit wieder nähern konnte, welche in der protestantischen Manier, die Geschichte zu behandeln, zur Knechtschaft der Lüge verkehrt wird".

IX.

Ueber das medicinische System von Ringseis.

Historisch-politische Blätter, für das katholische Deutschland bestimmt, sind, also will es scheinen, nicht der schickliche Ort, um über medicinische Schriften in ihnen zu verhandeln. Sind aber solche Schriften der Art, daß sie als ein Ereigniß gelten können, dann sind sie Historisch; breiten sie nicht blos über Gesundheit und Krankheit des Individuums, seine Physiologie und Pathologie und Therapie sich aus, sondern anolog über die gleichen Zustände in den politischen Genossenschaften, dann sind sie auch politischer Natur; durch beides also geeignet, in historisch-politischen Blättern berührt zu werden. Sind diese Schriften nun aber auch in

ihrer Art rund und voll Katholisch; setzen sie in Mitte der Verwirrung, die auf dem religiösen Gebiete herrscht, den Grund der katholischen Wahrheit siegreich in die Mitte, sie in alle Folgen eines lebendig gegliederten Systemes auseinanderlegend; dann haben solche historisch-politischen Blätter, die sich dem katholischen Deutschland bestimmen, die Verpflichtung, über den Inhalt der hochwichtigen Erscheinung sich mit ihm zu verständigen, und ihre ganze Bedeutung ihm auszulegen. Daß dies in einer Weise geschehe, wie es Geist und Form der Zeitschrift verlangen, und nicht in Solcher, wie sie sich in einer medicinischen gebühren würde, muß sich von selbst verstehen.

Daß Ringseis das System der Medicin, enthalten in dem Buche, von dem hier die Rede seyn soll, dem Grunde der katholischen Wahrheit aufgesetzt, geht schon aus dem Glaubensbekenntniß hervor, daß er am Ende desselben p. 548 gemacht. „Es ist der vollständigste Beweis gegen mich und Alles, was ich behaupte, zu wissen: daß ich an Gott, Christus, Sündenfall und Erlösung, ja sogar an den Teufel glaube, dagegen völlig ungläubig bin an die Unfehlbarkeit der Zeitgötzen, und an den unendlichen Fortschritt der Naturwissenschaft. Was braucht es weiter; ich habe mich selbst verurtheilt“. Auf diesem seinem Glauben ruht das ganze Buch, es ist nur die Ausführung desselben durch alle Momente. Auf seinem Unglauben aber gründet die Polemik; die er der Verwirrung entgegensetzt, die der entgegengesetzte Unglauben an das Höhere auf diesem Gebiete wie überall angerichtet. Erweis't aber seine These, selbst über ihre unmittelbare Region hinaus, sich von einer überraschenden Fülle der Fruchtbarkeit; ist die Antithese seiner Polemik zermalmend und vernichtend gegen den Irrthum; bejaht die Eine und verneint die Andere also frank und frei mit Gott, und zeigt sie sich darum, wie furchtlos so auch siegreich, mitten in einer Zeit, die seit lange sich angewöhnt, gegen Gottes Bejahung zu verneinen, und dagegen das von ihm Verneinte zu bejahen: dann ist solch

ein freies, unumwundenes Bekenntniß der Wahrheit, wie es hier von einem Gebiete sich her vernehmen läßt, das der Feind schon längst als sein Eigenthum betrachtet, ein wahrhaftes Ereigniß, und darum der aufmerksamsten Betrachtung würdig.

Der Gründer des Systemes, um seinem Werke Raum zu machen, kehrt zuerst die Polemik vor, und schildert uns die Anarchie, die im Reiche der medicinischen Wissenschaft herrscht. Alle die Gestalten, die er dort vor uns aufführt, sind ein wohlbekannter Spuck, wir haben sie schon anderwärts gesehen; die Larven haben sich nur geändert, und die Costüme sich verwechselt. Sie sind allzumal in regno confusionis eingebürgert, und helfen dies Reich auszubreiten und zu mehren auf der Erde. Es sind nun viele Jahre her, daß die Genossen dieses Reiches eine mächtige Ausrüstung gemacht, und das große Langschiff den Bucentaurus bestiegen, um auf hohem Meere die Verlöbniß mit dem Abgrunde zu feiern. Als die sämmtliche Schiffsgenossenschaft versammelt war, und der Strich der Winde günstig sich gewendet, hat der Meister hinter ihr die Thür verschlossen, und das Schiff ist lustig in's Meer hinaus gesegelt. Anfangs ist das in herkömmlicher Weise von Statten gegangen; der Bucentaur auf Kiel und Rücken liegend, hat nach dem Polarstern aufgeschaut, und darnach seinen Lauf gerichtet. Das wollte aber den innen Beschlossenen allzu langweilig bedünken; und sie haben nicht geruht, bis sie den leichten Segler durch subtile Kunst umgewendet; also daß er sich auf seinen Bauch legend, den Sternen oben den Rücken zugekehrt, Masten und Segel aber gegen den Abgrund hingerichtet. Das konnte nicht geschehen, ohne Anfangs viel Verwirrung anzurichten, und inwendig ein groß Getöse und Gepolter hervorzurufen. Der Ballast, der von Natur nach abwärts strebt, mußte die Höhe suchen; die Betten entließen ihren Inhalt, wie ehemals die Gräber gethan; die Tische streckten alle viere nach aufwärts aus, und die Menschen suchten es ihnen, wenn auch nur halb und kümmerlich

nachzuthun. In der Schiffscapelle konnte die ewige Lampe sich nicht so leicht in die Neuerung finden, und goß in der ersten Ueberraschung ihren Inhalt aus. Die Glocken ließen fortan ihre Stimmen aus der Tiefe vernehmen; die Todten, in den Grabgewölben beigesetzt, und die Kelleresel mochten der schönen Aussicht durch die Dachlucken sich erfreuen. Da die Segel unten in der Meeresströmmung giengen, das Steuerruder aber oben in die Winde griff, veränderte sich auch die Commandantschaft wie von selber; Capitän und Steuermann wurden in die Cajute confinirt, die Schiffsjungenschaft aber wurde souverän, und das Capitanat empfieng in Submission die höheren Weisungen. So stellte sich Alles, wie es schien verkehrt, und die Sache wurde auf den ersten Blick auffallend und befremdlich. Die Akademie also, die sich mit eingeschifft, erhielt den Auftrag, den Handel zurecht zu richten. Sie urtheilte: es sey allerdings ein altes und darum tief eingeprägtes Vorurtheil: der Mensch sey zum aufrechten Gang bestimmt, und die Füße hätten die Bestimmung sich ihm als seine Träger unterzustellen. Viele Gründe aber sprächen dafür, daß es ursprünglich anders bestellt gewesen, und daß damals dem Magen und Zubehör die Oberstelle zugekommen. Ehe der sogenannte Sündenfall eingetreten, seyen, wie gar nicht zu zweifeln, alle Geburten wahre Steißgeburten gewesen; erst seit dem Augenblicke, wo dem Menschen die Augen aufgegangen, und er das Böse und das Gute erkannt, hätte die verkehrte Geburt in die Kopfgeburt sich umgestellt; und wie seither der Mensch in die Natur eintrete, also gebühre es sich, müsse er auch ihr gemäß wandeln all sein Leben lang, und nicht die wahre Mutter, die ihn geboren, schnöd mit Füßen treten. Alle historischen Spuren leiteten daher auch zu der Annahme hin, daß die früheren Menschen noch lange Bauchhändler und nicht Bauchfüßler gewesen; und was man von der Schlangenfüßigkeit der Titanen erzähle, deute offenbar darauf, daß diese unsere Altvordern sich der geschmeidigen Hände zu ihren Lauferercitien bedient. Der spätere Mißgriff

habe offenbar in der grundlosen Annahme eines Gottes, den man sich in der Höhe gedacht, gewurzelt, und dem zu Willen man nun in unnatürlicher Weise sich aufgerichtet. Da aber eine solche Annahme eine Hypothese sey, deren man nicht länger mehr zur wissenschaftlichen Begriffsbildung bedürfe; so falle damit der Grund hinweg, der die Menschheit also schief gezogen, und diese müsse zur Bekämpfung des grauen Vorurtheils, auf dem historischen Wege vorwärts schreitend, sich in den alten Zustand zurück versetzen. Alles was die Anhänger des Mißbrauchs sagen mögen, würde durch den Augenschein sich dann widerlegen lassen können, um so mehr, da der Beweis ad absurdum als unstatthaft nicht weiter zugelassen wird. — Das Gutachten der Akademiker fand großen Beifall; die Unbequemlichkeiten, die die ungewöhnliche Haltung mit sich führte, wurden durch einige Uebungen leicht beseitigt; man hatte bald eingelernt, daß die Linke die Ehrentatze sey, auch fand man sich bald darin, daß man, um bei irgend einem Punkte anzukommen, sich rückwärts von ihm entfernen müsse. Als man die neuen Handgriffe gehörig einexerzirt, entstand ein großer Jubel in der Schiffsbesatzung, und man beschloß sofort zur wirklichen Verlöbniß mit dem Abgrunde zu schreiten. Der Ring wurde an ein großes Schiffstau festgebunden, und mit ihm ins Meer herabgeworfen. Der alte Leviathan, der wie ein hungriger Hay sich stets im Grunde unter dem Kiele hielt, roh die Asung, schnappte nach ihr, und verschlang den Ring zusammt dem Ende des Taues. Fortan war er, wie das Roß im Gespanne, dem Schiff in Dienstbarkeit gebunden, und er zog es im pfadlosen Meere nach seinem Wohlgefallen. Leicht beschwingt tanzt es ihm durch die Wellen nach, bis es ihm etwa gefällt, die hohe Verlobte zu sich in's Wasserbett hinabzuziehen.

Unter den Akademikern haben auch die Naturforscher, und unter diesen wieder die Aerzte sich eingeschifft, über die Sanität der Leviathansbraut die Huth und Wache zu übernehmen. Diesen war es nun geschehen, daß sie im Schwindel

der Seekrankheit ihr Inneres von sich gegeben, und den Quark allzumal ausgespien. Was sie etwa von Geist in sich mit an Bord genommen, war ihnen dadurch in den Spucknapf nach außen getreten; und wie der Aether, wenn man ihn aus der Flasche gießt, von den Wänden länger nicht gehalten, verfliegt; so war ihnen auch der entstöpselte Geist in die Lüfte zerstoben und verdünstet. In der Kälte, die die Verflüchtigung erwirkt, aber hatte das Residuum, ihr Aeußeres, zum Innern geworden, mit einer Speckhaut sich überlaufen, und war zu einem caput mortuum erstarrt, einer Art von Mola mit einem Rudiment von Wasserkopf, von dem aus sie dann über die Natur speculirten und experimentirten. Der Tod, der in diesem Mondkalb sich eingeleibt gefunden, kann nur das Todte sich assimiliren, und aus ihm wieder Todthaftes zeugen und ausgebähren. Die Natur also wurde, um sie freßbar zu machen, zuvor abgeschlachtet und gewürgt, mit dem geifernden Speichel besalbt und penetrirt, und also zum Begriff gebracht. Ein Gott über ihr, der Alles ordnet und beschickt, also urtheilten sie mit den Andern, welche unnütze Zuthat; und vollends ein Teufel, der ihm wieder Alles verdirbt, welche läppische Kinderfabel? Ein Beseeltes außer mir anzunehmen, da ich in mir selber keines finde, welche willkührliche, unbegründete Voraussetzung? Die Materie ist ausgedehnt, und sich ausdehnend denkt sie die geometrische Gestalt; der Punkt denkt die Linie, wenn er in sie ausgeflossen; die Fläche, wenn die Linie, wieder fließend geworden, in die andere Dimension sich ergossen; er denkt endlich den Körper, wenn die Fluction auch in die dritte Dimension gegangen. Eben so rechnet die Materie, weil sie zeitlich ist, und bildet ihre Formeln; wie sie über Beide hinaus nach innen sich bewegt, und ihre logischen Categorien sich erbaut. Auf diese Weise hat sich die Welt aus sich selbst heraus gestaltet, was soll ihr ein Gott, der sie nur genirt? der Leib hat sich um das Herz eben so ausgebildet, was wird's einer Seele bedürfen? Keiner dieser fabelhaften Seelen ist es noch gelungen, sich so zur Handgreiflichkeit zu cohobiren und

zu inspissiren, daß die dicken Finger dieser Knochenmänner sie hätten betasten und begreifen mögen; wenn eine solche sich ja auch nur verspüren lassen, sie hätten nicht geruht, bis sie den flüchtigen Irwisch und Nachtvogel eingefangen; sie hätten ihn dann in einer Sublimatauflösung ersäuft, und in ihren Kabinetten, neben den aufsteigenden Rülpsen Kants, und neben seinen nach abwärts gehenden Träumen eines Geistersehers beigesetzt. Da es aber also nichts mit der Seele ist, wird die ungeheure Anmaßung der Unsterblichkeit gleichfalls abgewiesen. Glaubt es nur der Weisheit der Welt, ihr seyd maustodt, wie ihr ausgeathmet; und das wird so lange dauern, bis die große Rechenmaschine in England vollendet ist, die Alles, und zuletzt auch sich selbst, fort und fort, immer wieder auf's Neue ausrechnet. Die dortige Regierung schont auch deßwegen keine Ausgabe, um das Werk zu fördern, und es wird hoffentlich vor dem Tunnel noch vollendet seyn. Alle bisherigen sogenannt lebenden Maschienen haben bisher jedesmal kleine Rechnungsfehler gemacht, und sind dann an dem Irrthum immer umgekommen. Die medicinische Facultät ist daher die controllirende Oberrechnungskammer gewesen, die diesen Irrthümern auf's fleißigste nachgegrübelt, und wenn es anders noch Zeit gewesen, zur Besserung und zum Schadendersatz die Straffällige angehalten. Als das Pensum im äussern Ausschuß also mathematisch corrigirt gewesen, und practisch die Allopathik nach dem Princip contrariis contraria curentur in der Analysis des Endlichen gebessert, die Homöopathik aber nach dem andern Grundsatz similia similibus curentur in dem Infinitesimalcalcul geheilt, hat der geheime Rath endlich den ganzen Prozeß in die Hegelsche Logik dialectisch hinein bewegt, und nun hät auch hier die welthistorische Entwicklungsphase begonnen. Da der Organismus nur der Microcosmus des Macrocosmus ist, dieser also eigentlich in jenem krank geworden, so wird die Heilmethode auch gegen ihn gerichtet seyn. Die Arznei wird daher am besten ins Meer geschüttet, damit der Abgott, der bekannte große Vielkopf der Menschheit, zuerst

der Seekrankheit ihr Inneres von sich gegeben, und den Quark allzumal ausgespien. Was sie etwa von Geist in sich mit an Bord genommen, war ihnen dadurch in den Spucknapf nach außen getreten; und wie der Aether, wenn man ihn aus der Flasche gießt, von den Wänden länger nicht gehalten, verfliegt; so war ihnen auch der entstöpselte Geist in die Lüfte zerstoben und verdünstet. In der Kälte, die die Verflüchtigung erwirkt, aber hatte das Residuum, ihr Aeußeres, zum Innern geworden, mit einer Speckhaut sich überlaufen, und war zu einem caput mortuum erstarrt, einer Art von Mola mit einem Rudiment von Wasserkopf, von dem aus sie dann über die Natur speculirten und experimentirten. Der Tod, der in diesem Mondkalb sich eingeleibt gefunden, kann nur das Todte sich assimiliren, und aus ihm wieder Todthaftes zeugen und ausgebähren. Die Natur also wurde, um sie freßbar zu machen, zuvor abgeschlachtet und gewürgt, mit dem geifernden Speichel besalbt und penetrirt, und also zum Begriff gebracht. Ein Gott über ihr, der Alles ordnet und beschickt, also urtheilten sie mit den Andern, welche unnütze Zuthat; und vollends ein Teufel, der ihm wieder Alles verdirbt, welche läppische Kinderfabel? Ein Beseeltes außer mir anzunehmen, da ich in mir selber keines finde, welche willkührliche, unbegründete Voraussetzung? Die Materie ist ausgedehnt, und sich ausdehnend denkt sie die geometrische Gestalt; der Punkt denkt die Linie, wenn er in sie ausgeflossen; die Fläche, wenn die Linie, wieder fließend geworden, in die andere Dimension sich ergossen; er denkt endlich den Körper, wenn die Fluction auch in die dritte Dimension gegangen. Eben so rechnet die Materie, weil sie zeitlich ist, und bildet ihre Formeln; wie sie über Beide hinaus nach innen sich bewegt, und ihre logischen Categorien sich erbaut. Auf diese Weise hat sich die Welt aus sich selbst heraus gestaltet, was soll ihr ein Gott, der sie nur genirt? der Leib hat sich um das Herz eben so ausgebildet, was wird's einer Seele bedürfen? Keiner dieser fabelhaften Seelen ist es noch gelungen, sich so zur Handgreiflichkeit zu cohobiren und

zu inspissiren, daß die dicken Finger dieser Knochenmänner sie hätten betasten und begreifen mögen; wenn eine solche sich ja auch nur verspüren lassen, sie hätten nicht geruht, bis sie den flüchtigen Irwisch und Nachtvogel eingefangen; sie hätten ihn dann in einer Sublimatauflösung ersäuft, und in ihren Kabinetten, neben den aufsteigenden Rülpsen Kants, und neben seinen nach abwärts gehenden Träumen eines Geistersehers beigesetzt. Da es aber also nichts mit der Seele ist, wird die ungeheure Anmaßung der Unsterblichkeit gleichfalls abgewiesen. Glaubt es nur der Weisheit der Welt, ihr seyd maustodt, wie ihr ausgeathmet; und das wird so lange dauern, bis die große Rechenmaschine in England vollendet ist, die Alles, und zuletzt auch sich selbst, fort und fort, immer wieder auf's Neue ausrechnet. Die dortige Regierung schont auch deßwegen keine Ausgabe, um das Werk zu fördern, und es wird hoffentlich vor dem Tunnel noch vollendet seyn. Alle bisherigen sogenannt lebenden Maschienen haben bisher jedesmal kleine Rechnungsfehler gemacht, und sind dann an dem Irrthum immer umgekommen. Die medicinische Facultät ist daher die controllirende Oberrechnungskammer gewesen, die diesen Irrthümern auf's fleißigste nachgegrübelt, und wenn es anders noch Zeit gewesen, zur Besserung und zum Schadendersatz die Straffällige angehalten. Als das Pensum im äussern Ausschuß also mathematisch corrigirt gewesen, und practisch die Allopathik nach dem Princip contrariis contraria curentur in der Analysis des Endlichen gebessert, die Homöopathik aber nach dem andern Grundsatz similia similibus curentur in dem Infinitesimalcalcul geheilt, hat der geheime Rath endlich den ganzen Prozeß in die Hegelsche Logik dialectisch hinein bewegt, und nun hät auch hier die welthistorische Entwicklungsphase begonnen. Da der Organismus nur der Microcosmus des Macrocosmus ist, dieser also eigentlich in jenem krank geworden, so wird die Heilmethode auch gegen ihn gerichtet seyn. Die Arznei wird daher am besten ins Meer geschüttet, damit der Abgott, der bekannte große Vielkopf der Menschheit, zuerst

der Seekrankheit ihr Inneres von sich gegeben, und den Quark allzumal ausgespien. Was sie etwa von Geist in sich mit an Bord genommen, war ihnen dadurch in den Spucknapf nach außen getreten; und wie der Aether, wenn man ihn aus der Flasche gießt, von den Wänden länger nicht gehalten, verfliegt; so war ihnen auch der entstöpselte Geist in die Lüfte zerstoben und verdünstet. In der Kälte, die die Verflüchtigung erwirkt, aber hatte das Residuum, ihr Aeußeres, zum Innern geworden, mit einer Speckhaut sich überlaufen, und war zu einem caput mortuum erstarrt, einer Art von Mola mit einem Rudiment von Wasserkopf, von dem aus sie dann über die Natur speculirten und experimentirten. Der Tod, der in diesem Mondkalb sich eingeleibt gefunden, kann nur das Todte sich assimiliren, und aus ihm wieder Todthaftes zeugen und ausgebähren. Die Natur also wurde, um sie freßbar zu machen, zuvor abgeschlachtet und gewürgt, mit dem geifernden Speichel besalbt und penetrirt, und also zum Begriff gebracht. Ein Gott über ihr, der Alles ordnet und beschickt, also urtheilten sie mit den Andern, welche unnütze Zuthat; und vollends ein Teufel, der ihm wieder Alles verdirbt, welche läppische Kinderfabel? Ein Beseeltes außer mir anzunehmen, da ich in mir selber keines finde, welche willkührliche, unbegründete Voraussetzung? Die Materie ist ausgedehnt, und sich ausdehnend denkt sie die geometrische Gestalt; der Punkt denkt die Linie, wenn er in sie ausgeflossen; die Fläche, wenn die Linie, wieder fliessend geworden, in die andere Dimension sich ergossen; er denkt endlich den Körper, wenn die Fluction auch in die dritte Dimension gegangen. Eben so rechnet die Materie, weil sie zeitlich ist, und bildet ihre Formeln; wie sie über Beide hinaus nach innen sich bewegt, und ihre logischen Categorien sich erbaut. Auf diese Weise hat sich die Welt aus sich selbst heraus gestaltet, was soll ihr ein Gott, der sie nur genirt? der Leib hat sich um das Herz eben so ausgebildet, was wird's einer Seele bedürfen? Keiner dieser fabelhaften Seelen ist es

So weit waren wir in diesem Feld zu dieser Zeit gekommen, da trat dem Ausbruch der eigentlichen Tobsucht ein Umstand doch entgegen. Als einst in einer Gesellschaft in Rom, wo P. Rothahn zugegen, viel von dieser Lage der Dinge geredet worden, hatte der General lange schweigend zugehört; endlich war er in die Worte ausgebrochen: aber Eines bleibt uns sicher noch, der Tod und das Gericht. Ja dieser Tod, wir haben ihn in alle Weise zu vergessen uns bemüht, aber er hat mit unserem Gedächtniß einen Bund geschlossen, daß es nimmer von ihm lassen wolle; und wie sehr wir seine Erinnerung umblümen, er schaut überall ernst und scharf hindurch. Und wie das Gedächtniß sich mit ihm verschworen, so hat das Gewissen mit dem Richter einen Pact gemacht, daß es hinter seinem Boten sein Gericht immer in Aussicht hält; nam cuncta quae fiunt, adducet Deus in judicium pro omni errato, sive bonum, sive malum illud sit, sagt der alte Grübler im Ecclesiastes. Weil aber diese beiden letzten Dinge immer das Finale der großen Lebensfastnacht bilden, und die beste Freude dem eingefleischten Gott auf Erden immer mit dem tiefen Welt-

paßt recht wohl dahin. Dann folgt Preußen, der Sohn, der Logos, der dem ganzen Verbande, als er in der Reformation durch Säcularisation hinzugetreten, den Namen gegeben. Kant, der die Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft geschrieben, und die Kirchenluft durchaus nicht leiden konnte, war von da, und würde sich wohl fügen. Für Schlesien bliebe dann der heilige Geist übrig, die Macht und die Kraft, was wieder wohl auf Fichte paßt, der bekanntlich ein Schlesier oder naheherum gewesen. Aber er war ein zu alttestamentarischer Mann, ein zu zorniger und eifersüchtiger Gott, der bis zum vierten Gliede strafte, überdem zuletzt sogar des Atheismus angeklagt. Verdrießlich ist es, daß Hegel ein Schwabe gewesen, dem wäre die Rolle überaus gerecht, wie er seine Sendung dafür denn auch recht ausdrücklich ausgesprochen. Wahrscheinlich indessen werden seine Altvordern mit den andern Sueven von der Oder in's Schwabenland eingewandert seyn, und haben die Incunabeln der Philosophie des späten Urenkels mit dem andern Gepäcke in die Neckargegend mit sich eingeführt.

schmerz stören; darum ist es in seiner Göttlichkeit erhebendem Gefühle ihm nicht recht geheuer zu Muth geblieben, und viele der Divinitätspartikeln haben in aller Stille sich davon geschlichen, und wieder bei der alten Demüthigkeit sich einrangirt. Diese nun hat ihrerseits sich zusammengenommen, und um in ihrer Bescheidenheit sich zu befestigen, hat sie die auf dem Narrentheiding umgekehrten Dinge in aller Sänfte wieder zurecht zu rücken angefangen; in Kirche, Staat und Schule, überall hat die Wendung geschehen müssen, und so denn auch in der Heilkunde. Dazu insbesondere war ein Mann vonnöthen, der allerlei Eigenschaften in sich vereinigte. Die, welche überall das Oberste zu unterst gekehrt, und bemüht gewesen, den Gott sich anzueignen, um ihn in sich vom Tode des Nichtseyns oder des unvollkommenen Seyns zu wecken, und also zu erlösen, haben darüber aber sich in der Person vergriffen, und sind an den Unrechten, den Gott der Finsterniß gerathen, der nun, in ihnen zur Assimilation gelangt, den Tod und das Nichtseyn in ihnen ausgegossen. Darum mußte der, welcher das Unterste wieder zu oberst kehren sollte, das Gegentheil von diesem Allem seyn. Er mußte in aller Einfalt und Bescheidenheit nach dem Gotte suchen, der jenen Hoffärtigen sich entzogen und verschlossen, und sich von ihm aneignen lassen; damit dieser die eingedrungene Bemaklung des andern tilge, und also vom Uebel ihn erlöse. Er mußte daher, kurz und rund gesagt, aufrichtig, schlicht und ohne Vorbehalt und Phrase katholisch seyn; katholisch im ganzen und vollsten Sinn des Wortes. Da er in seinem Gebiete aus der Unordnung zur Ordnung aufräumen sollte, da er statt des Fluches den Segen hinüberzutragen die Bestimmung hatte, mußte er den ganzen Umfang der Verwirrung, die ganze Größe des Unheils, die Tiefe des Fluches kennen, und diese Kenntniß des Bösen durfte ihn doch nicht verunreinigt haben; die Unschuld mußte in Mitte des Verderbens ihm geblieben seyn, damit er den Muth in sich finde, ihm furchtlos entgegenzutreten, und als Vorkämpfer des Guten siegreich alle Wuth des Bösen zu bestehen.

Da die Verkehrer und Verkehrten in der Wissenschaft, auf das eigene Ich sich setzend, sich auf das falsche Princip begründet, und damit eben die Umwälzung im innersten Grund hervorgerufen; so mußte der Wiederhersteller in ihr auf die innerste Unterlage höherer Wahrheit gesetzt, von dort aus ihr ganzes Gebiet durchschauen, damit er überall die Wurzel des Irrthums erkennend, in der Macht der Einheit sie auswerfen und ausreuten könne. In dieser Durchschauung und Durchleuchtung mußte er jedem sein Recht gewähren, jedes Begründete in seiner Sphäre anerkennen, und selbst in Mitte des Unbegründeten das theilweise Wohlbegründete ablösen und benutzen. Wie es daher von ihm gefordert wurde, daß er im ganzen Umfang seines Gebietes heimisch sey, so mußte ihm auch die Entwicklung seiner Kunst durch alle Zeiten stets gegenwärtig bleiben, damit er ihre Tradition in den großen Meistern aller Jahrhunderte erkenne und pflege, und sie dann in das gereinigte Bette hinüberleite. Da diese Kunst aber das Leben, seine Gesunde und Fehle, zu ihrem vorzüglichen Augenmerke hat, und dies Leben im Leibe seine plastische Seite dem Auffassenden entgegenwendet, so mußte er diese Seite auch mit plastischem Sinne zu ergreifen wissen; er mußte in langer Erfahrung vertraute Bekanntschaft mit allen Erscheinungen dieser Sphäre erworben haben und sie zu deuten und zu ordnen wissen. Er durfte daher kein Phantast, kein Schwebler und kein Nebler seyn; sondern ein Geist der gleich geübt, die Aehnlichkeiten der Dinge zu erfassen, und die Unähnlichkeiten zu unterscheiden, mit hellem, scharfem, klarem Auge um sich und ins Innere der Dinge schaut. Fand das Alles sich beisammen, dann konnte auf dem Markte Babels einige Ordnung werden.

Der Augenschein giebt zu erkennen, daß in Ringseis diese Eigenschaften so ziemlich sich zusammengefunden; nicht etwa weil er ein Wunderkind, ein neuer Knalleffect, in die Welt getreten, bestimmt um alle früheren Knaller zu überknallen; sondern weil er sich schlicht und recht, wie ihn Gott

geschaffen, zu conserviren gewußt, und nachdem er zum Manne gereift, die Jugend in ihrer Frische und Schuldlosigkeit, wie Alle wissen, die ihn kennen, sich bewahrt. Er hat sein Glaubensbekenntniß oben abgelegt; es lautet auf Gott, Sündenfall, Christus und Erlösung, auf den Teufel sogar; ist also ganz katholisch, und was diese seine Worte verschweigen, ergänzt sich vollgültig in seinem Leben. Von dieser Seite fehlt also nichts, was erforderlich ist zu dem Werke. Daß er seine Weltweisheit nicht auf die Welt, sondern auf ihren Urheber gründet, darin wird er freilich einen Sprachschnitzer sich vorwerfen lassen müssen; aber der kleine Verstoß wird eben in seinem Katholicism die Entschuldigung finden, und in der damit zusammenhängenden Neigung zu allzu tiefer Gründlichkeit. Wie weit die Raum und Zeit durchdringende Kraft seines geistigen Auges reicht, wird am besten aus seinem Buche sich entnehmen lassen: denn, aus ihren Werken sollt ihr sie erkennen! Zwanzig Jahre und länger hat er seinen Natursinn in den Sphären seiner Wissenschaft sich umschauen lassen; Allem was sich ihm hier dargeboten, hat er auf den Grund zu sehen sich bestrebt; von den Gauklern und Histrionen hat er sich zu ihren Wagstücken nicht bereden lassen; im geistigen Hochmuth hat er Hirngespinnste nicht in die Natur hineingesehen; nur die in ihn eingespiegelten Bilder hat er ihr abgesehen, und sie in sich nur in's Leben hineingehoben. Alle nothwendige Erforderniß zu seinem Werke hat er sohin besessen, der Muth hat ihm gleichfalls nicht gemangelt; und so ist auch der Erfolg dem Unternehmen nicht abgegangen. Sie schelten ihn zwar um nichtsdestoweniger einen Phantasten, einen unwissenschaftlichen Frömmler, und einen Arzt der oben in Excelsis schreite, unten aber mit den Wölfen heule; ergänzen aber dadurch nur in negativer Weise, was sich auf Positive festgestellt; so wie auch sein Werk im Beifall der Einen und im Widerspruch der Andern sich bewährt. In diesem Werke hat die katholische Ansicht von der Natur des Menschen, und ihrem Wechsel in Gesundheit und in Krankheit sich ausgelassen, und der Un-

zahl protestirender Systeme, steht dieses fest, auf der höheren Einheit ruhend, entgegen, sie Alle bekämpfend, und was wahr in ihnen ist, in sich befassend, das Falsche aber ausscheidend und abstoßend. Wie die Kirche also von je in Mitte der Irrlehren gestanden, an ihnen aber sich innerlich in ihrem Grunde stärkend, und in ihrer Entwicklung nur schärfer sich begränzend; so erwartet auch diese Lehre von denen, die zu ihr zu halten in der Gemeinschaft des Principes sich gedrungen finden, die weitere Ausführung und Bekräftigung, auf dem Wege des Satzes; von den Gegnern aber, die der feindliche Grund ihm entgegenführen wird, auf dem Wege des Gegensatzes. Sein Urheber überläßt nämlich den Dünkel auf Unfehlbarkeit seiner Auffassung in allen Momenten, denen die mit ihrem stinkenden Hochmuth seither so viele farbenschillernde Blasen aufgetrieben, die dann in alle Lüfte zerplatzt. Ihnen sey es daher gesagt, um ihren schärfesten Hohn herauszufordern: sein System, eben weil es Alles durchwachsend in Anerkenntniß einem Jeden sich gefügt, bewährt und corrigirt sich in Allem; und die Irrthümer, die es etwa in der untersten Region in sich beschließt, werden oben in der höchsten durch die kirchliche Lehre von der Rechtfertigung sich berichtigen lassen; wie die Heilkraft der Natur und das Thun des Arztes, in der Erlösung und dem Thun des Menschen bei der Aneignung derselben, Vorbild und auch Norm und Correctiv finden müssen.

Es würde sich jetzt gebühren, um ein selbständiges Urtheil des Lesers über diese Lehre zu begründen, sie hier in einem allgemeinen Umriß vor seinen Augen auszuführen. Ein Solches aber würde mit dem Geiste und der Bestimmung dieser Blätter sich nicht vertragen, die ein Eingehen in den Grund medicinischer Dinge nicht gestatten. Blos also, um das verständlich zu machen, was wir aus unserem Gesichtspunkte und dem der Zeitschrift noch über diese bedeutende Erscheinung beibringen wollen, müssen wir einige der bedeutendsten Linien in den Umrissen der Lehre nachzeichnen; an Allem vorübergehend, was sich etwa der Gemeinverständlich-

keit entzieht. Drei Blätter werden in kürzester Kürze das Alles fassen.

Jedes Ding in der Natur bis zu den einfachen Stoffen hinunter hat, also sagt die Lehre, ein inneres Bildendes in sich, ein äußeres Bildsames und ein mittleres Gebildetes. Was die bildende Mineralseele im Krystall früher vorgebildet, wird später im äußeren Stoffe nachgebildet; und indem die bildende Kraft sich im Bild erschöpft, ist das Gebilde der Krystallisation hervorgegangen. Das in dieser Region Bildende ist in einer höheren wieder Bildsames geworden, indem im Schöpfungsprocesse zum bereits früher Vorhandenen Ersten, ein zweites gestaltendes Wort des Schöpfers hinzugekommen, und nun das Pflanzenreich durch die Einwirkung dieser neuen alldurchdringenden Seele auf den unteren Bildungsstoff aus ihm hervorgegangen. Fortan wird jede besondere Pflanze durch den Verein zweier Geschlechter, zu einem vorbildlichen Keim durch Zeugung hervorgerufen; der zuerst in einer Nährmutter aufgenommen, dort ein Nachbildliches sich vollends zugestaltet, und nun zum Pflanzensaamen zeitigt in der Erde; der dann, aus seiner Zusammenwicklung, durch den selbstbereiteten Pflanzensaft in Organen sich entwickelt, und selbst wieder zeugende Pflanze, zu einem ganzen Volk pflanzlicher Individuen wird. Als im Fortschritt der Schöpfung ein drittes Schöpfungswort zu den Andern hinzugetreten, hat dies als thierische Seele in eine innerlichere Region dem früher Gebildeten, Pflanzenhaften, das ihr jetzt dienstbar Beseeltes und ein Bildsames geworden, sich eingesetzt, und indem es einen Leib sich aus ihm angebildet, hat es in diesen sich in's Gangliensystem eingewohnt, von dem aus, es im ganzen Leibe allgegenwärtig, im Flüssigen des Blutes, zu dem es die Speisen sich bereitet, den ganzen animalischen Körper in seinen Organen aus Ponderabelm und Inponderabelm sich erbaut, und ihn zur Fortpflanzung und Erzeugung geschickt gemacht. Diese Seele in ihrer bewußtlos bildenden Seite regiert von diesen Gang=

lien aus, nicht blos die Organe des unteren Lebens; sondern auch die höheren, in denen die Sinnes=, Phantasie= und Verstandesbilder entstehen; alle Organe des Begehrens und der willkürlichen Bewegung, das ganze Gehirnsystem als Gebildetes, und in sofern es als solches bewußtlos wirkt. Mit ihrer bewußten Seite aber beherrscht diese selbe thierische Seele, in dreien Stufen abgegliedert, als wahrnehmende, gemüthlich Fühlende und Begehrende, auch alles Bewußte in den Sensationen, der Phantasie, dem Gedächtniß, Vor= und Ferngefühl, Träumen, im Nachtwandeln, Urtheilen und Schlüssen; dann Willkühr und Bewegung, endlich das gemüthliche Gefühl des Angenehmen und Unangenehmen, Gewissen und Selbstgefühl, die bei den Thieren jedoch alle, bei der Abwesenheit der innersten Region, nur auf die unteren und äußeren Dinge hingerichtet sind. Aus Flüßigem entstehen dabei, wie die Sinnesbilder, so auch alle andern Gestaltungen im Organischen; und sind jene von der bewußten, wollenden Seele zwar gebildet, doch selber in der bewußtlosen äußerlichen Seite derselben, aktiv in's relativ passive, das ist das mütterlich Stoffige, Sinnorganen=Flüßige eingeschrieben, und geben also dem Sinnorgane eine passive Gestaltung. Die vollkommen ausgezeugten und ausgeprägten Sinnenbilder aber werden in der Seele festgehalten, und von Phantasie und Gedächtniß ohne neuen Sinneseindruck in Erinnerung gebracht. Wird der Sinn oder Takt aber zum Durchblicken der Dinge in ihrer Innerlichkeit gesteigert, dann wird er zum Verstande, zur Vernunft, wenn die Seele das durch Sinn und Verstand Aufgenommene, und durch Gedächtniß und Phantasie Bewahrte, in Einung und Scheidung discursiv zu bewegen weiß; was bei Thieren wieder nur aufs Untere und Aeußerliche geht, und in sofern es ein Selbstiges denkt zum Selbstbewußtseyn führt, und selbst eine Art von Gewissen in sich befaßt. Nach abwärts geht das Selbstbewußtseyn durch das Gemüth und seine angenehme und unangenehme Gefühle, ins Begehrungsvermögen über; indem die Begier von

keit entzieht. Drei Blätter werden in kürzester Kürze das Alles fassen.

Jedes Ding in der Natur bis zu den einfachen Stoffen hinunter hat, also sagt die Lehre, ein inneres Bildendes in sich, ein äußeres Bildsames und ein mittleres Gebildetes. Was die bildende Mineralseele im Krystall früher vorgebildet, wird später im äußeren Stoffe nachgebildet; und indem die bildende Kraft sich im Bild erschöpft, ist das Gebilde der Krystallisation hervorgegangen. Das in dieser Region Bildende ist in einer höheren wieder Bildsames geworden, indem im Schöpfungsprocesse zum bereits früher Vorhandenen Ersten, ein zweites gestaltendes Wort des Schöpfers hinzugekommen, und nun das Pflanzenreich durch die Einwirkung dieser neuen alldurchdringenden Seele auf den unteren Bildungsstoff aus ihm hervorgegangen. Fortan wird jede besondere Pflanze durch den Verein zweier Geschlechter, zu einem vorbildlichen Keim durch Zeugung hervorgerufen; der zuerst in einer Nährmutter aufgenommen, dort ein Nachbildliches sich vollends zugestaltet, und nun zum Pflanzensaamen zeitigt in der Erde; der dann, aus seiner Zusammenwicklung, durch den selbstbereiteten Pflanzensaft in Organen sich entwickelt, und selbst wieder zeugende Pflanze, zu einem ganzen Volk pflanzlicher Individuen wird. Als im Fortschritt der Schöpfung ein drittes Schöpfungswort zu den Andern hinzugetreten, hat dies als thierische Seele in eine innerlichere Region dem früher Gebildeten, Pflanzenhaften, das ihr jetzt dienstbar Beseeltes und ein Bildsames geworden, sich eingesetzt, und indem es einen Leib sich aus ihm angebildet, hat es in diesen sich in's Gangliensystem eingewohnt, von dem aus, es im ganzen Leibe allgegenwärtig, im Flüssigen des Blutes, zu dem es die Speisen sich bereitet, den ganzen animalischen Körper in seinen Organen aus Ponderabelm und Inponderabelm sich erbaut, und ihn zur Fortpflanzung und Erzeugung geschickt gemacht. Diese Seele in ihrer bewußtlos bildenden Seite regiert von diesen Gang-

lien aus, nicht blos die Organe des unteren Lebens; sondern auch die höheren, in denen die Sinnes-, Phantasie- und Verstandesbilder entstehen; alle Organe des Begehrens und der willkürlichen Bewegung, das ganze Gehirnsystem als Gebildetes, und in sofern es als solches bewußtlos wirkt. Mit ihrer bewußten Seite aber beherrscht diese selbe thierische Seele, in dreien Stufen abgegliedert, als wahrnehmende, gemüthlich Fühlende und Begehrende, auch alles Bewußte in den Sensationen, der Phantasie, dem Gedächtniß, Vor- und Ferngefühl, Träumen, im Nachtwandeln, Urtheilen und Schlüssen; dann Willkühr und Bewegung, endlich das gemüthliche Gefühl des Angenehmen und Unangenehmen, Gewissen und Selbstgefühl, die bei den Thieren jedoch alle, bei der Abwesenheit der innersten Region, nur auf die unteren und äußeren Dinge hingerichtet sind. Aus Flüßigem entstehen dabei, wie die Sinnesbilder, so auch alle andern Gestaltungen im Organischen; und sind jene von der bewußten, wollenden Seele zwar gebildet, doch selber in der bewußtlosen äußerlichen Seite derselben, aktiv in's relativ passive, das ist das mütterlich Stoffige, Sinnorganen-Flüßige eingeschrieben, und geben also dem Sinnorgane eine passive Gestaltung. Die vollkommen ausgezeugten und ausgeprägten Sinnenbilder aber werden in der Seele festgehalten, und von Phantasie und Gedächtniß ohne neuen Sinneseindruck in Erinnerung gebracht. Wird der Sinn oder Takt aber zum Durchblicken der Dinge in ihrer Innerlichkeit gesteigert, dann wird er zum Verstande, zur Vernunft, wenn die Seele das durch Sinn und Verstand Aufgenommene, und durch Gedächtniß und Phantasie Bewahrte, in Einung und Scheidung discursiv zu bewegen weiß; was bei Thieren wieder nur aufs Untere und Aeußerliche geht, und in sofern es ein Selbstiges denkt zum Selbstbewußtseyn führt, und selbst eine Art von Gewissen in sich befaßt. Nach abwärts geht das Selbstbewußtseyn durch das Gemüth und seine angenehme und unangenehme Gefühle, ins Begehrungsvermögen über; indem die Begier von

der Macht zu können, nie von der wirklichen Realisirung im Thun sich unterscheidet, das eine Willkühr voraussetzt, die nach dem Beginne sich selbstbewußt zu Bewegungen bestimmt; also einen gewissen Grad von Spontaneität und Freiheit im Thiere voraussetzt. Endlich hat Gott in der Schöpfung zu einem vierten Worte alles Vorhergestaltete in seinem Centrum mit dem eigenen Geiste angeathmet; und im Innersten ist der Geist des Menschen nun eingekehrt, der, indem er das Innerlichste, Göttlich Geistige wahrnimmt, liebt, bewundert und will, aus seiner tiefern Region hervor, die mehr äußerliche thierisch physische, vegetative und materiell siderische Region erhöht zur Freiheit und Unsterblichkeit, zur Intelligenz und Sprache und zur aufrechten Stellung; also daß der Mensch aufgerichtet die göttliche Region berührt. So aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, war er in allen seinen Regionen, und mit allen vollkommen harmonisch; einsichtig in göttliche, menschliche und natürliche Dinge, allem Andern als Herr, König und Priester übergeordnet. Da wendete er von Gott sich ab, und nährte sich nicht mehr in Gott; sein Verhältniß zu ihm war gebrochen, und so wurde er, in seinem Geben wie Empfangen, auf die siderische und elementare Region beschränkt; und durch die Liebe zu den untergeordneten Dingen zeugte er fortan sich vielfältig materielle und unmaterielle Afterbildnisse ein. Es bedurfte eines Erlösers, damit er des Einstrahlens göttlicher Einflüsse wieder empfänglich werde; weil das Böse den von Gott Entleerten in Besitz genommen. Er kam, und mit ihm die Restauration der verderbten, verkommenen geistigen Stufe bewußtlos gebildeter Organisation, und der Wiedereintritt geistiger Bilder durch göttliche Erscheinungen, Verkündungen, Ueberlieferungen. Was er früher in sich hatte, göttliches Schauen, Wollen und Können wird ihm nun von außen als Gesetz und Regel vorgehalten; er wird dann wieder in Sacramenten und Sacramentalien mit göttlicher Speise genährt; und die Kirche wacht fortan über

diese Wiederherstellung. Dazu bedarf es bei dem zu Heilenden des gegen die geistiggöttliche Region gewendeten Gewissens; es bedarf der Aneignung des in dieser Region Vorgedachten durch den Glauben und des Nachwollens und Nachthuns dessen, was Gott vorgewollt und vorgethan durch den besseren Willen. Der thierische Verstand ergänzt sich dann durch die Einsicht in den innersten unzeitlichen und unräumlichen Grund der Dinge in Gott und in der Idee; und was diese eingegossene Einsicht ihm gewährt, trägt die gleichfalls gesteigerte Vernunft in ihre Strömung ein. Auch das Gemüth wird ihm in Liebe, Verehrung, Bewunderung und begeisterter Andacht ergänzt; der gute Wille von Gott berührt, ringt dem Bösen, der nicht eine bloße Passivität, sondern eine Activität ist, gleich ihm selber, die Freiheit ab, die allein durch Selbstthun des Rechten in Unterwerfung gewonnen wird; und indem diese will, was Gott der erste Lehnsherr will, erlangt sie auch in den göttlichen Kräften die Macht, das Gewollte auszuführen, und in ihr kömmt die Herrschaft der höchsten und innersten Region über die unteren Regionen dann zur Ausführung. Wille, Geist und Gemüth treten dann im Gebete in Contact mit Gott, dem Urquell aller Macht und alles Lebens, und ernähren sich in göttlichen Bildern und Stoffen.

Das ist nicht ein Lichtbild der Propädeutik, ihren ganzen Reichthum in sich beschließend; nur eine Skizze, die allgemeinsten Umrisse angebend, aber hinreichend zu unserm Zwecke; und ausführlich genug, um Jeden, der sie ergänzen möchte, zu bestimmen, sie im Buche selber zu studiren. Mit der folgenden zweiten Abtheilung, die Gesundheit und ihre Breitengrade, und der dritten, die Pathologie abhandelnd, müssen wir uns noch kürzer fassen. Vollkommene Gesundheit ist nur im ursprünglichen Zustande gewesen; seit dem Falle ist nur eine relative zurückgeblieben, die eine Disposition zur Krankheit in sich hat, die aber selber wieder die Möglichkeit mehrerer Breitegrade innerhalb der Gränzen der Gesundheit

gestattet. Ohne diese Gränzen zu überschreiten, kann die Blutmenge und seine Beschaffenheit im ganzen Körper, oder einem Theile wechseln; eben so Menge und Qualität des Immateriellen; auch selbst die Form des Festen kann ohne Schaden der Gesundheit sich verändern. Eben so mögen alle Verrichtungen des Lebens einem Wechsel unterliegen, ohne nothwendig Gesundheitsstörung herbeizuführen; ein unvollkommen Verähnlichtes, selbst ein eigentlicher Krankheitssamen, so lange er in Unwirksamkeit vom Leben niedergehalten wird, führt sie noch keineswegs herbei. Die Gesundheit bleibt dann immer noch vorwiegend, am meisten im ersten, dem vorbildlichen am nächsten kommenden Grade, dem relativ normalen, der die möglich beste Gesundheit constituirt. Die Heiterkeit des Lebens aber trübt sich schon dunkler, wenn die abweichenden Dispositionen eintreten, die sich auf vier zurückbringen lassen; von denen zwei auf die organischen Stoffe, zwei auf die organischen Thätigkeiten bezüglich sind; jene auf quantitativ und qualitativ zu viel oder zu wenig entwickeltem Blute, diese auf zu viel oder wenig thätigen Kräften ruhen. Den Säftebeschaffenheiten und Mengen dort entsprechen hier Kräftezustände, und es kann in beiden Schwäche aus Ueberfluß und Schwäche aus Mangel, beide in verschiedenen Graden, dem der Reizbarkeit und des Torpors bestehen, und diese Schwächen können den ganzen Organism, oder nur einzelne Theile affiziren, und immer noch kann Gesundheit, bis zum Scheintod hinunter, andauern. Wie um die Gesundheit des Leibes, so ist es auch um die der Seele und des Geistes beschaffen; auch sie hat ihre Breite, innerhalb welcher Unwissenheit, Irrthum, Willensschwäche beschlossen sind, ohne in eigentliche Krankheit auszuarten. Uebermaaß, zu geringes Maaß oder Verkehrtheit der Erkenntnisse, Gemüths- und Willenskraft begründet in beiden Regionen nur die Disposition; Unwissenheit entspricht der torpiden Schwäche; Irrthum dem Krankheitssaamen im leiblichen Leben, Unsittlichkeit aber ist theils Ver-

setzung, theils falsche höhere Zeugung. Diese Disposition wird nun aber erst durch den Zutritt eines fremdartig Thätigen zur Krankheit. Die Seele sucht den Leib, ihm Form aufdrückend, zu einem Abbilde von sich selbst zu machen; in sofern sie nun durch das Fremdartige darin gehindert, statt das Aeußere zu beherrschen, von ihm beherrscht und bestimmt wird, und das Nichtbezwungene und Nichtassimilirte keineswegs auszuscheiden vermag, muß das Leben in der thätigen Rückwirkung desselben erkranken. Das Fremdartige wird dann Krankheitsursache, und weil als Störendes, Kränkendes thätig, setzt es in den Lebensproceß des Individuums durch Selbstbewegung und Selbstbildung einen eigenen Proceß, den man Krankheitsproceß nennt. Die Seele dieses Processes ist in manchen Fällen ohne sichtbare leibliche Gestaltung; in der Regel aber ein Immaterielles mit materiellem Träger, das, wie bei allen Kontagien und Miasmen, nicht aus einem Samen erzeugt, entweder den niedersten Lebensprincipien, der elementaren Natur angehört; oder durch die pflanzenhaften, zoophytischen, korallenähnlichen Bildungen, die es angenommen, mit seinem Boden, dem Organism, verwachsen, sich bis zur selbstständigen Absonderung von demselben in den Würmern abstuft. Weil dem Leben fremdartig, sind diese Krankheitsursachen ihm Parasiten und Schmarozerwesen, und ihrem Thun entspricht in ihm ein Lassen; und an der Wechselwirkung von Thun und Lassen entwickelt sich eben der krankhafte Pseudoproceß, in Mitte des Lebensprocesses, und ihm feindlich entgegengesetzt. In ihm wirkt der Parasit, über gewisse organische Dinge, ponderable und imponderable, feste und flüssige gebietend; ihnen sein Bildungsgesetz aufprägend, sie entweder nur dynamisch bewegend, oder wie in Entzündungen und Exanthemen, aus ihnen sich in leiblicher Form ausgestaltend. Der Organism wirkt seinerseits zurück durch das, was im Leben noch heil geblieben; dadurch die Krankheitsursache und ihren Proceß beschränkend; aus den Thätigkeiten beider aber entstehen Bildungen und Be-

wegungen, die man Diagonale nennen könnte. Krankheit ist also Schwängerung des Organism's durch ein Afterwesen, das im Krankheitsheerde durch Entwicklung des Keims entwickelt, den der Kranke aufgenommen, sich selbst reproduzirt; und dann zur Reife gelangt, durch Naturbestrebungen in der Crise wieder ausgeschieden wird. Der in der heißen, lauen oder kalten Entzündung aus dem Blute gebildete niedere Leib dieses falschen Wesens, ist in der Regel ein halbflüssiger, nirgend scharf begränzter, schleimiger, polypöser, häutiger Körper; oft ästig, flechtenartig, wie eine Schlingpflanze; bisweilen von eigenen Gefässen durchsetzt, und hat nur in einigen, zu thierischer Selbstständigkeit gelangten Krankheitswesen der Art, den Ganglиösen vergleichbare Nervenfäden und einen Nahrungsschlauch. Oft sind solche Pseudoorganismen bloße Individuen, bald sind Viele zu einem Volk vereinigt; manche wachsen und reifen und vergehen, ohne Nachkommenschaft zurückzulassen; während andere in Sprößlingen ihrer Art fortleben, wie z. B. bei der Krätze. Alle zehren während ihres ganzen Bestehens vom Vorrathe des Organism's, und ihren Actionen entsprechen Passionen in allen Elementen desselben, deren Formen vom Sitz und der Disposition der Theile abhängen, und die für sich nichts, sondern nur Schatten eines Wesenhaften sind. Zu der Krankheitsursache und der Passion, die sie im Organism weckt, kömmt dann noch ein drittes Moment, der Charakter, die Konstitution der Krankheit hinzu, die von der natürlichen Konstitution des Kranken selbst abhängt, und den Rahmen bildet, innerhalb welchem die Passionen und die pseudoplastischen Processe enthalten sind, und nach Ort und Zeiten wechseln. In dieser Triplicität ist die ganze Genesis des Krankheitsprocesses enthalten; und von ihr aus wird dann die siegreiche Polemik gegen die bisherigen einseitigen Systeme geführt, die sich gegenseitig zum katholischen, allgemein gültigen System ergänzen müssen. Der Proceß, in diesen seinen geschiedenen Momenten und ihrer Wechselwirkung, eingetragen in die geschie-

denen Regionen des Menschen, bleibt überall derselbe, nur nach der Höhe der Region in seiner Potenz gesteigert. Da die Seele und der Geist reale, falsche oder wahre, Bilder leiblicher, seelischer und geistiger Zustände des eigenen Selbst oder anderer Wesen erhalten; so werden diese, wenn sie mit der sie aufnehmenden Region zwar unverträglich, aber durch Gründe noch verbesserlich sind, dort den bloßen Irrthum bilden. Sind sie aber unverbesserlich, fix und unzerstörbar, und üben nun eine thätig assimilirende, sich zubildende Wirkung auf die Seelengebiete, werden sie sofort zu Parasiten, und begründen sogleich den seelischen oder geistigen Krankheitsproceß mit seinen Actionen und Passionen und allen seinen Modalitäten. Die Klassification der Krankheiten knüpft sich daher an dasselbe Princip, eben so die Nomenklatur; und es begreift sich leicht, daß, ist erst die Entstehung der Krankheit in solcher Weise in allen ihren Momenten begriffen, auch die Heilung derselben, in wie fern sie vom Arzte abhängt, gegeben ist. Die vierte Abtheilung, die allgemeine Therapie enthaltend, beschäftigt sich mit dem Heilverfahren auf diesen Grund erbaut; eine Auseinandersetzung, die wir aber hier, unserm Zweck gemäß, als dem Arzte von Beruf angehörig, übergehen müssen.

Schon aus dieser kurzgefaßten Darstellung, die nur die summarische Abschattung eines licht- und farbenreichen Ganzen ist, ergiebt sich: daß in dieser Lehre jede Macht, Gott, die Natur, die Person, selbst der Teufel sein gebührend Theil erlangt. Gott als Schöpfer, als heilender Erlöser und als lenkender Geist vor Allem das Ganze; in ihm aber wieder zunächst die g e i s t i g e Region, und von dieser aus implicite dann die tieferen Gebiete. Die Natur gleichfalls die Gesammtheit, in sofern alles Creatürliche ihr angehört; vor dem Andern aber die Pforte des Eingangs im untern leiblichen L e b e n, und durch diese dann nacheinander alles Höhere, in sofern es eine bewußtlos gebildete und wieder bildende Seite hat. Die individuell freie Persönlichkeit wieder das Ganze, in

sofern sie ihrer selbst mächtig ist; vor dem Uebrigen aber die Mitte, die thierischpsychische Region, von der aus sie vorzüglich auf ihr homogene Persönlichkeiten wirkt; und von wo sie aufsteigend zum Geiste in Freiheit Gott sich unterwirft, oder niedersteigend ins Leben bewußtlos von der Natur beherrscht wird, und innerhalb des eigenen Kreises doch wieder sie beherrscht. Der Mensch ist geistig gesund, wenn er in der rechten Unterwerfung unter Gott, seine rechte Freiheit gefunden; er ist leiblich gesund, wenn Herrschen und Dienen im Naturgebiete sich ihm wohl abgewogen; er ist psychisch gesund, wenn er das gleiche Maaß im Verhältnisse der Sphären in sich und um sich her gefunden. Mit der Störung dieses Gleichgewichtes tritt aber eine vierte Macht hervor. In der unteren Natursphäre das physische Uebel, moralisch gleichgültig, aber dem Bösen dieser Ordnung doch leichter sich zum Werkzeug bietend. Diesem Naturübel gehören die Parasiten an, die, im Organism Wurzel fassend, sich ihm einsaugen, und die Krankheiten im Gebiete des Lebens bilden. Der Parasit Gottes aber ist der Teufel, das moralische Uebel, in alle Laster sich als in seine Organe kleidend. Ist dieser Parasit in die Region des Geistes eingedrungen, hat er in den geistigen Kreisen seinen eigenen Kreis um sich her gebildet, und von seiner Mitte aus mit der andern Mitte, der Gott einwohnt, seinen Kampf begonnen; dann wird der Mensch besessen in vielen Formen der Besessenheit. In dem psychisch mittleren Menschen sind die Parasiten, die dort die Seele verfinsternd, den Wahnsinn bilden, wie die Region gemischter Natur; zu den Giften und dem physischen Uebel neigend, wenn es bewußtlos unverschuldete Irrthümer und Scheinbilder sind, die zu fixen Ideen werden; in die Natur des moralischen Uebels und des Teufels mehr überschlagend, wenn es die Lüge und der böse Trieb gewesen, die in ihnen zur Fixirung gelangt. Die Heilung der Besessenheit ist Sache der Kirche, unter allenfalsiger Beiwirkung des Arztes, weil auch das Tiefere bis zum Höheren hinauf-

reicht. Die Heilung der Lebenskrankheiten, durch Naturparasiten veranlaßt, ist das Geschäft des Arztes, der den Umfang der Naturkräfte kennt, unter allenfallsiger Beiwirkung des Sacramentalen, weil dies bis hinunter in der Naturtiefen reicht. Die Heilung der psychischen Krankheiten, weil in ihrem Verlaufe in beide sich hineinverzweigend, wird daher auch das Werk einer eigentlich aus ärztlichem und überärztlichem gemischten Behandlung seyn. Darum wird vom Arzte in allen Gebieten, wenn auch mehr oder weniger in den verschiedenen, gelten, was der Urheber der Lehre als nicht überall unerläßlich aber heilsam ihm anmuthet: daß er sich mit dem Kranken vor dem Heilversuche entsündigen lasse, und als ein wahrhaft christlicher unter beständigen Gebet um Erleuchtung, wie die größten Heiligen gethan, und Christus mit dem Beispiele vorangegangen, das begonnene Werk weiter führe. Man sieht es ist dasselbe, was auch Windischmann vor Jahren schon gewollt, und sich darüber das Mißfallen weiland kaiserliche Majestät in Weimar zugezogen, die seiner Verkehrtheit wegen aus Wachler ihn zurechtgewiesen: eine Ungnade die jedoch nicht seinen Tod herbeigeführt. So wird es den Verfasser auch wenig kümmern, daß der Hohn aller Naturvergötterer, diesem Worte zu ihnen hinabgesprochen, antwortend wiederhallt.

Himmel, Hölle mögen nun also ihren Theil hinnehmen; unter den erdgebohrnen Menschen aber wird das Werk mancherlei Nutzen stiften, und eine verschiedene Aufnahme erfahren. Die jetzige Menschheit nämlich ist sehr zwiespältig mit ihren Meinungen, und möchte sich gar gern in den verschieden Widersprüchen zurecht setzen. Dem kömmt das Buch, zunächst mit seiner klaren, lichtvollen Uebersicht der menschlichen Natur, ihren verschiedenen Regionen, Sphären, Stufen, Kreisen und Reichen, wie die Propädeutik sie aufgestellt, gar behend zu Hülfe. Da giebt es noch Viele, besonders unter den Katholischen, die sich gerne nehmen, wie sie Gott geschaffen; und das, was ihre Väter bis

zum Ersten hinauf und sie selber daran verrenkt und zerbrochen haben, möglichst wieder eingerichtet und ergänzt sehen möchten. Die werden sich also an das Schema und das Inventarium halten, das der Verfasser von ihrer innerlichen und äußerlichen Habe aufgenommen; und werden sich freuen, daß sie in ihrer Armuth sich noch so reich befinden. Aber es giebt auch absonderliche Liebhaber in dieser Zeit, denen solcher Reichthnm gar nicht anstehen will. Sie meinen in ihrer übergroßen Bescheidenheit: das sogenannte Geistige sey ein wuchernder Auswuchs üppiger Transcendenz, und werde es frischweg nur amputirt, dann trete die Menschheit erst in ihre natürliche Gränze zurück. Ihnen kann nicht gewehrt werden, denn des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Sie mögen also in ihrer Selbstinventarisazion den Geist im Schema streichen; dann bleibt die thierische Seele ihnen noch immer unversehrt zurück. Sie sind der lästigen Unsterblichkeit quitt geworden, die an den Hauch des Geistes geknüpft gewesen, mit ihr auch aller höheren turbulenten Motive; aber sie sind noch immer die klügsten der Thiere geblieben; alle thierischen Freuden bleiben ihre Erquickung, und die Schätze der Welt liegen vor ihnen ausgebreitet. Sie gleichen den Kirchen, deren Chöre man vermauert oder abgebrochen, daß allein das Schiff geblieben; aber das reicht ja, wie der Augenschein zeigt, vollkommen zur Erbauung hin; und in den Vorhallen haben noch die Wechsler mit ihren Bänken, die Taubenverkäufer und Lämmermetzger hinreichenden Raum sich auszulassen. Andere, denen auch das wieder eine stolze Anmaaßung scheinen mag, könnten auch noch diese thierische Seele im Verzeichniß streichen. Dann bliebe ihnen der Bazar allein zurück, l'homme Plante des de la Mettrie, dessen akademische Lobrede Friederich der Große geschrieben, wandelte unter uns; während in andern Exemplaren sein l'homme machine auf den Eisenbahnen durch die Welt kutschirte. Alles Spirutualistische wäre in der neuen Auflage der Venus metaphysique ou l'origine des ames dann abgehandelt; aber, wie sich von selbst versteht, in der tiefsinnig deutschen

Weise durch die dialectische Bewegung des Begriffes hindurchgeführt. Die verschiedenen Völkerschaften unter uns stünden, unter dem Schutze des indifferenten Staates, dann aufs friedlichste zu einander. Die Thierischen gingen ihren Instincten nach, die Vegetativen sonnten sich und ließen sich ganz sänftiglich beregnen, denn sie hätten mit dem Ecclesiastes befunden: daß nichts gut sey unter der Sonne, dann zu essen und zu trinken, und der Freude zu genießen als ihren Theil. Nach Herzenslust würden dann die Maschinen, um ihre Gewichte, Federn, Dämpfe her erbaut, rollen, schnurren, sausen, pfeifen und haspeln; zwischendurch giengen die Ueberschwänglichen einher, ihren Hirngespinnsten nachjagend, und Alles tolerirte sich aufs verträglichste, und jeder lebte und stürbe nach seiner Weise. Dieses Lebens und Sterbens halber müßte dann auch die ärztliche Facultät, nach dem Bedürfnisse dieser verschiedenen Stände und Zwecke, geordnet und classifizirt seyn, und die Universitäten hätten bei Ertheilung des Doctorgrades darauf zu sehen. Was die Altfränkischen betrifft, die noch einen Geist zu besitzen wähnen, und von der metaphysischen Venus nichts wissen wollen; so könnten ihnen Aerzte von der Art, wie sie unser Verfasser will, die sich entsündigen und entsündigen lassen, vor der Hand, um einen voraussichtlich unschädlichen Aberglauben schonend zu behandeln, bewilligt werden. Die Universitäten würden also die nöthige Zahl solcher Humanitätsdoctoren zu creiren haben, die mit den Priestern in das Werk sich theilten, ein gutes Ende der Glaubensseligen herbeizuführen. Aber vor Allem hätten die creirenden Behörden darauf zu sehen; für das dringende Bedürfniß der zahlreichen Klasse Gebildeter zu sorgen, die, nachdem sie alle Vorurtheile überwunden und aller Eitelkeiten Meister geworden, bescheidentlich mit dem Besitz der thierischen Seele sich begnügen, und nicht höher hinaus ins Blaue zu streben sich entschlossen. Die Creation einer ausreichenden Menge von Thierärzten oder vielmehr Arztthieren, würde also ihr vorzügliches Augenmerk seyn müssen. Ein solcher Doctor bestiali-

tis, da sein ganzes Studium und all sein Wesen auf das Handgreifliche gestellt seyn muß, würde vor der Promotion ein gültiges Attestat beibringen, über seine vollblütige und stolze Abkunft von der Classe jener Säugthiere, die man Vierhändige zu nennen pflegt, weil ihre Füße ziemlich so wie Hände zum Greifen gebildet sind; und sie überdem noch einen Wickelschwanz besitzen, mit dem sie alles fassen, an sich ziehen und prüfen, auch sich an den Bäumen aufhängen können, wie mit einer fünften Hand. Es wird nicht sehr darauf ankommen, von welcher Gattung speziell der Stammbaum ausgeht; die Leibes- und Seelenbeschaffenheit des einzelnen Subjectes wird darüber vollkommen Aufschluß geben. Die Tiefsinnigen, die ihre Gelehrsamkeit gehörig abgesessen, werden ihre Verwandtschaft leicht an den Gesäßschwielen und den Backentaschen der Sapajou's erkennen. Die, welche sich großer rhetorischer Talente bei Uebung ihrer Kunst bewußt sind, werden schon von Natur geneigt seyn, ihr Geschlecht von den schwarzen Brüllaffen oder Waldteufeln, Stentor Beelzebub, abzuleiten; die, indem erst Einer und dann Alle, im Chore das Volk in den Wäldern zu haranguiren pflegen, Gelegenheit zur Sage von den Affenpredigten in Brasilien gegeben. Die sich durch Eleganz und Zartsinn empfehlen, werden die Verwandtschaft mit den artigen Sajou's in ihrem Blut erkennen; während die Genie's den genialen Orang-Outang als ihren Stammvater verehren, der Troß aber im Magot der Bärenführer sein Stammeshaupt grüßt. Lichtenberg hat irgendwo den Aerzten angerathen, sich Hunde abzurichten, um am Krankenbette die verschiedenen Krankheiten herauszuriechen; eine Koppel solcher wohldressirter Creaturen würde in der Praxis dieser Aerzte eine gute Verstärkung der Betastniß seyn. Die ganze Tabulatur der Gifte wird ihnen statt Wehr und Waffe dienen; ein kleiner Auszug der alten Frankfurter Dreckapotheke würde nicht minder zum übrigen Style passen. So wäre für das schreiende Bedürfniß einer zahlreichen Klasse Unglücklicher vorgesorgt; die aber, welche noch tiefer sich mit der Maschinerie abgeben, könnten leicht sich selber helfen. Denn da die Materie denkt und spricht, so kann sie auch Recepte verschreiben, die verschriebenen bereiten, und sich selbst eingeben.

Ist also ein Jedes wohl geordnet und eingerichtet, dann wird sich ruhig jede Begebniß erwarten lassen. Will etwa eine Epidemie im Vaterlande sich hervorthun, dann kömmt Alles darauf an, wozu sich die Erkrankenden entschliessen; ob sie in alter christlicher Weise zu enden vorziehen, oder ob sie sich darauf setzen, den Hunden etwa, die crepiren es nachzu-

thun. Das Erste wird der Fall seyn bei allen, die der ersten Klasse angehören; so wie denen von der zweiten Zubehör, die etwa mit dem Nahen der Gefahr in sich schlagend, zu sich gekommen, und sich bei der alten Gesellschaft nicht länger gefallen mögen. In beiden Fällen weiß man schon was anzufangen. Der Priester erscheint, die Mittel der Entsündigung lehrt die Kirche, und sie werden angewendet. Der Arzt wird gewählt, „ein solcher, der nach den Worten des Verfassers (die einem in lydischer Tonart reingestimmten Ohre gänzlich unleidlich klingen) den ärztlichen Stand nach anhaltendem Gebet, und nach dem Rathe frommer Freunde und Seelenführer gewählt hat, und dem nun gewiß weder ärztlicher Blick und practisches Geschick, noch auch die nöthige Begeisterung fehlen". Dieser geht sofort zum Werke, er getröstet mit dem Kranken vertrauensvoll sich höheren Beistandes; aber er weiß recht wohl, daß die beste Theorie, auch die der Parasiten nicht ausgenommen, und die vollkommenste Einsicht in den Krankheits- und Heilungsproceß, alle Krankheiten nicht heilen, noch irgend etwas gegen die Fügungen der Vorsehung vermögen. Gethan wird also das Mögliche, will es aber zum erwünschten Ende nicht gedeihen, die Resignation fügt sich leicht und heiter dem Unabwendbaren, der Kranke entschläft ruhig dem Herrn, und ihm geschieht wie er geglaubt; wenn nicht Natur, Geschichte und sein innerstes Bewußtseyn und sein Gott in ihm Täuschung geredet. Etwas anders stellt sich die Sache im andern Falle. Kömmt da der Ogger, Schönleins Planet, nachdem er lange dem Geruch des Menschenfleisches nachgegangen, endlich zum Fenster des Schlafkämmerleins herangetappt, klopft an und spricht im cyclopischen Dialect: Herr Urian, fünfzig, sechzig, siebenzig und mehr Jahre habe ich von dir in aller Geduld mich attakiren, niedermachen und fressen lassen, jetzt ist Fressenszeit für mich gekommen; drum gieb dich drein, es kann nicht anders seyn! Was läßt sich erwiedern? Die Prätension ist der Theorie vollkommen gemäß; man läßt sich wohl aufs Bitten ein, stellt Magerkeit und Saftlosigkeit des Bissens vor; das hungerige Ungethüm läßt sich aber so gut wie auf gar nichts ein. Also muß Rath geschafft werden, um im Guten oder Bösen vom groben Gesellen abzukommen; Alles jedoch unbeschadet der Consequenz früherer Grundsätze. Man legt sich also, um der Sache abzuwarten, zu Bette, und entbietet die Bundsgenossen. Drängt etwa ein Priester sich mit Indiscretion hinzu, dann läßt man höflich ihm entbieten: Herr N. N. hat sich entschlossen, wenn's seyn muß, eines crepirlichen Todes zu sterben; Euer Hochwürden dürfen also nicht wei-

ter sich bemühen. Käme dienstfertig ein Arzt der ersten Schule herbeigeeilt, er würde mit dem Bescheide abgefertigt: Herr N. N. ist kein Freund der modernen Bestrebungen die Medicin zu christianisiren; er hat die Idiosynkrasie, daß Gebete ihm nur Beklemmung machen, ihm kann also auf diesem Wege nicht geholfen werden. Der Mann geht ab auf dem Pfade, den der Andere vorhin gegangen, und nun wird ein Consilium medicum von den handgreiflichen Heroen zweiter Ordnung einberufen. Die Koppel der Spürhunde wird vorgeführt, die sogleich Alles aufs gründlichste beschnüffeln. Es ist eine ungemeine Sagacität in der Nase solcher vierfüßigen Bestien; sie haben bald den rechten Punkt herausgewittert, die Diagnose ist gestellt, und die Mittel und die Wege, auf denen der gefräßige Ogger abzutreiben ist, sind ausgefunden. Es wird zur Prognose geschritten, und da kömmt alles darauf an, wer von beiden, der Attakirende oder der Attakirte, die besten und festesten Zähne hat; wer das solideste Schlingwerk besitzt, wer des besten Appetites und der besten Dauungskraft sich rühmt: dann könnte es, wollte es das Schicksal also, wohl gar einmal geschehen, daß der planetarische Ogger selber mit Haut und Haaren aufgefressen würde. Man versucht es daher, als Vorspiel etwa im Vorbeigehen einmal, ob durch passende Reizmittel der Ungeschlachte zum Besaufen sich verleiten läßt, um ihm dann, wie der alte Odysseus in der Höhle gethan, mit glühendem Pfahle das eine Auge in Mitte der Stirne auszubrennen; in welchem Falle freilich für alle künftigen Zeiten die armen Schaafe von allen seinen Zudringlichkeiten völlig unbehelligt blieben. Will es mit dieser ersten List nicht nach Wunsch gelingen, dann werden aus der Dreckapotheke ihm verstohlen die Zähne eingeschmiert, um ihm durch Ekel und Aufstoßen, verbunden mit dem Katzenjammer seines früheren Rausches, den Fraß zu verleiden. Läßt der Gierige auch dadurch sich zum Ablassen nicht bestimmen, nun so soll wenigstens die Mahlzeit ihm gesegnet, und mit starkem Bauchgrimmen ihm die Labung versalzen werden. Der apparte Bissen wird daher mit den stärksten Giften, die der Planet selber liefern muß, wie der Teufel die Mittel dem Zauberer, um die Besessenheit zu heilen, eingepudert. Quecksilber, Jodine, Brom, Berlinerblau, Schlangengeifer und all anderer Schaum des Cerberus, der im Pflanzenreiche aufgegangen, wird inwendig und auswendig eingesalbt und eingerieben, daß er in 138 Ingredienzien zu einer Art von Todestheriak sich componirt. Also appetitlich zugerichtet, wird der Pudding nun dem Wütherich servirt, und mit aller Zierlichkeit zum Fraße präsentirt. Uebermannt ihn der Ab-

scheu, und wendet er sich ab; nun es lebe die Kunst! sie wird dem Geretteten schon wieder die Giftzähne auszureißen wissen. Verleitet aber der Heißhunger den Ungethümen zuzuschnappen, nun prost die Mahlzeit! habeat sibi, es ist seine Sorge, sich die Colik vom Hals zu schaffen. Alle Menschen aber sind sterblich, alles Fleisch vergeht wie Heu, alles Gethier muß endlich einmal verrecken! Haben die Molecülen siebenzig, achtzig Jahre ihren Reigentanz getanzt, dann müssen sie todtmüde seyn, und es muß sie freuen, zum andern Staube versammelt zu werden, um sich einmal auszuruhen und auszuschlafen. So lange sie daher noch zusammenhalten, werden sie schön aufgeblasen, und mit ewiger Jugend umkleidet auf dem Catafalke ausgesetzt; die Seelennonnen aus Robert dem Teufel halten um diesen ihren Reigen, um die Ruhe des Hochseligen damit zu feiern. Er wird dann, um kein Scandal und Aergerniß den Lebenden zu geben, in einer lakirten Pirutsche hinausgefahren; eine Trauerweide wird bei seinem Hügel angepflanzt, damit sie in jedem Frühling immer aufs neue über den vom Eberzahn getödteten Adonis weine; dasselbe thut im Stein ein granzendes Weib in eine Urne; das übrige erklärt ein sprechendes Basrelief: Saturnus, der in Gemäßheit väterlichen Rechtes seine Kinder frißt. Solche Beschaffenheit hat es um den Tod in diesem Kreise; was aber das Gericht betrifft, so ist es, obgleich eigentlich von ihm nach dem Principe gar nicht die Rede seyn könnte, doch um dasselbe freilich eine beunruhigende Sache. Das geheime Verfahren scheint eingeführt, Zeugen werden nicht vernommen, von Geschwornen ist gleichfalls keine Rede; man soll, wie verlautet, die gesprochene Sentenz, ohne weitere Apellation anzunehmen, in Vollziehung setzen. Was wird's indessen am Ende damit seyn. Die Unsterblichkeit der Materie ist schließlich doch das Aeußerste, was herauskömmt; setze aber einmal einer den Monte Baldo in Stock und Eisen. Das Wissen und Bewußtseyn um die Unsterblichkeit verschlägt uns gar nichts; haben wir den unzeitigen Vorwitz doch schon im Leben hinreichend uns abgewehrt.

Daß alles das so klar vor Augen steht, und nun jeder mit vollkommener Kenntniß der Sache nur zu wählen hat, mußte die Gunst der Zeitumstände also fügen, und Ringseis hat mit seinem Buche gleichfalls dazu beigetragen, es den Leuten greiflicher und begreiflicher zu machen. Daß sie ihm diese seine Indiscretion nimmer verzeihen werden, und daß keine Genugthuung diese Sünde abkaufen kann, wird sich von selbst verstehen. Sie haben seither, indem sie die reichbordirte Mütze ihrer Vortrefflichkeit über die Augen hinabgezogen,

nach ihrer Weise ihn zu secretiren versucht. Wie! dieser Mensch erfrecht sich, uns zum Spotte den Schweif dahin zu setzen, wo wir den Kopf hoch zu tragen pflegen, und uns zum Trotze den Kopf an jene Stelle, die wir dem Schweife eingeräumt: er muß ein Kind des Todes seyn, laßt uns ihm den Athem nehmen, indem wir den unsrigen an uns halten! Aber der innere Grimm gestattet nicht, daß sie dem gefaßten Entschluße Folge leisten; sie schnaufen von Zeit zu Zeit in ihrem Zorne, und das giebt dem armen Delinquenten Luft, daß er auch wieder seine Nothdurft athme. Darum haben die Halloren kürzlich einen Parasiten erster Ordnung gegen ihn ausgesendet. Sie haben einen Habit ihm angelegt, und nach der Mönche Art eine Krone ihm geschoren. Um den Hals haben sie einen Weihwasserkessel ihm gehängt, mit einem Scapulire die Lenden ihm umgürtet, einen Rosenkranz haben sie ihm um das Haupt gebunden, an der Kaputze aber eine Schelle ihm angeheftet, die bei jedem Schritte, den seine in guten Sandalen wohl verwahrte, etwas schadhafte Füße vorwärts thun, gar lieblich klingen. In diesem Staate hat der Gottesmann, nachdem er am Abend um sechse noch eine Messe gehört, bei Ringseis angeklopft, und nachdem er vorgelassen worden, hat er zu ihm gesprochen: „Du, der du dich für einen Confessor der Kirche giebst, wisse, daß du ein völliger Taugenichts im Glauben bist! ein Bekenner des Afterchristenthums bist du, der da glaubt, einen christlichen Act zu üben, wenn er seine Noth verrichtet (sic Hall. Jahrb.)! Nur das hat ein wahres Wesen, was an sich selbst genug hat, wie Gott, der obschon durch seinen Begriff begränzt, sich doch unbegränzt fühlt. So auch war das alte Christenthum, so lange es die Geistesarmuth hatte, und auf Wissenschaft und Kunst verzichtete; da war sein Glaube reich in sich, darum verschmähte es jedes prunkende Wissen, mit dem aber ihr Kleingläubige herumstolzirt. Hat etwa der heil. Bernhard mit Fontanellen und Haarseilen geheilt, hat der heil. Malachias mit Zangen die Frau entbunden, die fünfzehn Monate schwanger gegangen? Willst du den Erlöser mit Hippocrates verkuppeln, das Crucifix neben dem Blutegel appliciren, und den Weihwasserkessel mit Fachinger auffüllen? Nicht also, laß dich von mir bedeuten, deine Parasiten sind des Satans böse Brut; je nachdem diese oder jene Teufelsspecies Maden in's Fleisch des Kranken legt, gehen die in diese oder jene Krankheit auf. Darum bedarf es zur Heilung dieser Krankheiten nichts als des Gebetes und des Exorcism's; denn die Kunst gehorcht nur der Natur, der Glauben aber gebietet über Tod und Leben, darum auch über die Natur. Also geliebt es dir, so wolle,

daß ich fortan als Famulus dir diene! ich führe den ganzen Apparat mit mir, das manuale exorcisticum, Scapulier, Weihwasser, Rosenkranz; was bedarf es weiter, wir werden Wunderkuren üben". So dieser, der Angefahrne aber räucherte ihn mit einigen Schwefelkörnern an; Schwefel aber kann bekanntlich der hochwürdige Parasit, wie der Patron der Krätze, ganz und gar nicht leiden, und er nies'te sogleich und verzog die Miene etwas in's Grinzende. Geh hin du unsauberer Geist zu denen, die dich gesendet haben, und übe an ihnen deine Künste! Der Geist entwich und fuhr davon, den bekannten Ruch hinter sich lassend. Seither hat es in Halle zu spucken angefangen. Der Klosterbruder geht jetzt dort im Hause um, bei Tage wie bei Nacht unaufhörlich Psalmen singend, und Exorcismen aus dem Manuale lesend; er klingelt von Zeit zu Zeit dabei mit seiner Schelle, und klappert mit den Kugeln seines Rosenkranzes, den er hinter sich Treppe auf und nieder schleppt. Wie es sich nun zu begeben pflegt, daß, wenn man einer Ratte eine Schelle angehangen, und sie dann zurück zum Baue sendet, die Eingesessenen des Rattenlandes, über den Lärm entsetzt, durch alle Löcher herausstürzen und ihren Stab ins weite setzen; so ist es auch hier ergangen. Man hat die ehrsame Einwohnerschaft des Hauses daher in der Verzweiflung zu allen Fenstern sich davonmachen gesehen; der Schrecken vor dem frommen Pater Parasiten hat ihnen auf den Nacken sich gesetzt, und hat einen Laufes und athemlos nach Leipzig sie getrieben. Dort sitzen sie nun in Auerbachs Keller, und schröpfen die Tischstollen, daß sie den blutreinigenden Holztrank ihnen ausschwitzen müssen, den sie dann dem nach Gottlosigkeit lüsternen deutschen philosophischen Philisterium ausschenken; damit es einmal seiner Misere vergessend einen guten Tag sich mache. Zwischendurch zur Gemüthsergötzung schneiden sie dann einander die Nasen ab, vermeinend, sie hätten von dem prächtigen Weinstock, der in ihrer Mitte sich erhebt, Trauben abgelesen.

Wie jener Pater, so werden noch mehrere sich zum Kampfe schürzen. Ringseis kann indessen ruhig seyn, es wird um diesen Krieg ergehen, wie wir seit Jahren mit einem Andern die Erlebniß gemacht. Damals wurde auf einem Hügel in Mitte des Heerlagers, wo sie auf den Trommeln um den ungenähten Rock des Herren würfelten, sein Pannier aufgepflanzt, mit der leuchtenden Inschrift: wer ist wie Gott! Einige Menschheiten und Menschlichkeiten wurden in etwas durch das Licht verletzt, und machten sich zum Streite auf. Nun man kann in heutigen Zeiten reden über alle Dinge hin und her, Gründe und Gegengründe gegeneinander aufwiegen, streiten für diese Ueberzeugung und die Andere mit glei-

cher Aufrichtigkeit. Gegen jenen Spruch war indessen doch nicht aufzukommen; das haben die Meisten von diesen in ihrer Vernunft doch eingesehen, und ohne etwas Bedeutendes gefördert zu haben, sich stillschweigend wieder zurückgezogen. Jetzt aber haben auch die Viehheiten mit großem Getrampel zum Sturme heranzulaufen sich beeilt, und der ganze Platz ist mit ihren hellen Haufen bis zum Ueberfließen vollgelaufen. Die Roßheiten zuerst, und zwar Nilroßheiten voran, die mit den plumpen Füßen alles zu Teig zerkneten, und die Wallroßheiten, halb Mensch- halb Fischleib, die auf ihre Hauzahne nicht wenig sich einbilden. Auch die Eselheiten wurden ganz verschämt unter diese Rubrik einrangirt. Die Hundheiten hinter drein, Landhundheiten, die im Kläffen nie ermüden, und Seehundheiten, die immer Alles anglotzen und anstieren und doch nimmer das mindeste sehen, lernen und erkennen; in ihrem Gefolge die verwandten Seebärenheiten, mit den Löwenmähnen aber ganz hausväterlichem Sinne; denen dann wieder die Landbärenheiten sich angeschlossen, die bekanntlich den Honig lieben, und mit dieser Liebhaberei dann auch gefangen werden. Wenn man nämlich am Baume ihrer Wahl einen Klotz, wohl mit Nägeln beschlagen, die die Spitzen auswärts kehren, aufhängt, wird der Ansteigende zürnend mit der Tatze den Unbequemen zurückweisen, und das so oft, bis er an dem immer Zurückkehrenden in stets wachsender Wuth die Tatze sich zuletzt annagelt. Während die Wolfheiten und Fuchsheiten den befreundeten Hundheiten sich angeschlossen; kamen auch alle Katzheiten bis zu den Meerkatzheiten hinunter herangestürzt; denen wieder die eitelen Pavianheiten sich zugesellt, alle nach ihrer Art auf den Schweinheiten durch die Wälder reitend; inclusive mit denen wollten auch die Stachelschweinheiten und Meerschweinheiten, gleichfalls ihr Bestes thun; die Marderheiten, Stinkthierheiten, Bockheiten, Stierheiten ließen es ihrerseits mit nichten an sich fehlen; selbst Schaafheiten und Hasenheiten, und Winseläffchenheiten, Putterheiten wollten sich dem allgemeinen Aufgebote und dem großen Landsturm nicht entziehen. Nun gieng es an ein Wiehern, Bellen, Brummen, Heulen, Miauzen, Grunzen, Jauchzen, Kollern, Pfeifen, Brüllen, Meckern, Trommeln, Yanen, und die ganze bewaffnete Capelle rannte zum Sturme auf den Hügel und die Fahne an. Aber wie soll beschränkte Menschenweisheit es sich erklären, daß sie Alle insgesammt nichts ausgerichtet? lag es an der Configuration und Fügung ihres Gebeines, war der Boden Glatteis, waren ihre Augen gehalten, oder wurden sie in bester Furie von unsichtbarer Hand zurückgezogen?

genug mit dem Besteigen des Hügels wollte es nicht gelingen, bei jedem Schritte vorwärts wurden sie wieder um zwei zurückgeworfen, und zuletzt in dichte Haufen zusammengeweht. In der Enge wurde die Laune ärgerlich und reizbar, Einer hinderte den Andern, sein Genie auszubreiten; die Trommler konnten nicht die Ellenbogen rühren, den Brüllern war das Miauzen in der Nähe höchst fatal, alle Wiehrer fanden das Grunzen abject und schlecht; die Meckerer wurden lächerlich gemacht, und die Heulenden, weil sie Alle zu überschreien suchten, wurden, Allen unbequem, einmüthig zum Henker gewünscht. Ein Wort gab das Andere, von Worten kam es bald zu Schlägen, diese wurden mit Bissen erwiedert, zuletzt war ein allgemeines Massacre die Folge, so daß nur die Gebeine auf dem Schlachtfeld zurückgeblieben. Indessen, obgleich das Panner an alter Stelle weht, glauben die übrig Gebliebenen zur Stunde noch fest, daß sie den Sieg davon getragen, und einige Buchmarder und Steinfüchse schreien in den Klüften mörderlich Victoria! So wird's Ringeis mit seinen verdrüßlichen und ärgerlichen Wahrheiten auch ergehen; an ihnen werden alle sich versuchen, die bei der vorigen Prostitution nicht recht zugekonnt, aber doch wie billig auf ihr gemessen Theil Anspruch machen.

So steht es um dies Buch und sein Verhältniß zur katholischen Sache. Es hat die nämlichen zu seinen Widersachern, die auch die Kirche in den letzten Zeiten so grimmig angefeindet; es wird also auch alle die als seine Freunde und Vertheidiger haben müssen, die sich der Angefochtenen mit so löblichen Eifer angenommen. Die Natur, wohl verstanden, hält eine ununterbrochene christliche Lehre; während sie schlecht verstanden, wie sie es jetzt nur allzu häufig wird, durch den Mund der Schlange, des Listigsten aller Thiere, Satanslehre predigt. Das Heil der Seele soll jedem vor Allem am Herzen liegen, darnach aber hat auch der Leib sein Theil; und jeglicher Gebildete soll wissen, wie es um das Haus beschaffen, das der Geist in ihm bewohnt. Denn dieser Geist hat nach höherem Vorbild und Anleitung sich dies Haus erbaut, und das Gesetz nach dem der Baumeister verfahren, ist eine Ableitung aus dem Gesetze, nach dem der höhere Künstler ihn selbst erbaut. Möge daher das Buch keinem fehlen, der sein Wissen nach dieser Seite hin ergänzen möchte, ohne in die Irrsale neuerer Wissenschaft sich zu verlieren. Die Propädeutik ist so klar, und mit solcher Naivetät und so lichtem Geistesblick geschrieben, daß sie Jedem, der nur einigermaaßen nachzudenken sich angewöhnt, leicht verständlich ist, und jedem unbefangenen Sinn ohne Schwierigkeit einleuchten muß.

Dem, der die Lehre von der Gesundheit wohl begriffen, wird auch die Lehre von der Entstehung der Krankheit, oder die Pathologie, sich leicht erschließen; und nur die Lehre von der Heilung, oder die Therapie, wird den Männern von Beruf überlassen werden müssen. Die Gegenparthei hat sich beinahe ausschließlich der Literatur und des gesammten Buchhandels zu bemächtigen gewußt; damit für das letzte Rath geschafft werden könne, suchen wir vor Allem die Erste selbstständig auf das, was in früherer Zeit geschehen, zu begründen und abzuschließen. Lassen wir daher den Andern ihre Hausgötzen und Teraphim, und sorgen wir, daß die höhere Wahrheit in allen Gestalten, in denen sie uns sich bietet, bei uns eine Zufluchtsstätte findet. Sie haben das Unerhörte seither in ihrer Verfolgung übend, alle Verlagsartikel katholischer Buchhandlungen in Masse verboten, und wenn man ihren Zeitungen glauben muß confiscirt; sie haben die katholischen Blätter ebenso in Masse mit dem Interdict belegt, und sogar den Katechism des Canisius dem katholischen Volk hinweggenommen. Selbst katholische Regierungen haben sich genöthigt gesehen, um größere Uebel zu vermeiden, einzelne katholische Schriften mit Verboten zu belegen; und sie werden nicht säumen, es ihnen höhnisch vorzuhalten. Der Brand, der im Hemde des Nessus wüthet, hat wie es scheint, die Manschetten jetzt ergriffen, Herakles will sich in die Flammen auf dem Oeta stürzen. Wäre es nicht gerathen, den Scheiterhaufen aus sämmtlichen Bibeln, die sich vorfinden, aufzuthürmen, und statt der Fidibus des Credo's sich zu bedienen; dann wäre aller Streit bei der Wurzel abgeschnitten. Unterdessen richtet Ruge, nachdem er lange seine Rede an den abtrünnigen Georg Wilhelm gerichtet, die Kanonen endlich gegen seine Thore, zur Zeit zwar noch mit semen Licopodii geladen, aber es kann auch Rath zu Anderm werden. Aber wer kann in seinem eigenen Fleische wüthen, in Fremdes sticht und haut man wohl muthig ein. Im munteren Gelage brennen alle Lichter blau, draußen heulen und kratzen die Hunde, innen windet eine Hand sich langsam aus dem Schatten des Winkels los, was mag die Hand doch wollen? O nichts, gar nichts, sie will nur einen Toast auf das Wohlergehen der im Herrn Versammelten ausbringen!

X.

Holländische Briefe.

Erster Brief.

Ich beeile mich, Ihnen einige Notizen über den gegenwärtigen Zustand der katholischen Kirche in Holland und über die Hoffnungen und Erwartungen seiner Bewohner für die Zukunft zu geben, die ich sowohl durch zweijährigen Aufenthalt in einer katholischen Provinz dieses Königreichs, als besonders auf einer längern Reise durch mehrere altholländische Provinzen gesammelt habe. Kurz nach Besitznahme der vereinigten Niederlande durch König Wilhelm I. wurde ein Concordat mit Rom beschlossen, welches dem Lande Erzbischöfe und Bischöfe geben, und seiner außergewöhnlichen kirchlichen Regierungsweise durch apostolische Vicarien ein Ende machen sollte. Des irregeleiteten Königs Eingriffe in die Rechte der Kirche, woran die Ausführung dieses Concordats ebenfalls scheiterte, sind bekannt; und daß, als derselbe anfieng, einem Theil seines Landes Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und ihm geistliche Oberhirten gab, die strafende Hand Gottes ihm gerade diesen Theil entriß, wodurch für die Katholiken der ihm treu gebliebenen Provinzen wieder jede Hoffnung zu Grunde gieng, das Concordat ausgeführt zu sehen. —

Die nördlichen Provinzen Hollands, in denen die Protestanten meist die Mehrzahl bilden, stehn also, nach wie vor, unter apostolischen Vicarien, deren Distrikte von sehr verschiedener Ausdehnung sind; im Nordbrabant, einer beinahe ganz katholischen Provinz, findet man den frühern Bischofssitz Herzogenbusch, welcher durch einen Administrator verwaltet wird, daneben finden sich in derselben Provinz noch zwei kleinere Distrikte, welche ebenfalls von apostolischen Vicarien geleitet werden. Als Limburg und Luxemburg an Holland zurückfielen, so wurden, wie bekannt, zwei neue apostolische Vicariate für diese Theile des Landes begründet. Alle diese geistlichen Obern stehn unter der unmittelbaren Leitung eines sogenannten Superior's der holländischen Mission, der unmittelbar von Rom ernannt wird, in Haag residirt

und zugleich die Geschäfte eines Chargè d'affaires am holländischen Hofe verwaltet. Das unglückselige Schisma der Jansenisten trennte im 17. Jahrhundert die Katholiken Hollands noch in zwei Hälften, und war anfangs, durch die große Theilnahme des Clerus, bedeutend. Ein Erzbischof und mehrere Bischöfe dankten demselben ihr Entstehen, welche, weil sie vom Kirchenverbande getrennt waren, bei einer protestantischen Regierung mehr als Duldung fanden, obgleich die Regierung Hollands nie einen Erzbischof von Utrecht oder einen Bischof von Deventer, sondern nur Bischöfe zu Deventer und zu Utrecht anerkannt hat. Die geistlichen Corporationen, welche in mehreren Provinzen des jetzigen Königreichs Holland geblüht, wurden zwar zur Zeit des Abfalls der Niederlande meist zerstört, da die Klöster aufgehoben wurden, erhielten sich aber dennoch im Stillen fort, da die Mitglieder derselben fortfuhren, ihre alten Kirchen als Pfarrgeistliche zu verwalten, und in kleinen Gemeinden, mit Ablegung des Ordenskleides fortzubestehn. Deßhalb findet man noch jetzt in den meisten niederländischen Städten, als in Rotterdam, Amsterdam, Leyden und Haag, Harlem zc. Dominikaner, Franziskaner, Augustiner, Jesuiten zc. welche zwar nur als Pfarrer und Capläne von der weltlichen Behörde anerkannt, aber zugleich (mit stillschweigendem Gutheissen der Regierung) von ihren Provinzialobern regiert werden, und im engsten Verbande mit ihren Ordensobern stehen. Im Nordbrabant hingegen bewahrten diese Corporationen selbst ihren äußerlichen Bestand, als solche, und es mögen sich daselbst wohl an zehn Manns- und Frauenklöster bewahrt haben, denen König Wilhelm I. freilich Novizenaufnahme verweigert hatte, die aber in den letzten Jahren seiner Regierung besonders durch Begünstigung des jetzigen Landesfürsten wieder anfiengen, freier zu athmen. Auch hinderte es die Regierung in den letzten Jahren der Verwaltung des Erkönigs nicht, daß mehrere, der Gesellschaft durch Krankenpflege und Kindererziehung wohlthätige weibliche Gemeinden in's Leben traten, und man fand schon vor mehreren Jahren barmherzige Schwestern in Delft und Amsterdam, und Schulschwestern in andern altholländischen Provinzen. Durch die Rückgabe Limburgs hatte Holland nebst einigen neuen Klöstern auch noch zwei andere geistliche Gemeinden für Männer überkommen, nämlich ein Collegium der Redemptoristen zu Wittens, das an vierzig Bewohner zählte, und ein Franziskanerkloster zu Weert, das noch stärker besetzt ist, welche leider sich erst zur Zeit der belgischen Regierung in Limburg niedergelassen hatten. Die Bevölkerung des jetzigen Königreichs Holland (mit Ausnahme seiner überseeischen Besitzungen) soll sich, mit Rücksichtnahme auf Religion folgendermaßen gestalten:

Protestanten verschiedener Secten und Juden	1,300,000
Jansenisten	3,000
Katholiken	1,000,000

In diesen Verhältnissen übernahm König Wilhelm II. etwa ein ein halbes Jahr nach Rückgabe Limburgs und Luxemburgs die Regierung des Landes. —

Man kann nicht läugnen, daß, seit der belgischen Revolution die Lage der Katholiken in Holland sich in mehrfacher Beziehung günstiger gestellt hatte, denn es lag zu sehr im Interresse der Regierung, ihre noch übrigen katholischen Unterthanen nicht durch neue Bedrückungen zu reitzen. Aber dennoch war der König weit davon entfernt, das Vertrauen seiner katholischen Unterthanen gewonnen zu haben, da man immer noch an der Spitze der Verwaltung die heftigsten Gegner der Katholiken sah. Besonders blickten die beiden, zur Zeit Belgiens begründeten Corporationen mit banger Besorgniß auf die Schritte der Regierung, denn wenn sie auch keine plötzliche Aufhebung fürchteten, so vermutheten sie doch, daß ihrer eine solche Reihe von Beschränkungen warteten, daß sie endlich gezwungen seyn würden, das Land zu räumen. Da vernahm man zu Ende des vorigen Jahres die Abdankung Wilhelm I.; finanzielle Verhältnisse mögen wohl eine Hauptursache hiezu gewesen seyn, dennoch läßt es sich nicht läugnen, daß der feste Wille des Königs, sich mit einer katholischen Unterthanin Belgiens zu vermählen, einen großen Einfluß auf seine Thronentsagung gehabt, und vielleicht den Ausschlag dazu gegeben habe. Jedenfalls hat dieser Heirathsplan des alten Königs, seine protestantischen Unterthanen heftig gereizt, die sich die bittersten Schmähungen gegen einen Fürsten erlaubt, der früher so sehr ihre Interessen verfochten, — so daß sie seine Abdankung mit Jubel aufgenommen. Die Katholiken hingegen verhielten sich still; wenn sie den Schritt, den der König vorhatte, auch nicht unbedingt billigten, so geschah dieß doch meist aus ganz andern Gründen, als von Seite der Protestanten, und gerade der wiedererwachte Fanatismus derselben mußte ihnen Mitleid mit dem alten Könige einflößen. Dafür war aber auch die Freude der Katholiken beim Regierungsantritt Wilhelm II. um desto reiner; man wußte durch fromme Personen, die dem Könige näher gestanden, daß ein Hauptzug seines Charakters eine große Gerechtigkeitsliebe sey, daß er daneben Energie des Willens besitze, und mit großer Freimüthigkeit seine Gesinnungen an den Tag zu legen gewohnt sey. Er hatte die Belgier geliebt, und war auch von ihnen geliebt, so daß, wenn sein Vater nicht alle Vermittlung im Jahr 1830 zurückgewiesen, ihm dieselbe gelungen seyn würde. Im Anfang der dreiß-

ger Jahre hatte der Prinz von Oranien als Generalissimus der Armee sein Lager in Nordbrabant, einer ganz katholischen Provinz, das offene, einfache, biedere, selbst gemüthliche Wesen, welches den katholischen Niederländer sosehr von dem steifen höflich kalten holländischen Protestanten unterscheidet, soll den freimüthigen Charakter des Kronprinzen angesprochen haben, man weiß, daß er oft und gern die Pfarrer und Klöster in Brabant besuchte, und den letztern manche Vergünstigungen verschaffte, auch die Zurücksetzung, welche derselbe unter der Regierung seines Vaters erfahren, der offenbar den Prinz Friedrich vorzog, und das Betragen der Protestanten bei der Abdankung Wilhelm I., das alles mag dazu beigetragen haben, seine Vorliebe für die Katholiken zu vermehren. Eine seiner ersten Handlungen als König, war ein Act der Billigkeit, und ein Beweiß, wie sehr es ihm daran gelegen sey, den Katholiken Vertrauen und Liebe einzuflößen. Von Amsterdam erließ König Wilhelm II. im Januar 1840 eine Verordnung, wodurch er unaufgefordert dem Collegium der Redemptoristen legale Existenz in Holland verlieh, und denselben gestattete, in seinem Königreich ihr Wirken nach den Bestimmungen ihrer Ordensregeln, durch Missionen und geistliche Exerzitien ungehindert zu üben, und für ihre Zunahme durch Annahme von Novizen besorgt zu seyn. Zugleich ward in einem andern Rescripte allen schon früher in Nordbrabant bestandenen geistlichen Gemeinden gestattet, Novizen aufzunehmen, und ungehindert den Regeln ihres Instituts gemäß zu leben und zu wirken. —

Neben vielen andern Bedrückungen der Katholiken, verletzte dieselben vorzüglich die Beschränkung der Lehrfreiheit, da das Schulwesen derselben gänzlich in den Händen der protestantischen Regierung liegt. Es ist nämlich in Holland das System der religiösen Indifferenz in der Schule in Anwendung gebracht, wornach in allen Zweigen der Wissenschaft, welche nicht unmittelbar die Religion zum Gegenstand haben, von derselben gar keine Erwähnung geschehen soll. Deßhalb hat die Regierung für alle gemischten, oder ganz protestantischen, oder ganz katholischen Schulen, dieselben Lehrbücher vorgeschrieben, und sich die Bildung der Schullehrer und Besetzung dieser Stellen gänzlich vorbehalten, weßhalb man häufig in ganz katholischen Orten protestantische Schullehrer findet. Schon seit Jahren haben sich Stimmen frommer Katholiken, durch Wort und Schrift, gegen solchen Druck erhoben, und es war ebenfalls eine der ersten Handlungen König Wilhelm II., eine Commission von Protestanten und Katholiken niederzusetzen, (zu welcher derselbe den einzigen katholischen Bischof von Curius in partibus ebenfalls berief) um die Beschwerden der Katholiken zu prüfen, und

dem Könige Vorschläge zur Abhülfe derselben zu machen. Ja, es heißt sogar, daß der König dieser Versammlung ein Exemplar der vom Bischof von Lüttich herausgegebene Schrift: Exposition des vrais principes sur l'education, von der früher in diesen Blättern Erwähnung geschehn, mit dem Bemerken übersandt habe, die darin ausgesprochenen Grundsätze als Leitfaden ihrer Verhandlungen zu benützen. —

Es blieb der Regierung noch übrig, den Katholiken eine andere Genugthuung zu leisten, nämlich: das früher erwähnte, schon längst projektirte Concordat auszuführen, man hoffte fest, daß der König, trotz vorauszusehender Protestationen der Calvinisten, auch noch diesen Act der Gerechtigkeit üben werde, und man ward nicht betrogen. Die holländische Regierung hat sich an den römischen Hof gewandt, um die abgebrochenen Unterhandlungen wegen Ausführung des Concordats wieder anzuknüpfen, worauf der heilige Vater, im Mai den bekannten Msgr. Cappacini mit sehr ausgedehnter Vollmacht nach dem Haag geschickt, um die nöthige Rücksprache mit der Regierung zu nehmen, und einen endlichen Abschluß mit Holland zu treffen. —

Das Bekanntwerden der Absicht des Königs, hat in allen Provinzen des Landes eine große Bewegung verursacht, Hoffnungen und Befürchtungen, sowohl bei Protestanten als bei Katholiken, hervorgerufen, und sehr verschiedene Meinungen zu Tage gefördert. Es liegt nicht in der Absicht des Schreibers dieser Zeilen, in einer so schwierigen Frage entschieden einer Meinung beipflichten zu wollen, und er beschränkt sich darauf, mit größter Treue die verschiedenen Stimmen, die er in Holland selbst und hauptsächlich in der Residenz vernommen, mitzutheilen, damit man sich eine klare Einsicht in den Stand der Sache verschaffen könne.

Vor allem sind die Protestanten, als sie von Ausführung des Concordats gehört, aufgereizt worden; bemerkte man ihnen, daß es sich um die Erfüllung eines feierlich gegebenen Versprechens handle, so erwiederten sie, daß die Katholiken alle Ansprüche darauf, durch die Untreue ihrer Glaubensbrüder in den katholischen Provinzen des frühern Königreichs der Niederlande gegen das legitime Königshaus verloren hätten, besonders empörte es sie, daß die Hauptstadt des Königreichs: Amsterdam, einen papistischen Erzbischof bekommen soll, sie sahen die Einführung von Bischöfen als eine Usurpation Roms, als den Anfang von Geltendmachung alter Rechtsame an, und vierzig Flugschriften sollen, im Laufe von drei Monaten, erschienen seyn, in denen mit ebensoviel Bitterkeit als Unkenntniß des eigentlichen Sachbestandes der Plan des Königs bekämpft wird; auch hat man Deputationen von Geistlichen und

Laien beim Könige gesehn, die ihm vorgestellt, er möge es doch nicht vergessen, daß er nicht nur ein Mitglied, sondern ein Schirm und Schutz der protestantischen Kirche sey, und dieselbe vielmehr vor der Herrschsucht Roms und der Papisten zu bewahren, statt sie zu begünstigen habe, worauf der König geantwortet, daß er constitutioneller König von einer Million Katholiken und einer Million Protestanten sey, denen die Constitution gleiche Rechte gewähre, die zu bewahren er sich berufen glaube. —

Auch unter den Katholiken ist nicht vollkommene Einheit der Gesinnung, in Bezug auf die Ausführung des Concordats, manche geachtete Geistliche und Laien unter ihnen, meinen ebenfalls, daß die vollkommene Ausführung desselben wohl, in den gegenwärtigen Umständen, unmöglich und überhaupt auch nicht so nützlich sey, als es Manchem scheinen möge, habe doch der katholische Clerus sich unter der unmittelbaren väterlichen Leitung Roms, ehrwürdiger und orthodoxer zu erhalten gewußt, als dieß in manchen, selbst nahegelegenen Gegenden der Fall sey, wo man früher immer, und nach der französischen Revolution seit mehreren Jahrzehnten die gewöhnliche Verwaltungsart fand; liefere ein großer Theil Deutschlands nicht einen Beweis, wohin der Einfluß führe, der durch die Concordate den protestantischen Fürsten bei der Wahl der Bischöfe gestattet wird; sey es doch vorauszusehen, daß die Bischöfe sehr große Schwierigkeiten in der Leitung des Welt- und besonders des Regular-Clerus finden würden, wenn sie ihre Gewalt in der mit ihrem Amt verbundenen Ausdehnung üben wollten, da die Umstände nothwendigerweise den Pfarrgeistlichen bisher mehr Unabhängigkeit gegeben, was einem für seine Rechte eifernden Bischofe große Unannehmlichkeiten bereiten könnte; daß endlich auch die Dotirung der Bischofssitze große Schwierigkeiten finden würde, in den bedrängten Umständen, in denen sich die Finanzen des Landes befinden, ja, daß eine sehr heftige Spannung zwischen Katholiken und Protestanten vorauszusehen sey, welche bei der ohnehin großen Aufregung der letzten, gegen das Haus Oranien, selbst Gefahren für den Thron herbeizuführen drohen. Man solle sich also jetzt damit begnügen, den Katholiken Lehrfreiheit zu verschaffen, und es zu erlangen suchen, den apostolischen Vicarien bischöfliche Würde zu verschaffen, was das Ansehen derselben, dem niedern Clerus gegenüber, zur Genüge vermehren werde.

Dagegen meinen andere, ebenfalls geachtete Katholiken aus dem Priester- und Laienstande, daß die vollkommene Realisirung des Concordats, besonders in Bezug auf die Einführung von Diöcesen, eine Lebensfrage für die katholische Kirche im Norden, und selbst der Lehr-

freiheit voranzusetzen sey, und es mag nicht bedeutungslos seyn, daß fast alle Mitglieder der katholischen Kirchensection, welchen wohl gestattet ist, den tiefsten Blick in die innern Verhältnisse der Kirche zu thun, dieser Meinung sind. Ihr erster und wichtigster Grund ist dieser, daß so die göttliche Ordnung in der Kirche wieder hergestellt werde, von der man sich nur im höchsten Nothfalle entfernen müsse, da der Herr Bischöfe eingesetzt, um Seine Kirche zu regieren. Auch meinen sie, daß ein tieferer Blick in das katholische Kirchenwesen Hollands es deutlich zeigen würde, daß der Mangel dieser Ordnung nicht so ganz ohne nachtheilige Folgen geblieben. Sittliche Unbescholtenheit vor der Welt, und Mangel offenbarer Ketzereien, scheint ihnen noch kein geeigneter Beweis für die Richtigkeit des Clerus, besonders in einem Lande, wo die Gegenwart feindlich gesinnter Secten schon natürlicherweise zu einer größern Achtsamkeit auf sich selbst auffordert. Sie meinen, daß gerade diese Unabhängigkeit des Pfarrclerus, deren Verletzung durch Bischöfe man sosehr fürchtet, nicht ohne die nachtheiligsten Wirkungen für das kirchliche und religiöse Leben des Volkes geblieben, und es scheint ihnen, daß nur da, ein wahrhaft vom Geiste Christi durchdrungener Clerus herangebildet werden könne, wo der Gehorsam nicht nur von Jugend auf geweckt, sondern auch fortwährend genährt werde, und daß dieß bei der Verwaltung durch apostolische Vicarien, die zugleich Pfarrer sind, und ihren Untergebenen in so vieler Beziehung fast gleich stehen, kaum möglich sey, wie dieß die Erfahrung zur Genüge bewiesen — auch fürchten sie, daß diesem Uebelstande durch die bloße Beigabe bischöflicher Würde nicht abgeholfen werde. Wenn auch vielleicht Anfangs Reibungen mit dem Welt- und Regular-Clerus zu fürchten seyen, so hoffen sie doch fest von einer so orthodoxen Geistlichkeit, daß dieselbe bereitwillig Opfer bringen werde, um die Ordnung Christi bei sich wieder in ihrem ganzen Umfange eingeführt zu sehen, und sind überzeugt, daß die Bischöfe ihrerseits mit Milde und Schonung in Abstellung von etwaigen Mißbräuchen zu Werke gehen, und stets eingedenk seyn werden, welche große Verdienste besonders der Regular-Clerus sich um die Kirche zur Zeit der Reform, und besonders beim Eindringen des Jansenismus erworben. Das Geschrei der Protestanten gegen der Einführung dieser Ordnung scheint ihnen ein Grund mehr zu seyn, dieselbe zu wünschen, da dasselbe ihnen einen neuen Beweis von der moralischen Schwäche der Secten liefert, welche ihren Fortbestand nur durch äußere Bedrückung der Kirche zu sichern wissen. Endlich hoffen sie noch, daß man durch Einführung von Bischofssitzen dem beinahe verkommenen Jansenismus den Todesstoß geben werde, denn es

ist bekannt, daß der unwissende Clerus dieser Secte seine Gemeindeglieder hauptsächlich dadurch von der Kirche getrennt zu erhalten sucht, daß er sich als bischöflicher Clerus, dem römischen gegenüber bezeichnet. Solch ein Scheingrund würde aber für das einfältige Volk ganz weg fallen, wenn man einen katholischen Bischof in Utrecht und Amsterdam erblicken würde. Auch soll der Geschäftsführer der jansenistischen Bischöfe, ein Laie, und wohl der Bedeutendste dieser Parthei, geäußert haben, daß wenn eine Eintheilung des Landes in Diöcesen statt finden werde, für sie kein Hinderniß mehr seyn könne, zur römischen Gemeinschaft zurückzukehren, da man dem Papst das Recht zugestehe, Diöcesen zu bestimmen. Ginge diese nicht ganz unbegründete Hoffnung die Jansenisten zur Rückkehr zu bewegen, in Erfüllung, so wäre auch für die Dotation der Bisthümer gesorgt, da dieselben bedeutende Gemeinde-Summen besitzen, welche alsdann zur katholischen Kirche zurückfallen müßten. Was endlich die Gefahr für die Ruhe des Landes betreffe, so scheine es, daß man zu großen Werth auf gedruckte Declamationen gelegt habe, die doch nur von einem kleinen Theil, mit der Absicht, den Katholiken Angst einzujagen, ausgegangen seyen. —

Daß diese Gesinnungen der intelligentere Theil der Bevölkerung Hollands jetzt theile, dafür glaubt der Schreiber dieser Zeilen bürgen zu können, allein eine jede wird sich bei den Verhandlungen zwischen dem römischen Gesandten und dem holländischen Hofe geltend machen, und jede Partei ist ängstlich gespannt, wohin die Entscheidung fallen werde. Daß der Ausgang dieser Verhandlungen für die katholische Kirche von hoher Wichtigkeit sey, da es sich um die Stellung der Kirche in einem so nördlichen Staate, dem Protestantismus gegenüber, handelt, wird jedem Leser klar seyn — möge die erprobte Weisheit Roms, möge vor allem der Ihm beistehende Geist Gottes jene Mittel anwenden, die zur Förderung seines Reiches auf Erden am geeignetsten sind.

XI.

Betrachtungen über den Primat des Papstes.

I.

Es giebt keine Gewalt auf Erden, welche nicht von Gott wäre; entweder ist sie eine unmittelbar von Gott gegebene und eingesetzte, oder eine von Ihm zugelassene. Darum ist aber auch zu gleicher Zeit jede Gewalt nur eine stellvertretende, denn sie ist ein Theil der Gott über den Menschen zustehenden Allmacht, welcher Menschen überlassen worden ist. Nun aber giebt es auf Erden keine Gewalt, welche so unmittelbar von Gott eingesetzt und so ausdrücklich als eine Seine Stelle vertretende angeordnet worden wäre, als die des Papstes, des Oberhauptes der Kirche. Die irdischen Reiche sind aus patriarchalischen Verhältnissen hervorgegangen, durch Waffengewalt, durch Verträge gegründet worden, und kein König kann sich dessen rühmen, daß Gott persönlich ihn als König eingesetzt habe, denn selbst Isai's Sohn, David, ward nur auf das an Samuel von Gott ergangene Geheiß zum Könige der Juden gesalbt, so wie nachmals Karl, der neue David, nachdem Saul, das altrömische Kaiserthum verworfen, von dem königlichen hohen Priester auf Gottes Eingebung zum Kaiser gekrönt ward, und in diesem Sinne brach das römische Volk begeistert in den Jubelruf aus: Karl, dem Augustus, dem von Gott gekrönten, friedfertigen Imperator, Leben und Sieg! Der Apostel Simon aber ist von Christus selbst zum Könige Seines Reiches auf Erden eingesetzt worden, doch nicht aus Petrus strömt diese Fülle der Gewalt, Christus ist der Quell; der Fürst der Apostel empfieng diese Gewalt nur als eine geliehene, mit welcher er

gleichwie mit einem Gewande umkleidet ist, durch welche er, gleich der Erde durch die Sonne, erleuchtet wird; „Stellvertreter der Sonne der Gerechtigkeit!" ruft ihm daher Petrarca in dichterischem Schauen zu, wie einst Marimian, der Patriarch von Constantinopel an alle orientalische Bischöfe schrieb: „Alle Gränzen des Erdkreises, alle Bekenner des wahren Glaubens blicken zur Würde und dem Ansehen des römischen Bischofs, wie zur Sonne auf". Es ist daher auch keine Anmaaßung, sondern die lautere Wahrheit, wenn Johannes XXII. sagt: „Ueber die Völker und die Reiche hat der Herr den römischen Bischof gesetzt". Aber eben darum, weil diese Gewalt der Gewalten unmittelbar von Gott kommt, kann sie auch nicht anders, als im Namen Gottes geübt werden. So groß sie darnach auch ist, so erhält sie eben dadurch ihren eigenthümlich liebevollen Charakter, wie dieß durch die Worte ihrer Einsetzung genügend bezeichnet ist: „Weide Meine Lämmer"; jedes dieser drei Worte drückt eine Fülle von Gedanken aus. Es erhält dadurch die Regierung dieses höchsten der Könige auf Erden ihre Bestimmung dahin, daß er, einem guten Hirten gleich, alle Unterthanen in diesem Reiche, wie die, vielen Gefahren ausgesetzten Lämmer, zu ihrem wahren Heile und ihrer wahren Wohlfahrt milde leiten und führen solle; aber diese Unterthanen sind nicht seine, Meine heißt es, Gott also ist der wahre König und Hirte, Petrus der stellvertretende königliche Hirte. Zu ihm sprach Gott: „Du bist der Fels, und auf diesen Felsen werde Ich Meine Kirche bauen". Er ist also der Grundstein der Kirche, d. i. des Königreiches Gottes auf Erden. Das eigentliche Fundament Seines Reiches ist Gott selbst, aber indem dasselbe zugleich auch ein Reich auf Erden ist, so hat es auch einen irdischen, stellvertretenden, als Fundament nicht aus eigner, sondern aus göttlicher Kraft dienenden König erhalten. Die[illegible] hat Gott nach Seiner Verheißung: „Dir werde ich die [illegible]el zum Himmelreiche geben", die Schlüsselgewalt ver[illegible] [illegible]er Weg zu dem Reiche der Himmel führt durch

das Gottesreich auf Erden, das auf den Felsen Petrus gegründet ist; Petrus leitet als Hirte die Heerde, als König die ihm anvertrauten Unterthanen den Weg zu dem Reiche der Himmel. Ohne ihn ist die Pforte, der Eingang dazu verschlossen, ihm also muß die Heerde folgen. Aber er behält selbst an der Pforte des Himmels nur seine stellvertretende Bedeutung, auch diese Gewalt, die Pforte zu öffnen, ist ihm nur geliehen. Gott hat ihm die Schlüssel gegeben, er ist nicht der Herr des Hauses, nur der Pförtner, aber berufen wie Viele und auserwählt wie Wenige, um im Reiche der Himmel ewig mit Christus zu herrschen.

II.

Durch die göttliche Einsetzung seines Amtes ist der Papst allerdings zu der höchsten Ehre erhoben, zu welcher ein Mensch auf Erden gelangen kann, und es geziemt ihm auch das Bewußtseyn dieser Würde zu haben und von Bischöfen und Fürsten, von Clerus und Laien die Anerkennung derselben zu fordern. Aber eben das volle Bewußtseyn davon, daß er mit der Fülle der Macht nur beliehen ist, muß ihn auch die Fülle der Pflichten erkennen lassen, welche mit der Leitung und Regierung der Heerde Christi verbunden sind. Warum aber hat Christus einen sterblichen Menschen, und warum nur Einen mit solcher Gewalt ausgerüstet? Alle menschliche Obrigkeit vertritt die Stelle Gottes, sie soll mit ihrer Gewalt Recht und Gerechtigkeit, man fasse es nun als menschliches oder göttliches Recht, verwirklichen; unmittelbar nur Gott als seinen Herrn über sich zu haben, ist nach göttlicher Anordnung als Lohn nur denen bestimmt, welche durch das Reich Gottes auf Erden zu dem Himmelreiche sich haben führen lassen; somit hat auch Gott in Seinem Reiche auf Erden, dem Reiche der göttlichen Wahrheit und Gerechtigkeit, einen Sterblichen Sich auserfehen, der, im Gegensatze zu allen andern Obrigkeiten, unmittelbar von ihm eingesetzt, einstweilen bis zur Er-

füllung der Zeiten Sein Statthalter ist. Aber hier konnten nicht mehrere zu gleicher Zeit mit dieser Gewalt bekleidet seyn, weil dieß zur Trennung des Einigen Reiches Gottes geführt haben würde, und bei Mehreren sogleich die Frage hätte entstehen müßen, wer von ihnen dem Andern zu gehorchen habe. Die Kirche ist nicht gleich einem Bogen zur Verbindung zweier oder mehrerer irdischen Felsen gebaut, sondern Petrus ist der Fels, auf welchen Christus Seine Kirche gebaut hat. Der Primat Petri ist somit die Bedingung der Einheit, er ist das Centrum der Kirche, von diesem Mittelpunkt gehen alle Strahlen aus, welche bis zur äußersten Peripherie des Kreises jeden einzelnen in demselben enthaltenen Punkt berühren und beleuchten.

III.

Der Papst steht auf dem Gipfel menschlicher Ehre; trotz dessen ragt er doch nur über Andere empor, er hat die menschliche Würde, die groß und erhaben ist, da auch Christus sie annahm, mit Allen gemein. Dadurch, daß er höher steht als Heiden und Juden und die Anhänger des falschen Propheten, unterscheidet er sich nicht von den vielen Millionen Getauften, die mit ihm zur Herrschaft im künftigen Leben berufen sind. Den höhern Rang vor den zum allgemeinen Priesterthum durch die Taufe Geheiligten, theilt er mit allen denen, welche die Weihe zum besonderen Priesterthum empfingen; in Betreff der Verwaltung des heiligsten Mysteriums der christlichen Religion, des Sacramentes des Altars, steht jeder Priester dem Papste gleich. Sein Vorzug bezieht sich also auf die heilige Rangordnung der Weihe nicht, hier giebt es nur sie-
Stufen, und schon der Priester erreicht die siebente, mit
ch stehen hier alle Bischöfe und der Papst.
und aber die Bischöfe erhaben als die Nach-
denen Christus die Gewalt gab zu binden
hristus die Regierung der Kirche, die

Leitung der dieselbe bildenden Heerden verlieh. So steht der Papst mit den Bischöfen über den Gehülfen, die er und sie auf den verschiedenen Stufen der Weihe sich beigeordnet. Binde- und Lösegewalt, Regierung der Kirche haben also neben dem Papste auch die Bischöfe; unter diesen haben im Laufe der Zeit manche einen höhern Rang vor den übrigen in Betreff dieser Regierung erhalten; so ragen, wie man es im Hinblicke auf Vergangenheit und Gegenwart erkennt, unter den Bischöfen die Metropoliten, unter diesen Primaten, Exarchen und Patriarchen hervor. Alle diese Würden hat auch der Papst, und dennoch ist er, wie unter den Bischöfen, so auch unter den Patriarchen der höchste. Dieß ist er aber nicht, weil sich im Laufe der Zeiten allmählig ein Vorrang für ihn ausgebildet hätte, sondern weil er kraft göttlicher Einsetzung zur höchsten Regierung und Leitung der Kirche bestellt ist; die andern Bischöfe können lösen und binden, sie können aber nicht lösen, was er bindet, und nicht binden, was er löset; sie haben nicht, wie er, die Schlüssel zum Himmel; die andern Bischöfe müssen auf ihn sich stützen, denn er allein ist als der Grundstein für die Kirche gelegt; die andern Bischöfe sind auch Hirten, aber sie sollen sich wiederum von ihm, als dem obersten Hirten, leiten lassen: „weide Meine Lämmer! weide Meine Schaafe"! von dieser Heerde ist kein Bischof ausgeschlossen. Somit ist der Papst seinen verschiedenen Würden nach: Mensch, Getaufter, Priester, Bischof, Metropolit, Primas, Exarch und Patriarch, und es steigen mit ihm Viele zu den einzelnen dieser Stufen hinan, die oberste darf aber nur Einer, der rechtmäßige Nachfolger Petri erklimmen, auf dieser steht er, als der von Christus eingesetzte Statthalter, über allen Patriarchen, Exarchen, Primaten, Metropoliten, Bischöfen, Priestern, Getauften, ja über allen Menschen *).

*) Wegen der Jurisdiction des Papstes über Juden und Heiden s. *Fagnani* Comment. in Decret. — Cap. 1. de constit. n. 64 sqq. Ed. Colon. Vol. I. p. 25 sqq.

dete Reich Gottes auf Erden, und in der Kirche, der auf göttlicher Einsetzung ruhende Primat erlangt hat, zufällige Rechte seyen, sondern es vielmehr anerkennen, daß Gott es in Seiner Weisheit gerade so und nicht anders gefügt hat, daß also, wenn irgendwo, gerade beim Primate am allerwenigsten von historischen Zufälligkeiten die Rede seyn kann, da mit viel größerem Rechte gesagt werden kann, der vom heiligen Geiste geleitete Primat habe die Geschichte, und nicht die Geschichte den Primat gemacht. Daher wird dann auch die Vorstellung fern bleiben, selbst wenn manchen Päpsten mit Recht der Vorwurf des Mißkennens ihrer Rechtssphäre gemacht werden kann, als ob jene Rechte auf einer Usurpation beruhten, sowie daß deßhalb eine Sichtung nach jenen schulgerechten Prinzipien nothwendig sey, damit man das möglich Trennbare und den Primat in seiner Reinheit deutlich erkenne. Das heißt aber, auf dem Boden einer der Kirche feindlichen Kritik nichts Anderes, als: daß man das möglich Trennbare auch wirklich davon trenne, und den Primat auf das Minimum von Wirksamkeit und Einfluß zurückführe. Dieß aber ist der verneinende, der der Kirche feindliche Geist, der am Liebsten auch diejenigen Rechte, die er dem Namen nach als wesentliche bezeichnet, dem Primate entziehen, d. h. den Primat selbst vernichten möchte. Dieser Geist hat aber so die menschlichen Gemüther einzunehmen gewußt, daß selbst solche Männer, deren aufrichtig kirchliche Gesinnung über jeden Zweifel erhaben ist, sich von der Vorstellung der zufälligen oder unwesentlichen Rechte des Primates nicht lossagen können. Jedes Recht des Primates ist ein wesentliches, so lange als Gott es nicht davon trennt, und kein Mensch in der ganzen Welt hat die Befugniß: irgend ein Recht dem Primate zu nehmen. Liegt es in dem Plane der göttlichen Vorsehung, daß in einer zukünftigen Zeit ein jetzt zum Primate gehörendes Recht, z. B. der Besitz des Kirchenstaates von demselben getrennt werden soll, so wird es geschehen; Wehe aber dem Menschen, der daran Hand anlegt! —

Unter den einzelnen Rechten, welche die Schule, als den Inhalt des Primates bildend aufzählt, pflegt man der Befugniß des Papstes, über den kirchlichen Zustand der einzelnen Gegenden Bericht zu fordern (Jus relationum), die erste Stelle einzuräumen; hieran schließt sich das Recht, Legaten zu senden, ferner die Berufung der öcumenischen Concilien, sowie der Vorsitz und die Leitung derselben, das Recht für die ganze Kirche verbindliche Gesetze zu geben, nebst der Befugniß, von solchen zu dispensiren, das Recht (provisorisch?) Glaubensdecrete zu erlassen, das Devolutions- und Protectionsrecht, die Bestätigung, Versetzung und Absetzung der Bischöfe, die Entgegennahme der Resignationen derselben, die Theilung und Vereinigung von Diöcesen, die Bestellung von Coadjutoren, (vergl. Bd. 6. S. 736 u. f.) die Bestätigung geistlicher Orden, die Reservation besonders wichtiger Sachen, das ausschließliche Absolutions- und Dispensationsrecht in einigen besondern Fällen, die Beatification und Canonisation, und der Besitz des Kirchenstaats. Wir werden Gelegenheit nehmen, auf mehrere einzelne dieser Verhältnisse zu sprechen zu kommen; da zu diesen auch die Materie von der Infallibilität des Papstes gehört, diese aber nach dem Gange der Darstellung erst etwas später zur Sprache gebracht werden kann, so wollen wir einstweilen eines neuen Werkes Erwähnung thun, welches diesen Gegenstand in der Weise behandelt, daß es die darüber vorhandenen Zeugnisse zusammenstellt. Es ist dieß: „die apostolische Vollmacht des Papstes in Glaubens-Entscheidungen, von P. Franz Xaver Weninger, Priester der Gesellschaft Jesu. Innsbruck 1841. 8.".

XII.

Reflexionen über den kirchlichen und politischen Zustand in Baden.

(Fortsetzung.)

Auf solche Weise *) wurde also der erzbischöflichen Curie untersagt, gegen den Verein einzuschreiten, dessen sehr unkirchliche, ja antikirchliche Tendenzen keinem wahrhaften Katholiken entgehen konnten, wenn gleich diese Tendenzen mit dem plausibeln Namen und dem blauen Dunste „eines wissenschaftlichen Vereins“ sich umhüllten. Man hat also blos, so wird man sagen, den Bestand eines wissenschaftlichen Vereins aufrecht halten, man hat blos die gelehrte Bildung, das Streben nach Licht und Wahrheit gegen hierarchische Umtriebe und die ultramontane Finsterniß sicher stellen und schirmen wollen. Recht so, wenn's der blaue Dunst, wenn's der Name thut! Aber als die Burschenschaft, als der Tugendbund und alle Arten von demagogischen Vereinen, Dinge im Lande mit allem Ernst betrieben, die auch nicht munden wollten, da hat man nach dem Tugendbund nicht viel gefragt, und durch den schönen Namen sich nicht irren lassen. Man hat tapfer zugegriffen und die saubern Nester nach einander ausgenommen und die Jungen sammt den Alten eingethan. Aber freilich damals galt's dem Staate, zu Schaffhausen nur der Kirche und ihrem „auswärtigen Obern“ und das ist ein Unterschied in der Sache, besonders, wenn Luther und Calvin zu Gericht sich setzen. Aber welche Wissenschaften haben denn nun die Herren zu Schaffhausen und Geisingen betrieben? Welchen geistigen und geistlichen Bestrebungen sind sie sorgsam und mit Eifer obgelegen „zu Nutz und Frommen der gemeinen Christenheit“? Wir wollen hören, wie sie selber von sich zeugen, und auf welchen Geist, und auf welche Wissenschaft dies Zeugniß lautet, das Dr. J. A. Fischer, der erste Präsident des Schaffhauser Vereines, seinen Freunden und Schwertgenossen im Lande bei seinem Abschiede aus Europa ausgestellt hat, und damit nichts davon

liest sich der schöne Artikel also: „Auch auf mein letztes Schreiben erhielt ich keine Antwort. „Sie lächelten über meine Drohung, mich an das Domkapitel zu wenden, und machten sich bei einem Ihrer Domherren lustig darüber, daß ich Sie bei Ihrem Domcapitel verklagen wolle. Nachdem ich mich nun auch darüber näher erkundigte und mir ein Mitglied Ihres Domkapitels selbst sagte, daß dieser Schritt vergebens wäre, indem Ihr Domkapitel noch nicht im kanonischen Verhältnisse zu Ihnen sich befinde, so ließ ich es natürlich bleiben. Mir bleibt also kein anderes Mittel mehr, über Ihr unkanonisches Verfahren gegen mich und über Ihre Wortbrüchigkeit mich zu beschweren, als die Oeffentlichkeit. — —. — — Ich habe nichts Weiteres mehr von Ihnen verlangt, als ein Zeugniß, daß nichts gegen meine Sittlichkeit in Ihren Akten liege, wie Sie mir bezeugten, daß nichts gegen meine Orthodoxie Ihnen bekannt sey. Nachher mochte Ihnen aber beifallen, wie sonderbar es herauskäme, wenn Sie mir gute Zeugnisse ausstellten und doch meine Entfernung vom Lehrstuhl verlangt hatten. Ich wollte ein Legalitätszeugniß nur jenem schändlichen anonymen Angriff auf meine Person in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 26. Dezember 1839 von Bern mit dem Zeichen 4, worin man von einem „„sittenlosen Professor F...““ sprach, gegenüber haben. Doch da Sie mir dieses hartnäckig verweigerten, so habe ich jetzt andere Mittel, um der Welt zu zeigen, daß ich kein sittenloser Mensch bin. Ich will jetzt, da ich durch Ihre Politik, die ich für einen christlichen Bischof nicht angemessen halte, dahin gekommen bin, daß ich die Kraft fühle, mich den Netzen der römischen Hierarchie ganz zu entreißen, Ihnen und der Welt mich zeigen, wie ich bin. Jahre lebte ich schon, wie so mancher römisch-katholische Geistliche dieses verzweifelte Mittel ergriffen, um sich aus den Fallstricken des Cölibats zu retten, und sich vor tieferen Verirrungen zu bewahren, in einer Gewissensehe. Merkwürdig genug hat die katholische Kirche immer noch diese Gewissensehen *), weil zur Vollziehung dieses vom Schöpfer selbst eingesetzten

*) Ueber den Ausdruck: „Gewissensehe“ wollen wir mit dem gewesenen Professor der Theologie in Luzern nicht streiten, er bedeutet so viel als heimliche Ehe, welche durch das Concil von Trient 24. Sitz. 1. Cap. auf das schärfste verboten ist, zu geschweigen, daß ein Priester nach katholischen Kirchengesetzen weder eine öffentliche noch eine heimliche Ehe eingehen kann. Aber was kümmern den Hrn. Fischer das Concil von Trient und die Gesetze der Kirche, über die er so oft auf dem Catheder seinen Spott ausgegossen hat!

Sakraments keine kirchliche oder priesterliche Mitwirkung nothwendig ist, pro foro interno als gültig anerkannt. Ich mußte meine Kinder mit vielen Geldopfern unter fremden Leuten erziehen lassen, ohne daß sie den Namen ihres Vaters erfuhren. Ich mußte die, welche mit mir aus Liebe dieses (welches?) Schicksal theilte, dem harten Urtheil der Welt überlassen. Alles, weil ich mich immer mit der Erhaltung eines schönen Wirkungskreises fälschlich entschuldigte, und weil ich die bequemen Einkünfte, die man meinem Stande bot, nicht opfern konnte. Nun bin ich mit einem Male von allen diesen Rücksichten befreit. Die Stimme der Natur (!), des Glaubens und des Gewissens (!!) hat in mir gesiegt. Weg also mit all diesen Fesseln. Die Welt mag mich für einen abtrünnigen katholischen Priester halten, mein Gewissen sagt mir, daß ich nie von dem wahren katholischen und apostolischen Christenthume abgegangen bin. Sie mag meine Gewissensehe für Sittenlosigkeit erklären, ich gehe dorthin (!) wo auch die bürgerliche Gesetzgebung sie anerkennt und gegen die Freiheit des Menschen und Christen keine unvernünftigen Fesseln zuläßt. Selbst Einige meiner Freunde mögen mich für einen Schwärmer und Phantasten halten, Andere werden dagegen offen sich sagen, daß nur ihre Pfründen sie von ähnlichen Schritten abhalten. Sie werden es bedauern, daß ich meinen Wirkungskreis verließ, aber mein Glaube sagt mir, daß die Vereinigung aller christlichen Confessionen in eine allgemeine christliche Kirche immer näher rückt, und daß ich vielleicht mein Scherflein dazu beizutragen gewürdigt werde. Meine Schüler werden an mir Aergerniß nehmen, wenn sie dieses lesen, aber dieses Aergerniß wird verschwinden, wenn sie zur wahren Einsicht kommen, und sie werden meine Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe (!) nicht verkennen. Meinen Geschwistern und Verwandten und vor Allem dem edeln Manne, dem ich mein ganzes irdisches Glück (!) verdanke, wird das Herz bluten, wenn sie die Gerüchte und Lästerungen hören, die über mich ergehen werden.

Auch Sie, hochwürdigster Bischof! werden über diese meine Bekenntnisse staunen, aber glauben Sie auch, daß mir nur das Evangelium den Muth gab (!) alle meine Blößen (!) aufzudecken, und auf ganz neuem Wege für die Sache des Reiches Gottes zu arbeiten. Möge keiner meiner Brüder mehr in eine andere Kirche übergehen, die auch ihre Mängel hat, blos um die Fesseln des Cölibats zu brechen, sondern möge es mir gelingen, ihnen zu zeigen, daß

man auch innerhalb der katholischen Kirche gegen jeden eingeschlichenen Mißbrauch protestiren und zur Herstellung des alten apostolischen Christenthums beitragen und für die Vereinigung aller christlichen Bekenntnisse auf Einem Grund, auf Jesus Christus, außer welchem kein anderer Grund ist, thätig seyn kann. Sein Namen, vor dem sich alle Kniee beugen, sey gepriesen in Ewigkeit Amen. Ihr Mitpresbyter: J. Anton Fischer, von nun an Diener der apostolisch-katholischen oder der allgemeinen christlichen Kirche" *).)

Wer sind nun die Herren, deren „wissenschaftliches Streben" deren Ringen noch „Licht, Freiheit und Recht" das Ministerium gegen den Erzbischof und sein Verbot in Schutz und Schirm zu nehmen sich gedrungen fühlte? Es sind die Freunde und Schwertgenossen des Dr. J. A. Fischer, es sind die Männer, welche den Dr. J. A. Fischer als den würdigsten (hört!) aus ihrer Mitte zum ersten Präsidenten ihrer Synode sich erlesen, einen Mann, der die Stirne hat, vor aller Welt sich als Conkubinarius zu erklären und die ungemeine Naivität besitzt, dieses saubere Verhältniß sich als eine Tugend als den Glanzpunkt seines Lebens anzurechnen; es sind die Freunde eines Professors der Moral, der während seines Leibes Leben viel über Jesuitismus zu schimpfen, da und dort ihn scharf heraus zu fühlen wußte, aber daran nicht das Mindeste von Jesuitismus verspürte „der bequemen Einkünfte und des schönen Wirkungskreises halber" im Conkubinate zu leben; es sind mit einem Worte diejenigen, deren Dr. J. A. Fischer das öffentliche Zeugniß ausstellt: sie seyen ganz wie er, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß sie der lieben Pfründen wegen zu feig wären, wie er, ein Bekenntniß ihrer Sünden öffentlich vor ganz Deutschland abzulegen und so fort zum Heil der katholischen Kirche Mitglieder seiner allgemeinen christlichen Kirche in Amerika zu werden. Das ist ein treues, ein ganz treues Selbstporträt der freisinnigen, der aufgeklärten Geistlichkeit, deren Ringen nach „Freiheit, Licht und Recht", deren wissenschaftliches Streben gegen den „Zorn des finstern Ultramontanismus" so sehr in Schutz genommen worden ist **). Und sieh!

*) Erklärung des Dr. J. A. Fischer an den Bischof in Solothurn vom 27. September 1840, veröffentlicht in der Leipziger Allg. Zeitung (Beil. Nro. 323, 18. Nov. 1840).

**) „Der König der Franzosen äußerte sich gegen den Weihbischof von Straßburg Dr. Räß folgender Maaßen: Mögen Sie immerhin recht wacker deutsch predigen und katechesiren; eben darum habe ich Sie zum Bischof ernannt. Nur um Eines bitte ich Sie, Ihre Geistlichkeit vor jenem bösen Geiste zu bewahren, der sich eines Theils des badischen Klerus bemächtigt hat". Wir halten diese Worte um so bedeutungs-

auch der Reinherr trat heran und hat mit euch das Werk sich angesehen, das er mit Fleiß geschaffen und mit Emsigkeit; und er sah, daß es gut war. Und freudig wandelt er darauf die eigene Gestalt und tritt auf als Hambacher Wirth, und wie bei Jakobi Marats-Geist vor das junge Deutschland tritt, und jetzt linkshin schauend finstern Antlitzes, also stellt auch dieser wilden Trotzes voll sich hin vor sein Werk; drohend wie eine Wetterwolke, stößt er sofort einen Fluch aus, einen schweren und gewaltigen über „die Pfaffen" „über die lichtscheuen Römlinge" und über die „im Unkentone redenden Ultramontaner". Darauf schaut er rechtshin auf die geistlichen Söhne der Aufklärung; das finstere Antlitz verklärt sich, er erhebt die Krallenhand und segnet sie. Und als die Hand sich senkte und der Spruch geendet, sprechen die 600 Petenten um Synoden allumher ein freudig Amen. Darauf läßt er, was er geflucht und was er gesegnet, sofort in der Volkshalle drucken den Verfluchten zum Weh und Schrecken, den Gesegneten aber zum Troste und zur Glorifizirung. Wir fragen nun aber, da die Sachen also stehen: Hat nun der Erzbischof übel gethan (denn, daß er nicht unrecht hat, haben wir schon gezeigt), daß er einer Genossenschaft, die den Dr. J. A. Fischer zum Präsidenten sich genommen und in diesem Akte seine Dogmatik und Moral zu der ihrigen sich gemacht, hemmend in ihre Wege sich gestellt hat? Hat er übel daran gethan, daß er diese Sentina von Gemeinheit und Nichtswürdigkeit nicht wie einen Krebsschaden in Mitte seines Sprengels weiter um sich fressen und fortwuchern lassen wollte? Wer wagt es Ja zu sagen! Und dennoch hat man die Maaßnahmen des Oberhirten außer Wirksamkeit gesetzt. Wozu? Warum? Will man die katholische Kirche hindern das zerstörende Gift aus sich hinaus zu stoßen, das an ihren Organismus durch die Unbilden der Zeit und deren ruchlose Doctrinen sich angesetzt und eingefressen hat? Will man die Kirche nöthigen das giftige Wirken der antikatholischen Parthei in ihrer Mitte gewähren zu lassen, damit man alsdann, so diese scheinbar durch sich selbst zu Grund gerichtet im Staube liegt, wie Pilatus sich die Hände in Unschuld waschen möge? Ist das der Sinn, der aus §. 18 der Verfassung sich heraus liest! Steht es dort geschrieben, daß man den Glauben von 800,000 Katholiken den Wühlereien antikirchlicher Geistlichen preisgebe und in die tausend Risse, die zum Unheil in die Glau-

voller und schlagender, da die Welt über den Verstand und die Einsicht des jetzigen Königs der Franzosen so sehr im Reinen ist, daß ein Urtheil der Art aus seinem Munde wohl von großem Gewichte seyn dürfte. Schweizerische Kirchenzeitung. Jahrg. 1840. Nro. 52.

benseinheit des deutschen Volkes eine heillose Zeit hineingerissen, noch tausend andere reiße, oder alles positive Christenthum und seine Institutionen in jene indifferente und indulgente rationalistische Masse auflöse, von der geschrieben steht, da du weder kalt noch warm bist, so werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. Aber dieß Alles wird doch nicht gelingen! Dafür hat jener gesorgt, der also den Felsen der Kirche gefestet, daß ihn der Hölle Pforten nicht nieder werfen werden. Wohl aber wird der Eckstein, den die Bauleute bei ihrem Baue schnöd verworfen, als ein Fels des Anstoßes sich ihnen in ihre Wege legen. Darum sind wir auch unbesorgt geblieben, als im Jahr 1839 den 23. März folgende Verordnung erschien [18]), „Nro. 832. Se. Königliche Hoheit der Großherzog haben auf den Vortrag des Ministeriums des Innern vom 21. l. M. Nro. 5482. über die Ausübnug der erzbischöflichen Strafgewalt folgende Bestimmungen zu ertheilen geruht:

1) Gegen Geistliche, welche sich Disciplinar-Vergehen zu Schulden kommen lassen, kann das erzbischöfliche Ordinariat geringere Disciplinar-Strafen, nämlich Verweise, Geldstrafen bis zu 30 fl., und Suspension vom Amte bis zur Dauer von vier Wochen erkennen und vollziehen, ohne dazu vorgängige Staatsgenehmigung einzuholen [19]).

2) Dasselbe hat jedoch von jedem auf eine solche Strafe lautenden

18) Es mögen zur Herausgabe dieser Verordnung die bisher behandelten Thatsachen nicht unbedeutend mitgewirkt haben. Es ist uns aber nicht nur ihr Inhalt, sondern insbesondere auch das daran aufgefallen, daß wir nirgends in der Verordnung von einer Befragung oder Zustimmung des Erzbischofes Etwas finden und lesen.

19) Die Staatsregierung möchte wohl nicht festzustellen haben, welche Censuren die Kirche, die Bischöfe verhängen können und dürfen, sondern sie kann höchstens zur Vollstreckung derselben gegen inobedientes et contumaces das brachium saeculare verweigern. Man erwäge Folgendes: „Bonifacii VIII. Constitutionem, quae incipit: „Periculoso", renovans S. Synodus, universis episcopis, sub obtestatione divini judicii et interminatione maledictionis aeternae praecipit: ut inobedientes atque contradictores per censuras ecclesiasticas aliasque poenas, quacunque appellatione postposita, compescant, invocato etiam ad hoc, si opus fuerit auxilio brachii saecularis. Quod auxilium ut praebeatur omnes Christianos principes hortatur S. Synodus et sub excommunicationis poena ipso facto incurrenda, omnibus Magistratibus saecularibus injungit. Conc. Trident. sess 25. de Reg. cp. 5. Vrgl. ibidem de Ref. cp. 20. Hiermit stimmt es nicht überein, wenn der Staat die Censuren feststellt, und der Bischof gleich einem Beamten, nur für die Vollstreckung bei den seinem Bereiche Unterstellten zu sorgen hat.

Erkenntnisse gleichzeitig mit Erlassung desselben der katholischen Kirchensektion eine Abschrift mitzutheilen; auch bleibt

3) dem Betheiligten das Recht des Rekurses unbenommen, der nur in dem Falle keine aufschiebende Wirkung haben soll, wenn die Suspension vom Amte als schleunige dienstpolizeiliche Maaßregel erkannt wurde.

4) Die erkannten Geldstrafen fließen in den allgemeinen katholischen Kirchenfond.

5) Rücksichtlich aller auf höhere als die unter Nro. 1. bezeichneter Strafen lautenden Disciplinar-Erkenntnisse des erzbischöflichen Ordinariats verbleibt es bei der bisherigen Vorschrift. Beschlossen im Großherzoglichen Staatsministerium zu

Karlsruhe den 23. Mai 1839.

v. Boekh.

Nro. 11,322. Das katholische Dekanat N. N. erhält Abschrift zum Wissen und weiterer Eröffnung.

Karlsruhe, den 11. Juni 1839.

Ministerium des Innern. Katholische Kirchensektion.

J. A. d. D.

Zahn" *).

So lange das Christenthum d. h. die Lehre der katholischen Kirche in Deutschland die Religion und der Glaube des ganzen Volkes war und in seiner ganzen Wirksamkeit bestand, da ist es Niemanden in deutschen Landen eingefallen in Abrede stellen zu wollen, daß der Kirche als einer Anstalt, welche vor Allem die Zucht und Besserung der Menschen bezweckt, um hinwiederum durch beide den Menschen für die Gnade, für die Erlösung und Heiligung empfänglicher zu machen, auch das von ihrem Wesen unzertrennliche Recht zustehe, ihre ungehorsamen Mitglieder zu ermahnen zu strafen und im äußersten Falle selbst von ihrer Gemeinschaft auszuschließen. Denn damals wußte und glaubte man noch, was geschrieben steht: „Hört er (dein Bruder) auch diese (die du du als Zeugen zu dir genommen hast) nicht, so sag' es der Kirche; wenn er aber die Kirche nicht hört, so sey er dir wie ein Heide und öffentlicher Sünder. Wahrlich sag ich euch, Alles was ihr auf Erden binden werdet, das wird auch im Himmel gebunden seyn; und Alles, was ihr auf Erden auflösen werdet, das wird auch im Himmel aufgelöset seyn" **).

---

*) Badisches Kirchen- und Schulblatt. Jhrg. 1840. Nro. 9.

**) Matth. 18, 17 u. 18.

Daher übten sonder Hinderung die Bischöfe, durch Wort und That des Herrn und der Apostel ermächtigt, und berechtigt schon in den ersten Zeiten des kirchlichen Lebens eine strenge Zucht und Strafgewalt aus, und sie übten diese Gewalt, was hier wohl zu merken ist, aus ohne den Cäsaren und Imperatoren des römischen Reiches davon eine Anzeige zu machen oder bei ihnen die Genehmigung einzuholen. Und so hat man es viele Jahrhunderte lang hindurch gehalten. Allein dieses Alles hat sich mit der „Reformation" und Revolution mit dem Regimente der absoluten Vernunft bedeutend geändert und in eine Weise und Praxis sich umgestaltet, wie sie weder christlich noch apostolisch noch überhaupt kanonisch ist, sondern wie solche nach dem Ausbruche der kirchlichen Revolution ihr erstgeborner Sohn der Rationalismus und das Gebahren der subjectiven Vernunft, wo solche Macht gewann, einzuführen und aufzuzwingen für gut fand unter allerlei Probabilien und plausibeln Redensarten. Ein solches Muster einer nachgebornen kirchlichen Ordnung, ein Kind einer gemischten Ehe, das den Katholicismus zur Mutter, den Rationalismus aber zum Vater hat, der von „Kirchenherrlichkeit" des Staats fabelt und im Wahne lebt, die Kinder aus dieser Mischungs-Ehe müßten trotz des §. 18 des Ehecontraktes dennoch der Religion des Vaters folgen, ist auch die erwähnte Verordnung über die Strafgewalt des Bischofes. Bisher waren wir der Meinung das Recht kirchliche Strafen zu verhängen, so wie das Recht einem Geistlichen Amt und Würde zu entziehen, sey eben so gewiß eine rein geistliche und kirchliche Sache, als die Verkündigung des göttlichen Wortes und die Ertheilung des geistlichen Amtes und Standes oder des Priesterthums entschieden eine Sache der Kirche, respektive des Bischofes sey. Daher lautet die katholische Ordnung in dieser Sache: „Das Recht der Kirche ihre ungehorsamen Mitglieder zu ermahnen zu strafen und zuletzt von ihrer Gemeinschaft auszuschließen, ist von ihrem Wesen unzertrennlich" [20]). Und weiters: „da ein Geistlicher sein Amt und seinen Stand lediglich von der Kirche empfängt, so kann diese ihm auch zur Strafe beides wieder entziehen, wenn er die Bedingungen verletzt, unter welchen es ihm verliehen war [21]). Diesen in der Natur des Verhältnisses liegenden Grundsatz haben schon die römischen Kaiser anerkannt und der Kirche gegen widerspenstige Geistliche hülfreiche Hand geleistet".

---

20) Walter's Kirchenrecht §. 183.

21) Walter's Kirchenrecht §. 184.

Und wahrlich die christlichen Kaiser und Staaten sind, so lang sie wahrhaft christlich waren, nicht hinter den heidnischen zurückgeblieben. Sie haben den Bischöfen die genannten Rechte und ihre Ausübung ungeschmälert und unbeschränkt gelassen; ja, sie haben ihnen noch mehr als aus der Natur der Sache gefolgert werden kann, hinzugefügt. So lesen wir: „Qui vero episcopum suum noluerit audire et excommunicatus fuerit, — de palatio nostro sit omnino extraneus, et omnes facultates suas parentibus legitimis amittat". Decretio Childeberti. c. a. 595. c. 2. Und ferner: „Quodsi aliquis tam liber quam servus — episcopo proprio — inobediens vel contumax, sive de hoc sive de alio quolibet scelere exstiterit, omnes res ejus a Comite et a Misso Episcopi ei contendantur usque dum episcopo suo obediat, ut poeniteat. Quodsi nec se ille correxerit, a Comite comprehendatur et in carcerem sub magna aerumna retrusus teneatur, nec rerum suarum potestatem habeat, quosque Episcopus jusserit". Cap. Reg. Franc. lib. VII. c. 432. — Mag dieses und Aehnliches unsern aufgeklärten Zeiten weit aus zu viel scheinen; mag es gut und recht scheinen, der kirchlichen oder geistlichen Strafgewalt Alles zu entziehen, wodurch sie in den Stand gesetzt wurde, mit der Beraubung und Entziehung geistlicher Güter auch bürgerliche und politische Nachtheile zu verknüpfen; mag es ein leeres Wort scheinen, was geschrieben steht: „Principes a Deo constituti sunt fidei et ecclesiae protectores"*); wir haben nichts dagegen, denn wir wissen, in der Rechts-Ordnung der katholischen Kirche steht auch geschrieben: „die geistlichen Strafen können im Allgemeinen nur in der Entziehung der Vortheile bestehen, welche die Kirche selbst gewährt, also im äußersten Falle in der Verstoßung aus der Gemeinschaft, oder in solchen Nachtheilen, denen sich der Schuldige, um jenem äußersten Uebel zu entgehen, freiwillig unterwirft [22])". Davon aber, was nach Abzug alles dessen, was einst die Fürsten den kirchlichen Strafen verstärkend hinzugefügt, als reine kirchliche Strafgewalt zurück und übrig bleibt, davon soll und darf keine weltliche Macht auf Erden, sey sie, welche sie wolle, ohne Gewaltthat auch nur ein Jota der Kirche entziehen und rauben. Wo dieß geschieht, da tritt das apostolische Wort in seine Rechte ein: Gott mehr denn Menschen zu gehorchen **). Und jeder Bischof, an dessen rein kirchlichen und göttlichen Rechten die weltliche

---

*) Das Ausführliche hierüber siehe Conc. Trident. sess. 25. de Refor. cp. 20.

22) Walter's Kirchenrecht §. 187.

**) Apostelgesch. cp. 4. v. 19.

Gewalt sich übernimmt, und beschränken oder nehmen will, was sie nicht gegeben hat, noch geben kann, hat alsdann der Worte des großen Augustinus zu gedenken: Quicunque legibus Imperatorum, quae contra Dei veritatem feruntur, obtemperare non vult, acquirit grande praemium". Zu den unantastbaren Rechten der Kirche aber, die, wie die Kirche selbst, von keinem Fürsten stammen, gehören, um nur des Wichtigsten zu gedenken die Excommunication und die besonders hier in Frage stehende Suspension [23]). Beide verhängt die Kirche und nur

23) Die Suspensio ist für's Erste eine kirchliche Censur und von ihr wird in diesem Sinne gesagt: eam esse censuram distinctam ab excommunicatione et interdicto. Die Bestimmung oder Definition der Suspensio wird sofort also gegeben: „Definitur autem communiter suspensio prout est censura distincta a reliquis censuris"; „censura ecclesiastica, qua clericus ob culpam suam prohibetur ab executione potestatis ecclesiasticae, quam habet ratione officii aut Beneficii ecclesiastici vel in totum vel pro parte, vel ad tempus vel in perpetuum". Van Espen. pars III. tit. 11. cp. 10. no. 2. Von der Suspension wird ferner gesagt: suspensio est censura propria clericis. ibid. no. 5. Wer hat nun die Suspensio, die eine censura ecclesiastica et clericis propria ist, zu verhängen? Der, welcher das Recht hat, kirchliche Censuren überhaupt zu verhängen. Hierüber aber steht geschrieben: „Hoc omnium Canonistarum et Theologorum consensu receptum hodie est, potestatem ferendi Censuras dependere a potestate clavium ac per consequens nulli posse competere auctoritatem ferendi censuras, nisi habenti usum clavium". Van Espen. pars III. tit. 11. cp. 2. no. 9. — Wer hat nun diese potestas et usus clavium, diese Schlüssel-, diese Binde- und Lösegewalt? Wer hat das Recht von ihr loszusprechen? Die Antwort ist: „Hinc et haec regula fluxit ab omnibus passim probata, censuram ab homine latam jure communi et ordinario esse tollendam ab eodem, a quo lata fuit". Van Espen. pars III. tit. 11. c. no. 1. Also wer die Suspension zu verhängen das Recht hat, der hat auch allein das Recht sie aufzuheben. Der Bischof allein verhängt sie per potestatem clavium, er allein hebt sie per eandem potestatem auf, wenn er sie verhängt hat, und keine andere Gewalt. Zum Ueberfluß fügen wir noch den Titel hinzu: „Censura ab episcopo inflicta vim suam retinebat, quousque per synodum judicatum erat, eam esse tollendam". Van Espen. pars III. tit. 11. cp. 11. no. 5 Was aber für's Zweite die Appellation wegen der Aufhebung der Suspension betrifft, so fügen wir Folgendes bei: „Quod si is, qui censuram protulit, nolit eam tollere, credatque censura innodatus, censuram esse injustam, aut saltem eatenus satisfecisse, ut absolutionem mereatur obtinere, jam pridem decretum fuit, ut is Synodo Provinciali — se sisteret, ut haec omnibus perpensis vel censuram confirmaret, vel infirmaret, eam vel injustam declarando, vel ipsum querulantem a censura absolvendo". Van Espen. pars III. tit. 11. cp. 11. no. 3.

die Kirche; ob dem Staate genehm oder ungenehm; der Herr, die Apostel haben darnach nie gefragt, wie das Folgende lehren wird. So spricht der Herr bei Matthäus (18, 15 — 18). „Hat dein Bruder sich wider dich versündigt, so gehe und stelle ihn darüber zwischen dir und ihm allein zu Rede; hört er dich, so hast du deinen Bruder gewonnen; hört er dich aber nicht, so nimm noch Einen oder Zwei zu dir, damit auf der Aussage zweier oder dreier Zeugen die ganze Verhandlung bestehe. Achtet er auch diese nicht, sage es der Kirche; wenn er aber auch die Kirche nicht achtet, so mag er wie ein Heide oder Zöllner gehalten seyn". Wo steht hier in der ganzen langen und ausführlichen Stelle auch nur ein Wort von einem Ministerium, von Staatsgenehmigung, von Rekurs an die Staatsbehörden, wenn es der Kirche nothwendig erscheint Censuren zu verhängen und einen aus ihrer Mitte auszustoßen, d. h. ihn wie einen Zöllner und Heiden zu halten? Achtet er diese nicht, so sag es der Kirche, heißt es; achtet er auch diese nicht, so sey er gehalten, wie ein Zöllner oder Heide; mit Genehmigung von irgend Jemand sonst, daß ist nicht hinzugesetzt. Die Kirche also und Niemand sonst ist höchste und letzte Instanz, wenn es gilt Censuren zu verhängen und einen aus ihrer Mitte auszuschließen; eine Appellation, ein Rekurs über sie hinaus an ein Etwas, das höher stünde auf Erden, als die Kirche und der in ihr waltende und sie regierende göttliche Geist, ist kein Ausfluß, ist keine Lehre des Christenthums, sondern eine Behauptung aus der Schule jener, denen Gott die unpersönliche Vernunft und sein objektives Daseyn, der Staat und seine höchste Weisheit die Staatsintelligenz ist. Aus diesen Doktrinen und ihren Consequenzen stammt die Zumuthung an die Kirche sich selbst nur als die Magd des Staates ansehend ihm und seiner Herrlichkeit sich unterworfen anzuschauen, das Höhere dem Niedern, das Göttliche dem Menschlichen unterzuordnen und ihr Jenseits im Diesseits für beschlossen zu erachten. Allein die Kirche hat andern Bescheid über sich und ihre Strafgewalt. „Und dieses lehre und schärfe ein, ist zu ihr gesprochen, und weise mit aller Vollmacht zurecht [24])! Keiner dürfe dich verachten" *). Als daher der

---

24) Und diese Vollmacht, sie stammt nicht von Unten, nicht vom Staat, nicht demokratisch von der Gemeinde, vom Volk, sondern von Oben, von Gott, monarchisch von dem einen Herrn der Welt, so gut wie die Ordnung des Staats. Nicht nur die Obrigkeit ist von Gott gesetzt, sondern auch die Kirche, und sie ist von älterm Datum als der Staat. Denn ehe Abraham war, war ich, spricht der, so sie gegründet.

*) Titus 2, 15.

Apostel Paulus vernommen hatte, daß die Gemeinde von Korinth einen Blutschänder in ihrer Mitte berge, da schrieb er an sie: „denn ich, ob zwar persönlich nicht gegenwärtig, aber im Geiste bei euch, habe schon, als wenn ich gegenwärtig wäre, über einen solchen Frevler beschlossen: im Namen unser's Herrn Jesu Christi (mit euch im Geiste versammelt) aus Vollmacht unsers Herrn Jesu Christi einen solchen zu übergeben dem Satan zum Verderben des Fleisches, damit die Seele am Tage des Herrn Jesu gerettet werde" *). Ich also, sagt der Apostel, werde den Frevler dem Satan übergeben, und nicht irgend eine Behörde; aus Vollmacht unseres Herrn Jesu Christi, sagt er, werde ich solches thun, und nicht aus Vollmacht des Staates, nicht weil dieser es genehmigt oder gutgeheißen; überhaupt von keinerlei „höherer obrigkeitlicher Bewilligung" ist in dieser Sache das Mindeste zu lesen oder zu finden. Auch nicht „im Einverständniß mit der Staatsbehörde" heißt es haben wir diesen dem Satan übergeben, denn diese hätte ohnehin so etwas polizeiwidrig gefunden, und sogleich an die aufgeklärten Dekanate im Lande umher die hohe Weisung ergehen lassen, solchem von den Aposteln ohne Genehmigung in's Land eingeführten Aberglauben nach Kräften vorzubeugen und zu beseitigen. Wir lesen aber auch ebenso wenig, der Frevler habe vor dem Urtheil des Apostels an den Kaiser appellirt oder rekurirt, wie etwa uns're Synodiker, obgleich es sich wahrlich um kein Geringes handelte, sondern er unterwarf sich dem Urtheile des Apostels; er bereute, that Buße, that Genugthuung; und sieh derselbe Apostel und abermals nicht eine weltliche Behörde, ist es gewesen, der sofort für ihn einschreitend seine Wiederaufnahme in die Gemeinde bewirkte also sprechend: „Ein Solcher hat durch die Strafe, die er von so Vielen erlitten, genug gebüßt" **). Wer hat diese Strafe verhängt? Wer sind die Vielen von denen er sie erlitten? Der Apostel, die Kirche von Korinth. Nirgends hat die „Kirchenherrlichkeit des Staats" ihre Hände im Spiel. Das also ist das Procedere der Kirche ***). Hier in der Kirche richten die Apostel und ihre Nachfolger, die Bischöfe; draussen mögt ihr richten, wie geschrieben steht: „denn was geht es

*) I Corinth. 5, 3—5.

**) II Corinth. 2, 6.

***) Das Alles hat nun freilich keinen Sinn, wenn man mit Blaumauer denkt: Was der Mensch zusammenflickt, das kann der Mensch auch trennen. Allein der §. 18 der Verfassung lautet nicht auf Trennung und Auflösung, sondern auf Haltung und Bestand der katholischen Kirche in ihrer bestehenden Verfassung.

mich an die draußen sind zu richten? richtet ihr nicht die, welche drinnen sind? denn die draussen sind wird Gott richten. Schaffet den Bösewicht aus eurer Mitte selbst weg" *). Doch dies ist noch nicht Alles; noch Anderes hat sich begeben gleichfalls nicht „im Einverständniß mit der weltlichen Behörde", noch mit „ihrer Genehmigung". Als Ananias und seine Frau Saphira ein Stück Landes verkauften, und Ananias mit Vorwissen seiner Frau etwas von dem Verkaufsgelde unterschlug und nur einen Theil brachte und zu den Füßen der Apostel niederlegte, da sprach der Apostel Petrus: „Ananias! warum ließest du dein Herz vom Satan verleiten den heiligen Geist zu belügen und etwas von dem Verkaufsgelde zu unterschlagen? Konntest du es nicht unverkauft behalten? Blieb nicht auch das Verkaufsgeld in deiner freien Gewalt? Warum beschloßest du in deinem Herzen solche That? Du hast nicht Menschen sondern Gott belogen. Als Ananias diesen Verweis hörte, stürzte er todt darnieder. Große Furcht kam über Alle, die es hörten. Es standen junge Leute auf, bereiteten ihn zum Begräbniß, trugen ihn hinaus und begruben ihn". Unmöglich! unerhört! Ist das im Lande eine Polizei gewesen, wo ein Apostel ohne Genehmigung der Landesregierung also mit ihrem Unterthanen zu verfahren sich erlaubt und so grob das Landrecht zu verletzen sich übernimmt! Aber meine Gedanken, spricht der Herr, sind nicht eure Gedanken und meine Wege nicht eure Wege, und meine Rechte von älterem Datum als die eueren, die ihr ohnehin bei mir nur zu Lehn gehet. „Und sieh! fährt die Apostelgeschichte weiter fort, ungefähr drei Stunden nach diesem Vorfall kömmt auch die Frau des Ananias herein und der Apostel hebt also zu ihr zu sprechen an: Sieh! die Füße deren, die deinen Mann begruben, stehen vor der Thüre; auch dich werden sie hinaustragen". Und wie der Apostelfürst geredet, also geschah es auch **). Das Alles will sich nun schlecht reimen zu den alten und neuen bekannten Verfügungen, zu den „geringen Disciplinarstrafen", zu der „vierwöchentlichen Suspension vom Amte" und zu dem „Rekurs an die Staatsbehörde". Von Staatsgenehmigung, von Abschrift,

*) I Cor. 6, 14 — 15. Wir haben oben ausgesprochen, für was wir es ansehen, wenn der Staat die Kirche hindern will, „die Bösewichter aus ihrer Mitte hinwegzuschaffen", oder wenn er, was dasselbe ist, sie nöthigen will, nur die aus ihrer Mitte als Bösewichter auszuschliessen, die er dafür hält; er, der vielleicht selbst häretisch ist und Parthei genommen hat.

**) Apostelgesch. 5, 1 — 12.

von Rekurs, von all diesem enthält die Apostelgeschichte rein Nichts, die einzige Abschrift davon ist die Apostelgeschichte selbst, gegeben an alle Völker und alle Zeiten zur Kenntnißnahme von der apostolischen Machtvollkommenheit. Was ist nun gegen Alles das vorzubringen? Nichts, als die alten tauben Phrasen, welche der subjective Verstand, der das göttliche Wort und seine Institutionen zu meistern sich vermißt, seit Jahrhunderten vorgebracht hat, ohne etwas Erkleckliches damit ausgerichtet zu haben. Man würde klugerweise fortfahren, die katholische Kirche und ihre göttliche Institution mit dem Unsinn aller Secten und Häresien in eine Classe zu setzen und in einen Topf zu werfen, um daran die kursiven, aber wurmstichigen Probabilien von jener Berechtigung zu gewinnen, unter deren abgenützter Firma seit Jahren die Kirche eingeengt wird. Der Kirche 1800 jähriger Bestand, all das Große, was sie geleistet, die Bestimmtheit und unveränderliche Festigkeit ihrer Lehre wird immer noch nicht bekannt, nicht klar und verdachtlos genug seyn; man wird immer noch nicht wissen, wessen man sich mit ihr zu versehen hat *), um unter all diesen armen und abgenützten Titeln sich ihr widersetzen, und jeden Fastenbrief, wie ein festbeladen Schiff, zu cerniren und unter landesherrliche Quarantaine setzen zu können. Allein man sollte doch endlich die unnütze Mühe lassen. Die stolze Roma hat mit andern Mitteln der Kirche keine Grenzen stecken können, zu einer Zeit, wo solches nach menschlicher Berechnung noch eher möglich war als jetzt, wo man 1841 post Christum natum zählt. — Denn das ultramontane Gift, der christliche Aberglaube und sein unvernünftig Wesen hat sich zu tief in das Leben und Weben der Völker eingefressen, als daß es der absoluten Vernunft, ihren witzigen und unwitzigen Gotteslästerungen mehr gelingen könnte, aus der Menschheit auszumerzen, was achtzehn Jahrhunderte ihr eingeleibt und eingegeistet haben; die

*) Es ist seltsam! All die erträumten Gefährlichkeiten, welche von der Kirche dem Staate drohen sollen (die übrigens seit der „Reformation“ diese selbst und der Rationalismus in Curs gesetzt hat), hat das große deutsche Reich nicht gefürchtet. Das Volk hat die Bischöfe hoch gehalten und höher noch den Papst, und das Volk war groß und mächtig, wie es seitdem (d. h., seit man von der Kirche sich losgerissen und die Hierarchie für gefährlich zu halten angefangen hat) nimmer gewesen ist. Das deutsche Volk hat all die Beschränkungen, Chikanen, Cautelen und Vexationen der Kirche und ihren Lenkern nicht angethan, die jetzt im Schwunge sind, und das Land hat eine Einheit, eine Blüthe, einen Glanz und eine politische Größe gehabt, nach welcher es sich vergeblich bis jetzt zurückgesehnt hat.

absolute Vernunft hat allzusehr den Pferdefuß ihres Meisters herausgekehrt und zu stinkend sich gemacht, als daß es länger dabei auszuhalten möglich wäre. Darum ist und bleibt der Stein, den man verworfen hat, auch fürderhin der Eck- und Grundstein, auf den allein etwas Festes für die Zukunft sich bauen läßt. Wer aber anders will und anders thut, dem wird er auch fürderhin als Fels des Anstoßes und Stein des Aergernisses sich in die Wege legen. Und also wird es auch fürderhin in der Kirche bei dem sein Verbleiben haben, was geschrieben steht: „Noch gebieten wir euch im Namen unsers Herrn Jesu Christi, daß ihr euch zurückziehet von jedem Bruder, der unordentlich dahin lebt, und nicht nach der Ueberlieferung, die wir ertheilten" *). Und weiter: „Sollte aber Jemand an diese unsre briefliche Ermahnung sich nicht kehren, so zeiget ihn an, und habt keine Gemeinschaft mit ihm, damit er beschämt werde" **). Diese Lehre empfehle ich dir — daß du derselben gemäß den edeln Kampf kämpfest, Glauben und ein gutes Gewissen bewahrest, welches Einige von sich stoßend am Glauben Schiffbruch gelitten haben, zu welchen Hymenäus und Alexander gehören, welche ich dem Satan übergeben habe, daß sie lernen, nicht weiter zu lästern" ***). Das heißt: es wird auch fürderhin in der Kirche die Excommunication und Suspension ein Recht und eine Gewalt bleiben, welche die Kirche ungeirrt vor aller weltlichen Gewalt, als apostolische Machtvollkommenheit ausüben, und die Ueberzeugung trotz aller Gewaltthat und Beschränkung behalten wird, daß die Binde- und Lösegewalt, die potestas clavium (von der wir sehen, daß sie die allein berechtigte sey, kirchliche Censuren jeder Art, also auch die Suspension zu verhängen und aufzuheben) — eine göttliche, nur der Kirche zustehende, von keiner irdischen Macht ihr irgendwie zu kürzende oder zu hemmende sey †). Denn, sagt Einer, der im kirchlichen Rechte wohl

*) II. Thes. 3, 6.

**) II. Thes. 3, 14.

***) I. Timoth. 1, 18—20.

†) „Wir müssen namentlich klagen gegen jegliches Urtheil, welches Laien in irgend einer sich nahe oder entfernt auf die Glaubenslehre beziehenden Angelegenheit zu fällen sich angemaaßt haben; — wir müssen klagen gegen alle Decrete und übrigen Acte, durch welche die von Gott und den kanonischen Constitutionen angeordnete Immunität der geistlichen Personen mit Füßen getreten, und auf eine seither unerhörte Weise jene heilige, auf die Angelegenheiten der Religion sich beziehende Gewalt, welche die Kirche von ihrem göttlichen Stifter in aller Fülle empfieng und auch mitten unter

bewandert ist: „Lex Imperatorum non est supra legem Dei, sed subtus. Imperiali judicio non possunt ecclesiastica jura dissolvi“ *). Und ein Anderer, der in der Kirche Geltung hat, läßt also sich vernehmen: „Si solus Christus audiendus est, non debemus attendere, quid aliquis ante nos (*aut post nos*) faciendum putaverit, sed quid, qui ante omnes est, Christus prior fecerit **). — Was sollen also die Staatsrescripte, die der Kirche ihre von ihrem Stifter verliehenen Rechte entweder schmälern oder ganz entziehen? Wie sollen wir sie deuten? Welchen Sinn sollen sie haben? Sollen wir den Menschen mehr denn Gott gehorchen? den Staat und sein Gebot höher denn die Kirche und ihre Gebote schätzen? Soll in sogenannten christlichen Staaten die Kirche minder frei und unbeschränkt seyn, als im Reich des Großsultans, des Erbfeindes der Christenheit? Man hat dem Erzbischofe in jüngster Zeit eine Anzahl Pfarreien zur Vergebung eingeräumt, um den gesunkenen Einfluß des Oberhirten zu erhöhen. Das wäre dankbar anzuerkennen gewesen, obgleich es weitaus kein Aequivalent für das ist, was man der Kirche an Macht und Gut entzogen [25]). — Man hat aber auch dieses wiederum dadurch geschmälert und herabgesetzt, daß man das Besetzungsrecht jener Pfründen nur an die Person des jetzigen Erzbischofes geknüpft, und so dasselbe nicht der Kirche ***), sondern blos der Person des jetzigen Erzbischofes als eine

---

dem Widerspruche weltlicher Fürsten mit unbeschränkter Freiheit auszuüben ist, angegriffen wird“. Allocution des Papstes Gregor XVI., gehalten den 1. März 1841.

*) Decret. Gratiani, Dist. X. cap. I.

**) Cyprian. Ferner sehe man Decret Gratiani Distinct. VIII. cap. 9.

25) Es hat daher alle wirklichen Katholiken tief verletzt, als ein Protestant, ein Fremdling im Lande, dem dieses Land und seine katholischen Bewohner seines Leibes Nahrung reichen helfen, sich nicht entblödete zu sagen: „Wir (dieser civis exquilinus, der nichts mit in's Land gebracht hat, als den Wind hohler Phrasen, den Dunst liberaler Aufblähung), wir, sagt er, haben das Bisthum dotirt“. Ein einziges von allen katholischen Kammermitgliedern hat, empört durch diese freche Rede, passend erwidert: „daß die Dotation aus katholischem Kirchengut genommen und in Vergleichung mit dem, was man der Kirche genommen, nur ein ihr gegebenes Almosen sey“. Siehe Karlsruher Zeitung Nro. 180. Jahrgang 1840.

***) Es sollte zum wenigsten, wenn man die Satzungen der Kirche wahrhaft hätte einhalten wollen, nicht ein Geistlicher zu einer Pfründe gelangen, den der Bischof nicht für tauglich erklärt hat, wie

Gnade von Seiten der Regierung zugewiesen hat, die mit seinem Tode erlöscht. Was hilft nun aber Solches, wenn man einem kirchlichen Würdeträger Gnaden erweist, der Kirche selbst aber an die Wurzeln ihres Lebens greift, durch Hemmung und Beschränkung ihrer wesenhaften Rechte, an deren freie Ausübung ihre Wirksamkeit und ihr erfolgreicher Bestand sich knüpft? — Solche wesentliche Rechte aber sind die kirchliche Strafgewalt, das Recht, Censuren zu verhängen. Sind aber alle diese Rechte nicht so gut wie vernichtet und aufgehoben, wenn die Gültigkeit ihrer Verhängung und Ausführung an die jeweilige Einwilligung der Regierung geknüpft ist *)? Hat dadurch nicht der Staat die **potestas clavium**, d. i., das Recht, kirchliche Censuren in höchster Instanz zu verhängen, sich selber beigelegt? Ist dadurch, daß gegen die Verhängung kirchlicher Censuren eine Appellation an die Regierung zugelassen ist, nicht der Erzbischof als ein weltlicher Beamter unter Andere gestellt, und das Hirtenamt als ein weltliches Amt dem Ministerium unterstellt und untergeordnet? Ist dadurch nicht das ganze höchste Kirchenamt säcularisirt und in seiner Wirksamkeit völlig neutralisirt, oder nur so weit wirksam gemacht, als solches der Staatsregierung jeweilig beliebig scheint und thunlich? Ist dadurch, daß den Geistlichen gegen alles kanonische Recht gestattet ist, gegen die erzbischöfliche Verhängung von Censuren an die Staatsregierung zu rekuriren, nicht klar und deutlich ausgesprochen, daß nicht der Bischof des Landes ihre höchste Behörde in kirchlichen Dingen, in Disciplinarsachen sey, sondern die Regierung? Ist damit nicht klar und unzweideutig ausgesprochen, daß das katholische Kirchenrecht im Lande den Glauben changirt und protestantisch geworden sey, d. h. daß der wirkliche Bischof in höchster Instanz der Landesfürst oder in seinem Namen die Regierung Bischof, ja

---

solches in extenso zu lesen ist in Conc. Trident. sess. 25. cap. 9. de Reform. Man vergleiche, was selbst Rottek im Staatslexikon über diesen Gegenstand für die Kirche gegen den Staat gesprochen hat.

*) Die Vorschrift, daß Erlasse des päpstlichen Stuhles (oder auch des Bischofs, fügen wir hinzu), wenn sie auch nur mittelbar die bürgerlichen Verhältnisse berühren, nicht ohne vorangegangene Zustimmung der weltlichen Behörde verkündigt oder sonst irgend zur Anwendung gebracht werden sollen, können wir zwar im Princip nicht billigen, in sofern dadurch die Anwendbarkeit derselben vor dem Vortheil der weltlichen Gewalt abhängig gemacht seyn soll, während sie doch im Gewissen, ungeachtet der Verwei-

Papst sey *)? — Solches mag der Protestantismus, der aus dem göttlichen Vaterhaus sich ausgeschieden, der die Rechte der Erstgeburt „um ein Linsengericht“ an die Könige der Erde verkauft, der Alles, was er als Erbgut aus dem väterlichen Hause mitgenommen, vergeudet hat, als gerechte Strafe seines Leichtsinns und seiner Impietät hinnehmen; aber die katholische Kirche, die Erstgeborne im Hause des Vaters, die jenen zum Grundstein ihres Baues hat, der da sagt: „eh' Abraham war, bin Ich“, wird und kann solches nimmer anerkennen **). Ihr solches aber dennoch gegen ihren Glauben und ihre Rechte aufzwingen, heißt der Kirche Gewalt anthun, heißt die Garantieen ihres Bestandes im Staate innerhalb ihrer Rechte, wie sie der §. 18 der Verfassung ausspricht, mißachten, und als nicht bestehend ansehen; heißt die Kirche nöthigen, den alten Sauerteig (I Corinth. 5, 7.) nicht aus ihrer Mitte hinaus oder wenigstens nur das als alten Sauerteig und Bösewichter aus ihrer Mitte hinauszuschaffen, was der Staat als höchste kirchliche Behörde dafür erklärt, und zu erklären für gut findet ***). Man darf sich daher nicht wundern, daß unter solchen Umständen die Wirksamkeit

der Kirche Widerstreitendes enthalten. Hist.-polit. Blätter 1841, Band 7, p. 164. Und wir meinen, dieses Letztere wäre so übermäßig verkehrt nicht, wenn es wahr ist, daß das Irdische nach dem Himmlischen zu bestimmen, keine Thorheit ist. Aber auch wir wollen, wie die hist.-polit. Blätter, billig seyn und froh, wenn man nur die Kirche ihre Wege ziehen ließe.

*) Nach allem dem, was wir oben beigebracht haben, und was noch im Verlauf der Darstellung folgen wird, fehlt zur vollständigen Ausübung der potestas clavium durch die weltliche Gewalt nichts weiter, als daß sie in Zukunft auch die Priester ausweiht oder ordinirt. Daß dieses bis jetzt noch nicht geschehen und dieser Theil des bischöflichen Amtes dem Erzbischof noch überlassen ist, scheint blos daher zu kommen, weil man sich mit dergleichen Albernheiten und Abgeschmacktheiten des katholischen Aberglaubens nicht selbst und seine Aufklärung beschmutzen will. Aus diesem Grund unterhält man „einen Salber“ mit dem Titel eines Erzbischofes, sonst aber eine Person ohne Sitz und Stimme in kirchlichen Angelegenheiten.

**) Quid igitur tunc faciet Christianus catholicus, si se aliqua ecclesiae particula ab universalis fidei communione praeciderit? Quid utique, nisi ut pestifero corruptoque membro sanitatem universi corporis anteponat? — Vincent. Lerinens. commonit. cap. 4.

***) So hat die Kirche für gut gefunden, das Unwesen des Schaffhauser Vereins als ein Verderbliches aus sich hinausgeschaffen, die weltliche Gewalt aber sie genöthigt, es in sich fortfressen zu lassen. Natürlich! weil die Regierung, vornehmlich die protestantische, besser weiß, was katholisch und der katholischen Kirche förderlich ist, als die Kirche selbst; und die ministerielle Unbefangenheit und Unpartheilichkeit sicherer das Rechte thut und trifft, als der ultramontane Zelotismus und Fanatismus.

des Erzbischofes zu Null herabgesunken; man darf sich nicht wundern, daß der Vorstand eines Bezirksamtes, ein Mann von unendlich größerem Einfluß und größerer Macht im Lande ist, als der oberste Kirchenbeamte von 800,000 Katholiken; man darf sich nicht wundern, daß die hierarchische Ordnung vollkommen verschwunden, daß alle Ahnung von Gehorsam und Unterwerfung unter die Befehle des Oberhirten der Geistlichen abhanden gekommen ist, und daß eine Reihe von energischen Männern in vielen Jahren unter den günstigsten Umständen nicht mehr im Stande seyn werde, den Bau der katholischen Kirche aus ihrer ungeheuern Zertrümmerung und dem Schutte aufzubauen, in welchen dieselbe von Geistlich und Weltlich, von Staatsbeamten und sogenannten Prälaten, von den Phrasendrechslern und Feilträgern, vom Trödel der Aufklärung aller Sorten und Arten, gestürzt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

XIII.

Literatur.

I.

Leben des heiligen Dominicus. Aus dem Französischen des hochwürdigen Vaters Heinrich Dominicus Lacordaire, vom Orden der Prediger Brüder. Landshut, 1841. v. Vogel'sche Verlagsbuchhandlung.

Der Uebersetzer des Mémoire pour le rétablissement en France des l'ordre de Frères prêcheurs; par M. l'Abbé Henri Lacordaire, wovon eine nähere Anzeige in dem Band 4, Seite 160 dieser Blätter enthalten ist, hielt es für angemessen, jener frühern Arbeit die vorliegende Uebertragung der neuesten Schrift desselben Verfassers folgen zu lassen. Nach unserer Meinung hat er daran wohl gethan, weil das Leben des heil. Dominicus — selbst abgesehen von dem wirklichen Werthe des Buchs — jeden Falls die nächste Beziehung auf jene Denkschrift hat, und sich ihr ergänzend anschließt.

Der Abbé Lacordaire wurde in Deutschland zuerst durch seine Verbindung mit der Schule und Verirrung des Abbé La Mennais, so wie durch die in alle Zeitungen übergegangene Verhandlung vor dem Pariser Zuchtpolizeigerichte, wo er, mit dem Grafen Montalembert die Freiheit des Unterrichts verfechtend, sein gutes Vertrauen auf die Wahrheit der Juliuscharte mit einem Strafurtheile büßen mußte, bekannt. Später als Kanzelredner ausgezeichnet, und i. J. 1838 durch die kleine Schrift „Lettre sur le saint siège“ vor aller Welt ein gutes Zeugniß ablegend, daß die unselige Versuchung, die den vielbegabten Meister vergiftet, nach kurzer Blendung von dem glaubenstreuen Jünger überwunden worden sey, trat er bald, nachdem das genannte Mémoire erschienen, zu Rom als Novize in den Dominicaner Orden, und schrieb hier in den Stunden, welche von den klösterlichen Pflichten und Uebungen nicht ausgefüllt wurden, das Leben seines geistlichen Stammvaters: in solcher Weise dem innern Drange genügend, nun, nachdem er die Bedeutung und Wiedereinführung der Prediger Brüder von dem Gesichtspunkte der Politik und des Rechts und durch den allgemeinen Umriß der Stiftung und Leistungen des Ordens zu begründen versucht, auch die Persönlichkeit des Stifters, seine geistige und sittliche Macht, die tiefe Weisheit seiner Institutionen und die gottselige Ergebenheit seiner ersten Kinder mit bestimmteren Zügen darzustellen. Und diese Aufgabe hat er nach unserm Dafürhalten glücklich gelöst. Aus den ursprünglichen Quellen jeder geschichtlichen Forschung, den gleichzeitigen Schriftstellern, die er gründlich studirt, verglichen und geprüft, hat er sich ein festes Fundament gebildet; das gewonnene Material hat er verständig und natürlich ausgewählt, geordnet und zusammengefügt, und wie er die Gestalten, Stimmen und Zeugnisse jener Zeit in ihrer klaren und kindlichen Einfachheit gefunden und in sich aufgenommen: so hat er sie uns in seinem Buche getreu und rein wiedergegeben; eben so frei von eitlem Schwulst und weicher Ueberschwenglichkeit als von dialectischen und polemischen Anstrengungen. Ueberall mäßig und besonnen führt er das Leben des Heiligen und sein Verhältniß zu den bedeutendsten Männern jener Epoche, den Bischöfen von Osma und Toulouse Azevedo und Fulco, dem ritterlichen Grafen von Montfort, den seligen Predigerbrüdern Reginald und Jordanus von Sachsen, den heiligen Franz von Assisi und Hyacinth und den großen Päpsten Innocenz III., Honorius III. und Gregor IX., immer objectiv und mit vorzüglichem Geschick und geistreicher Beziehung auf die allgemeinen Interessen und Fragen jeder Zeit, vor unsern Augen vorüber. Auch in der Auffassung und Beurtheilung des Albigenser Kriegs so wie in der

Schilderung des heldenkühnen Streiters Montfort und des harten, unversöhnlichen Abtes von Cisterz, als der beiden Hauptführer des Kreuzzugs, bleibt er den Klippen ferne, an welchen die französische Darstellung jener furchtbaren geistigsittlichen Seuche und des durch sie entzündeten Kampfes so leicht scheitert. Vielmehr hat er die Mißgriffe und Verschuldigungen menschlicher Kurzsichtigkeit oder Leidenschaft überall, wo er ihnen begegnet, mit sicherem Blick und ruhiger Unbefangenheit angedeutet und gerügt, und den Gegensatz zwischen weltlichen Zwecken und Mitteln und rein geistlichen Kräften und Bestrebungen, der sich in den Richtungen der zwei katholischen Parteien offenbarte, mit den kurzen Worten: „das Werk des Abtes von Cisterz war zertrümmert, das Werk Gottes war vollendet“ treffend characterisirt.

In wenigen, aber deutlichen Zügen, erhalten wir zuerst eine Uebersicht des Zustandes von Europa und der Lage der Kirche im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, wie sie durch die beiden mächtigen Fermente jener Epoche, die Ketzereien der Albigenser und Waldenser und durch den beherrschenden Einfluß der Aristotelischen Philosophie auf Schule und Wissenschaft bedingt waren. Wir werden aber nicht bloß an jene, durch mehr als sechs Jahrhunderte von uns getrennte Zeit erinnert, wenn wir vernehmen, es habe sich als Ziel und Aufgabe der geistigen Bewegung das Streben kundgegeben, in der Darstellung der christlichen Dogmen dem Verstande das Uebergewicht über den Glauben anzuweisen; und weil der Philosoph und das Evangelium unglücklicher Weise nicht immer zusammengestimmt hätten, seyen drei Parteien ins Leben getreten, wovon die eine nach dem Worte: ihr habt nur einen Herrn und Meister, und der ist Christus, den Philosophen diesem Herrn und Meister preisgegeben; die andere aber, weil der Verstand als das ursprüngliche Licht des Menschen in Allem den Vorrang behaupten müsse, Jesus Christus dem Philosophen aufgeopfert; die dritte endlich sich in der Meinung beruhigt habe: es beständen zwei Regionen der Wahrheit, die des Verstandes und die des Glaubens, und was in der einen wahr sey, könne wohl in der andern irrig seyn.

In den Mittheilungen über die Geburt und vorbereitende Führung des heil. Dominicus tritt besonders die mächtige Einwirkung des trefflichen Azevedos auf den künftigen Ordensstifter, so wie die providentielle Leitung aller Momente und Verhältnisse bis zu dem Augenblicke hervor, wo durch die Zusammenkunft mit den päpstlichen Legaten zu

Entwicklung herbeigeführt! Am Ufer eines spanischen Flusses werden zwei Männer, verschiedenen Alters, reichlich vom Geiste Gottes erfüllt; und sie finden sich eines Tags, wechselseitig zu einander hingezogen durch den himmlischen Duft ihrer Tugenden, zwei köstlichen Bäumen gleich, die in dem gemeinsamen Dunkel eines Waldes aufstrebend, sich sehnsüchtig zu einander neigen, um sich zu berühren. Und als eine lange Freundschaft ihr Leben und ihre Gedanken verschmolzen hat, sendet sie ein unvorgesehener Wille aus dem Lande, führt sie durch Europa, von den Pyrenäen zum baltischen Meere, von der Tiber zu den Hügeln Burgunds, bis sie, ohne zu ahnden, im entscheidenden Augenblicke an dem Orte ankommen, wo sie Männern, die trotz ihres starken Herzen entmuthigt sind, einen Rath ertheilen, der den Stand der Dinge verändert, die Ehre der Kirche rettet, und ihr in einer nahen Zukunft Legionen Apostel erweckt. ‚Gewiß, die Gegner der Kirche hahaben ihre Geschichte niemals mit Aufmerksamkeit gelesen; die unzerstörbare Fülle ihrer Hülfsquellen und das wundervolle Rechtzeitige, Eintreffende dieser Fülle hätte ihnen nicht entgehen können. Die Kirche gleicht darin jenem erdgebornenen Riesen, der in seinem Falle neue Kräfte gewann; das Unglück bringt ihr die Tugenden ihrer Wiege zurück, und wenn sie die von der Welt verliehene Macht verliert, findet sie ihre natürliche Macht wieder. Nur, was sie von der Welt empfangen, kann ihr die Welt wieder rauben; Gewänder, von nicht reinen Händen gewirkt, der Leibrock der Dejanira, den die Kirche niemals unmittelbar auf ihrem geweihten Leibe, sondern nur über dem ihr mit der Geburt zugefallenen Armensacke tragen soll. Wenn aber das Gold, statt ein Werkzeug der christlichen Liebe und ein Schmuck der Wahrheit zu seyn, beide verdirbt: dann muß es verloren gehen, und die Welt, indem sie die dessen entkleidet, thut nichts anderes, als daß sie ihr das hochzeitliche Gewand wieder anzieht, welches sie von ihrem himmlischen Bräutigam erhalten, und welches ihr niemand rauben kann. Denn wie soll man die Blöße dem rauben, der sie will? wie soll man das Nichts dem nehmen, der es als seinen besten Schatz bewahrt? In diese freiwillige Selbstberaubung hat Gott die Kraft seiner Kirche gelegt, und keine lebende Hand vermag räuberisch in diese geweihte Tiefe einzudringen“.

Wir sehen dann, wie Dominicus im Vereine mit Azevedo sein Apostelamt antritt, i. J. 1206 die Erstlingsfrucht seiner geistlichen Vaterschaft, das Nonnenkloster zu Unserer Frau von Prouille gründet, und nach dem Tode des treuen Freundes, nachdem alle Gefährten, die sich bis jetzt um den Bischof von Osma geschart, ihn verlassen, und auch der Albigenser Krieg den Einsamen mit allen Gräueln und Schreck-

nissen umdrängt, sein gutes Ziel unerschütterlich verfolgt, und in dem Brennpunkte des Verderbens, in dem ketzerischen Toulouse, sich seine Hütte baut.

„Während aber Dominicus, allen Schrecknissen des Kriegs trotzend seiner Sendung getreu blieb, erkannte er klar, daß jetzt weniger als jemals in der friedfertigen und opferseligen Natur derselben eine Veränderung eintreten dürfe. Wie gerecht es auch seyn mag, das Schwert gegen Jene zu ziehen, die, die Wahrheit gewaltsam unterdrücken: so ist doch schwer zu fügen, daß bei solchem Schutze die Wahrheit nicht selbst beschädigt und der Frevel mitschuldig werde, die von jedem blutigen Zusammenstoße unzertrennlich sind. Denn das Schwert hält nicht gerade an der Grenze des Rechts inne, und es ist seine Natur ungerne in die Scheide zurückzukehren, wenn es einmal in der Hand des Menschen warm und frei geworden. Darum war es von der höchsten Wichtigkeit, daß Dominicus den großmüthigen Plan Azevedo's unwandelbar festhielt, und daß neben der ritterlichen Schar, welche zur Vertheidigung der Freiheit der Kirche die scharfe Waffe führte, ein evangelischer Mann erschien, der keinen andern Kräften vertraute, als jenen der Gnade und Ueberzeugung".

So säet und erndtet der gesegnete Mann Gottes mitten unter dem Sturme der Schlachten, und seine einzigen Waffen gegen die Ketzer und gegen die Drangsale des Kriegs, sind die Predigt, die prüfende Erörterung der streitigen Glaubenslehren, die demüthige Geduld gegen Mißhandlungen, die freiwillige Armuth, eine unbeschränkte Strenge gegen sich, und eine unermeßliche Liebe gegen Andere, die Wundergabe und die Einsetzung des Rosenkranzes. Endlich, im Jahr 1215, öffnen ihm die siegenden Kreuzfahrer die Thore von Toulouse, er erwirbt durch Schenkung ein Haus, und versammelt darin sechs getreue Jünger. Nun zieht er nach Rom, um von dem heiligen Stuhle die Genehmigung seines neuen Predigerordens zu erhalten, findet aber den grossen Papst Innozenz III. anfänglich nicht geneigt, seinem Wunsche zu entsprechen. Es war zu bedenken, daß es die Bischöfe seyen, auf welche das Predigtamt von den Aposteln übergegangen, und daß die Berufung eines andern besondern Ordens zu diesem Amte dem traditionellen Geiste der Kirche vielleicht nicht angemessen scheinen konnte. Andererseits durfte das allmählige Erlöschen des Apostelamtes und die allgemeine Lossagung der Bischöfe von der Predigt nicht übersehen werden.

„Apostolische Fertigkeit und Haltung sind Früchte einer besondern Lebensweise; sie waren in der ersten Kirche allgemein, weil die Welt erst zu erobern war, und alle Geister sich der einzigen Art von Thä-

tigkeit zuwendeten, wodurch dieses Ziel erreicht werden konnte. Die Lebensordnung der bloßen Erhaltung, obgleich der größern Zahl genügend, vermag dennoch gewiße feurige Geister nicht zu befriedigen; diese lösen das Band, und entsagen einer Treue, die sie nicht vorwärts führt, sowie Kriegsleute in einem festen Lager, das sie niemals zur Behauptung des Feindes verlassen dürfen, muthlos und unmuthig werden. Solche Geister, anfänglich vereinzelt, finden sich im Dunkeln zusammen, und schaffen sich selbst auf gut Glück die Bewegung, die ihnen fehlt, bis sie die Kirche, wenn sie sich einmal kräftig genug fühlen, durch einen plötzlichen Angriff zu spät daran erinnern, daß die Wahrheit hienieden nur unter der Bedingung die Geister beherrscht, daß sie solche stets von neuem erobert. Und dieses Gesetz der menschlichen Natur erkannte Innocenz III. in dem Stande der Europäischen Angelegenheiten nur allzugut. Sollte er die Hülfe zurückstoßen, die sich ihm so zeitgemäß darbot"?

Der Papst sprach eine provisorische Genehmigung aus, und Dominicus eilte, nachdem er und der heilige Franciscus von Assisi bei ihrem Zusammentreffen in Rom den Bund himmlischer Liebe und Vereinigung geschlossen hatten, nach Toulouse zurück, um die Ordensregel zu entwerfen. Hier stellte sich zuerst die Frage dar, ob die eigentliche Klosterzucht oder das freiere Leben der Weltgeistlichkeit dem Prediger-Orden angemessener sey? War die strenge Disciplin wohl geeignet, das von Allem abgezogene Herz des Mönches zu bilden, und die einsame Ruhe seiner Tage zu heiligen, mit der heldenmüthigen Freiheit eines Apostels verträglich, der alle Welt durchwandernd das gute Saamen-Korn der Wahrheit ausstreut? Dominicus glaubte es. Denn der Apostel ist nicht allein ein Mensch, der weiß, und mittelst des Wortes lehrt, sondern er predigt das Christenthum durch sein ganzes Seyn und Wesen, und seine Gegenwart allein ist schon eine Erscheinung Jesu Christi und des Lebens in Jesus Christus. Was ist aber mehr geeignet, ihm die heiligen Male dieser Aehnlichkeit einzuprägen, als die strengen Prüfungen des Klosters? — Die Regel und Verfassung des Predigerordens, ein Meisterwerk der Weisheit und Umsicht, war vollendet, das Kloster von St. Roman zu Toulouse eingerichtet, die definitive Bestätigung des Ordens von Honorius III. i. J. 1216 ertheilt, und Dominicus eilte nach dem Osterfeste 1217 von Rom nach Toulouse zurück, um die kleine Heerde von acht Franzosen, sieben Spaniern und einem Engländer nach kurzem Wiedersehen als Sendboten des Evangeliums in alle Welt zu zerstreuen. Dann nach Rom zurückgekehrt, wo er die Klöster San

Sisto und Santa Sabina gründete, wurde sein Leben eine immer reicher strömende Quelle von Seegen und Heil und großen Wunderwirkungen.

„Damals leuchtete Dominicus in dem Brennpunkte seiner Reife. Sein Körper wie seine Seele hatten jene Grenzscheide des Lebens erreicht, wo das Alter nur noch eine Vollendung und zartere Ausbildung der Kraft ist. Seine Gestalt, berichtet Schwester Cäcilia, war von mittlerer Größe, sein Wuchs mager, sein Antlitz schön und etwas wenig gefärbt; Haare und Bart waren hellblond, und die Augen schön. Auf seiner Stirne und zwischen den Augenwimpern leuchtete eine strahlende Klarheit, die ihm Hochachtung und Liebe gewann. Stets war er anmuthig heiter, wenn er nicht durch die Trübsale des Nebenmenschen von Mitleiden bewegt wurde. Er hatte lange schöne Hände, eine volle, reintönende Stimme, und wurde niemals kahl, so daß er seine geistliche Krone nur mit wenigen weissen Haaren besäet, ganz behielt“.

Jetzt, nachdem auch die Klöster St. Jacob zu Paris und St. Nicolaus zu Bologna gegründet waren, strömten dem jungen Orden dichte Schaaren von Männern und Jünglingen, durch geistige und weltliche Vorzüge gleichmäßig ausgezeichnet, zu; in Deutschland, Polen und Spanien, dem Vaterlande des Heiligen, welches er i. J. 1218 gleichfalls durchwandert hatte, gediehen zahlreiche Ansiedelungen, und aller Orten war der Geist und die Gnade des Herrn mit ihnen. Nichts war aber müheseliger, als das Leben der Brüder. Nur in Fasten und Enthaltsamkeit den ermatteten Geist und Körper labend, fanden sie nach langen Arbeitsstunden die kürzeste Nachtruhe auf hartem Lager. Das kleinste Vergehen gegen die Regel, wurde auf das strengste bestraft, schmerzliche Geisselung, als freiwillige Buße oder gebotene Strafe häufig geübt. Wohl mußten Menschen, die solcher Lebensordnung ohne Murren sich unterwarfen, die fleischliche Natur vollkommen überwunden haben; und diesen Sieg, den sie durch blutige Unterdrückung des Hochmuths und der Sinnlichkeit über sich selbst errangen, setzten sie dann der Welt glorreich entgegen. Denn was vermochte diese noch über Herzen, die sich im Kampfe gegen Schmach und Schmerz also befestigt hatten! So bedient sich die Religion zur Erhebung des Menschen derselben Mittel, derer sich die Welt zu seiner Erniedrigung bedient; durch die Uebung der Knechtschaft schenkt sie ihm die Freiheit, und der Gekreuzigte wird König.

Dominicus, überall und immer mit Wort und That, mit Strenge

und Liebe, mit Gebet und Wunderkraft anregend, befruchtend, gründend, ordnend und befestigend, glaubte, es sey nun die rechte Stunde gekommen, den Brüdern durch eine allgemeine Versammlung den erfreulichen Anblick ihrer Kraft zu gewähren: nicht zur Erweckung eitler Selbstgenügsamkeit, sondern um sie zu noch schwereren Arbeiten zu ermuthigen; ihre Einheit zu sichern, und die letzte Hand an Gesetz und Verfassung zu legen. Darum berief er auf, Pfingsten 1220 das Generalcapitel nach Bologna, nach dessen Beendigung er als den Schlußstein seines geistigen Baues, den dritten Orden, die Tertiarier, unter dem Namen der Miliz Jesu Christi stiftete,

„Dieser dritte Zweig eines und desselben Ordens, führte das geistliche Leben in den Schooß des Familienlebens, bis zum Heerde des Hauses, bis zum Pfühle des Brautbettes ein. Die Welt wurde mit jungen Mädchen, Wittwen, Verheiratheten und Menschen jedes Standes bevölkert, welche die Zeichen eines geistlichen Ordens öffentlich trugen, und in der Stille ihrer Wohnungen den Uebungen desselben sich hingaben. Man wählte das Gewand des heiligen Dominicus oder Franziskus; man impfte seine Persönlichkeit auf einen dieser beiden Stämme, um, obwohl die eigene Natur bewahrend, von ihrem Lebenssafte zu leben; man besuchte ihre Kirchen, nahm an ihrem Gebete Theil, stand ihnen als treuer Freund bei, und hielt sich so nahe als möglich an den Spuren ihrer Tugenden. Man hatte nicht mehr den Glauben, daß man gänzlich von der Welt scheiden müße, um sich zur Nachahmung der Heiligen zu erheben, und jedes Haus konnte zur Zelle, jedes Haus zur Thebais werden. Verlor der Christ durch den Tod eine Gattin oder ein Kind, wurde er durch eine Umwälzung aus dem Glanze der Verehrung in Verbannung und Verachtung geschleudert: so hatte er eine andere Familie, die ihn mit offenen Armen empfieng, eine andere Stadtgemeinde, in welcher er das Bürgerrecht erworben hatte. Er trat aus dem dritten in den vollständigen Orden über, wie man aus der Jugend in das Mannesalter tritt. Besonders haben die Frauen den dritten Orden mit dem köstlichsten Schmucke ihrer Tugenden bereichert. Wenn sie nicht das Kloster aufsuchen durften, kam das Kloster zu ihnen ins Haus; und nun richteten sie sich in einer dunkeln Ecke der väterlichen oder ehelichen Wohnung ein geheimnißvolles Heiligthum ein, das von dem unsichtbaren Bräutigam erfüllt war. Wer hörte nicht von der heil. Catharina von Siena, und der heil. Rosa von Lima, diesen zwei herrlichen Gestirnen des Dominicanerordens, die zwei Welten erleuchtet haben? Wer las nicht das Leben der heil. Elisabeth von

Ungarn, dieses zarten Kindes des heil. Franziskus? So nimmt sich der Geist Gottes mit der Zeit sein Werk zu Herzen, er bemißt seine Wunder nach dem Maaße des Elends und der Noth, und nachdem er in der Verborgenheit der Wüste geblüht, öffnet er seine Blumenkelche auf den Heerstraßen“.

Nachdem wir in flüchtigen Zügen die nach Außen gerichtete Wirksamkeit des Heiligen angedeutet, wollen wir noch einen Blick auf sein inneres Leben, auf seinen stillen Verkehr mit Gott werfen. Sobald die sinkende Sonne Ruhe bot, zog er sich aus der Welt zurück, und suchte in Gott die Erholung, deren seine Seele und sein Leib bedurften.

„Dann erglühte und ergoß sich Herz und Seele mit unaussprechlicher Seligkeit im Umgange mit Gott. Die Kirche, das Sinnbild der ewigen Stadt der Engel und Heiligen, verwandelte sich für ihn in in ein lebendiges Wesen, welches er mit seinen Thränen, Seufzern und Ausrufungen bewegte. Er ging in der Runde umher, vor jedem Altar stillstehend, um zu beten, bald tief niedergebeugt, bald auf den Knieen, bald zur Erde niedergeworfen. Manchmal gelangte das Wort aus seinem Herzen nicht bis zu den Lippen, er schien den Himmel offen zu sehen, er trocknete sich die Thränen von den Wangen, und seine Brust athmete tief auf, wie die des Wanderers, der sich der Heimath nähert. — Manchmal stand er gerade, Hände und Arme in der Form des Kreuzes straff ausgestreckt, nach dem Vorbilde des sterbenden, mit mächtigen Lauten zu seinem Vater rufenden Jesus. In solchen Augenblicken sprach er mit tiefer und deutlicher Stimme; Herr, ich habe nach dir gerufen, meine Hände habe ich ausgestreckt nach dir den ganzen Tag, meine Seele ist geworden wie ein wasserloses Land, erhöre mich geschwind! — Dreimal in jeder Nacht besiegelte er sein Gebet mit seinem Blute, in solcher Weise jener brennenden Sehnsucht nach Aufopferung, der einen großmüthigen Seite der Liebe, so viel er vermochte, genügend. Mehr als einmal nöthigte er einen der Brüder, ihn zu geisseln, um so seine Erniedrigung und den Schmerz des Opfers zu erhöhen. Aber es wird ein Tag kommen, wo im Angesichte des Himmels und der Erde, zwei Engel Gottes zwei volle Kelche auf den Altar des Gerichts bringen werden; eine unverwerfliche Hand wird beide wiegen, und es wird zum ewigen Ruhme der Heiligen kund werden, daß jeder Blutstropfe, den die Liebe geopfert, Ströme von Blut gerettet habe“.

Die irdesche Laufbahn des Heiligen war erfüllt, und bald, nachdem im Mai 1221 ein zweites Generalcapitel zu Bologna stattgefunden, und die Eintheilung des Ordens in acht Provinzen erfolgt war, nach-

dem auch die Missionen in England und Ungarn guten Boden gewonnen hatten, erhielt er eine Mahnung von oben, daß seine Auflösung nahe sey. Wir sehen die Brüder um sein Sterbelager versammelt.

Bruder Rudolph stützte das Haupt, und wischte ihm mit einem Tuche den Schweiß vom Gesichte, die andern Brüder standen weinend umher. Tröstend sprach Dominicus: weint nicht, dort, wo ich hingehe, werde ich auch nützlicher seyn, als ich es hier gewesen bin. Auf die Frage eines Bruders, wo er wolle, daß sein Leib begraben werde? antwortete er, unter den Füßen meiner Brüder. — Ventura sagte zu dem Heiligen: Vater, ihr wißt, in welcher Trauer und Trostlosigkeit ihr uns zurücklasset; gedenket unserer vor dem Herrn. Und Dominicus, Augen und Hände zum Himmel erhebend, betete: heiliger Vater, ich habe deinen Willen erfüllt, und die du mir geschenkt hast, ich habe sie bewahrt und gehütet; jetzt empfehle ich sie dir, bewahre und behüte sie. Sie fingen nun die feierlichen Fürbitten für die scheidende Seele an, und Dominicus betete mit ihnen, wenigstens sah man ihn die Lippen bewegen. Als sie aber die Worte sprachen: kommet ihm zu Hülfe, ihr Heiligen Gottes! kommet ihm entgegen, ihr Engel des Herrn! empfanget seine Seele und traget sie hinauf vor das Angesicht Gottes! bewegten sich seine Lippen zum letztenmale, seine Hände erhoben sich gegen den Himmel, und Gott nahm seinen Geist zu sich. Es war am 6. August des Jahrs 1221 an einem Freitage zur Mittagsstunde".

Zwölf Jahre nach dem Tode des Heiligen wurde der Canonisationsproceß angeordnet, das Grab geöffnet, und der Leichnam erhoben.

„In diesem Augenblicke drang ein unbeschreiblicher Duft aus dem offenen Grabe, ein Duft, welchen niemand mit irgend etwas früher Empfundenen vergleichen konnte, und der alle ersinnlichen Wohlgerüche übertraf. Von Erstaunen und Freude überwältigt sanken der Erzbischof, die Bischöfe und alle Anwesenden auf die Kniee, und priesen Gott mit frommen Thränen. Endlich öffnete man den obern Theil des Sargs, und was noch übrig geblieben war von dem heil. Dominicus, zeigte sich den Brüdern und ihren Freunden. Es waren nur noch Gebeine, aber Gebeine himmlischen Duft aushauchend und so die Fülle ihrer Verherrlichung und ihres Lebens beurkundend. Gott allein kennt die Freude, von welcher damals alle Herzen überströmten, und kein Pinsel vermochte diese von Balsamduften durchwehte Nacht zu malen, dieses bewegte Schweigen, die Bischöfe, die Ritter, die Geistlichen; jedes Antlitz in Thränen schwimmend, über den Sarg gebeugt, und

dort den großen Mann suchend, der aus dem Hause Gottes auf sie niedersah, und ihre kindliche Liebe mit jenen unsichtbaren Umarmungen erwiederte, in welchen die Seele durch das Uebermaaß der Seligkeit wund und matt wird. Der Großmeister Jordanus von Sachsen neigte sich mit ehrfurchtvoller Andacht zu den geheiligten Ueberresten, und legte sie in einen neuen aus Lerchenholz gezimmerten Sarg".

Die Heiligsprechung erfolgte im Jahre 1234.

Der vollen Anerkennung, die wir oben bezüglich auf Form und Inhalt des vorliegenden Werks im Allgemeinen ausgesprochen haben, müssen wir zum Schlusse noch eine Bemerkung über die Art folgen lassen, wie Lacordaire die Wunderwirkungen des Heiligen und die stehend gewordenen Verleumdungen desselben hinsichtlich seiner Theilnahme an der Inquisition und den blutigen Verfolgungen der Ketzer behandelt hat. Was den ersten Punkt betrifft, so hat er sich darauf beschränkt, die einfache Erzählung der Thatsachen am gehörigen Orte mit den treuherzigen, frommgläubigen Worten der alten Urkunden anzuführen; sich selbst aber hat er jede Ausschmückung und jede Zuthat einer kritischen oder wissenschaftlich begründenden Erörterung mit zartem und klugen Sinne versagt: in solcher Weise das Factum in derselben zweifellosen Objectivität, womit die Zeitgenossen des Heiligen es aufgefaßt und bewahrt haben, der Gegenwart überliefernd, und es dem kindlichen Gemüthe wie dem tiefern Geiste zur erbaulichen Beschauung, dem dünkelvollen Rationalismus dagegen zum selbstverschuldeten Aergernisse überlassend. Aber auch die polemische Abweisung jener Verleumdungen hat er mit gleichem Recht und Takt vermieden, um sein klares und anmuthiges Bild nicht durch die widerwärtigen Verzerrungen toller Leidenschaftlichkeit oder blödsinniger Hoffart zu trüben. Zudem ist jeder Kampf gegen dergleichen Beschuldigungen, wenn er nicht von beiden Seiten auf streng historischem Grunde mit den gleichzeitigen Quellen in der Hand unternommen wird, ein schlechthin vergeblicher und thörichter, und mit gutem Fuge wird hier eine bestimmte Ebenbürtigkeit als ausschließliche Bedingungen eines ernsten Eingehens in die Sache gefordert. Auch Lacordaire verspricht, den Handschuh alsbald aufzunehmen, wenn es einem Gegner gelingt, gegen alle Zeugnisse, die er vorgeführt, nur eine Zeile aus dem dreizehnten Jahrhunderte geltend zu machen. Daß es übrigens nicht leicht ist, die bodenlosen Phrasen und kecken Gauckelspiele auf dem geschichtlichen Gebiete schweigend zu ertragen, darin stimmen wir so gänzlich mit dem Uebersetzer zusammen, daß wir seine Worte zu den unsrigen machen: „das Festhalten an dieser Maxime ist allerdings mit einiger Selbstverleugnung ver-

bunden, besonders in einer Zeit, wo die Kritik so häufig von Individuen geübt wird, die entweder gar nichts oder nicht mehr gelernt haben, als bequeme Irrthümer nie, unbequeme Wahrheiten dagegen stets zu vergessen, die aber gewöhnt sind, das fehlende Grundvermögen — im geraden Verhältnisse ihrer innern Leerheit und unreifen Eitelkeit — entweder durch diplomatisch vornehme oder schülerhaft vorlaute Windbeuteleien und Gesticulationen zu ersetzen. Doppelt unerläßlich wird sie bei einem Gegenstande, der wie der vorliegende die auswendig gelernten Schlagworte so vieler blödsinnigen Alten und hoffärtigen Jungen berührt".

Die Uebersetzung zeugt eben so wohl von genügender Kenntniß des Gegenstandes als von gewandter und sicherer Beherrschung der Sprache, und die Aufnahme einiger Zusätze über die Albigenser scheint uns dankenswerth. Auch die typographische Ausstattung ist vorzüglich, so daß wir das Buch in jeder Hinsicht als etwas Gelungenes empfehlen dürfen.

II.

Theodiceae seu Theologiae naturalis elementa, cura Ger. Cas. Ubaghs. Lovanii 1841.

Kant hatte die Idee Gottes aus dem Gebiet der theoretischen Vernunft, und dieses Lebens überhaupt, verwiesen: Der unbekannte Gott war ihm ein Postulat practischer Vernunft, und hatte nur noch eine Geltung für ein jenseitiges Daseyn. Die Idee Gottes war so den Augen der Sterblichen ziemlich weit entrückt, und verschwand endlich ganz in Fichtes System. Das Ich hatte sich an dessen Stelle gesetzt. Sie kehrte zwar aus der totalen Verfinsterung wieder, und erschien wieder im transcendentalem Idealismus, aber in fremder, veränderter Gestalt und dem christlichen Sinne nicht mehr erkennbar. Der Gott, den die Christen so viele Jahrhunderte hindurch angebetet, hatte sich in die absolute Identität verwandelt, in ein abentheuerliches Gemisch vom Endlichen und Unendlichen, vom Realen und Idealen. Die neue Gottheit hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit der dramatischen Maske der Griechen, aus zwei Gesichtern, einem komischen und tragischen, zusammengesetzt. Der naive Ausdruck Fichtes in einer seiner frühern Vorlesungen: „Morgen, meine Herren! werden wir einen Gott machen", war buchstäblich in Erfüllung gegangen. Der Eingang, denn diese neue Idee bei ihrer ersten Erscheinung fand, erklärt sich aus der gänzlichen

Verkommenheit alles Glaubens unter den Protestanten, denen jede Neuerung willkommen ist.

Die neue Lehre wurde indeß in der Schule wahr befunden, nur an der Bündigkeit der Beweise hatte man einiges auszusetzen. Der gehörigen Begründung wegen müsse man die Sache von vorne anfangen, die Theorie wurde der strengen logischen Methode unterworfen. Das Seyn und Nichtseyn, zwei Momente, deren jedes in seiner Abstraction ein Herr ist, treten gefälligst zusammen und construiren das Werden. Das Werden wird Daseyn, dieses wird Andersseyn, daraus entspinnt sich endlich der Begriff, der sich in die Idee metamorphosirt, in die absolute Idee, in das reine ungetrübte Denken. So gelangt man zum Monismus des Gedankens, wie es in der Sprache eines erleuchteten Jüngers heißt. Dies war also die neue, verbesserte Auflage der absoluten Identität.

Nach dem Tode des Weisen von Berlin erhob sich in der Schule ein bedeutender Streit: „ob der abgeschiedene Meister einen persönlichen Gott zugelassen oder nicht“? Man begreift leicht die ganze Wichtigkeit dieser Streitfrage: denn hat jener, der Wissenschaft zu früh entrissene Denker keinen persönlichen Gott statuirt, so wird der orthodoxe Jünger sich auch desselben enthalten: hat er etwas Göttliches hervorgebracht, so darf der treue Jünger, seiner Rechtgläubigkeit unbeschadet, selbiges gelten lassen. Uebrigens wollen sich die treuen Nachlebenden die logischen Hirngespinnste ihres verehrten Lehrers um keinen Preis in der Welt nehmen lassen. Das absolute Wesen betrachten sie als den Sohn ihres eigenen Geistes, aus dialectischen Gegensätzen und Widersprüchen erzeugt, das man weder fürchtet noch liebt, mit dem man nach Belieben schalten kann.

Aber in dieser Wissenschaft des Werdens ist an keinen Stillstand zu denken; alles geht vorwärts. Schon lange stehen die Weisen der Zeit auf der Warte, und spähen nach dem, was da kommen wird, sie sehen jetzt der neuen Johanneischen Kirche entgegen, die uns in allen unsern Trübsalen trösten wird. Diese herrliche Erscheinung wird endlich alle Gegensätze aussöhnen: ihr allein wird es gelingen, die Petrinische und Paulinische Kirche, d. h. den Glauben und Unglauben, oder wie es in der Sprache der Propheten heißt, den starren Glauben ohne Wissenschaft und die mobile Wissenschaft ohne Glauben, in sich aufzunehmen und zu verdauen. Man freut sich dessen schon im Voraus.

Erbsünde dem menschlichen Verstande beigebracht? kühnlich antwortet: „daß derselbe in menschlichen Dingen halb, in göttlichen Dingen aber ganz blind geworden". Da aber die neue Schule schon lange den Verstand aufgegeben und es nur noch mit der Vernunft hält, so sieht man leicht, daß die gegebene Antwort auf sie nicht anwendbar ist. Das Motto dieser Schule ist: „Wir verstehen nichts, aber desto mehr räsonniren wir".

Mitten in dieser Verwirrung der Geister glauben wir unsere Landsleute auf das vorliegende, kürzlich erschienene Werk aufmerksam machen zu müssen. Es ist in Belgien, in diesem unserm vielfach verkannten Nachbarlande gedruckt. Der Verfasser, Professor an der katholischen Universität, scheint das große Gebrechen unserer Zeit tief empfunden zu haben, und dadurch veranlaßt worden zu seyn, der Restauration der wahren, christlichen Idee Gottes ein eigenes Werk widmen zu müssen. In der That ist die rechte Kenntniß Gottes die einzige Grundlage aller wahren Wissenschaft, wie alles guten Lebens. Das Werk verbindet, was so selten ist, Tiefsinn und Gelehrsamkeit in seltenem Grade, und bekundet eine vertraute Bekanntschaft mit allen bedeutenden Erscheinungen der neuern Zeit im Fache der Philosophie. Die Sprache ist der schlichte ungekünstelte Ausdruck der Wahrheit, ohne Prätension durch den Glanz der Beredsamkeit imponiren zu wollen.

Das Werk zerfällt natürlich in vier Abschnitte nach den vier Hauptformen, unter denen die göttliche Idee in der Geschichte sich entwickelt hat. Der erste Abschnitt handelt von der absoluten Negation Gottes im Atheismus, der zweite und dritte von der Entstellung seiner Idee im Polytheismus und Pantheismus, der vierte von deren realem Gehalt im Monotheismus. Der dritte Abschnitt, den Pantheismus betreffend, enthält eine der ausführlichsten und gründlichsten Untersuchungen dieses großen Irrthums, die uns vorgekommen. Der Verfasser kennt die tiefe Wunde unserer Zeit, und hat keine Mühe gespart, sie in ihrer Blöße aufzudecken, und die verderblichen Folgen derselben ans Licht zu ziehen. Und in der That, wenn es unsern Pantheisten gelingen könnte, die Geister zu verwirren und die Herrschaft zu erringen, so würde die europäische Menschheit gar bald in die alte Barbarei des Heidenthums zurücksinken. Der vierte Abschnitt, vom Monotheism handelnd, stellt die erhabene Idee Gottes in ihrem wahren Lichte dar, wie sie von den tiefsinnigsten Geistern, alter und neuer Zeit, ist gedacht worden, und wir lernen einen Geist kennen, der in den alten Hallen der christlichen Philosophie genährt und erzogen worden. Wir glauben insbesondere den Leser auf die Prüfung des Beweises für das Daseyn Gottes auf-

merksam machen zu müssen, dieses Beweises, der in unsern Tagen so vielfältig besprochen und so selten ist ergründet worden.

Das Werk selbst findet sich in Commission in der Buchhandlung bei Kirchheim, Schott und Thielmann in Mainz, woselbst auch Exemplare von zwei früheren Werken desselben Verfassers vorräthig sind: Logicae seu philosophiae rationalis elementa editio tertia 1839 und Ontologiae seu Metaphysicae generalis elementa, editio altera 1839.

XIV.

Album.

Das Gersdorf'sche Repertorium der gesammten, deutschen Literatur beginnt eine Anzeige von fünf und zwanzig schaudervollen Geister-, Ritter- und Räuberromanen, aus der bekannten Wiener und Prager Fabrik, die sämmtlich die Jahrzahl 1839 oder 1840 auf dem Titel tragen, mit folgenden Worten; „Es giebt Bücher, von denen man behauptet, daß durch sie Frivolität des Gedankens, durch unerhörte, mindestens unkluge, freie Aeußerungen die Sittlichkeit untergrüben, und dem Staate gefährlich würden. Ueber solche Bücher hält die Censur in der Regel noch vor ihrem Erscheinen Gericht, oder schlüpfen sie dennoch durch die Spalten des Censurgitters, so weiß man sich ihrer bei Zeiten wieder zu bemächtigen. Man fürchtet den Geist, tritt er in Formen auf, die bedenklich, vielleicht auch gefährlich, wenigstens für den Augenblick, seyn können. Was macht man aber mit der Geistlosigkeit, mit der blöden Unsitte, die im zerlumptesten Kleide, plump und schmutzig auftritt und an den niedrigen Hütten um Almosen bettelt, weil sie von jedem anständigen Hause als verpestend hinweggejagt wird? — Sie passirt ohne Paß, sie schleicht, keucht und hüstelt durch die ganze Welt, und verstreut ihren Aussatz aller Orten. Wir fragen billig: wo ist hier die Con-

sequenz der betreffenden Behörden? Versperrt Ihr den Weg dem Geiste, der anstecken kann, der aber nie vergiftet(?), so müßt Ihr die verbuhlte Dummheit, die rohe pöbelhafte Sittenlosigkeit ganz in Fesseln schlagen, denn sie vergiftet nicht allein, sie tödtet! Sie tödtet den Geist und verunehrt den Gedanken, sie beschmutzt und zerdrückt das Herz. Die Dummheit, wird ihr das Wort freigegeben, schadet tausend Mal mehr, als der frechste, gotteslästerlichste Geist in seinen kecken zugespitzten Behauptungen"!

Hierauf ist nur in Kürze zu erwiedern, daß diese Ansicht, wie Vieles auch zu ihren Gunsten streiten möge, dennoch nicht unbedingt richtig ist. — Die Censur ist nicht, und kann aus Gründen, die jeder Billigdenkende anerkennen muß, nicht eine Controlle des Geschmacks seyn, auch nicht ein Stempelamt für die Wahrheit, und am allerwenigsten ein Bureau, welches gewissen Schriften das Certificat der Tugendhaftigkeit zu ertheilen hätte, — sondern sie ist, wenn sie ihr Metier und zugleich die heutige Zeit versteht, eine Polizeibehörde zur Verhütung des allergröbsten Scandals. Schriften wie die oben bezeichneten, können und sollen Lehrer ihren Schülern, Eltern ihren Kindern, Herrschaften ihren Kammerjungfern verbieten. Vor Allem aber soll die sittliche und religiöse Volkserziehung dahin wirken, daß Niemand dergleichen zu lesen Lust behalte, und die Kritik: daß Niemand sich versucht fühle, dergleichen zu schreiben. — Die Staatscensur würden wir dagegen für diese und ähnliche Todsünden gegen den guten Geschmack nicht verantwortlich machen, es sey denn, daß sich nachweisen ließe, daß sie gerade das Schlechte durchschlüpfen ließe, das Gediegene, Ernste aber unterdrückte und beeinträchtigte. Einer solchen volksvergiftenden Censur wäre freilich besser, daß sie nicht geboren wäre, und die allerschrankenloseste Preßfreiheit wäre ihr, als viel minder gefährlich und als ein bei weitem geringeres Uebel, unbedenklich vorzuziehen.

Die Leipziger Allgem. Zeitung vom 2. Juli d. J. legt bei Gelegenheit einer k. b. Verordnung in Betreff der im Rheinkreise bestehenden Pfarr-Wittwen-Kasse folgendes wichtige Geständniß ab, wovon wir einstweilen Akt nehmen. „Allerdings haben die evangelischen Bewohner der Pfalz nicht aufgehört, Protestanten zu seyn. Ihre unirte Kirche unterscheidet sich aber in vielen, dem religiösen Sinne gar wichtigen Punkten, sowohl vom Lutherthum als vom Calvinismus, die als evangelische Kirchen in den sieben östlichen Kreisen Bayerns allein bestehen. So verwirft die protestantisch-, evangelisch-christliche Kirche von Rheinbayern in der Vereinigungsurkunde §. 5 die lutherische Lehre vom Abendmahle, §. 6 die lutherische Lehrbestimmung von der Beichte, §. 7 die reformirte Lehre von der Gnadenwahl und Prädestination, wofür sie in allen diesen Punkten neue Lehrsätze aufstellt; sie verwirft §. 8 die Nothtaufe und sagt sich damit indirect von der Lehre bezüglich der Erbsünde los; sie ändert §. 10 den Abendmahlsritus, §. 11 den Predigtritus ꝛc., ja sie erklärt, §. 3, „daß sie die sogenannten symbolischen Bücher zwar in gebührender Achtung halte, jedoch keinen andern Glaubensgrund noch Lehrnorm anerkenne als allein die Bibel“.

Die „Evangelische“ Kirchenzeitung giebt über die Quasi-Verfolgung, welche in Preußen gegen die Hallischen Jahrbücher ausgebrochen ist, folgenden wichtigen Aufschluß: „Das was Ruge Protestantismus nennt, ist scheußlicher als Vatermord, schrecklicher als Sodomiterei, denn es schließt alle Gräuel dieser Welt am Ende zugleich ein, die der Mensch ersinnen kann; und wenn irgend eine jesuitische Partei eine List hätte ersinnen wollen, wie man zugleich dem Namen des Protestantismus einen stinkenden Makel anhängen und zugleich einen großen, sich auf seine Bildung etwas zu gut thuenden Theil der protestantischen Welt zum Besten haben,

verwirren und verwildern könne, so hätte sie nur die Hallischen Jahrbücher herausgeben dürfen, wie sie herausgegeben worden sind. Ja! wir müssen uns vor allen Katholiken schämen, blutroth schämen, daß in dem Bereiche unserer Gemeinden eine so monstrose Mißgeburt hat erzeugt und erzogen werden können, wie diese Jahrbücher, von deren Mitarbeitern fast alle protestantische Lehrer, die Hälfte wenigstens protestantische Gymnasiallehrer sind, denen fortwährend die Seelen der protestantischen Jugend anvertraut werden, ungeachtet sie in dem Heere mitziehen, was den Antichrist in seiner Fahne führt. Wäre ein Staat verhanden, der sich der protestantischen Interessen vorzugsweise annähme, er müßte über diese Herabwürdigung über dieses Mitfüßentreten des protestantischen Namens durch die Hallischen Jahrbücher empört seyn, denn neben der Religion, die hier als Protestantismus gepredigt wird, erscheint ja der Socianismus fast noch als eine katholische Doctrin". Ganz richtig! Da aber bekanntlich die „Evangelische" Kirchenzeitung mit nicht geringerer Zuversichtlichkeit von ihren Gegnern, ebenfalls geheimer, jesuitischer Tendenzen bezüchtigt wird, so hat sie in sofern sich in dem Obigen indirect ihr eigenes Urtheil gesprochen. — Auch sie müßte demnach im Interesse des Protestantismus verboten werden. Oder wäre es nicht vielleicht gerathener, wie heute die Verhältnisse in Deutschland stehen, den Gegensatz der religiösen Richtungen sich, von Staatswegen unbehindert, auskämpfen zu lassen, und diese Freiheit folglich auch der katholischen Presse einzuräumen? und dieß um so eher, als man über den Begriff des Protestantismus, im Schooße desselben noch nicht recht im Reinen zu seyn scheint.

Wenn sich eine Zeit und ein Volk einmal von dem sichern Boden der Wahrheit, wie die Kirche allein sie verwahrt und überliefert, entfernt hat, — so ist nichts so abentheuerlich und hirnverrückt, worauf der menschliche Geist nicht in sei-



frühern Zustände um so wahrscheinlicher wird, je größer man die Anzahl der zu durchwandelnden Organisation annimmt. Das Resultat dieser Erörterung finden wir in der alten Sentenz, „„Soviel Köpfe, soviel Sinne““, und es erklärt, was in dem Sprichwort auf dunkler Erfahrung beruht: daß es eigentlich nicht ganz gleiche Menschen geben kann. Zugestanden auch, daß zwei Menschen früher in einer Reihe von Körpern gleicher Thiere gelebt hätten, so wird die Wahrheit einer vollkommenen Uebereinstimmung ihrer Charaktere dadurch sehr vermindert, daß sie in allen diesen frühern, gleichartigen Zuständen ganz von einander abweichende Erfahrungen gemacht, ganz verschiedenartige Eindrücke erhalten haben dürften. Nehmen wir an: beide hätten im letzten vormenschlichen Zustande als Tiger existirt, welcher Unterschied schon, wenn der eine stets die Wälder durchheult und, wüthend vor nagendem Hunger, denselben nur mit zerrissenen, blutenden Opfern gestillt hätte, indeß der andere in der Menagerie eines Monarchen gezähmt und regelmäßig genährt worden wäre. Beiläufig möchte hier angedeutet werden, daß es wenigstens möglich sey, daß, durch die Peitsche des Löwenbändigers Martin und anderer, in den nächsten Decennien die Erziehung von Charakteren erleichtert würde, die in den Heeren der Könige, in dem Rathe der Völker glänzen, die aber ohne diese Vorschule im Bagnio (sic) oder auf dem Schaffot geendigt hätten. — Wer geneigt ist, hier zu lächeln, dem sey eröffnet, daß ich selbst dergleichen keinesweges als, „„an sich und für anderes seyend, sondern als ein blos Gedachtes, Potentiales, Erscheinendes oder Scheinbares““ betrachte“.

Außerdem „muthmaaßt“ er, daß nach hundert tausend Jahren die ganze Menschheit unter einem Oberhaupte vereinigt seyn werde. „Eintausend Millionen machen nach hundert tausend Jahren vielleicht nur einen mäßigen Theil der Menschheit aus, denn obgleich eine Ueberfüllung der Erde (S. 15) nicht zu besorgen seyn dürfte: so kann und wird dieselbe doch weit angefüllter mit Menschen werden, als gegenwärtig;

gerade diese ungeheure Menschenmasse aber ist ein neuer Grund, Einheit des Regiments zu bedingen, und warum sollte man nicht, unter Voraussetzung recht geeigneter Institutionen, dieselbe füglich unter Einer obersten Autorität denken können, haben wir doch etwas Aehnliches, wenn auch gehindert und gelähmt, durch so viele Irrsale finsterer Zeiten, seit Jahrhunderten in der Regierung der christlichen Kirche vor Augen gehabt. Zwar will ich nicht für gewiß behaupten, daß die heiligen Väter zu Rom sich zu Oberhäuptern der Menschheit und Lenkern aller höchsten Interessen empor zu arbeiten verstehen werden, wie sehr aber die Form eines solchen Regiments die Menge anspricht, kann keinem entgehen, der sich von dem, was die römische Curie gegolten hat, und auch jetzt wirklich noch gilt, unbefangen zu informiren sucht. Der Einfluß dieser auf dem Erdboden einzigen, dieser zu Zeiten so fürchterlichen Behördenmischung wird freilich sinken, wenn sie ihr Ansehen über Millionen Gewissen so unrichtig anwendet, daß diese zu Bekenntnissen genöthigt bleiben, welche durch positive Fortschritte in der Mathematik, Physik, Chemie und Astronomie erschwert, geschwächt und entkräftet werden, sie kann aber wachsen, und mag den angedeuteten Zweck wirklich erreichen, wenn sie sich, ohne Uebereilung, ohne Sprung, gleichsam wie von selbst, an die Spitze der geistigen Bewegung setzt, die wahrlich nur Christus auf unserm Planeten eingeleitet hat, die aber als überall ewig identisch zu betrachten ist, mit der Urbewegung des dreieinigen Gottes. So bleibe dann als wahrscheinlich stehen, daß, wenn nach hundert Jahrtausenden nicht Kaiser, nicht Könige, nicht Völker mehr auf Erden sind, die Form der Feststellung alles Wichtigsten auf der Erde auf einem ehrwürdigen Altvater beruhen werde, und als möglich: daß die Vorgänger desselben sich den mehr als drittehalb hundert bereits heimgegangenen Nachfolgern des Apostels anreihen, wenn man in Rom, zur rechten Zeit, recht erkennen und recht würdigen lernt: das Wort, das ohne Anfang, das bei Gott ist, — den Logos — die

Vernunft". — Welche Mischung von Dünkel und Aberwitz, mit ekelhafter Sentimentalität und widerwilliger Anerkennung der Wahrheit!

Es ist ein grober Irrthum, daß der Protestantismus die Freiheit der Gewissen wolle. — Er will Freiheit für die antikirchliche Bewegung, und Unterdrückung aller und jeder Glaubens- und Kirchenfreiheit der Katholiken. Dieß war die Losung der Häupter und Anstifter der Trennung im sechszehnten Jahrhundert, und ist heute noch das Schiboleth der Gegner der Kirche, und ihrer Handlanger und dienenden Brüder. Beweis dessen die Leipziger allgemeine Zeitung vom 23. Juni, welche, nach einer Gift geschwollenen Notiz über die Frohnleichnamsprozession in Lyon, Folgendes hinzufügt: „die hiesigen Protestanten hätten, wie es Recht und Pflicht gebot, gegen dieses durch das Gesetz verbotene Schaugepränge Einspruch thun sollen, aber die Bequemlichkeit, welche sich mit ihrem Laissez faire begnügt, verächtlich die Achseln zuckt und nur zur Gegenwehr greift, wenn das Messer an der Kehle ist: sie ist im höchsten Grad unsern Protestanten eigen. Nur der Philosophismus kann Begeisterung erzeugen, Geistesträgheit ist Indifferentismus. Gewiß hat der deutsche Protestantismus, aber nur in dem philosophischen Elemente, Zeugungskraft zu höherer Entwickelung, der französische ist mit Sterilität geschlagen". — Und dieß weil er, die schwache Minorität, nicht gegen die Freiheit des Cultus der unermeßlichen Mehrheit der Nation Einspruch thut. Wie charakteristisch für die Denkweise jener Species von deutschem Protestantismus, dessen Organ die Leipziger allgemeine Zeitung ist.

Die Natur, welche auf 21 Knaben nur 20 Mädchen geboren werden läßt, bestimmt schon den einundzwanzigsten Theil aller Männer im Mutterleibe zum Cölibate, und macht, weil für sie gar keine Ehegenossinnen geschaffen sind, an eine un-

gleich größere Anzahl Männer Ansprüche auf Enthaltsamkeit, als der Priesterbedarf der katholischen Kirche jemals verlangen kann. (Aus der Schrift: Der Cölibat, von einem protestantischen Laien, Regensburg 1841, Bd. II, S. 101.)

Das eilfte Buch von Kantzow's Pomerania (geschrieben 1542) beginnt mit folgenden Worten: „Nachdem sich hertzog Bugslaff anfanck seines rhegiments etwas seltzam zugetragen, vnd er aus großer unacht und gefehrlichkeit zu hoher wolfhart und erhaltung seines geschlechts gedyen ist, achten wirdig ein nev Buch davon anheben, damit man sehe das erhaltung und gedeyen der herrschaft nicht an menschen fürnhemen und practiken, sondern allein an gottes willen und Gewalt stehet“. — In diesen Worten liegt eine größere, practisch-politische Weisheit, als in allen, Gott ignorirenden, staatsrechtlichen Theorien des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts zusammen genommen, und es ließe sich aus ihnen ein ganzes System christlicher Staatsklugheit entwickeln. Die goldenen Worte des Kapuziners in Wallenstein's Lager: Ubi erit victoriae spes, si offenditur Deus, sind nichts als ein Corrolar jenes höchsten und obersten Grundsatzes alles Staatsrechts und aller wahren Politik.

Wer etwa glauben sollte, daß die natürliche Entwickelung des Protestantismus sich mit einigen gemüthlichen Redensarten, unterstützt durch etwaige Polizeiverbote anhalten, oder gar auf den Standpunkt der „evangelischen“ Berliner-Kirchen-Zeitung zurückdrängen ließe, lese und beherzige nachfolgenden Brief der Stadt Magdeburg an das Consistorium der Provinz Sachsen. — Er betrifft denselben Pastor Sintenis, der sich von Bretschneider, dem berüchtigten Verfasser des Freiherrn von Sandau unterstützt, so entschieden gegen die Anbetung Christi ausgesprochen hatte. Als nämlich das königliche Con-

sistorium dem städtischen Magistrate den Auftrag gab, den an Sintenis ertheilten Verweis den übrigen Geistlichen zu ihrer Beruhigung mitzutheilen, und dem Kirchencollegio am heil. Geist seine Einmischung in diese Sache zu verweisen, erwiederte derselbe, wie folgt:

„Die Requisition Eines hochw. Consistorii vom 21ten März haben wir zu empfangen die Ehre gehabt, erstere aber nicht in Vollzug setzen können, weil sie — die Befugnisse der städtischen Magistratur verkennend — sich in Zumuthungen verliert, die sie weder als Polizei= noch als Verwaltungsbehörde realisiren konnte. Mit Rücksicht auf die Wichtigkeit des, in seinen Folgen vielleicht nur oberflächlich gewürdigten Gegenstandes, haben wir demselben unter Zuziehung der Stadt=Verordneten und Kirchenvorstände mehrere Sitzungen gewidmet, und in völliger Uebereinstimmung mit den dabei einhellig gefaßten Beschlüssen beehren wir uns, Einem hochw. Consistorio ganz ergebenst zu erwiedern, daß wir den, uns in Betreff des Herrn Predigers Sintenis gestellten Anträgen nicht genügen können. Denn ganz abgesehen davon, daß Hr. Prediger Sintenis die Liebe seiner ganzen Gemeinde für sich hat, daß er durch dieselbe gewählt, und von uns bestätigt wurde, und daß wir im Wort, wie im Wandel einen der ausgezeichnetsten Religionslehrer in ihm verehren, — können Anordnungen der Art, wie sie Ein hochw. Consistorium executirt zu sehen wünscht, innerhalb unseres Staates nur dann recht in Anwendung kommen, wenn richterliche Entscheidungen der höchsten Instanz dem erwiesenen Verbrechen den Stempel der Strafwürdigkeit aufgedrückt haben. So lange indeß Denk= und Glaubensfreiheit als ungeschmälerte Rechte des Staatsbürgers betrachtet werden, müssen wir es Einem hochw. Consistorio anheim geben, zuvörderst in vorurtheilsfreie Erwägung zu ziehen, inwiefern hochdasselbe dabei zu gewinnen hoffte, Grundsätze der entgegengesetzten Art in einem Orte geltend machen zu wollen, der mit Recht darauf Werth legen kann, als Heerd der seegensvollen Reformation und Glaubens=

Freiheit für die neuere Geschichte die höchste Glanzepoche herbeigeführt, den Schmalkaldischen Bund hervorgerufen, Hierarchie und Gewissenszwang gestürzt, und durch sein Beispiel Schwedens großen König für Geistesfreiheit bewaffnet zu haben. Eingedenk dessen, daß selbst der große Reformator „Magdeburg“ als sein „Schatzkästlein“ bezeichnete, kann es für uns und unsere Mitbürger nur höchst betrübend seyn, daß sie innerhalb der eigenen Mauern von den hochgestellten Nachfolgern des großen Mannes Entschließungen hervorgehen sehen, die dem 15ten Jahrhundert anzugehören scheinen, und bei ihrer fortgesetzten Anwendung nicht verfehlen werden, aus den friedfertigen Bekennern der evangelischen Lehren, ein zweites Heer von Protestanten hervorzurufen. Die Motive für die Darlegung dieser Ansichten aus den deßfalls gehaltenen und extractweise beigefügten Vorträgen entnehmend, finden wir noch zu der schließlichen Erklärung begründete Veranlassung, daß wir dem Hr. Prediger Sintenis unsere fortdauernde Achtung und Zuneigung nicht nur nicht entziehen, sondern mit Hinblick auf die vorzeitigen Ereignisse der Vaterstadt auch fortfahren werden, die Denkfreiheit als unser theuer errungenes, höchstes Kleinod zu betrachten, zu dessen Bewahrung wir heute vom hohen Ministerio erneuerte Bürgschaft erbeten haben.

Magdeburg, 2. Mai 1840.

Der Magistrat, Franke.

Nichts ist schwachen Gemüthern gefährlicher, als wenn der Indifferentismus sich hinter der Larve der allgemeinen, jeden Glauben, jede Religionsgemeinschaft zu verstecken sucht. — Als vor Kurzem der Bischof von Nismes seine Diöcese bereiste, beeilten sich auch die protestantischen Consistorien, ihm ihre Aufwartung zu machen, und ein Pastor hielt an der Spitze seiner Aeltesten folgende Anrede:

„Monseigneur, das Consistorium von St. Andre, dessen Organ in diesem Augenblick zu seyn ich das Glück habe, bringt Ihnen seine ehrfurchtsvollen Grüße dar. Ihr Besuch in unsern Bergen ist für uns nicht ohne Seegen, und wird für Sie nicht ohne Freude seyn. Erzogen, wie Sie es sind, in der Schule des Evangeliums, werden Sie hier finden, was Ihr Herz so begierig ist zu treffen, die vollkommenste Eintracht zwischen den beiden Bekenntnissen. Das Christenthum ist bereits wohl begriffen von unserem kleinen Orte. Hoffen wir, daß es bald überall so seyn wird; und daß in allem Volke Jedermann, welches auch sein Glaube sey, den als Bruder betrachten wird, der nur den Herrn Jesum fürchtet, und sich der Gerechtigkeit befleißt“.

Der Bischof gab ihm hierauf folgende Antwort, die stereotypirt, und als Heilmittel gegen alle Anfälle von indifferentischer Pseudotoleranz verschrieben zu werden verdiente.

„Die Liebe, meine Herrn, von der Sie mich unterhalten, die Eintracht, von der Sie mir gesprochen haben, würden vollkommener und verständiger seyn, wenn es nur Eine Religion gäbe. In meiner Eigenschaft als Bischof kann ich nicht anders antworten, vor Allem kann ich nur den Wunsch ausdrücken: Einheit im Glauben“.

XV.

Die Verwaltung der Kölner Diöcese.

(Fortsetzung.)

II. Absetzung des Landdechanten von Bonn.

Der Oberpfarrer und Landdechant van Wahnem in Bonn, aus Büderich bei Wesel gebürtig, genoß in hohem Grade das Vertrauen des Herrn Erzbischofs Clemens August. In Betreff der Einsegnung gemischter Ehen hatte er auch nach dem Jahre 1834 die katholischen Grundsätze redlich befolgt; er gehört zu denjenigen Geistlichen, deren die Bunsensche Darlegung mit folgender Klage gedenkt: „Zu gleicher Zeit begannen einige Pfarrer, die als Eiferer bekannt waren, einen ganz neuen Ton anzustimmen, und Schwierigkeiten zu machen, Rechte anzusprechen, die man bisher nicht gekannt hatte. So kamen denn auch hinsichtlich der gemischten Ehen die Klagen abgewiesener Brautpaare vor". Seine amtlichen Correspondenzen sind ein wichtiges Beweisstück für die Thatsache, daß die Ansprüche auf Ausführung der Bunsenschen Convention von Pfarrern der Kölner Diöcese ganz entschieden zurückgewiesen worden sind, ohne daß die weltliche Behörde bei dem Erzbischofe jemals Beschwerde erhoben hätte, sie bekunden unwidersprechlich, daß jene Convention nicht ausgeführt worden ist, daß die vielbesprochene neue Praxis niemals bestanden, daß vielmehr die alte kirchliche Ordnung bis zur Verhaftung des Erzbischofes fortgedauert hat. — Wie aber dem Oberpfarrer und Landdechanten van Wahnem jenes streng kirchliche Verfahren gewissen Ortes vermerkt worden ist, bedarf keiner Ausführung.

Unglücklicher Weise ließ derselbe Priester sich auch noch

andere ärgerliche Handlungen zu Schulden kommen. Nicht genug, daß er, obwohl in Bonn wohnend, dem Licht der hermesischen Wahrheit immer verschlossen geblieben, — er unterstützte sogar den Erzbischof in seinem gegen Verbreitung der hermesischen Lehren gerichteten Bemühungen, worüber die unter Leitung des Curatoriums von dem Nachfolger des Pfarrers Görres verfaßte Schrift, „Beurtheilung der Thatsachen" u. s. w. Aufschluß gibt. Dazu kam noch, daß dieser Landdechant, als er das berühmte Schreiben des Erzbischofs vom 31. Okt. 1837, (welches mit den Worten schließt: „wir müssen nun festhalten am Wahren und Guten und betend still und ruhig erwarten was der Herr über uns wird kommen lassen",) zufällig an einem Tage erhielt, wo die Pfarrer seines Dekanates zum Kirchweihfeste bei ihm versammelt waren: durch Mittheilung dieses die bevorstehende Gewaltthat ankündigenden Schreibens die Gemüther beunruhigte, statt die Absicht, des Königlichen hohen Polizei-Ministeriums bis zu ihrer Realisirung die von dem Erzbischofe mitgetheilten Gründe aber für alle Zukunft sorgfältig geheim zu halten.

Nach der Verhaftung des Erzbischofs versäumte der höchste Polizeibeamte der Provinz auch nicht, bei den Landdechanten von Bonn gelegentlich anzusprechen, und sich eine Erklärung zu erbitten über das Benehmen, welches er nunmehr einzuhalten gedenke. Er hörte von diesem wie von allen wahren Anhängern des Erzbischofs, daß er „ruhig erwarten werde, was der Herr über ihn werde kommen lassen".

Vor der Regierung des Erzbischofs Clemens August war der Pfarrer van Wahnem ein ganz angenehmer und brauchbarer Mann gewesen. Selbst diejenigen, welche sich vergebens bemühten, ihn für das hermesische System zu gewinnen, erkannten seine ausgezeichneten persönlichen und amtlichen Eigenschaften an. Bei dem vorigen Erzbischofe selbst, bei Ferdinand August, dem Grafen von Spiegel stand er in hohem Ansehn. Gegen seine Wünsche und Vorstellungen entzog ihn jener einer bescheidneren Stellung und übertrug

ihm an Ivens Statt die Hauptpfarre erster Klasse an der Martinskirche in Bonn. Als er ihm durch einen außeramtlichen eigenhändigen Brief hiervon Kunde gab, am 8. März 1835, schloß er die vertrauliche Mittheilung mit den Worten: „Ew. Hochwürden wollen in der Versetzung nach Bonn das große Vertrauen erkennen, so ich auf deroselben Talent nnd reinen Willen für Alles Religiös-Gute nebst der Geschäftsgewandheit setze, daher der Versicherung Glauben beimessen, daß ich mit wirklich ausgezeichneter Hochachtung verharre.“ *) ꝛc. ꝛc.

Ungeachtet der Landdechant van Wahnem ein solches Ansehen durch die ganze Dauer seines Wirkens in Bonn behauptete, und seine Heerde wegen des Verlustes eines Iven zu trösten mußte, so konnte er doch vor dem Urtheile eines Hüsgen nicht lange bestehen. Am 18. April 1838 wurde er durch den „Kapitular-Verweser“ vom Amte entfernt. Warum? Weil er den Gehorsam verweigerte, so besagen auf dem letzten Blatte die berühmten „Personen und Umstände“. Dem ministeriellen Zeugnisse scheint hier das kapitularische zu widersprechen, „Wegen pflichtwidriger Amtsführung“ sagt Herr Hüsgen in dem Entlassungsdekrete vom 18. April 1838 wird sich aus dem Folgenden ergeben, daß beide Angaben gleichbegründet sind.

Es ist uns noch wohl erinnerlich, wie die Sachen in Köln standen, da Hüsgen, als Kapitelverweser, die Verwaltung der Diöcese führte, und da statt der Bestätigung durch Rom die Nachricht anlangte, daß Rom diese Wahl des Kapitels als eine Anmaaßung betrachte. Der größte Theil der Geistlichkeit hatte schon früher die Kapitularverwaltung für ungesetzlich gehalten; als aber die Spinellischen Aeußerungen

*) Zufällig sind wir in der Lage, diese Notizen aus sicheren Quellen hier mitzutheilen, ohne alle Veranlassung, ja ohne Wissen des Herrn Dechanten. Wenn wir seine Neigung zu bescheidener Verborgenheit dadurch verletzen, so wolle er gütig bedenken, daß die Sache es fordert.

bekannt wurden, so wurden alle Gewissenhaften äußerst bedenklich, und dieses veranlaßte bekanntlich Hüsgen, unter dem 22. März 1838 dem Klerus der Diöcese bekannt zu machen, „daß der hochwürdigste Herr Erzbischof Clemens August am Tage seiner Inthronisation am 29. Mai 1836 durch eine förmliche Urkunde ihn zur Ausübung der vom heiligen Vater erhaltenen Quinquennalfacultäten, gemäß der darin enthaltenen Weisung subdeligirt habe, und daß diese Subdelegation bis jetzt noch nicht zurückgenommen sey". Er bemerkte zugleich, daß er dabei nicht gleichgültig sein könne, welche Meinung man von ihm in Beziehung auf seine Amtsführung hege. (Augsb. Allg. Zeit. vom 4. April.)

Man konnte wohl erwarten, daß diejenigen, welche mit dem Cardinale Lambruschini in der Wahl des Kapitels eine Anmaaßung sahen, das Auftreten des erzbischöflichen Bevollmächtigten als einen Sieg der guten Sache betrachteten, als eine officielle Anerkennung der Ungültigkeit der Kapitular „Verwaltung und der Wahl und Amtsführung des Kapitular-Verwesers". Bekanntlich gründete der Anspruch des Kapitels auf Verwaltung der Diöcese durch einen Kapitularverweser einzig auf der Annahme, daß der Erzbischof durch Gefangennehmung durch Heiden oder Schismatiker quasi-todt sey. Die Folge dieser Annahme war, wie das Kapitel mit Recht behauptet hat, die Unmöglichkeit der Ausübung eines von dem Erzbischofe als Vollmachtgeber hergeleiteten Rechts. Wer irgend als Bevollmächtigter des Erzbischofs auftrat, bestritt eben dadurch die Annahme seines Quasi-Todes mit allen rechtlichen Folgen dieser Annahme. Entweder war der Bevollmächtigte mit dem Bischof als todt oder mit dem Bevollmächtigten der Bischof als lebend zu betrachten. Die Ansichten stehen sich schroff entgegen, eine Vermittlung ist nicht möglich. Der Kapitular-Verweser war, recht wörtlich genommen, der Todfeind des erzbischöflichen Generalvikars, für beide zusammen nicht Raum in der kirchlichen Welt. Daß diese beiden nicht allein verschiedenen, sondern todtfeindlichen kirchlichen Wesen sich in einer Person körperlich dargestellt, oder um einen Körper mit einander gekämpft haben, dies gab zwar der Sache äußerlich ein sonderbares Ansehen, aber dem Wesen nach ist es gleichgültig. Das Kapitel hätte ebenso gut, einen Andern beauftragen können, in seinem Namen zu verwalten. Dieser würde dann Herrn Dr. Hüsgen nicht erlaubt haben, im Namen des

Erzbischofs zu wirken. Wenigstens hätte er in demselben Augenblicke seine Verwaltung als ungesetzlich aufgeben müssen.

Da Herr Dr. Hüsgen sich damals, aller Consequenz zum zum Trotz, bald als Vertreter des (mithin amtlich lebenden) Erzbischofs, bald als Vertreter des wegen des amtlichen Todes des Erzbischofs regierenden Kapitels gerirte, so thaten ihm diejenigen nicht unrecht, welche ihn scherzhaft einem Manne verglichen, der unter der Angabe, daß seine erste Frau todt sey, eine andere geheirathet habe, nun aber von der einen zur andern ziehe, bei der ersten die zweite, bei der zweiten die erste verleugnend, und lieber dem Vorwurfe der Bigamie sich aussetze, als daß er auf eine von beiden entschieden verzichten wolle.

Als der Landdechant van Wahnem das Schreiben Hüsgens erhielt, ließ er es bei den Pfarrern seines Decanates umlaufen, und in dem Schreiben, mit welchem er es begleitete, erlaubte er sich die vertrauliche Aeußerung: „der Geschäftsträger der apostolischen Nunciatur hat einige wichtige Bedenken veranlaßt, oder vielmehr hat auf einige Bedenken, die Diöcese Köln betreffend, geantwortet, wodurch der Capitularvikar in Köln ... sich in Bewegung gesetzt, um den erzbischöflichen Generalvikar zu seinen Gunsten antworten zu lassen".

Diese Aeußerung wäre gewiß besser unterblieben, da sie einen, wenn auch gegründeten Tadel aussprach, den, vom Range abgesehen, ein Geistlicher von dem Andern bei amtlicher Gelegenheit nicht ohne Noth, und, wo er sich zu reden verpflichtet hält, lieber ernst, als scherzhaft aussprechen sollte. Doch war die launige Uebereilung an sich von sehr geringer Bedeutung; denn jene Rüge war weder gegen die Oberbehörde selbst, noch öffentlich ausgesprochen, sie war eine vertrauliche Aeußerung gegen Amtsbrüder auf einem umlaufenden, gleich wieder zum Absender zurückkehrenden, also einem flüchtigen Worte vergleichbaren Blatte; sie war überdieß nur Andeutung der Unhaltbarkeit einer abweichenden, theoretischen Ansicht, wodurch der persönliche Charakter Hüsgens in keiner Weise berührt wurde.

Aber was geschah? In dem Decanate des Herrn van Wahnem war eben jüngst der vormalige Caplan Weber als von Hüsgen bestellter Pfarrer von Rheindorf untergebracht, und somit der erste Schritt gethan worden, um die Umgebung der hermesischen Hauptstadt dem Licht der neuen Lehre aufzuschließen. Das Umlaufschreiben kam auch an den guten Herrn Weber; dieser ließ es nicht mit dem vidi weitergehen, er hielt es einige Zeit an sich, und sandte es dann erst, mit

einer im Styl des Herrn Professors Br. verfaßten Randbemerkung an den Landdechanten zurück. Dieser beeilte sich, ein zweites Circular ergehen zu lassen, worin er sich gegen die Deutung seiner Worte als einer Beleidigung des Herrn Hüsgen feierlich verwahrte, und seine Aeußerung als den flüchtigen Ausdruck einer scherzhaften Laune bezeichnete und zu entschuldigen suchte. Zu spät! Sein Schreiben vom 2ten April, das Corpus delicti, wurde schon unterm 5ten dieses Monats in das liebe Frankfurter Journal befördert: „Wie bei der sonst herrschenden Ruhe und Ordnung doch noch immer hier und da Zunder angelegt wird, beweist folgendes Aktenstück". So lautet die einleitende captatio malevolentiae des Hermesianers. Und Herr Hüsgen veranlaßte den Landdechanten zu einem Bericht über diese Angelegenheit. Der Inculpat bekannte sich zu dem fraglichen Schreiben, und gab sein Bedauern über die Unvorsichtigkeit zu erkennen, welcher er sich schuldig gemacht hatte.

Herr Dr. Hüsgen, da er einmal dem Denuncianten Gehör geschenkt hatte, konnte nun wohl nicht umhin — gemäß der Stellung, die er einmal eingenommen — dem Landdechanten jenen unzeitigen Scherz zu verweisen. Die Form dieses Verweises mochte sich nach den eigenthümlichen Umständen, nach der bisherigen Wirksamkeit des Dechanten und nach der eigenen Sicherheit Hüsgens über die Gesetzlichkeit seiner bisherigen amtlichen Stellung bestimmen.

Hüsgen aber, erleuchtet durch die Weisheit eines München, Schweizer u. s. w., ertheilte dem Dechanten gar keinen Verweis, sondern — setzte ihn ab! „Nach reiflicher und unpartheiischer Prüfung der Verhandlungen sind die Bemerkungen, welche Sie sich nach dem Berichte vom 12. l. M. eingestandener Maaßen und gemäß glaubwürdigen Zeugnissen in Ihrem Begleitungsschreiben an die Pfarrer des Decanates vom 2. l. M. .... erlaubt haben*), abgesehen von darin vorkommenden unrichtigen Angaben als sehr anmaaßend von Ihrer Seite und als höchst beleidigend für Ihre vorgesetzte Behörde anerkannt worden".

„Wollte man aber auch annehmen, daß, wie Sie selbst zugestehen, nur frohe Laune Veranlassung zu diesen Bemerkungen gegeben habe, und daß Sie sich damit nur einen Scherz haben erlauben wollen, so bleibt es immer sehr ungeziemend und pflichtwidrig, daß der Landdechant in einer offiziellen Mittheilung an die Pfarrer seines Decanates über wichtige

---

*) „Erlaubt haben", fordert der Zusammenhang, doch fehlt es in der vorliegenden Abschrift.

Amtsangelegenheiten seine frohe Laune walten, und seinen Scherz spielen läßt".

„Es ist deshalb auf den Grund der Urkunde über Errichtung der Decanate in der Erzdiöcese Köln vom 24. Februar 1827, Nro. III, worin es heißt: „„Bei pflichtwidriger Amtsführung wird die Entlassung (der Landdechanten) von Uns oder Unserem General-Vikariate nach gehöriger Untersuchung beschlossen"", nach vorläufiger Berathung beschlossen worden, Sie von dem Ehrenamte eines Landdechanten, wie hiemit geschieht, zu entlassen, und die Geschäfte des Decanates Bonn einem andern Pfarrer zu übertragen, welcher angewiesen worden ist, die sämmtlichen Amtspapiere von Ihnen zu übernehmen, und daß solches geschehen, unverzüglich anzuzeigen. Köln, den 18. April 1838. Der Kapitular-Verweser des Erzbisthums. Hüsgen".

Das ist die Justiz desjenigen Kapitels, welches seinen Erzbischof eben beim Papste verläumderisch beschuldigt hatte, daß er „Priester sehr unfreundlich und uncanonisch" (morosius et minus canonice) behandelt habe, welches eben das auffallende Factum der Versetzung eines ungezogenen jungen Menschen ausgebeutet hatte (s. Bd. 7, S. 760). Eine Aeußerung, welcher jeder animus injuriandi, jeder Gedanke an Hinterbringung fremd war, ist ihm die höchste Beleidigung der vorgesetzten Behörde; — auf einem zur Begleitung eines Amtsschreibens flüchtig umlaufenden Blatte „die frohe Laune walten, den Scherz spielen lassen", ist nicht ihm allein ungeziemend und pflichtwidrig, sondern diese einzelne, einzige tadelnswerthe amtliche Handlung genügt ihm, um die mehrjährige musterhafte Führung eines Ehrenamtes zu einer pflichtwidrigen Amtsführung zu machen.

So verfuhr der Kapitularverweser am 18. April, und am 9. Mai erließ der heilige Vater die Entscheidung, welche der Verwaltung des Kapitalarverwesers ein Ende machte. Ueber das materielle Recht ist heute kein Zweifel mehr gestattet, formell hatte der Landdechant gefehlt, während er für Recht und kirchliche Ordnung sprach. Ihm wurde seine Entlassung. Hüsgen und das Kapitel hatten sich gegen ihren Oberherrn verfehlt durch Verläumdung, Verrath, Usurpation; ihnen wurde ein milder Verweis und — der väterliche Segen. Die Verwaltung des erzbischöflichen Generalvikars wurde hergestellt, der beleidigte Kapitularverweser verschwand, aber die Strafe der angeblichen Beleidigung dauerte fort. Ohne das harte Urtheil aufgehoben zu haben, ist Hüsgen vor den Thron desjenigen getreten, der ihm, wie wir von Herzen wünschen, ein milder, gnädiger Richter sey.

(Fortsetzung folgt.)

XVI.

Briefliche Mittheilungen

aus Westphalen und vom Rhein.

Aus Westphalen. Es ist schon oft und von verschiedenen Seiten der segensreichen Wirkungen weiterer Verbreitung des Instituts der barmherzigen Schwestern erwähnt worden, und zwar nicht blos in Rücksicht der Krankenpflege, sondern auch in Rücksicht der Belebung und Förderung des religiösen Sinnes. Und gewiß mit Recht, denn jede That die aus dem Boden wahrhaften Christenthums hervorgesprossen ist, wirkt nicht blos für das dasjenige, was sie unmittelbar betrifft, sondern trägt auch Früchte für die Kirche überhaupt, der sie als Gesammtgut angehört, wie die Apostolische Standhaftigkeit der beiden berühmten Prälaten nicht blos die kirchlichen Rechte in den unmittelbar streitigen Puncten gewahrt, sondern auch einen allgemeinen Aufschwung des kirchlichen Lebens hervorgerufen hat. Ein wahrhaft christliches aber ist gewiß das Walten der barmherzigen Schwestern, und so mag man die Ausbreitung desselben auch in materiell noch unscheinbarem Fortschritt, wohl mit lebendigem Interesse wahrnehmen. In Westphalen besteht bis dahin ein fundirtes Kloster der barmherzigen Schwestern noch nicht. Der jetzige Erzbischof von Köln hatte aber aus Privatmitteln und Beisteuern in Münster eine Congregation barmherziger Schwestern gegründet, welche dort schon seit geraumer Zeit mit Erfolg der Krankenpflege sich widmen. Vor einem Jahre ist nun eine Filialanstalt davon durch Exposition einiger Schwester auch noch in Arnsberg gegründet worden. Obwohl dieses nur ein kleines Städtchen ist, von kaum 5000 Einwohnern, so mag doch diese Ueberpflanzung nicht für unwichtig gehalten werden. Arnsberg ist die alte Hauptstadt des Herzogthums Westphalen und bildet für dieses noch immer, als Regierungs-Hauptstadt, den Mittelpunkt, von welchem aus sich die manigfaltigsten moralischen Einflüsse auf das kleine ehemals rein katholische Ländchen, geltend machen. Nun ist es wohl bedeutend, auch abgesehen von der unmittelbaren natürlich nur localen Wirksamkeit, dort eine Anstalt er-

blühen zu sehen, die so wesentlich in der katholischen Kirche wurzelt und durch deren sichtbar wohlthätige Früchte sich in manchem lauen Katholiken der kirchliche Sinn erwecken und erwärmen wird, wo man sonst so wenig Gelegenheit findet, an dem Beispiel einer wahrhaften christlichen Ascese und Selbstaufopferung sich zu erbauen und zu stärken. Dies aber ist um so mehr zu wünschen, als durch die neuern Verhältnisse dort, wo vor 1802 noch kaum ein Protestant zu finden war, gegenwärtig schon eine protestantische Gemeinde von vielleicht 600 Seelen sich angesiedelt hat, deren Mitglieder größtentheils der einflußreichen Classe der Beamten angehören und daher durch ihre gesellschaftliche Stellung vielfach ein dem eigenthümlich katholischen Leben feindliches Element bilden, obwohl dankbar anerkannt werden muß, daß viele unter ihnen für die Förderung dieser wohlthätigen Anstalt sich thätig interessiren. Es ist aber die Entstehung jener Anstalt zugleich auch deshalb erfreulich, weil sie Zeugniß gibt von einem auf religiöser Basis ruhenden Sinn für Wohlthätigkeit und von neu erwecktem kirchlichen Leben, das früher schon vielfach durch eine indifferentistische Richtung gefährdet schien. Erlauben Sie mir daher, Ihnen aus dem Briefe einer für die fragliche Anstalt sehr thätigen Freundin Einiges über den Geist derselben mitzutheilen.

„Die gute Sache, schreibt sie, hat bei uns sehr klein begonnen. Im Oktober 1838 traten einige Frauen hier zusammen, verpflichteten sich zum jährlichen Beitrage von 1 Thaler; und an einem Tage der Woche einen armen Kranken zu beköstigen... Die Zahl unserer Mitglieder belief sich Anfangs nur auf 45; jetzt sind 100 Theilnehmer, unter welchen auch einige Herrn, die uns höhere Beiträge zahlen, und eine edle Frau aus Münster leistet uns den Zuschuß von 100 Thlrn. jährlich, so daß wir nun in Allem auf 300 Thlr. Einnahme fest rechnen können. Dazu kommen noch manche außerordentliche Einnahmen, so daß wir jetzt schon über ein Kapital von beinahe 1000 Thlrn. zu disponiren haben. Seit Kurzem haben wir auch die schöne Hoffnung, daß der König sich unsrer huldreich annehmen wird, indem er uns ein Krankenhaus beschafft. — — Wir sind zwar jetzt erst im Besitze von zwei Schwestern; indessen, sobald wir eine dritte noch zu unterhalten vermögen, wird uns selbe von Münster mit Vergnügen gegeben. Gegenwärtig ist die würdige Mutter hier, und ich habe die große Freude, daß diese mir täglich ihre Zufriedenheit über den Fortschritt der guten

und Franziska sind beide aber auch ausgezeichnet. Der Umgang mit ihnen hat mir in manchen Stunden schon sehr wohl gethan, und so oft ich mit ihnen zusammen an das Krankenbett der Armen getreten, hat ein Gefühl sich meiner bemächtigt, das ich nicht zu beschreiben vermag. Außer dieser Pflege nun, die den armen Kranken in unserem Kranken-Haus zu Theil wird, pflegen die Schwestern auch die ärmsten unheilbaren Kranken in ihren Wohnungen, wofür von dem Verein Betten und Wäsche gegeben werden, und eben diese Kranken genießen auch die Wohlthat der Beköstigung durch die Mitglieder des Vereins".

So weit die Berichterstatterin. Gebe Gott der jungen Anstalt ein gutes Gedeihen, indem er ihr die Herzen vieler freigebiger Wohlthäter zuwendet, und möge daraus eine fröhliche Saat für den Himmel ersprießen!

Aus einem Schreiben vom Rhein. — Wenn man eine Verständigung in Wahrheit wünscht, so wird sie gewiß leicht erlangt werden. Denn das Wesentliche kann man der Kirche nicht versagen, und in Unwesentlichem wird man jeden ächten Katholiken nachgiebig finden. Zwar ist das Land der Person des Erzbischofs mit innigster Verehrung und Liebe ergeben; dennoch wird keiner klagen, wenn er nach seiner Herstellung aus Rücksicht für die Wünsche des Staates meistens abwesend ist; ich möchte Ihnen dafür bürgen, daß er, wenn er zurückgekehrt ist, und seine Abwesenheit gewünscht wird, nicht lange hier bleibt. Stellt man ihm einen Administrator zur Seite, so wird er, sobald er die Geschäfte in guten Händen weiß, auf ein beständiges persönliches Eingreifen nicht bestehen. Es könnte übrigens leicht dahin kommen, daß man von Staats wegen seine Anwesenheit wünschte, statt sie abzuwenden. In der Beurtheilung seiner Persönlichkeit sind seine Gegner noch am wenigsten aufgeklärt; es ist, als ob, damit nur ein Vorwand des Grolls bleibe, in dem Maaße, wie man die sachlichen Beschwerden aufgeben mußte, der persönliche Widerwillen noch zugenommen hätte. Das wäre nicht möglich, wenn man ihn kennte, und auch in dieser Hinsicht würden vielen, wenn er zurückkäme, bald die Augen geöffnet werden. Ich kenne achtbare Männer, die den liebenswürdigen, anspruchlosen, gründlich gebildeten Greis von wahrhaft imposanter Persönlichkeit noch immer für einen abergläubischen, verschmitzten und boshaften Pfaffen halten. Eine solche Persönlichkeit hat man sich in tausend Zügen, in Lebensart, Gewohnheiten, Neigungen und Abneigungen ausgemalt, alles rein ersonnen, aber wenn in gewissen hohen Kreisen die Geschichte geschrieben würde, die Nachwelt würde nicht zweifeln, daß Clemens August mehr Affe, als Mensch gewesen.

Ich will Ihnen einen Zug erzählen. „Der Graf Spiegel hatte hinter seinem Hause eine schöne Gartenanlage. Der Freiherr von Droste ist kaum angekommen, so läßt er alles ausrotten, nicht Strauch, noch Blume darf stehen bleiben, alles, alles wird mit Kartoffeln bepflanzt". — Sonderbar, dacht ich oft, wenn ich diese Erzählung hören mußte; doch sie scheint wahr zu seyn, sie ist doch kaum wichtig genug, um zur Erfindung zu reizen. — Dennoch gieng es mir nach, alle die schönen Stauden und Blumen auszuwerfen! dacht' ich, warum that er das wohl? Es mag etwas Besonderes dahinterstecken. — Ich kam nun nach Köln, der Vorwitz trieb mich in den erzbischöflichen Pallast. Die guten verlassenen Hausleute führten mich willig in den Garten. Der Garten ist sehr schön, alles ältere Anlage; von Kartoffelfeldern keine Spur. Ich fragte nach, und erfuhr, daß der gnädige Herr den Garten sehr geliebt, und täglich stundenlang besucht habe. Während wir so plauderten, kamen wir an ein großes Vogelhaus. „Hat er auch Vögel gehalten?" war meine Frage. Die Antwort: „Gehalten hat er sie nicht, aber er hatte eine besondere Liebhaberei daran. Im Sommer schickte er täglich in der Frühe auf den Markt, und ließ alle Vögel kaufen, die da feil waren. Diese wurden in das Vogelhaus gesetzt, und nachher kam der gnädige Herr, und machte die Thüre auf, und sah zu, wie die Thierchen das merkten, und hinausflogen auf die Bäume, und hoch in die Luft. Das war seine größte Freude, seine tägliche Erholung".

Ich verließ wehmüthig den Pallast, und dachte im Scheiden: hätte doch statt meiner ein König den Gang in den Garten gethan!

XVII.

Fragmente über Glauben und Wissen.

Die nachfolgenden Erörterungen und Bemerkungen haben keinen feindlichen, sondern einen durchweg irenischen Zweck. — Der Verfasser derselben hat sich durch vieljährige Betrachtungen überzeugt, daß bei der Verhandlung über die großen philosophischen Fragen der Gegenwart, innere tiefgreifende Spaltungen und Widersprüche selbst unter Solchen obwalten, welche ein und dasselbe Ziel verfolgen. — Wiederum stehen Manche mit ziemlicher Gereiztheit einander gegenüber, die in der Sache einig, bei genauerer Verständigung mit Erstaunen finden würden, daß sie nicht nöthig hätten, sich zu befehden, — weil die Verschiedenheit ihrer Ansicht mehr in persönlichen Zufälligkeiten, und in den Besonderheiten des Sprachgebrauches der einzelnen Schulen, als in einem innern, der Ausgleichung unfähigen Gegensatze liegt.

Unter diesen Umständen scheint es dem Verfasser der nachfolgenden Bruchstücke nöthig, und in jedem Falle der Mühe werth, einen Versuch zu machen: ob sich die Fragen, um welche es sich handelt, nicht in der Weise einer ruhigen, klaren Erörterung bestimmter herausstellen, und ob sich dadurch nicht die getrennten, philosophischen Ansichten derer, welche katholische Christen sind und seyn wollen, einander näher rücken, die scheinbaren Gegensätze ausgleichen lassen. Er seinerseits hält es, zumal in einer Zeit, die in den Elementen ihres geistigen Lebens so verwirrt und zerrüttet ist, wie die unsrige, an sich, für keine Schande zu irren, aber für eine desto größere, seinen etwaigen Irrthum nicht gestehend, aus hartnäckiger, in

hoffärtigem Dünkel begründeten Rechthaberei das ungenähte Kleid des Heilandes zerreißen zu wollen. Auch hier wie überall kömmt es darauf an; ob beide streitende Theile sich durch ein höheres Band des Glaubens und der Liebe gehalten und gebunden fühlen, oder ob sie allein ihr Heil von der philosophischen Controverse erwarten. Daher, wenn zwei Katholiken mit einander über diese Fragen verhandeln, ist Eins vor Allem Noth: beide müssen, unabhängig von aller Philosopie, treu und aufrichtig sich selbst und ihre Privatmeinung der Autorität der Kirche unterwerfen, wie diese nicht bloß in den Satzungen der Conzilien und in den Schriften der Vätern lebt, und sich in frühern Epochen ausgesprochen hat, sondern wie sie sich in dem Urtheile des sichtbaren Hauptes der Kirche, als dem immer gegenwärtigen Organe der Kirche, und somit des heiligen Geistes, ausspricht und aussprechen wird bis an's Ende der Tage. — Wer diesem Urtheile seinen wahren und innern Gehorsam versagt, wer in irgend einer Form sein philosophisches Denken über den Glauben stellt, der glaubt nicht an die ewig lebendige Gegenwart des göttlichen Geistes in der Kirche; für den ist also auch die Autorität der Kirche ein leerer Schall, und er muß dem lebendigen Katholiken in jeder Weise wie Einer erscheinen, der draußen ist. — Jene aber, die einen gemeinschaftlichen, höchsten Richter ihrer Controverse anerkennen, stehen begreiflicherweise, auch bei der schroffsten Meinungsverschiedenheit, auf einem durchweg andern Gebiete, und für sie ist ein Mittel der Belehrung und Einigung vorhanden, welches der Mensch sich nicht selbst zu geben vermag. Aus diesem Grunde fühlt auch der Verfasser dieses sich gedrungen, gleich im Beginn seiner Auseinandersetzung, nach guter, alter Sitte zu erklären: daß wenn, wider seinen Willen, in dem Nachfolgenden irgend etwas enthalten seyn sollte, was der heil. römischen Kirche mißfiele, er es gleichmäßig verdammt und widerruft, und daß er jeden Christgläubigen bittet, es in solchem Falle als nicht geschrieben zu betrachten.

I.

Unter allen Jetztlebenden, die sich mit geistiger Arbeit zu beschäftigen pflegen, findet in Beziehung auf die Frage über das Verhältniß der Philosophie zum Glauben eine innere Spaltung statt, die je nach Verschiedenheit der Charactere und Verhältnisse, zu mehr oder minder heftigen Controversen zu führen pflegt.

Die Einen dringen vor Allem auf den Glauben, ohne welchen, nach dem unzweideutigen Ausspruche der heil. Schrift, es unmöglich ist, daß der Mensch Gott gefallen kann. — Dieses übernatürlichen Glaubens Kraft und Freudigkeit werde aber durch die kalte, systematische Handhabung der natürlichen Vernunft gebrochen, wenn nicht sogar der Mensch durch die gefährliche Liebe zum irdischen Wissen überhaupt um seinen Glauben komme. Vestigia terrent! — Wer um sich blicke, könne nicht läugnen, daß der Philosophismus die traurige Krankheit unsrer Zeit, und ein großer Theil unsrer Gelehrten und Schriftsteller von dieser Seuche angesteckt sey. Der kindliche, demüthige Glaube sey allein das Heilmittel, welches sicher, wie ein geweihtes Amulett, durch die Gefahr leite, und wer es durch Gottes Barmherzigkeit besitze, möge sich durch frevelhaften Fürwitz nicht in die Gefahr stürzen, es zu verlieren. Beschäftigung mit Philosophie, oder wenigstens tieferes Eingehen auf dergleichen Fragen und Untersuchungen, sey daher in jedem Falle vom Uebel, und Allen, die in der Kirche sind und bleiben wollen, höchlich zu mißrathen.

Die Ansicht, welche der eben geschilderten scharf entgegen steht, verwirft diese letztere schlechthin als dumpfsinnigen Obscurantismus. — Der Apostel verlange vernünftigen Gehorsam, und wolle, daß Jeder bereit sey, Rechenschaft von seinem Glauben zu geben. Daher sey die Philosophie, als das systematische, vernünftige Denken, die nothwendige Substruction des Glaubens, der ohne jene in der Luft hänge,

jedem Aberglauben Preis gegeben, von jedwedem Einwande erschüttert, von jedwedem Winde einer neuen Lehre hin und hergetrieben werde. Möge auch in frühern Jahrhunderten ein naiver, kindlicher Glaube ausgereicht haben, diese Zeit sey, wahrscheinlich für immer, vorüber; der erwachte Denkgeist sey in die Stelle der Kindlichkeit getreten, und diese Zeit habe alles Heil für Religion, Wissenschaft und Kirche nur von der Philosophie zu erwarten. Solcher Richtung des Jahrhunderts zum Bessern widerstreben, von den großen, philosophischen Entdeckungen und Fortschritten der neuesten Zeit mit Absicht und Bewußtseyn keine Kenntniß nehmen, sey aber Verrath an dem heiligsten Gute der Menschheit, und insbesondere an dem philosophischen Ruhme unsers Vaterlandes.

Eine dritte Meinung stellt sich, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, in die Mitte. Sie zollt dem Glauben die ihm, nach Schrift und traditionellem Herkommen gebührende Ehrfurcht und Unterwerfung, — setzt aber andererseits nicht geringeres Vertrauen auf die Erfolge, welche die Philosophie erringen soll. Den, in der Gegenwart obwaltenden Streit sucht sie in der Weise, weniger zu schlichten, als zu umgehen, daß sie die Schuld des Unheils bloß der neuern, deutschen Philosophie, etwa seit Kant, beimißt, und in der Rückkehr zu den Systemen und Lehrbüchern aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, allein Heil und Rettung vor den philosophischen Abgründen der Gegenwart sieht.

Es leuchtet ein, daß es nicht schwer wäre, das Irrige und Gefährliche in jeder dieser drei Richtungen hervorzuheben, und mit gutem Erfolg zu bestreiten. Solcher Controversschriften giebt es heutzutage manche, und vielleicht nur zu viele unter uns. Ich will den Nutzen und die Nothwendigkeit derselben nicht läugnen, kann aber nicht umhin, an den Uebelstand zu errinnern, daß auf mehr als einer Seite zuweilen die Lust des Streites die Liebe zur Wahrheit überwogen hat, und daß Manche von uns sich den Angriff gegen einen unbequemen Gegner, wodurch dieser ad absurdum ge-

führt werden soll, zu einem weit größeren Verdienste anrechnen, als sie die klarste und gründlichste Auseinandersetzung der Wahrheit, oder den gelungensten und glücklichsten Ausdrucks für dieselbe, zu schätzen wissen würden. Verlassen wir daher für den Augenblick den beliebten und gebahnten Weg der gewöhnlichen Controverse, und ihre ausgefahrenen Gleise, und suchen wir, vorläufig bloß des wissentschaftlichen Interesses halber, das größere oder geringere Maaß von Wahrheit auf, welches in jeder, der obigen drei Anschauungsweisen liegt.

Diejenigen, welche großen, ja den größten Werth auf den Glauben legen, und diesen als eine von Gott eingegossene Gnade zu schätzen wissen, haben ohne Zweifel die heil. Schrift und die Kirchenlehre, ja das Factum und die tägliche Erfahrung für sich. — Da es ferner gewiß ist, daß Gott den Hoffärtigen widersteht, und nur den Demüthigen Gnade giebt, so ist es auch unläugbar, daß jedwedes philosophische Treiben, welches Ueberhebung und Dünkel erweckt, und das Vertrauen auf die eigene, isolirte Kraft im Menschen steigert, der überirdischen Gnade entgegenwirke. Daß somit der Bruch zwischen den philosophischen Bestrebungen und der Kirchenlehre, dem man zuvorzukommen behauptet, grade herbei geführt und unheilbar gemacht wird, leidet keinen Zweifel. Wenn endlich das Wort der Wahrheit nicht bloß für eine bestimmte Zeit Geltung hatte, sondern wahr bleibt bis an's Ende der Welt, so kann die Wissenschaft niemals, zu keiner Zeit und für keine Klasse von Menschen, den naiven, demüthigen Glauben ersetzen und überflüssig machen, und noch weniger das Göttliche, als das Höhere, von dem Menschlichen, als dem Niedern, seine Kraft und Bestätigung empfangen. Mit großem Rechte ist also Alles, was den Glauben schwächt, untergräbt oder von menschlicher, des Irrthums fähiger Berechnung abhängig macht, als gefährlich für das ewige Heil des Christen zu bezeichnen, und dem Gläubigen bleibt blos die Wahl, ob er sich schweigend davon abwenden, oder, falls er äußern und innern Beruf dazu fühlt, es bekämpfen will.

Kann dieß die erste der obgenannten Richtungen mit Recht zu ihren Gunsten anführen, so ist es nicht minder wahr, wenn die Freunde und Vertheidiger der Philosophie sich darauf berufen, daß nach dem Falle des Menschen das göttliche Ebenbild in ihm nicht vernichtet, sondern nur verdunkelt und entstellt sey. — Die Vernunft und die übrigen, geistigen Vermögen sind nicht erloschen, sondern nur geschwächt; wenn der Glaube eine eingegossene Gnade, so ist dadurch noch nicht ausgeschlossen, daß diese einen Anknüpfungspunkt im natürlichen Denken des Menschen finden müsse, um Wurzel in ihm fassen zu können. Das Gegentheil wäre die, von der Kirche verworfene Häresie der ältern Protestanten. Das Verhältniß des menschlichen Geistes zur christlichen Offenbarung ist also kein irrationales, d. h. der Mensch kann glauben, ohne, wie Jene wollten, seine Vernunft wegwerfen und ihr abschwören zu müssen; — ja er kann sein vernünftiges Denken immer tiefer und inniger mit dem Inhalte des Glaubens einigen. Hierauf beruht die Möglichkeit einer christlichen Philosophie deren Wirklichkeit die Geschichte aller christlichen Jahrhunderte bezeugt, und deren Glanz und Ruhm die Namen einer Reihe großer Heiligen und Väter der Kirche sind. — Das Fortwandeln auf dieser Bahn ist nicht bloß erlaubt, es ist Pflicht für uns; und jede Behauptung, welche dieß in Zweifel ziehen zu wollen scheint, kann nur auf einem Mißverständnisse beruhen.

Läßt sich die zweite, in unsrer Zeit liegende Richtung durch die eben angeführten Gründe rechtfertigen, so fehlt es an solchen auch selbst nicht zu Gunsten der dritten, oben bezeichneten Tendenz, welche das Stehenbleiben auf dem Standpunkte der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts für das Eine hält, was Noth thut. Wie man auch wissenschaftlich über diese Anschauungsweise denken möge, man verkenne mehrere praktische Gründe nicht, auf welche dieselbe sich mit gutem Fuge stützen könnte. — Es handelt sich zunächst um die philosophische Lehre und die Lehrbücher auf katholischen, meist theo-

logischen Schulen. — Nun ist es ein ausgemachtes Factum, daß der Gährungsproceß, in welchem heute die Philosophie in Deutschland und Frankreich begriffen ist, sein Ende noch nicht erreicht hat. Es ist eben so gewiß, daß mehrere Versuche, eine katholische Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts zu schaffen, gemacht, zugleich aber auch, daß sie auf eine, wahrhaft Schaudererregende Weise mißglückt sind. Lamennais hat sich in einen wüthenden Feind, nicht bloß der römischen Kirche, sondern des Offenbarungsglaubens überhaupt verkehrt; der Hermesianismus ist, abgesehen von seinem wissenschaftlich so höchst untergeordneten Standpunkte, als Irrlehre verworfen; die Günther'sche Schule durch ihn stark compromittirt; Bautain hat mindestens gefährliche, dogmatische Blößen gegeben: Baader mit einem moralisch schimpflichen Abfall, und einer wissenschaftlich noch schimpflichern Allianz mit den erbitterten Feinden der Kirche und der Wahrheit, den Berliner Pietisten, geendet. — Wo ist das neue, zeitgemäße System, das fertige philosophische Lehrgebäude, welches mit guten Gewissen auf einer katholischen Lehranstalt empfohlen, und, ohne alle Besorgniß des Conflicts mit der Kirche, von gewissenhaften Lehrern zum Grunde gelegt werden könnte? Muß gleichzeitig zugegeben werden, daß nicht Jeder geeignet ist, sich in die Bewegung zu werfen, und daß wenn der große Versuch der Gründung einer katholischen Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts von noch Mehreren gemacht würde, die Wissenschaft gewiß nicht dabei gewinnen, wohl aber die Verwirrung wachsen würde, — so sind Jene entschuldigt, die unbeweglich auf dem ältern, wenn auch ungenügenden Standpunkte stehen bleiben, und vor Allem erst abwarten wollen, zu welchen Resultaten die heutige Gährung führen wird. — Wer Andere dicht vor sich in den Abgrund sinken sieht, darf wenigstens nicht lieblos getadelt werden, wenn er dem Boden nicht traut, und sich wohl bedenkt, ehe er den Fuß von der Schwelle rückt, auf der er eben steht.

Allein umgekehrt haben auch Jene Recht, welche das

bloße Stehenbleiben, ist der Philosophie wie im Leben, nur als eine, selbst im günstigsten Falle, nur auf kurze Zeit vorhaltende, provisorische Maaßregel gelten lassen wollen, als permanenten Zustand aber für rein unmöglich halten. Das Neue muß erforscht, verstanden, begriffen, und entweder in seiner Unwahrheit und Nichtigkeit dargethan, d. h. wissenschaftlich überwunden, oder, in so weit es Elemente der Wahrheit enthält, anerkannt und in den Kreis unsrer wissenschaftlichen Erkenntniß hineingezogen werden. Das Ignoriren ist das schlechteste aller Auskunftsmittel, eine Waffe, die, auf die Dauer, den tödtet, der sie gebraucht. Wer die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes etwa mit den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts für geschlossen, alles Spätere aber für Frevel oder Thorheit erklären, und, für alle Zukunft, achselzuckend, ohne Kenntniß zu nehmen, daran vorübergehen wollte, würde nicht etwa die Zeit aufhalten, sondern sich ausserhalb der Zeit stellend, sich selbst bei lebendigem Leibe begraben. Dieß ist so unwiderleglich wahr, daß sich dagegen nur die andere, eben so gewisse Wahrheit geltend machen läßt: daß Rom nicht in einem Tage gebaut worden, und daß, wenn es solche gibt, die über den heutigen Tag hinausreichend, im Morgen leben, — es dafür auch Andere geben muß, die im Heute das Gestern vertreten. Es ist dafür gesorgt, daß beide nicht schlechthin an einander vorübergehen können, ohne Einer vom Andern Kenntniß zu nehmen. Grade ihre Reibung, ihr Kampf, ihr Zusammenstoßen bildet das, was wir die Bewegungen der Zeit nennen.

Dieß ist deshalb gesagt, daß die philosophischen Partheien unsrer Zeit, wenn es möglich ist, [illegible] verachten und besser verstehen lernen [illegible] müßten die Welt und die Menschen [illegible] glauben könnten, sie dadurch [illegible] Lauf der Welt und die [illegible] zu können. — Der Kam[illegible] wie bisher seit so [illegible] gehen. —

logischen Schulen. — Nun ist es ein ausgemachtes Factum, daß der Gährungsproceß, in welchem heute die Philosophie in Deutschland und Frankreich begriffen ist, sein Ende noch nicht erreicht hat. Es ist eben so gewiß, daß mehrere Versuche, eine katholische Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts zu schaffen, gemacht, zugleich aber auch, daß sie auf eine, wahrhaft Schaudererregende Weise mißglückt sind. Lamennais hat sich in einen wüthenden Feind, nicht bloß der römischen Kirche, sondern des Offenbarungsglaubens überhaupt verkehrt; der Hermesianismus ist, abgesehen von seinem wissenschaftlich so höchst untergeordneten Standpunkte, als Irrlehre verworfen; die Günther'sche Schule durch ihn stark compromittirt; Bautain hat mindestens gefährliche, dogmatische Blößen gegeben: Baader mit einem moralisch schimpflichen Abfall, und einer wissenschaftlich noch schimpflichern Allianz mit den erbitterten Feinden der Kirche und der Wahrheit, den Berliner Pietisten, geendet. — Wo ist das neue, zeitgemäße System, das fertige philosophische Lehrgebäude, welches mit guten Gewissen auf einer katholischen Lehranstalt empfohlen, und, ohne alle Besorgniß des Conflicts mit der Kirche, von gewissenhaften Lehrern zum Grunde gelegt werden könnte? Muß gleichzeitig zugegeben werden, daß nicht Jeder geeignet ist, sich in die Bewegung zu werfen, und daß wenn der große Versuch der Gründung einer katholischen Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts von noch Mehreren gemacht würde, die Wissenschaft gewiß nicht dabei gewinnen, wohl aber die Verwirrung wachsen würde, — so sind Jene entschuldigt, die unbeweglich auf dem ältern, wenn auch ungenügenden Standpunkte stehen bleiben, und vor Allem erst abwarten wollen, zu welchen Resultaten die heutige Gährung führen wird. — Wer Andere dicht vor sich in den Abgrund sinken sieht, darf wenigstens nicht lieblos getadelt werden, wenn er dem Boden nicht traut, und sich wohl bedenkt, ehe er den Fuß von der Schwelle rückt, auf der er eben steht.

Allein umgekehrt haben auch Jene Recht, welche das

bloße Stehenbleiben, ist der Philosophie wie im Leben, nur als eine, selbst im günstigsten Falle, nur auf kurze Zeit vorhaltende, provisorische Maaßregel gelten lassen wollen, als permanenten Zustand aber für rein unmöglich halten. Das Neue muß erforscht, verstanden, begriffen, und entweder in seiner Unwahrheit und Nichtigkeit dargethan, d. h. wissenschaftlich überwunden, oder, in so weit es Elemente der Wahrheit enthält, anerkannt und in den Kreis unsrer wissenschaftlichen Erkenntniß hineingezogen werden. Das Ignoriren ist das schlechteste aller Auskunftsmittel, eine Waffe, die, auf die Dauer, den tödtet, der sie gebraucht. Wer die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes etwa mit den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts für geschlossen, alles Spätere aber für Frevel oder Thorheit erklären, und, für alle Zukunft, achselzuckend, ohne Kenntniß zu nehmen, daran vorübergehen wollte, würde nicht etwa die Zeit aufhalten, sondern sich ausserhalb der Zeit stellend, sich selbst bei lebendigem Leibe begraben. Dieß ist so unwiderleglich wahr, daß sich dagegen nur die andere, eben so gewisse Wahrheit geltend machen läßt: daß Rom nicht in einem Tage gebaut worden, und daß, wenn es solche gibt, die über den heutigen Tag hinausreichend, im Morgen leben, — es dafür auch Andere geben muß, die im Heute das Gestern vertreten. Es ist dafür gesorgt, daß beide nicht schlechthin an einander vorübergehen können, ohne Einer vom Andern Kenntniß zu nehmen. Grade ihre Reibung, ihr Kampf, ihr Zusammenstoßen bildet das, was wir die Bewegungen der Zeit nennen.

Dieß ist deshalb gesagt, daß die philosophischen Partheien unsrer Zeit, wenn es möglich ist, sich weniger verachten und besser verstehen lernen mögen. — Allein wir müßten die Welt und die Menschen nicht kennen, wenn wir glauben könnten, sie dadurch andern Sinnes machen, oder den Lauf der Welt und die Leidenschaften der Menschen ändern zu können. — Der Kampf der wissenschaftlichen Schulen wird, wie bisher seit so vielen Jahrhunderten, seinen Gang gehen. —

Die große Friedensstifterin Zeit wird, ebenfalls wie bisher, den Kämpfenden Frieden gebieten, und die Zukunft wird die Todten begraben, die auf der Wahlstatt liegen geblieben sind.

II.

Was ist Philosophie? Was soll die Philosophie? Es wäre zu wünschen, daß Jeder, der sich mit dieser Wissenschaft zu beschäftigen vorsetzt, vor allem Anfange sich Mühe gäbe, diese Fragen durch eigenes, vorurtheilsfreies Denken zu beantworten.

Wir glauben, daß die Antwort auf selbige für den Christen, und für den, der außer Berührung mit der christlichen Offenbarung steht, wesentlich verschieden laute.

Die Philosophie ist in den Zeiten ihres Verfalls ein sophistisches Spiel mit müssigen, leeren Formeln, hinter welchen sich kein ernstliches Interesse an der Wahrheit birgt; — für ernste Zeiten und ernste Menschen umfaßt sie aber die höchsten Aufgaben, die es im irdischen Leben geben kann.

Der natürliche Mensch begehrt, wenn er zu denken beginnt, Lösung der Räthsel seines Daseyns, Lösung des Räthsels der Natur. — Diese Antwort auf seine Fragen empfängt er entweder von der Offenbarung, oder sucht sie durch eigenes Denken zu erwerben, wenn er von jener abgeschnitten ist.

Dieß Letztere war der Zustand der alten Griechen und Römer, an welche nur schwache, halbverklungene Laute der Uroffenbarung gekommen waren. Für sie war also in der That die Philosophie ein Suchen nach Wahrheit, und es bedarf der Bemerkung nicht, daß der Bericht: wie und wo sie gesucht, und was sie gefunden, eins der merkwürdigsten Blätter in den Denkwürdigkeiten des Menschengeschlechtes ist.

Seitdem hat die Menschheit Licht und Wahrheit gefunden. Der durch die Propheten vorherverkündete Sohn Gottes ist im Fleische erschienen, und hat den Seinen den Geist gesendet, der sie in alle Wahrheit leiten wird. — Dieses

Licht zu verschmähen, die Offenbarung zu vergessen, den durch sie empfangenen Aufschluß über göttliche und menschliche Dinge als problematisch dahin gestellt seyn lassen, und auf's Neue ausgehen, um die Wahrheit zu suchen, wie wenn der Himmel noch verschlossen wäre, und das alte Dunkel der Heidenzeit heute noch die Menschheit umnachtete, dieß wäre für den Christen Frevel und Thorheit zugleich. — Es leuchtet aber auch von selbst ein, daß in demselben Maaße, als das christliche Bewußtseyn im Leben und in der Wissenschaft der drei letzten Jahrhunderte zurück trat, und der Glaube erlosch, die Philosophie mehr und mehr, wie zur Zeit der Griechen, ein in's Leere hineingetriebenes, irres Suchen nach Wahheit werden mußte.

Wenn aber der gläubige Christ die Wahrheit in Beziehung auf Alles besitzt, was Gott und göttliche Dinge, so wie die höchsten und letzten Gründe aller irdischen Erscheinung betrifft, und wenn er demnach, dieses Besitzes sich bewußt, die Wahrheit *) nicht mehr zu suchen braucht, so könnte der Irrthum entstehen, als ob es für ihn gar keine Philosophie mehr gebe. Dieß ist jedoch zunächst nicht der Fall, in Beziehung auf die Wissenschaft von den Gesetzen des formellen Denkens, (Logik und Ontologie) denen der Gläubige in derselben Weise, wie der Ungläubige unterworfen ist, Allein auch in Beziehung auf die Offenbarung selbst und ihren Inhalt ist sein natürliches Denken in keiner Weise ausgeschlossen. Der Christ hat die Wahrheit nicht mehr zu suchen, aber er kann denen, die da suchen, ihre Arbeit erleichtern, ihnen die Hindernisse der Annahme der Wahrheit aus dem Wege räumen, sich selbst im Besitz derselben, gegen alle Anfechtungen des Zweifels schützen, und immer tiefer

*) Alles, was auf reiner, sinnlicher Beobachtung von Thatsachen beruht, insbesondere also alle empirische Naturwissenschaft, Geschichte und Sprachkunde, kann nicht zur Philosophie im eigentlichen und strengen Sinne gerechnet werden, von welchem hier die Rede ist, sondern ist Erfahrungswissenschaft, die erlernt werden muß.

in den Inhalt des Geglaubten eindringend, den innern Grund und nothwendigen Zusammenhang der einzelnen Dogmen zu begreifen suchen. — Dieß ist die Aufgabe der christlichen Philosophie, welche demnach, wie Möhler richtig bemerkt, mehrere Stufen der Entwickelung umfaßt. Es kömmt erstens darauf an, das allgemeine Verhältniß des natürlichen Denkens zur christlichen Offenbarung, das des Zweifels zum Glauben, zu bestimmen, und auf diesem Felde nachzuweisen, daß der Glaube an die Autorität der Kirche nicht unmöglich, der Vernunft nicht wiedersprechend, nicht irrational sey. Ein zweites Stadium ist dann, nach Möhler, die historische Ausmittlung: welche bestimmte Lehre eben die christliche, im Einzelnen sey; eine Untersuchung, die sich auf der Basis historischer, positiver Quellen bewegt, und den Glauben an die Autorität, welche für dieselben Bürgschaft leistet, voraussetzt. Hier hat der natürliche Verstand in Ausmittlung des Thatsächlichen genau dasselbe zu thun, wie bei jeder andern, ein Factum betreffenden Untersuchung. Das dritte Stadium, sagt Möhler, ist: das Rationale der einzelnen, geoffenbarten Dogmen selbst nachzuweisen, welches dann den Gegenstand der eigentlich speculativen Theologie ausmacht.

Auf dem ersten Stadium stellt der Untersuchende Zweifel und Glauben einander gegenüber, und reflectirt über deren Verhältniß. — Es wird von dieser Aufgabe, und den sich daran knüpfenden Mißverständnissen, weiter unten ausführlicher die Rede seyn. — Hier ist nur zu bemerken, daß sich die christliche Theologie der Thätigkeit der Vernunft und des Verstandes, innerhalb dieser Sphäre, niemals entschlagen kann. — Sie ist es nicht, welche den Zweifel schafft, sondern sie hat die Aufgabe, den Zweifel abzuwehren, zu zerstören, ihn, wenn er als Hinderniß des Glaubens vorkommen sollte, aus dem Wege zu räumen. — Da nun der Zweifel als ein in der sündlichen und irrenden Natur des Menschen liegender Feind des Glaubens, seit Anfang der Christenheit, neben der Offenbarung herläuft, und zweifelsohne den Glauben auch bis

an's Ende der Zeiten verfolgen wird, so ist es klar, daß die christliche Philosophie ihre Vertheidigung genau nach dem Angriffe einrichten muß. — Man soll nicht heute auf Einwürfe antworten, die ehegestern gemacht, und längst wieder vergessen sind; nicht mit den Waffen des Turniers gegen die Artillerie des neunzehnten Jahrhunderts fechten. — Nun zeigt sich aber bei näherer Betrachtung, daß der Irrthum, der Zweifel, der Angriff auf den Offenbarungsglauben, seinen innern Zusammenhang, seine Tradition hat, ähnlich wie die wahre Kirche die ihrige. — Der widerlegte, abgewiesene, ausgetriebene Zweifel kömmt wieder, und bringt sieben andere verneinende Geister mit, ärger denn er. — Die halbe, inconsequente Skepsis wird immer folgerechter, und bohrt sich immer weiter in die Tiefe. — Der Gegner läugnet heute, was er vor hundert, vor fünfzig Jahren noch einräumte. Der rationalistische Deismus rundet sich im Laufe der Zeit zum Pantheismus ab. Es begreift sich leicht, daß die Argumente der Vertheidigung dem Angriffe folgen müssen, wohin sich dieser wendet, und es leuchtet sonach ein, daß der Irrthum nur dann vollständig übersehen, durchschaut, bis in seine Grundtiefen erkannt werden kann, wenn man seine Wurzeln kennt und weiß, auf welchem Boden er gewachsen ist. Es ist also auf diesem Gebiete nicht bloß Kenntniß der Geschichte der neuen Philosophie, sondern recht eigentlich historische Methode nöthig. Daß diese heute auf allen Feldern der Wissenschaft an der Tagesordnung ist, muß als ein unermeßlicher Fortschritt der neuern Zeit anerkannt werden, und es hängt nur von den Vertheidigern der Kirche ab, sich dessen mit Talent und Einsicht zu bedienen, um den Vortheil der Neuerung auf ihr Gebiet hinüber zu leiten.

Aber nicht bloß auf dem Gebiete der reflectirenden, auch auf dem der speculativen Philosophie ist geschichtliche Methode nothwendig, und zwar wegen der eigenthümlichen Abgründe, mit welchen diese steile Bahn umgeben ist. — Wie überhaupt der Hochmuth der größte Feind der ächt katholi-

schen Wissenschaft ist, so liegt insbesondere dem speculativen Theologen der gefährliche Abweg nahe, zu glauben: daß er durch seine Forschung der Welt ein neues Licht angezündet, und den wahren und ächten Sinn des Dogma zuerst entdeckt habe, daß also, ohne sein System, die Kirchenlehre unhaltbar sey. — Der weitere Schritt: das Dogma nach dem vermeintlich neu aufgefundenen, speculativen Grunde zu modeln, es in das Gehäuse des philosophischen Systems hineinzupressen, — wird dann meistens gethan, ohne daß man sich selbst klare Rechenschaft darüber ablegte. — Gegen diese Gefahr giebt es, außer der Demuth, die Gott stets vor Augen und im Herzen hat, nur **ein** wissenschaftliches Mittel. — Der speculirende Philosoph muß dessen eingedenk seyn, daß unser Glaube ein **traditioneller** ist. — Er muß lernen, wie weit, ohne Widerspruch der Kirche, die bisherige Forschung gegangen ist, und bis zu welcher Gränze sie hat gehen dürfen; er muß mit einem Worte sich mit den, in Heiligkeit und Wissenschaft gleich großen Pilosophen des christlichen Alterthums und Mittelalters innigst vertraut machen, mit ihrem Geiste sich durchdringen. — Ohne diese positive und historische Kenntniß ist es schwer, daß Bescheidenheit im Urtheil über den Werth eigener und fremder Forschungen, und Vorsicht in der selbstständigen, speculativen Thätigkeit bewahrt werde. — Verachtung der großen Muster der christlichen Vorzeit, und hoffärtiges Herabsehen auf dieselben, ist ein sicheres Vorzeichen eines nahen Falles, und wer da glaubt, daß er erst durch sein System dem Glauben eine Substruction gegeben habe, während bisher die Welt in der philosophischen Theologie im Dunkeln umhergetappt sey, liefert den Beweis, daß für ihn dieser Fall bereits eingetreten ist, und daß er die Gränze zwischen der allgemeinen Kirche und dem Privatgeiste schon überschritten hat.

XVIII.

Album.

Die Darmstädter allgemeine Kirchenzeitung theilt in ihrer Stupidität einen interessanten Brief des berüchtigten Christusläugners Dr. Paulus in Heidelberg, an den, nicht minder bekannten, ehemaligen Verweser des Bisthums Constanz, Freiherrn von Wessenberg mit. — Letzterer hatte dem Heidelberger Patriarchen seine jüngste Schrift: die großen Kirchenversammlungen des 15ten und 16ten Jahrhunderts zugesendet, und dieser erwiedert das Geschenk durch eins jener zahllosen, von ihm verfaßten Pamphlete, deren gemeinschaftlicher Zweck das Wegbeizen des letzten Restes von Dogma aus dem Protestantismus ist. Er fügt eine Herzergießung hinzu, welche auf das innere, geistige Verhältniß beider Schriftsteller, sowie auf den Rapport, der zwischen unsern, liberal katholischen Kirchenstürmern, und der antichristlichen Branche des Protestantismus obwaltet, ein eben so überraschendes, als wohl zu beachtendes Licht wirft.

„Diese Empfindungen", schreibt Paulus, „würde ich Euer Exzellenz weit früher schon ausgedrückt haben, wenn ich nicht gerade mit der apologetischen Actensammlung, die ich beizulegen die Ehre habe, sehr beschäftigt gewesen wäre. Nur der vergleichbare Zweck, Verbesserungen, die durch protestantische Generalsynoden nach dem Wunsche einer zum Selbstdenken geeigneten Provinz eingeführt, und von einem ächt toleranten Regenten sanctionirt sind, gegen spätere Mißverständnisse, und liberale Verkehrungsversuche fest zu erhalten, mag es einer Schrift, die weit mehr polemisch klingen muß, erlauben,

ohne Erröthen vor dem Verfasser zu erscheinen, welcher die großen Kirchenversammlungen nur um der Kirchenverbesserung willen in's Licht der Oeffentlichkeit zurückführt, dieselben aber zugleich mit dem lichten, milden Schleier unserer Verfeinerung umgiebt. Mein Gegenstand kann noch nicht anders, als in der Gestalt einer um ihr Recht kämpfenden Streitsache erscheinen. Ich habe überall nur gestrebt, auch in dem Tone zu zeigen, daß es auch hier nur um hellere Wahrheit, und ungehinderte Wahrheitsbefolgung, nicht um Streiten und um symbololatrische oder häretische Rechthaberei zu thun ist. Freilich wäre es weit besser, wenn man über Dogmen, zu denen der gesundere Menschenverstand der Gebildetern, der am Ende doch eigentlich allein den Ausschlag giebt, durch erheuchelte Amtsorthodoxie und intriguirende Lehrdespotie gewiß nicht zurückzubringen ist, völlig schweigend wegschreiten dürfte, um nur auf das, was das Leben und Besserwollen anregt, hinzuwirken. Aber immer noch werden hie und da jene Meinungslehren nicht nur als das allein Nöthige hervorgehoben, sondern sie sollen auch so aufgedrungen, oder auf's Neue eingeimpft werden, wie wenn das den Autoritäten sich unterwerfende Glauben an dieselben, die Hauptsache und das Alleinseeligmachende wäre, wogegen die Mängel des Lebens und auch der Kirchenverfassungen unberührt gelassen werden dürften. Und nur um dieser Folgerungen willen scheint auch das, was sonst am besten durch Schweigen zu widerlegen, und aus dem Andenken wegzuschaffen seyn möchte, auf's Neue als an sich unstatthaft überwiesen werden zu müssen. Aber immerfort auf's Neue im Augiasstalle arbeiten zu müssen, ist allerdings unerfreulich und äußerst unästhetisch".

„Zu Speyer hat die Polizei auf das Opusculum Beschlag gelegt u. s. w.".

Die Rheinwald'sche Berliner Allgemeine Kirchenzeitung bringt, aus (dem würtembergischen) Franken, folgenden Bei-

trag zur Lehre von der immerwährenden Einheit der „evangelischen“ Kirche: „Im Allgemeinen sammelt sich in unserm Vaterlande ein Zündstoff, der bald heftig auflodern dürfte. Auf der einen Seite die Pietisten, (sowohl die eigentlichen, als die unter sie gerechnet werden), ihnen gegenüber die Hegelianer. Besonders schroff tritt dieser Gegensatz im Tübinger Seminar hervor, wo immer eine gewisse Richtung Mode ist, war früher Schleiermacher an der Tagesordnung, so folgte auf ihn Hegel, und jetzt scheint sich Alles für den letztern zu entscheiden. Dabei werden die Theorien von Strauß auf dem Katheder laut. Welchen Eindruck dieser Stand der Dinge auf unsere Pietisten macht, können Sie sich denken“.

In den neuesten Nummern der deutschen Jahrbücher, welche, um es beiläufig zu bemerken, vor einem Jahre die protestantische Censur tadelten, daß sie nicht Alles und Jedes vom Erdboden vertilge, was irgend noch katholische Presse heißt, und die sich heute zur gerechten Wiedervergeltung, selbst aus dem Bereiche der Gewalt haben flüchten müssen, die sie gegen uns anriefen, finden sich folgende charakteristische Stellen:

„Wer ist denn dagegen die Kirche? Wo ist sie? Nirgends ist sie. Nichts ist sie. Ein Phantom ist sie, eine Form ohne Inhalt, denn ihr Princip ist das Princip des Staates selbst geworden. Giebt es aber eine Gesellschaft, oder Secte, oder Gemeinde, die sich für eigentlich, für ganz besonders christlich hält, während der Staat und seine übrigen Staatsbürger nur ein halbchristliches oder falschchristliches Princip haben, so hat sie sich allerdings dem Staate gegenüber als eine Kirche zu formiren, aber sie beweise zuvor dem Staate sein Unrecht, seine Unchristlichkeit und dagegen ihre präponderirende Christlichkeit. Ehe dieses aber geschehen ist, halten wir unsern Staat und uns Alle für gut christlich, und betrachten die Kirche als eine mittelalterliche Ruine, das Ge-

rede Einzelner aber vom ächt-kirchlichen Leben für Confusion der Begriffe, oder für einen Deckmantel ihrer Scheinheiligkeit, ihres Hochmuths, ihrer Herrschsucht". — — — —

„Wir haben ferner dem Namen nach eine katholische Kirche, deren Fundament, wie wir oben zeigten, das Bewußtseyn der Trennung und feindlichen Entgegensetzung von christlicher Religion und heidnischem oder halbheidnischem Staate bildet, die aber eben, weil dieser Gegensatz längst vermittelt ist, zur Inconsequenz der Zeit geworden; die dem Begriffe nach jetzt gar nicht mehr zu rechtfertigen ist, im Leben aber noch immer Boden und Nahrung gewinnt in der noch nicht vollendeten Vermittlung von Geist und Natur (Religion und Staat) in der Brust Einzelner".

Denken und sprechen so bloß die Hegelschen Philosophen? oder ist hier vielleicht der innerste Kern des Gedankens aller Adepten des omnipotenten Staates bloßgelegt?

Bekanntlich verschaffte sich König Friedrich II., vor Anfang des siebenjährigen Krieges, durch den sächsischen Kanzellisten Mentzel, welchen der preußische Gesandte durch Bestechung gewonnen hatte, Abschriften von allen Depeschen, die dem sächsischen Hofe von Wien und Petersburg aus mitgetheilt wurden. — Der Verrath blieb lange Zeit unentdeckt. Endlich erhielt man in Wien, von Berlin aus, Kunde, daß das preußische Kabinet von den geheimsten Negociationen der verbündeten Höfe unterrichtet sey, und die Diplomatie in Wien und Dresden sann jetzt vergeblich: wer und wo der Verräther stecken möge? Es macht in der That einen hochkomischen Eindruck, und spricht für die Unschuld jener, sonst keineswegs allzugewissenhaften Zeiten, wenn man sieht, daß der sächsische Premierminister, Graf Brühl, in einer Depesche an den sächsischen Gesandten in Wien, folgende, über alle Vorstellung naive Frage aufwerfen konnte: Mais ne se pourrait il point, que le Roi de Prusse fit ces découvertes

en ouvrant les dépêches, qui passent par ses états? Menzel, welcher späterhin entdeckt wurde, und sein Leben im hohen Alter auf dem Königstein als Gefangener endete, hatte von Potsdam aus Nachschlüssel erhalten, mit welchen er in den Mittagsstunden die Schränke öffnete, in welchen die geheimen Papiere lagen, die er dann eiligst seinen Verführern zutrug. Eine kleine interessante Schrift, aus der wir diese Notizen entnehmen (Einige neue Actenstücke über die Veranlassung des siebenjährigen Krieges, Leipzig 1841), fügt hierzu die richtige Bemerkung: „Eine große Lehre für alle Behörden, denen die Pflicht obliegt, geheime Schriften zu bewahren, den Eingang zu den Localitäten, wo sich solche befinden, nie ohne Bewachung vertrauter Kanzleidiener zu lassen, und überdem das Innere mit Schlössern zu sichern, die wenigstens von gewöhnlichen Nachschlüsseln nicht geöffnet werden können. Diese Vorsichtsmaaßregeln wurden dazumal versäumt, und möchten vielleicht noch in wenig Cabinets-Canzleien mit gehöriger Sorgfalt beachtet werden“!

XIX.

Belgische Briefe.

Dritter Brief.

Sie sehen, verehrter Freund, ich halte besser Wort, als das erstemal, und schicke Ihnen meine Fortsetzung vielleicht früher, als Sie dieselbe erwarteten: es ist dieß aber um so mehr Pflicht für mich, da ich den in meinem Briefe angefangenen Gegenstand, die Freiheit des Unterrichts betreffend, abbrechen mußte, um Ihnen noch Einiges von dem schamlosen Treiben unserer Radikalen bei den Wahlen für die Deputirtenkammer zu sagen. Ich kann heute die Bestätigung dessen geben, was ich damals behauptete, daß die Leute ihren Charakter nicht verläugnen. Man sollte es wirklich nicht für möglich halten, daß man

die Lüge und Verläumdung so weit treiben kann, und vielleicht möchten Sie an meiner Wahrhaftigkeit zweifeln, wenn ich Ihnen sage, daß die radikalen Blätter einstimmig die von den ihrigen bei den Wahlen angewandten Intriguen und niedrigen Kunstgriffe, von denen ich in meinem letzten Briefe nur einige wenige Beispiele anführte, und die so bekannt sind, daß selbst die liberale aber gemäßigte Presse dieselben laut tadelte, geradezu läugnen oder als unbedeutende, und nur einzelnen Individuen zur Last fallende Thatsachen darstellen; dagegen dieselben Blätter die Frechheit haben, eine Menge von ihnen ersonnene und erdichtete als von den Katholiken bei den Wahlen benutzte Mittel darzustellen. Dazu gehört besonders der Mißbrauch des Beichtstuhles, um die Katholiken zu zwingen, ihre Stimmen nur den katholischen Candidaten zu geben; das Beichtgeheimniß macht eine offene Widerlegung dieser absurden Beschuldigung von Seiten der angeklagten Geistlichen unmöglich: dazu gehört ferner die immer und immer wiederholte Behauptung eines Bundes zwischen Clerus und Adel gegen den Mittelstand. Doch ich will Ihre Geduld nicht mit Wiederholung dieser Verläumdungen und Lügen der radikalen Presse ermüden: weit wichtiger ist es, die Doctrinen und Tendenzen der neuen Häupter der radikalen Parthei in der Deputirtenkammer etwas näher kennen zu lernen. Dieß sind aber keine anderen, als eben die drei Männer, von denen zwei, die Herren Lebeau und Rogier, an der Spitze des gestürzten Ministeriums standen, der dritte, Herr Devaux, als der Schöpfer und die eigentliche Seele dieses Ministeriums anzusehen ist. Es ist dieß zudem eine Rechtfertigung mehr für jene Opposition der Katholiken gegen das Ministerium Lebeau-Rogier, die den Sturz desselben herbeiführten, so wie ein neuer Beweis dessen, was ich Ihnen in meinen früheren Briefen von dem conservativen Charakter der Katholiken in der Deputirtenkammer sagte: denn die von diesen bekämpften Doctrinen der Herren Lebeau und Devaux gehen auf nichts weniger, als auf eine radikale Umbildung der Verfassung und des Grundgesetzes hinaus, welche, wenn diese Doctrinen in Anwendung gebracht würden, eine ausschließend demokratische Richtung erhalten, und wir so einer neuen Revolution entgegengeführt würden. Was den dritten dieser unserer Triarier, Herrn Rogier, betrifft, so hat derselbe bis jetzt seine Tendenzen und seine politische Richtung nicht weiter öffentlich entwickelt: er ist eben kein schriftstellerisches Talent, und seine ganze Gewandtheit besteht in einer Art parlamentarischer Beredsamkeit, die aber oft alle Form und alles äußere Decorum verletzt und in heftige Ausfälle auf seine Gegner ausartet. Herr Rogier hat überhaupt wenig Talent, entbehrt aller

administrativen Kenntnisse, und es fehlt ihm der für einen wahren Staatsmann so unentbehrliche feine, politische Takt. Auch sind es bei weitem mehr die Umstände als seine Fähigkeit, die ihn begünstigt haben, und man weiß wohl, wie leicht es ist, sich in einem eben aus einer politischen Crisis gekommenen Lande emporzuschwingen. Anders ist es mit den beiden Männern, an die er sich angeschlossen, denn man kann den Herren Lebeau und Deveaux keineswegs politischen Blick, administrative Erfahrung und wahres Talent absprechen; weshalb aber auch ihr Einfluß viel bedeutender ist und ihre Principien eine genauere Prüfung verdienen. Herr Lebeau hat in einer Rede, die er in seiner Vaterstadt Huy hielt, wo seine Freunde ihm, zu Ehren seiner Wahl zum Deputirten, einen feierlichen Empfang bereitet hatten, seine Tendenzen offen ausgesprochen. Die radikalen Blätter theilten diese Rede mit, die die beste Rechtfertigung der von den Katholiken in der Deputirtenkammer sowohl, wie im Senat gegen jene Verbindung des Ministeriums Lebeau-Rogier mit der radikalen Parthei gerichteten Anklage ist. Nachdem Herr Lebeau erklärt hatte, „er sähe den ihm bereiteten Empfang als einen wahren politischen Akt an, durch den seine Freunde ihm öffentlich ihre Zustimmung zu seinen politischen Principien beweisen wollten", setzte er eben diese Principien, so wie das, was er von jetzt an zu thun gedenke, auseinander: „er glaube", sagte er unter anderem, „genug für die Aufrechthaltung der Ordnung, deren Freund zu seyn er nie aufhören werde, gethan zu haben; es sey Zeit, auch an den Fortschritt (le progrés) zu denken*); deshalb aber habe er sich von den Männern trennen müssen, mit denen er lange Zeit eines Sinnes gewesen, die aber jetzt dem Lande eine retrograde Richtung geben wollten. „Schon habe ich", sagt er ferner, „eine feierliche Verpflichtung gegen meine Wähler in Brüssel eingegangen, und ergreife freudig die Gelegenheit, dieselbe zum erstenmale hier vor meinen Mitbürgern erneuern zu können: ich werde mit Eifer und ohne Unterlaß (avec zéle et ar-

*) Herr Lebeau, der zu der von den radikalen Blättern gegebenen Erzählung jenes Empfanges in Huy geschwiegen hatte, glaubte sich vertheidigen zu müssen, als katholische Blätter ihm diese Worte vorhielten: er behauptete gesagt zu haben: „er sey von Jugend auf der Sache der Ordnung zugethan gewesen, glaube aber, daß eine gut organisirte Regierung sich auch mit dem Fortschritte beschäftigen müsse". Man sieht, daß diese gezwungene Erklärung nichts erklärt, und daß seine ganze Rede darauf hinausging, sich als einen Freund der Parthei des Fortschrittes, d. h. der radikalen darzustellen.

deur) auf der Bahn fortschreiten, die ich eingeschlagen habe, dieselbe, die ich mein ganzes Leben über verfolgte". Kaum bedürfen dieser Worte noch einer Erklärung: Herr Lebeau erklärt sich erstens als den Mann des Fortschrittes (homme du progrés), den er gewissermaaßen der Ordnung entgegenstellt; eben dieß Wort progrés ist ja bekannterweise das Losungswort aller derer, die das Bestehende, auf dem religiösen, so wie auf dem politischen Gebiete, umstoßen wollen; zweitens sagt Herr Lebeau ohne Rückhalt, daß er sich von seinen früheren politischen Freunden, die eben die conservative Parthei bilden, getrennt habe, und endlich schließt er einen feierlichen Bund mit eben der radikalen Parthei, die ihm in Brüssel Stimmen gegeben hatte. Die politische Laufbahn des Herrn Lebeau ist somit offenkundig: er hat sich mit denen verbunden, die früher seine heftigsten Gegner waren; erwählt von denselben Wählern, die mehrmals gegen ihn gestimmt hatten, ist er gezwungen, sich an die Spitze der Radikalen zu stellen, und ich glaube nicht, daß die Stellung, die er ohne Zweifel beim Zusammentreten der Kammern einnehmen wird, meine Vorhersagung Lügen strafen dürfte. Seine Hauptstütze wird er aber in seinem Freunde Deveaux finden.

Die nationale Revue, von der ich Ihnen in meinem ersten Briefe schrieb, das von Herrn Deveaux zur Verbreitung seiner politischen Doctrinen gestiftete Organ, enthält einen vom Herausgeber verfaßten, höchst merkwürdigen Aufsatz, der die eigentlichen Tendenzen unsers politisch-radikalen Triumvirats offen ausspricht. Dieselbe Zeitschrift hat zuerst den Bruch eines Theiles der gemäßigten Liberalen mit den Katholiken, mit denen diese selbst nach dem Abschlusse des Vertrages der vier und zwanzig Artikel die conservative Parthei bildeten, herbeigeführt, indem sie zuerst die Behauptung aufstellte, die Katholiken seyen als solche nicht geeignet, an der Leitung des Staats Theil zu nehmen, und müßten dieselbe in ihrem eigenen Interesse den Liberalen überlassen. Diesem Grundsatze getreu brachte denn auch Herr Deveaux, nach dem Fall des Ministeriums de Theux, ein ausschließend von Liberalen gebildetes Ministerium zu Stande. Herr Deveaux ging aber auf dem eingeschlagenen Wege immer weiter fort, und sich der radikalen Parthei nähernd, kam er endlich dahin, Grundsätze als die Seinigen aufzustellen, die er im Anfange seiner politischen Laufbahn ohne Zweifel verworfen hätte, da dieselben auf eine gänzliche Demokratisirung der Verfassung unseres Landes hinausgehen. Einige Auszüge aus dem im letzten Hefte seiner Zeitschrift eingerückten Artikel wird den besten Beweis des Gesagten liefern. Da die Adresse des Senates an den König

das Meiste zum Sturze des Ministeriums Lebeau=Rogier beigetragen hatte, so richtet Herr Devaux zuerst seine Angriffe gegen diese Versammlung, indem er nicht sowohl die von dem Senate in der Adresse ausgesprochene Meinung als unrichtig und falsch darstellt, sondern die Institution selbst als mit den jetzigen (radikalen) Principien der Zeit im Widerspruch stehend, tadelt, und nicht undeutlich zu verstehen gibt, daß er die Abschaffung derselben als wünschenswerth ansieht. Er begründet seine Meinung auf die eben so grundlose als wahrhaft demagogische Behauptung, als sey der Senat eine aristokratische Institution und stehe somit in Opposition mit der Deputirtenkammer. Diese Lüge, die der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Lebeau, sich nicht gescheut hatte, in einer seiner Reden im Senate vorzubringen, wurde nun von Herrn Devaux als eine ausgemachte, vom ganzen Lande anerkannte Wahrheit ausgesprochen. „Man sah nicht voraus" sagt er, „daß, als man den Senat in einen so wenig für ihn passenden Streit (mit dem Ministerium nämlich) hineinzog, man sich der Gefahr aussetzte, der Spaltung und Opposition der Meinungen (der katholischen und liberalen), noch die Spaltung und Opposition der verschiedenen Stände hinzuzufügen; so daß bei dem ersten Worte dieser Verhandlungen das Land sich sagen mußte, man mißbillige das Ministerium nicht allein als zu liberal, sondern vielmehr als zu bürgerlich"! Dadurch nun sollte bewiesen seyn, daß die Spaltung des Landes in zwei feindlich sich gegenüberstehende Stände, dem Adel oder der Aristokratie und dem Bürgerstande auch in den beiden politischen Gewalten dem Senat und der Deputirtenkammer sich darstelle: denn Herr Devaux nennt den Senat nicht mehr anders, als die aristokratische Kammer, ohne diese Behauptung weiter zu begründen; wie falsch indessen dieselbe ist, geht daraus hervor, daß die Mitglieder des Senates von denselben Wählern ernannt werden, wie die der Deputirtenkammer, daß ein jeder, der vierzig Jahre alt ist und wenigstens tausend holländische Gulden jährliche Steuern bezahlt, wahlfähig ist; noch Niemanden ist wohl bisher eingefallen, daß ein bestimmtes Alter und eine festgesetzte Summe jährlicher Abgaben Elemente sind, auf welche sich eine Aristokratie begründet, ja es ist wohl mehr als lächerlich, zu behaupten, daß ein einfacher Bürger, der durch seinen Fleiß sein Vermögen vermehrt hat, mit seinem vierzigsten Jahre ohne sein Wissen und Willen Aristokrat wird. Die Ehre, diese neue politische Theorie erfunden zu haben, war unsern radikalen Triariern vorbehalten; leider aber giebt es noch immer Leute genug, die sich durch solche mit großer Bestimmtheit und

Entschiedenheit ausgesprochene, wenn auch völlig grundlose und wahrhaft absurde Behauptungen täuschen lassen. Der Senat ist eine aus erfahrenen Männern, die außerdem noch durch ihr Vermögen ein ganz besonderes Interesse an der Aufrechthaltung der bestehenden Ordnung der Dinge haben, bestehende Versammlung, seine Mitglieder sind aus den reichen Grundbesitzern, Kaufleuten und Fabrikanten gewählt, die durchaus kein Vorrecht irgend einer Art haben, wodurch sie zu einer besondern Klasse erhoben würden. Es kann deshalb weder von einer Aristokratie, noch von einer aristokratischen Kammer die Rede seyn, man müßte denn alles Eigenthumsrecht aufheben wollen, wie dieß in Frankreich von den St. Simonisten und Fourrieristen verlangt wurde; wir wollen indessen keineswegs Herrn Deveaux dergleichen Absurditäten zuschreiben, obschon wir nicht leugnen können, daß dieß die unausweichlichen Consequenzen der Principien sind, als deren Verfechter er jetzt auftritt. Eben so grundlos, wie die eben angeführte Beschuldigung, ist es aber auch, wenn Herr Deveaux behauptet, der Senat habe durch seine, an den König gerichtete Adresse die Constitution verletzt, da das Grundgesetz den Senat ganz und gar der Deputirtenkammer gleichstellt, ihm somit dieselben Rechte einräumt; auch ist es unserm Publicisten nicht gelungen, den Beweis für seine Behauptung zu finden, er nimmt deshalb zu Injurien seine Zuflucht, indem er den Senat „das fünfte Rad am Wagen (un rouage accessivement ajouté), eine Art Ballast nennt, dessen Mitglieder als alte mürrische Leute, ohne alle Principien, deren Ernennung fast einzig dem Zufall überlassen sey, bezeichnet, und nicht undeutlich zu verstehen giebt, es sey Zeit, an eine Reform dieses unnützen, politischen Körpers zu denken.

Herr Deveaux beschränkt indessen seine Angriffe nicht blos auf den Senat; in der Hitze und Leidenschaftlichkeit, mit der er die Vertheidigung des von ihm gebildeten und unterstützten Ministeriums nimmt, scheut er sich nicht, selbst die königliche Prärogative mit ins Spiel zu bringen. Nachdem er die Nichtauflösung der Kammer, und besonders des Senates, welche das Ministerium verlangt, der König aber verweigert hatte, scharf getadelt, und als einen Mangel an wahrer Einsicht, ja fast als ein Eingriff in das Grundgesetz dargestellt hat, sagt er: „dieser Akt setze an die Stelle der im Jahre 1830 gegründeten Repräsentativverfassung eine monarchisch-aristokratische“! und gleichsam als sey dieß noch nicht deutlich genug, so vergleicht er den inneren Zustand Belgiens im Jahre 1841 mit dem im Jahre 1828, zwei Jahre vor der Revolution: „der König Wilhelm“, sagt er, „hat

dem dieses Zeugniß entzogen worden, von seiner Stelle zu entfernen *).

---

*) Die beiden ausgezeichneten Werke des Bischofes von Lüttich, eines im Felde der Erziehung und des Unterrichtes erfahrenen Prälaten sind: Exposé des vrais principes sur l'instruction publique. Liége 1840, und Analyse de l'Exposé. Liége 1841; letzteres ist ein durch neue Bemerkungen bereicherter Auszug des größeren Werkes. Wir lassen hier die Uebersetzung der Schlußbemerkung des zweiten Werkes folgen; sie enthält die Principien und die Basis des Unterrichts und der Erziehung, so wie das Zusammenwirken der religiösen und der politischen Gewalt, um dieselben zu organisiren: „Das Princip steht somit fest, der öffentliche Unterricht muß wesentlich religiös und moralisch seyn, wenn er seinen Zweck für die menschliche Gesellschaft erreichen soll. Die Religion, nicht eine unbestimmte Religiosität (une vague religiosité) muß seine Grundlage seyn und einen Hauptantheil daran haben. Die enge Verbindung der Kirche und der Schule ist eine der wesentlichen Bedingungen der Gesellschaft, sie ist die erste Bedingung wahrer Civilisation: wenn diese Verbindung zerrissen wird, so kehrt man zur Barbarei zurück. — Die Religion ist keine menschliche Einrichtung; dieß behaupten, heißt sie vernichten, sie kann deshalb kein Eigenthum des Staates seyn, noch von demselben abhängen. — Ueberall deshalb, wo das Grundgesetz, die Constitution, die Freiheit des Gewissens und die Gleichheit der Confessionen vor dem Gesetze garantirt, da müssen diese einen freien und vom Staate unabhängigen Einfluß auf den öffentlichen Unterricht, in so fern derselbe religiös und moralisch ist, ausüben. Die Confessionen, so wie sie sind nach ihrer Grundverfassung, haben mit vollem Rechte freien Eingang in die Schule. Daraus folgt Trennung der Schulen in allen Ländern gemischter Confessionen.

Die Anwendung dieses socialen Princips auf ein organisches Unterrichtsgesetz bietet übrigens nicht die geringste Schwierigkeit dar. — Die Schule besteht aus zwei Elementen: Kirche und Staat haben jeder seinen Theil, und es handelt sich nur darum, daß sie sich verständigen und vereint wirken. — Der Staat wacht darüber, daß das Materielle der Schulen gut erhalten werde, und daß der Unterricht den Bedürfnissen der Bevölkerung entspreche: die Kirche gibt den religiösen und moralischen Unterricht, sie leitet die Erziehung, die allein den Staatsbürger und den moralischen Menschen bildet; ihr gehört die vorzüglichste Aufgabe der Schule. — Wie der Lehrer, so die Schulen. Deshalb muß der Staat seinen Theil haben an der Bildung der Lehrer, so wie die Kirche den ihrigen, der der hauptsächlichste ist. — Der Staat verlangt, daß die wissenschaftliche Bildung der Lehrer eine tüchtige sey, er unterstützt ihre Studien durch Geldmittel: die Kirche giebt ihnen die moralische und religiöse Bildung, sie lehrt ihnen die große Kunst, den Menschen zu bilden und alle Zweige des menschlichen Wissens mit der Reli-

Verfassung selbst dem Staate untersagt ist, sich irgendwie um die religiöse Ueberzeugung eines seiner Bürger zu bekümmern, es deshalb den verschiedenen Confessionen und in denselben den mit der Erhaltung der Reinheit ihrer Lehre beauftragten Personen ganz allein überlassen seyn muß, über die Religiösität und die darauf gebaute Moralität der ihr angehörigen Mitglieder ein Urtheil zu fällen. Diese von dem Bischofe von Lüttich in zwei Schriften eben so klar als überzeugend auseinandergesetzten Grundprincipien der Organisation des Unterrichts und der Erziehung haben von Seiten der Radikalen die heftigste Opposition erregt, und den so ungegründeten Vorwurf, als strebe der Clerus nach dem Monopol und einer unbedingten Herrschaft auf dem Gebiete des Unterrichts aufs neue hervorgerufen. Der Bischof von Lüttich weis't nach, wie es bei der Organisation des öffentlichen Unterrichts in einem Lande, wo einerseits die unbeschränkteste Freiheit des Unterrichts, andererseits eine gänzliche Trennung von Kirche und Staat, und somit vollkommene Religionslosigkeit von Seiten des Letztern durch das Grundgesetz eingeführt und feierlich garantirt sind, das Zusammenwirken der weltlichen und geistlichen Gewalt allein im Stande ist, einer jeder derselben die ihr gehörigen Rechte zu bewahren. Folgendes sind die Hauptpunkte, auf die eine solche Organisation beruhen müßte:

1) Jede in Belgien bestehende und als solche anerkannte Confession hat das Recht, eigene, ganz für sich bestehende Schulen zu verlangen.

2) Jede dieser Confessionen, oder vielmehr ihre Vorsteher, haben allein das Recht, dem anzustellenden Lehrer ein Zeugniß auszustellen, daß derselbe in Bezug auf seine Lehre und seine Moralität ihr angehöre; sie allein haben das Recht, dieß Zeugniß zu erneuern oder dem angestellten Lehrer zu entziehen, im letzteren Falle könnte derselbe nicht ferner eine Stelle behalten, die vor allem Religiösität und Moralität erfordert.

3) Der Staat allein hat das Recht, den von ihm angestellten und besoldeten Lehrern ein Zeugniß der wissenschaftlichen Fähigkeit zu ertheilen, dasselbe zu erneuern oder zu entziehen. Er hat somit allein das Recht, an dem von ihm gestifteten und unterhaltenen Schulen die Lehrer anzustellen und abzusetzen; doch kann er bei der Anstellung nur solche wählen, die das religiöse und moralische Zeugniß von den Vorstehern ihrer Confession erhalten haben, und ist zugleich verpflichtet, denjenigen Lehrer,

dem dieses Zeugniß entzogen worden, von seiner Stelle zu entfernen *).

---

*) Die beiden ausgezeichneten Werke des Bischofes von Lüttich, eines im Felde der Erziehung und des Unterrichtes erfahrenen Prälaten sind: Exposé des vrais principes sur l'instruction publique. Liège 1840, und Analyse de l'Exposé. Liège 1841; letzteres ist ein durch neue Bemerkungen bereicherter Auszug des größeren Werkes. Wir lassen hier die Uebersetzung der Schlußbemerkung des zweiten Werkes folgen; sie enthält die Principien und die Basis des Unterrichts und der Erziehung, so wie das Zusammenwirken der religiösen und der politischen Gewalt, um dieselben zu organisiren: „Das Princip steht somit fest, der öffentliche Unterricht muß wesentlich religiös und moralisch seyn, wenn er seinen Zweck für die menschliche Gesellschaft erreichen soll. Die Religion, nicht eine unbestimmte Religiosität (une vague religiosité) muß seine Grundlage seyn und einen Hauptantheil daran haben. Die enge Verbindung der Kirche und der Schule ist eine der wesentlichen Bedingungen der Gesellschaft, sie ist die erste Bedingung wahrer Civilisation: wenn diese Verbindung zerrissen wird, so kehrt man zur Barbarei zurück. — Die Religion ist keine menschliche Einrichtung; dieß behaupten, heißt sie vernichten, sie kann deshalb kein Eigenthum des Staates seyn, noch von demselben abhängen. — Ueberall deshalb, wo das Grundgesetz, die Constitution, die Freiheit des Gewissens und die Gleichheit der Confessionen vor dem Gesetze garantirt, da müssen diese einen freien und vom Staate unabhängigen Einfluß auf den öffentlichen Unterricht, in so fern derselbe religiös und moralisch ist, ausüben. Die Confessionen, so wie sie sind nach ihrer Grundverfassung, haben mit vollem Rechte freien Eingang in die Schule. Daraus folgt Trennung der Schulen in allen Ländern gemischter Confessionen.

Die Anwendung dieses socialen Princips auf ein organisches Unterrichtsgesetz bietet übrigens nicht die geringste Schwierigkeit dar. — Die Schule besteht aus zwei Elementen: Kirche und Staat haben jeder seinen Theil, und es handelt sich nur darum, daß sie sich verständigen und vereint wirken. — Der Staat wacht darüber, daß das Materielle der Schulen gut erhalten werde, und daß der Unterricht den Bedürfnissen der Bevölkerung entspreche: die Kirche gibt den religiösen und moralischen Unterricht, sie leitet die Erziehung, die allein den Staatsbürger und den moralischen Menschen bildet; ihr gehört die vorzüglichste Aufgabe der Schule. — Wie der Lehrer, so die Schulen. Deshalb muß der Staat seinen Theil haben an der Bildung der Lehrer, so wie die Kirche den ihrigen, der der hauptsächlichste ist. — Der Staat verlangt, daß die wissenschaftliche Bildung der Lehrer eine tüchtige sey, er unterstützt ihre Studien durch Geldmittel: die Kirche giebt ihnen die moralische und religiöse Bildung, sie lehrt ihnen die große Kunst, den Menschen zu bilden und alle Zweige des menschlichen Wissens mit der Religion und der Moral in Einklang zu bringen. — Dem Staate gehört sein Theil in Ernennung des Lehrers, der Kirche der ihrige, d. h., kein Lehrer kann als solcher angestellt werden, wenn er nicht einerseits, was seine reli-

Für jeden Unbefangenen ist es klar, daß hier von Herrschaft der Kirche über den Staat eben so wenig die Rede seyn kann, wie von Unterdrückung der Kirche durch den Staat; unsere Radikalen, die eben jenes erstere behaupten, befinden sich aber freilich in einer ganz eigenthümlichen Lage, indem sie keine Schulen ihrer Wahl finden könnten, da sie ja keinem Religionsbekenntnisse angehören, und ihre religiöse Ueberzeugung eine rein negative gegen die katholische Kirche gerichtete ist. Deshalb aber verlangen sie einen öffentlichen Unterricht ohne Religion, wenigstens ohne positive Religion, und daß dieß ihre eigentliche Absicht ist, haben sie schon überall bewiesen, wo sie im Stande waren, den Unterricht zu organisiren. So in Lüttich, wo sie im Stadtrath dominiren, und wo sie selbst den Religionsunterricht aus den Schulen und dem städtischen Gymnasium verbannt haben, wo sie deshalb eine Jugend ohne alle Religion erziehen. Diese Versuche werden aber bald den Fall der öffentlichen Schulen nach sich ziehen, und schon besucht bei weitem die größere Mehrzahl der Kinder die durch freiwillige Beiträge gestifteten und erhaltenen Schulen, und das von der Gesellschaft Jesu seit drei Jahren errichtete Collegium verspricht auch bald, dem schlechten städtischen Gymnasium die meisten seiner Zöglinge zu entziehen. Der Kampf um das Unterrichtsgesetz wird und muß heiß werden, denn es handelt sich um die Zukunft des Landes sowohl, wie des Einflußes der radikalen Parthey; sobald durch einen guten katholischen Unterricht das Volk, d. h. die auf den Staat allein Einfluß ausübenden Classen wieder ganz zur Kirche zurückkehren werden, so stirbt die radikale Parthei nach und nach aus, denn es bleibt ihr nichts mehr übrig, als die faulen Glieder des katholischen Theiles des Volkes an sich zu ziehen. Freilich bietet die Ausführung eines guten Unterrichts-

---

giöse Bildung und seine moralische Aufführung betrifft, von der Kirche als fähig anerkannt ist, die Hauptaufgabe der Schule zu lösen, und wenn nicht andererseits, was seine wissenschaftlichen Kenntnisse betrifft, der Staat ihn für tauglich erklärt hat, die Studien hinreichend zu fördern. — Somit muß jeder öffentliche Lehrer zwei Zeugnisse haben, das der moralischen Fähigkeit und das der wissenschaftlichen Bildung. Beide müssen nur für eine bestimmte Zeit gegeben seyn, damit die beiden Gewalten, die die Schule gründen und leiten, ihren Einfluß behalten. Kirche und Staat haben dann das Recht der Beaufsichtigung, jeder in seinem Kreise; beide üben es durch Schulinspektionen aus, und der Erfolg dieser Maaßregel hängt von der guten Wahl der betreffenden Inspektoren, von dem guten Vernehmen, welches unter ihnen herrscht, und von der Art und Weise ab, wie sie ihr Amt verwalten". Analyse de l'Exposé pag. 101—103.

gesetzes in allen seinen Zweigen manche Schwierigkeit dar, und es bedarf des guten Willens von beiden Seiten, um dieselben zu überwinden; indessen ist es eines wahren Staatsmannes, der das Beste des Landes vor Augen hat, gewiß unwürdig, eine im Princip anerkannt gute und gerechte Sache nur deswegen zu verwerfen, weil ihre Ausführung manche Schwierigkeit darbietet. Unser Ministerium, und besonders Herr Nothamb, der Minister des Innern, wird sich einer solchen Schwäche nicht schuldig machen wollen, und in der Kammer selbst herrscht ein zu gerader Sinn, als daß nicht ein in dem Sinne verfaßtes Unterrichtsgesetz eine bedeutende Stimmenmehrheit erhalten sollte. — In Betreff des Unterrichtsgesetzes machen aber unsere Radikalen den Katholiken noch einen anderen, ebenfalls ungegründeten Vorwurf: „Die Katholiken, sagen sie, wollen gar kein Gesetz über den Unterricht, denn die Freiheit des Unterrichts ist ihnen allein günstig“. Allerdings wollen die Katholiken kein die Freiheit des Unterrichts in irgend einer Weise beschränkendes Gesetz: allerdings werden sie nie die Hand bieten zu einem Gesetze, welches die Kirche des ihr in den öffentlichen, vom Staate gestifteten und erhaltenen Schulen gebührenden Einflußes berauben würde, denn der Staat ist für sie nicht ein abstractes Wesen, sondern die Gesammtheit aller Bürger. Allein sie fühlen auf der andern Seite sehr wohl die Nothwendigkeit, durch ein gutes Unterrichtsgesetz die Lücken, die, wegen unzureichender Mittel, besonders in dem Unterricht des Landvolkes geblieben sind, auszufüllen. Der Bischof von Lüttich sagt dieß öfters in seinen beiden oben angeführten Schriften, und widerlegt somit den den Katholiken mit so großem Unrecht gemachten Vorwurf, als wünschten sie das Volk in der Unwissenheit zu erhalten, um besser und ungestörter herrschen zu können. Die Katholiken wissen wohl, daß ihre Sache keine größern Feinde hat, als Unwissenheit und Oberflächlichkeit. Das, was ich Ihnen in meinem vorigen Briefe von der Thätigkeit der Katholiken auf dem Gebiete des Unterrichts sagte, reicht vollkommen hin, um das Gesagte zu beweisen. — Mein nächster Brief wird endlich die andere wichtige Frage der Wahlreform besprechen.

Den 15. Juli.

XX.

Die erste katholische Kirche in London.

Während wir im Innern Deutschlands die eilfte Säkularfeier der Gründung des Christenthums durch heilige britische Männer und Frauen begehen *), welche ihre Heimath, ihre Freunde und Angehörige für immer verlassen hatten, um in ihnen unbekannten deutschen Stämmen mit Aufopferung der Ruhe und des Lebens das rettende Licht der christlichen Lehre zu entzünden, — während wir uns voll Dankbarkeit der Wohlthaten freu'n die aus England uns damals zugeströmt, und in dem Wechsel von eilf Jahrhunderten durch die Gnade Gottes uns nicht wieder entrissen worden sind: muß es uns alle mit inniger Theilnahme und mit tiefer Wehmuth erfüllen, wenn wir sehen, in welchem Maaße Großbritannien heut zu Tage dessen darbt, wovon es damals bis zur Ueberströmung erfüllt ward: des reinen christlichen Glaubens und des wahrhaften kirchlichen Lebens, und wir zugleich erwägen, daß gerade Deutschland es ist, von welchem die Nachkommen unserer Bekehrer statt des belebenden Glaubens den tödtenden Zweifel, statt der ewigen Wahrheit die Irrlehre empfangen haben. Was aber unsere Theilnahme und Wehmuth noch höher steigern muß, ist der Anblick eines fremden Priesters, der unsere Städte durchzieht, Beiträge erbittend zum Bau der ersten katholischen Kirche in der Hauptstadt des großmächtigen britischen Reiches, in der reichsten glänzendsten aller Städte, welche der ganze Erdboden trägt. So groß ist dort die Macht der Irrlehre, so tief dort die alte, wahre Kirche erniedrigt, daß es seit dem Ausbruch der großen Glaubensspaltung den Katholiken noch nicht möglich war, ein einziges würdiges Gotteshaus in London zu gründen. Zwar leben in London 150,000 Katholiken, unter diesen aber, wie überhaupt in England, nur wenige wohlhabende Fami-

*) Vgl. die jüngst bei Voigt und Mocker in Würzburg erschienene Schrift: Programm für das Salzburgerfest mit einer geschichtlichen Abhandlung von Professor Müller.

lien, während die große Mehrzahl in Folge des Druckes, der seit Jahrhunderten auf den Katholiken lastet, der ärmsten Klasse angehört. Alle Reichthümer Englands und namentlich Londons haben dieser ansehnlichen katholischen Bevölkerung bisher nicht eine Kirche gegeben: nein, die reichen Mittel der Nation haben vielmehr, in den Händen der Feinde der katholischen Kirche, nur dazu gedient, die Fortdauer und Wiederverbreitung der wahren Lehre zu erschweren und zu hemmen *). Die Art, wie bisher die religiösen Bedürfnisse der Katholiken befriedigt worden sind, erinnert nur zu sehr an den Zustand der ersten Christen, welche zerstreut unter der heidnischen Menge in schüchterner Verborgenheit die Gebote des Glaubens erfüllten. Jene 150,000 Katholiken Londons sind zwar in Pfarreien getheilt, und jede Pfarrei besitzt eine Kapelle, aber das einzige Mittel, die Bedürfnisse der Geistlichkeit und die Kosten des Gottesdienstes zu bestreiten (da Stiftungen für „abergläubische Gebräuche" unwirksam sind), ist die Vermiethung von Plätzen der Kapelle zu ansehnlichen Preisen **), eine Maaßregel, welche nur einen ganz kleinen Theil den Aermeren frei läßt, die daher der großen Mehrzahl nach gar nicht im Stande sind, die Kirche zu betreten. Diejenige Pfarrei insbesondere, für welche gegenwärtig

*) Nach der Gesetzgebung und heutigen Praxis Englands sind alle Stiftungen zu katholisch-kirchlichen Zwecken nichtig, Schenkungen sowohl wie letztwillige Verfügungen; seit den Zeiten der grausamsten Verfolgung stehen diese Grundsätze noch ungemildert da. Erst vor 15 Jahren hat es sich ereignet, daß das französische Gouvernement alle diejenigen Fonds, die es englischen Gläubigern schuldete, der englischen Regierung zur Vertheilung übermachte, und daß dem katholischen Klerus Englands sein ganzes Guthaben im Betrage von 400,000 Pfund Stlg. vorenthalten wurde. Diesem verschuldete nämlich die französische Regierung eine solche Summe als Entschädigung für das englische Collegium in Douai, welches in der ersten Revolution mit allen seinen Gütern confiscirt worden war. Als die englischen Bischöfe ihren Theil an der Entschädigungssumme begehrten, wurde ihnen der Einspruch des Kronanwaltes (attorney-general) entgegengestellt, gestützt auf die Gesetze gegen die abergläubischen Gebräuche (superstitious uses). Ein Rechtsstreit begann, und das Finanzgericht (court of exchequer) entschied, daß diese Summen dem öffentlichen Schatze verfallen seyen. Es wurde dann Buckingham-Palace, die Residenz der Königin, davon gebaut.

**) Die Plätze in den Gallerien der katholischen Kapellen in London sind vermiethet zu einem Schilling, sechs und dreißig Kreuzer auf jede Person für jede Woche, was im Jahr über ein und dreißig Gulden beträgt. Die Sitze im Schiffe, in gleicher Weise verpachtet, um vierzehn und einen halben Gulden das Jahr. Der Preis erleidet jedoch für Familien einige Ermäßigung.

der Bau einer gothischen Kirche begonnen hat, umfaßt 20,000 Katholiken, und hat doch nur eine einzige Kapelle, in welcher nicht mehr als 1000 Personen Raum finden. Ein anderer Umstand dient dazu, diesen Mangel eines genügenden Raumes zu dem katholischen Gottesdienste noch fühlbarer zu machen. Es pflegen nämlich an demselben in London sehr viele Protestanten Theil zu nehmen, welche man davon unmöglich ausschließen kann, da ein großer Theil derselben mit ernstem Sinne Erbauung und Belehrung sucht, und bereits sehr viele derselben zur katholischen Kirche zurückgeführt worden sind. Grade auch für diese Bekehrung der Protestanten ist der Bau einer geräumigen und großartigen Kirche in London von der höchsten Bedeutung. Daß sich die Folgen eines Sieges, welchen hier die Kirche erkämpft, nicht auf London beschränken, leuchtet jedem ein, welcher das Verhältniß dieser Stadt zum gesammten britischen Reiche, und den Einfluß dieses Reiches auf alle gebildeten und ungebildeten Völker erwägt. Der Bau einer geräumigen, einen glänzenden Gottesdienst gestattenden gothischen Kirche in der Mitte der Verbreitung und Wiederverbreitung der katholischen Lehre. Dieses fühlen aber die Feinde derselben. Die Stadt London, von welcher allein man den geeigneten Bauplatz kaufen konnte, hat dem Verkauf unter andern schweren Bedingungen auch diese beigefügt, daß die Kirche vom Tage des Verkaufes an in fünf Jahren vollendet seyn müsse, widrigenfalls Bau und Boden an die Stadt eigenthümlich zurückfalle. Man hat nun mit großen Anstrengungen 100,000 Gulden gesammelt und der Bau einer Kirche von 200 Fuß Länge, 80 Fuß Breite, mit einer Thurmes-Höhe von mehr als 300 Fuß, der Bau einer Kirche, welche zu den schönsten und größten von London gehören wird, in dem gelegensten Theile der ganzen Stadt, ist bereits mit Vertrauen auf Gottes Hülfe begonnen *). Da aber die Kosten noch nicht zur Hälfte gedeckt sind, so haben die Katholiken jener Londoner Gemeinde ihren Pfarrer, Rev. Thomas Doyle, beauftragt, auch die katholischen Brüder in Deutschland und besonders in Bayern um Hülfe anzugehen. Se. Maj. der König von Bayern sind nicht allein in Höchsteigener Person mit einem ermunternden Beispiele ihren katholischen Unterthanen vorangegangen, sondern haben auch dem Hrn. Pfarrer Doyle auf eine Frist von mehreren Monalen das Recht der Einsammlung von Beiträgen in den bayerischen Landen gewährt: und die hochwürdigsten Bischöfe Bayerns haben sich ebenfalls die eifrige Förderung

*) Wir berichteten über die Grundsteinlegung dieser Kirche in Bd. 6, S. 691 dieser Zeitschrift.

dieses kirchlichen Unternehmens angelegen seyn lassen. Es steht somit fest zu erwarten, daß unsere armen Brüder im reichen England die Erfahrung machen werden, daß das ärmere Deutschland noch reich ist an katholischem Sinn, und daß es mit vorzüglicher Theilnahme den Nachkommen derjenigen Männer sich zuwendet, deren heldenmüthiger Aufopferung es seine christliche Sittigung verdankt *).

Würzburg, den 16. Juli 1841.

XXI.

Kirchliches und Politisches aus der Schweiz.

Es sind drei Elemente, welche, hier getrennt, dort vereint, manchen Orts leiser oder entschiedener in einander hinüberstreifend, die Schweiz im allgemeinen, einzelne Cantone unter dem unverkennbaren Uebergewicht des Einen oder des Andern in Bewegung setzten, zertrennen, und einer Crisis entgegenführen, welche früher oder später kaum ausbleiben dürfte, ohne daß sich mit irgend welcher Wahrscheinlichkeit vermuthen ließe, welche Gestaltung dieselbe vorzugsweise nehmen möchte. Diese drei Elemente sind der Radicalismus, der Pietismus und der Haß gegen die katholische Kirche, in welchem die beiden ersten ihren Berührungspunkt finden, sofern man diesen nicht als zwingendes Ergebniß der beiden Erstern betrachten will, mithin eine principielle Existenz demselben absprechen muß. In diese, im Grunde unfruchtbare Untersuchung wollen wir uns hier nicht einlassen, da es uns weniger um objective Erörterungen, als um Mittheilung einiger Thatsachen zu thun ist, deren Verknüpfung mit den letzten Triebfedern zu ermitteln wir Andern überlassen. Nur eine einzige Bemerkung: wie abgetrennt von Gott in manchen seiner Träger der Radicalismus auch erscheine, und wie gottsüßlicht dagegen der Pietismus auftrete, die Bestrebungen beider laufen auf Eines hinaus; auf Zerstörung jeder festen Gestal-

*) Die Redaction erbietet sich, Beiträge zu diesem für die Ausbreitung der katholischen Lehre höchst wichtigen Unternehmen an die betr. Londoner Gemeinde zu befördern unter Vermerkung eines jeden Beitrages in diesen Blättern.

tung, hier des Staatsorganismus, dort des kirchlichen Organismus, in wiefern die Reformation einen solchen noch übrig zu lassen für gut fand. Daher die Verschmelzung des Radicalismus und des Pietismus in einer und derselben Person ein so verwunderliches Phänomen nicht ist, noch weniger aber der gemeinsame Haß Beider gegen die katholische Kirche befremden darf, wenn gleich beide auf verschiedenem Wege, je nach ihren verschiedenen Lebensbedingungen und ihrem verschiedenen Erscheinen in der Welt denselben auf verschiedene Weise zu befriedigen suchen; — der Radicalismus durch die Mittel der Gewalt von außen her, der Pietismus in verborgenem Schleichen von unten herauf, darin Beide wieder zusammentreffen, daß sie keine Autorität über ihnen anerkennen, dagegen sich Alles dienstbar machen wollen.

Dieser Pietismus, wie er sich als Nachfolger des Puritanismus in rauherer Gestalt in England ausgebildet und von da unter dem Namen Methodismus auf das Festland verpflanzt hat, fand einen Anknüpfungspunkt und eine Werkstätte vornehmlich in Genf. In dem Maaße, in welchem die Geistlichkeit — la venerable compagnie genannt — von dem sichern Boden dergestalt abwich, daß sie von den jungen Theologen sich schriftlich das Angelöbniß geben ließ: zu keiner Zeit weder die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit, noch diejenige von der Gottheit Christi öffentlich mehr berühren zu wollen, in eben dem Maaße mußten die Methodisten, von angesiedelten Engländern durch Beispiel und Geld unterstützt, Anhänger gewinnen. Wie weit in ihren Doctrinen diese beiden Partheien von einander gekehrt waren: die Jubelfeier Calvins konnte sie ganz wohl vereinigen, da derselbe einem jeden von ihnen eine Seite zuwendete, nach welcher sie ihn den Ihrigen nennen konnte. — Die Erste ehrte in ihm den rücksichtslosen Reformer, die Zweite den merkwürdigen Mann und zugleich den unversöhnlichen Feind der katholischen Kirche.

Ein seltsames Verhängniß hatte den calvinistischen Vorposten auf Frankreichs und Savoyens Gränze, diesen vormaligen Anlehnungspunkt für Alle in beiden Reichen, welche feindselig gegen die herrschende Kirche auftraten, durch Hinzufügung eines nicht ganz unbedeutenden Landgebietes von dem ehemaligen Herzogthume Savoyen in einen paritätischen Canton umgewandelt. Die katholische Kirche gewann durch die Stipulation der Wiener Congreßacte in Genf einen festern Halt, als sie selbst während Bonapartes Herrschaft sich hatte erwerben können. Ein ganz ausgezeichneter Pfarrer, Namens Vuarin, wirkt dort, wie ein vorzüglicher Bischof es vermöchte; ein durch Kenntniß, Unerschro-

ckenheit und Geistesgewandtheit sich hervorstellender Clerus umgiebt denselben. Wie denn bisweilen in weltlichem Streit an den Vorposten Geplänkel vorfällt, indeß doch in den Feldlagern hinter ihnen tiefe Ruhe herrscht, so scheint zu Genf jenes auf dem geistlichen Boden statt zu finden. Einige Nachrichten hierüber, zugleich zur Charakteristik derjenigen, welche, aus Streit entstanden, ihrem Ursprung gemäß die Streitlustigen sind, dürften um so willkommener seyn, da solche Einzelnheiten selten die Gränzen überschreiten, an welchen so verschiedene Völker und Sprachen, wie deutsche und französische, sich berühren.

Auf die Fasten des Jahres 1838 erließ der Erzbischof von Toulouse einen Hirtenbrief, welcher einige Lehren der Protestanten seines Sprengels widerlegte. Diese suchten die angefochtenen Meinungen in einer Antwort zu rechtfertigen, welcher der eifrige Oberhirt eine Lettre aux Protestans de Toulouse folgen ließ. Hier bewegte sich der Streit innerhalb jener Schranken des Anstandes, welche der Erzbischof vermöge seiner Stellung nicht überschreiten konnte, die Protestanten nicht überschreiten wollten. Anders dagegen in Genf, wo derselbe alsbald aufgegriffen ward. Der Pfarrer Bost warf sich zum Wortführer der Letztern auf, in einer Schrift: Appel à la conscience de tous les Catholiques Romains. In dieser Schrift bemühte er sich, Luthers Grobheit mit puritanischer Anmaaßung zu vereinigen. So erklärte er von vorn herein, er finde es gar nicht passend, dem Erzbischof den Titel Monseigneur zu geben, derselbe könne sich mit Monsieur begnügen; er (Bost) sey augenfällig katholischer als der Erzbischof; auch er sey Priester und Bischof. Papst wollte er, wenigstens expressis verbis, nicht seyn; denn der päpstliche Primat, sagte er, sey „längst schon eine Gottlosigkeit gewesen, bald werde er ein Fratzenspiel seyn. „Hiemit", Herr Erzbischof, „wären wir fertig".

Am 26. März 1839 war in der Genfer Zeitung, le Fédéral, ein von acht Methodisten, drei Geistlichen und fünf Layen unterzeichnetes Schreiben an den Abbé Espanet zu lesen, welches denselben aufforderte, vier Sätze, die jene aus ihren Schriften gezogen hatten, entweder zu widerrufen, oder öffentlich zu vertheidigen. Zur Vollziehung dieser Herausforderung sollte er sich gegen drei der Unterzeichneten, in Begleitung von zwei Secundanten, einfinden, sollten überdem mindestens fünfzig Zeugen von jeder Parthei berufen, die Verhandlung zu Protokoll genommen, hierauf gedruckt werden. Pfarrer Pilet, einer der Herausforderer, ließ in der Zeitung jenem Schreiben noch weitere Bemerkungen folgen. Dieses veranlaßte den Abbé Baudry zum Aner-

bieten einer bloß schriftlichen Verhandlung über die streitigen Punkte. Herr Pilet gieng in den Vorschlag ein, und erhielt hierauf von Herrn Abbé Baudry bei vier geschriebene Heften. Inzwischen erschien von einem ungenannten Katholiken eine Flugschrift zu Prüfung jenes Briefes und zur Formulirung der aufgeworfenen Streitsätze; besonders aber wurde die Unzweckmäßigkeit einer öffentlichen Erörterung hervorgehoben, und auch hier die schriftliche vorgeschlagen. Hr. Pilet erklärte sich in einer Gegenschrift auch dießmal mit dem Vorschlag einverstanden. Ebenfalls auf dem Zeitungswege antwortete Hr. Abbé Espanet, und stellte seinerseits die nothwendigen Bedingnisse für die Erörterung, wie sein Vorgänger auf, was Hrn. Pilet nicht minder genehm war.

Nun erschien von demselben unter dem Titel: Facilité, certitude, raison en matière de foi eine neue Schrift, worin er erklärte, der einzige Satz, den er bekämpfen wolle, laute: „der römisch-katholische Christ vermag nicht auf vernünftige, leichte und sichere Weise von seinem Glauben sich Rechenschaft zu geben“. Allein die Erörterung mußte nothwendig unfruchtbar werden, sobald Hr. Pilet (jedoch unter bestimmter Verwahrung gegen die rationalistische Richtung so vieler seiner Glaubensgenossen) das Recht der individuellen Schriftauslegung, der autoritätsgemäßen gegenüber, als letztes Princip und unantastbares aufstellte. Eben so wenig konnte seine Aeußerung S. 77 gefallen: „entweder seyd ihr mehr oder weniger Heuchler, oder ihr müßt mehr oder weniger Protestanten seyn“.

Gleichzeitig erhob sich zwischen einigen protestantischen Geistlichen und dem so gelehrten als eifrigen Abbé Baudry ein anderer Streit über die Legitimität der Kirchendiener und die Unfehlbarkeit der Kirche, veranlaßt durch eine, unter diesem Titel von ihm herausgegebene Schrift. Jene machten auch hieraus ein Zeitungsgeschwätz, und meinten, durch Auszüge aus Hrn. Pilets Schrift den Abbé am besten widerlegen zu können. Darauf ließ er im November 1839 eine neue Schrift erscheinen unter dem Titel: La religion du coeur, considérée dans ses rapports avec les confessions de foi, in welcher auch die oben erwähnte Schrift des Hrn. Pilet ihre Berücksichtigung fand. Er sandte diesem ein Exemplar zu, mit dem Ansuchen, die Druckschrift noch weiter zur Kenntniß der Mitunterzeichner des Briefes vom 26. März gelangen zu lassen. Auch dieser Erscheinung bemächtigt, sich die Zeitung, der Natur solcher Wesen gemäß entstellend, und, wie nicht anders erwartet werden kann, die Entstellung durch Namenlosigkeit verhüllend. So wurde unter andern gesagt, Hr. Abbé Baudry

habe sich gar nicht auf die heil. Schrift gestützt, indeß seine Schrift S. 95 — 135 die katholische Lehre von dem Kirchenregiment lediglich nach Aussprüchen der heil. Schrift entwickelt.

Ein Brief, den Hr. Abbé Baudry seinerseits in die Zeitung einrücken ließ, trieb den Namenlosen aus seinem Versteck. Er war eben jener Pf. Bost, der seine Urbanität gegen den Hrn. Erzbischof von Toulouse so glänzend bethätigt hatte. Dießmal war er so aufrichtig, zu gestehen, daß er die fragliche Schrift, über die er in der Zeitung jenes Urtheil fällte, nicht einmal gelesen habe. Er warf die Schuld auf den waatländischen Pfarrer Recordon und dessen Zeitungsblatt. Aber nicht allein dem Abbé Baudry hatte er einen ungegründeten Vorwurf gemacht, sondern überhaupt erklärt: „es sey Gewohnheit, in der katholischen Kirche zu schweigen, sobald man nichts zu antworten wisse"; indeß ihm bekannt seyn mußte, daß man mit Hrn. Pilet über schriftliche Erörterung sich verständigt hatte, und daß die fragliche Schrift in Folge derselben erschienen sey. Er warf ferner vor: eine Schrift des Hrn. Pfr. Malan sey nicht beantwortet worden; Abbé Espanet habe die ergangene Herausforderung abgelehnt; der Erzbischof von Toulouse habe sechs Sätze, über die er (Bost) näher einzugehen sich erboten, unberücksichtigt gelassen.

Dem Herumbalgen in den Zeitungen zog Hr. Abbé Baudry verständiger und geziemender Weise vor, eine neue Schrift, in welcher er zugleich auf die frühere des Hrn. Pilet Rücksicht nahm, erscheinen zu lassen. Sie führt den Titel: Gemissemens d'un coeur catholique. Mit logischer Schärfe beweist er darin: daß, sofern der Erlöser den Menschen zu deren Heil eine, über jeden Zweifel erhabene und durch bloß menschliche Vernunft niemals zu ermittelnde Lehre habe verkünden, und für alle Zeiten geltend machen wollen, er diese nicht der subjectiven Prüfung und Entscheidung eines Jeden habe können anheimfallen lassen, sondern daß er eine oberste Autorität habe aufstellen müssen, welche allein zu erklären vermöge, was geoffenbart sey, was nicht.

Mit dieser Schlußfolgerung war Hr. Abbé Baudry dem Gegner auf den innersten Punkt des Lebens gerückt, und hatte zugleich dessen unhaltbarste Seite angegriffen. Dieß mußte um so empfindlicher fallen, als Hr. Bost (der vielleicht auch diese Schrift nicht gelesen hatte) nicht ein volles Jahr später in einer Rede die traurige Wahrheit auszusprechen sich gedrungen fühlte: „Es läßt sich in dem Protestantismus ein Geist der Erschlaffung wahrnehmen; er befindet sich augenscheinlich in einer Crisis; er ermangelt jedes Einigungspunktes; seine Zukunft erfüllt mit Schauder" (est effrayant). — Mit richtigem Takt,

aus Erfahrung und Beobachtung hervorgegangen, hatte Hr. Abbé Baudry in seiner Schrift zum voraus auf die beiden allein möglichen Verfahrensweisen der Gegenparthei Bedacht genommen: — entweder, antwortete sie, dann mußte sie sich bestreben, der Frage eine andere Wendung zu geben, es versuchen, so gut es gehen mochte, von dem bezeichneten Pfad abzulenken; oder aber sie antwortete nicht, — sey's unter dem Vorwand, hiezu neben andern Geschäften keine Zeit zu finden, sey's unter der Behauptung, die vorgebrachten Gründe verdienten bei ihrer Unhaltbarkeit nicht einmal Berücksichtigung. Damit jedoch die Schrift nicht ignorirt werden könne, sandte Hr. Abbé Baudry jedem der Unterzeichner jener Herausforderung mit einer Zuschrift ein Exemplar derselben, die Hrn. Pilet und Bost erhielten noch besondere Briefe.

Herrn Baudrys Schrift schien vorzüglich den Letztern zu erbittern. Er ließ eine Gegenschrift erscheinen, welche er, die bereits erwähnte Rusticität überbietend, an den „Hrn. Cappellari, Papst unter dem Namen Gregor XVI.", richtete. Anstatt jedoch den Hrn. A. Baudry zu widerlegen, oder auf loyale Weise wider ihn in die Schranken zu treten, griff er, nach Art der politischen wie der religiösen Sectenhäupter, zu den schlechtesten Waffen, deren man sich bedienen kann: er verunglimpft ihn. Er wirft ihm Verheimlichungen vor, entstellt die klaren Aeußerungen seiner Druckschrift, läßt Vorangegangenes unter einem ganz andern Licht erscheinen, und glaubt gegen die katholische Kirche deswegen hauptsächlich einen Vorwurf erheben zu können, daß man auf seine grobe Schrift gegen den Hrn. Erzbischof von Toulouse nicht eingehen wolle; nennt sogar Hrn. Baudrys Erklärung: „Freudig werde er in eine Erörterung mit ihm eintreten, daher er (Bost) dieselbe im Geist der Milde und Liebe zu führen gedenke", geradezu eine Verweigerung der Erörterung. Dabei wich er jeder Widerlegung des Hauptprincips in der letzten Schrift des Hrn. A. Baudry aus. Man sollte den Hrn. Bost und Hengstenberg eine Zusammenkunft am dritten Ort anrathen, sintemal Jeder viel von dem Andern lernen könnte.

Der waatländische Pfarrer Recordon, der gleichen Clique angehörend, machte sich ebenfalls an Hrn. Baudrys Schrift. Aber auch er hütete sich, in die Hauptfrage einzutreten, sondern rieb sich vorerst lange an dem Titel Gemissemens, „der mehr nach der Schule, als nach der Bibel schmecke". Daß S. 56 ff. mehr als zwölf Stellen der Bibel angeführt sind, das Raisonement aber Erwiederung auf das Raisonement des Hrn. Pilet ist, hindert Hrn. Recordon nicht, zu behaupten: in der angestrittenen Schrift sey die Bibel bei Seite gesetzt und werde Hr. Pilet bloß als Statist behandelt.

der Vorfall neuester Zeit. In Basellandschaft war eine Pfarrei erledigt. Um diese bewarb sich der erste Candidat, welchen Basellandschaft seit seiner politischen Existenz aufzuweisen hat, sodann ein Geistlicher aus der Stadt Basel, der längere Zeit in Frankfurt sich aufgehalten, dann eine Pfarrstelle ebenfalls in Basellandschaft bekleidet hatte, von der er auf eine Weise vertrieben wurde, wie solches nur in diesem modern schweizerischen Musterstaat möglich ist. Wo zwei streiten, dachten die Pietisten der Stadt Basel, mag leicht ein Dritter sich freuen, und suchten daher einen „von unsern Leuten“ an die Stelle zu bringen. Um unfehlbar zum Ziel zu gelangen, spiegelten sie den Dorfbewohnern, welchen die Wahl zustand, die Identität ihres und des landschaftlichen Candidaten vor, was bei Vielen, die den letztern nicht näher kannten, gelang; so daß wirklich unser Mann von der Gemeinde gewählt ward. Allein die Sache kam an den Tag, und der Regierungsrath von Basellandschaft sah sich genöthigt, der geglückten Umtriebe wegen die Wahl zu cassiren.

Den Pietisten von Basel schließen sich diejenigen von Schaffhausen an. Zwischen Beiden besteht ein lebhafter Verkehr. Ihrem Wesen nach sind beide kaum bemerkbare Varietäten einer und derselben Species. — Hier gleichfalls wird, was auf geradem Wege nicht erreichbar wäre, durch Umschweife zu erzielen angestrebt. Auch von daher ein Müsterchen pietistischer Loyalität. Ein seither verstorbener Geistlicher der Stadt Schaffhausen hatte einen Vikar aus Würtemberg. Dieser war nicht lange in Funktion, als er aus Basel eine Zuschrift erhielt, ungefähr des Inhalts: man habe sich von ihm eine andere Wirksamkeit versprochen; wenn er Segen bringen wolle, so müße er sich einigen (bezeichneten) Pietisten anschließen, und von ihnen Weisung nehmen, was und wie er zu predigen habe. Aehnliches wurde ihm beinahe gleichzeitig aus Stuttgart geschrieben. Der Vikar äußerte gegen einen jüngern Geistlichen sein Befremden über den Empfang solcher Zuschriften. Dieser (ebenfalls einer jener Bezeichneten) zeigte sich darüber nicht minder erstaunt. Bald darauf erfuhr der Vikar, daß eben dieser Geistliche die Zuschriften provocirt hatte. Der Gleiche hatte bei einer Gelegenheit erklärt, daß er Bedenken trage, an einem Sonntage einen Brief zu schreiben, hingegen als neugebackener Candidat einem bejahrten Geistlichen rund zu erklären: den jüngern falle es schwer, in den Versammlungen der Geistlichen das göttliche Gebot zu halten: Vor einem grauen Haupt sollst du aufstehen und die Alten ehren, das zu erklären trug er kein Bedenken. Dergleichen und noch grellere Dinge findet man ganz

ten. Herr M. bewährte weder den Muth, seine Behauptung festzuhalten, noch die Redlichkeit, eine offene Erklärung zu geben. Er schwieg. Das Einzige, was er that, beschränkte sich darauf, in einer zweiten Auflage seiner Schrift jenen ganzen Abschnitt wegzulassen, aber ohne dieses auch nur leise, etwa in einer Anmerkung, zu berühren. Fällt nun einem Leser dieser zweiten Auflage nachher des Hrn. A. Baudry letzte Antwort an Malan in die Hände, und er sucht die darin widerlegten Stellen in dem Buche des Methodisten auf, so findet er dieselben nicht, und lauft Gefahr, den Abbé für einen Fälscher und Lügner zu halten. So handeln diese Leute, welche sich gegen Andere gebärden, als wäre ihnen die Erkenntniß geoffenbarter Heilswahrheiten in ausschließlicher Erbpacht gegeben.

Etwas zahmer und weniger streitsüchtig treten die Pietisten der nördlichen Schweiz auf, deren heilige Kaaba Basel ist, welches wiederum mit Würtemberg in Verbindung steht. Ihre Angriffswaffen sind vorzugsweise die Traktätlein, welche mit Profusion überall, in protestantischen wie in katholischen Ländern, verbreitet werden. Hier, an der Grenze des südlichen Deutschlands ist weniger Nothwendigkeit vorhanden, von der Zehe bis zum Haupt gepanzert, gegen die Katholiken aufzutreten. Hiegegen haben seit einem halben Jahrhundert Ordinariate, Universitäten und Regierungen wetteifernd gesorgt. In ein Land, in welchem am Sitz eines ehemaligen uralten Bisthumes der letzte noch lebende Domherr dem Todtenamt eines Mannes wie Rotteck nich allein beiwohnen, sondern in der Cappa longa beiwohnen kann, mittlerweile man eben diesen Dom- und Freiherrn bei vielen Jahren selbst an den höchsten Kirchen-Festen nur in der kleinen Kleidung erblickte, in ein solches Land dürfen die Pietisten schmunzelnder hineinblicken, als in solche Länder, welche Erzbischöfe, wie diejenigen von Toulouse und Arras, Bischöfe wie derjenige von Annecy (des heil. Franz von Sales Nachfolger) aufzuweisen haben. Auch gegen die Geistlichen der eigenen Confession haben sie nicht nöthig, den Waffenrock umzuthun und den Streitkolben zu ergreifen; das friedlichere Geschäfte, die Fanggarne aufzustellen, um sich des Nachwuchses zu bemächtigen, führt vollständig zum Ziel. Ziemlich mühelos lassen sich erst die Weiblein beitreiben, und die neue geistliche Leibeigenschaft wird, wie einst diejenige unter den Feudaleinrichtungen, durch die Kunkel fortgepflanzt. Ist erst eine gehörige Cohorte barmherziger Cousinen geworben, so kann man das Weitere den sourdes menées überlassen; das Terrain darf als gewonnen betrachtet werden.

Durch welche Mittel man auf Eroberungen ausgeht, zeigt folgen-

der Vorfall neuester Zeit. In Basellandschaft war eine Pfarrei erledigt. Um diese bewarb sich der erste Candidat, welchen Basellandschaft seit seiner politischen Existenz aufzuweisen hat, sodann ein Geistlicher aus der Stadt Basel, der längere Zeit in Frankfurt sich aufgehalten, dann eine Pfarrstelle ebenfalls in Basellandschaft bekleidet hatte, von der er auf eine Weise vertrieben wurde, wie solches nur in diesem modern schweizerischen Musterstaat möglich ist. Wo zwei streiten, dachten die Pietisten der Stadt Basel, mag leicht ein Dritter sich freuen, und suchten daher einen „von unsern Leuten" an die Stelle zu bringen. Um unfehlbar zum Ziel zu gelangen, spiegelten sie den Dorfbewohnern, welchen die Wahl zustand, die Identität ihres und des landschaftlichen Candidaten vor, was bei Vielen, die den letztern nicht näher kannten, gelang; so daß wirklich unser Mann von der Gemeinde gewählt ward. Allein die Sache kam an den Tag, und der Regierungsrath von Basellandschaft sah sich genöthigt, der geglückten Umtriebe wegen die Wahl zu cassiren.

Den Pietisten von Basel schließen sich diejenigen von Schaffhausen an. Zwischen Beiden besteht ein lebhafter Verkehr. Ihrem Wesen nach sind beide kaum bemerkbare Varietäten einer und derselben Species. — Hier gleichfalls wird, was auf geradem Wege nicht erreichbar wäre, durch Umschweife zu erzielen angestrebt. Auch von daher ein Müsterchen pietistischer Loyalität. Ein seither verstorbener Geistlicher der Stadt Schaffhausen hatte einen Vikar aus Würtemberg. Dieser war nicht lange in Funktion, als er aus Basel eine Zuschrift erhielt, ungefähr des Inhalts: man habe sich von ihm eine andere Wirksamkeit versprochen; wenn er Segen bringen wolle, so müße er sich einigen (bezeichneten) Pietisten anschließen, und von ihnen Weisung nehmen, was und wie er zu predigen habe. Aehnliches wurde ihm beinahe gleichzeitig aus Stuttgart geschrieben. Der Vikar äußerte gegen einen jüngern Geistlichen sein Befremden über den Empfang solcher Zuschriften. Dieser (ebenfalls einer jener Bezeichneten) zeigte sich darüber nicht minder erstaunt. Bald darauf erfuhr der Vikar, daß eben dieser Geistliche die Zuschriften provocirt hatte. Der Gleiche hatte bei einer Gelegenheit erklärt, daß er Bedenken trage, an einem Sonntage einen Brief zu schreiben, hingegen als neugebackener Candidat einem bejahrten Geistlichen rund zu erklären: den jüngern falle es schwer, in den Versammlungen der Geistlichen das göttliche Gebot zu halten: Vor einem grauen Haupt sollst du aufstehen und die Alten ehren, das zu erklären trug er kein Bedenken. Dergleichen und noch grellere Dinge findet man ganz in der Ordnung, weiß man auf die merkwürdigste Weise zu beschönigen; wogegen Jeder, der sich den leisesten Zweifel über die Sprachfähigkeit

von Bileams Esel erlauben wollte, unfehlbar unter die Babylonier — wie jene Leute Andere zu nennen belieben — gezählt werden würde.

In den Umtrieben gegen den Antistes Hurter haben Pietismus und Radicalismus ihren Verknüpfungspunkt gefunden, beiden reichten dann noch der Haß gegen die katholische Kirche und darüberhin persönliche Feindschaft die Hand. Das Verfahren der wider jenen coalirten Geistlichen bis zum 20. Juli v. J. hat derselbe in der Schrift: „der Antistes Hurter und sogenannte „Amtsbrüder“ in Gemäßheit der ihm von Andern gemachten Mittheilungen treulich dargelegt. Was später geschah gäbe Stoff zu einer nicht minder interressanten Fortsetzung der genannten Schrift. Ungleich ekelhafter aber noch als das Verfahren der coaliriten Geistlichen ist das weniger bekannte Benehmen der Wortführer in den obersten Behörden, die als bald der Sache zu ihren Zwecken sich bemächtigten. Kaum war der Streit ausgebrochen, ja lange bevor nur die leiseste officielle Mittheilung irgend wo gemacht worden war, bemühte man sich, durch einen Act der schändlichsten Beiseitsetzung der natürlichen Formen, ja der Verläugnung jeder loyalen Gesinnung, den großen Rath — die oberste Cantonsbehörde — wider den Antistes Hurter zu präoccupiren, indem man einem amtlichen Bericht an jenen, folgende Stelle beifügte: „Es erhoben sich Zweifel, ob nicht Bürger, die von Amtswegen Einfluß auf die herrschende Kirche des Landes üben (die Bezeichnung war so, daß Name und Titel als überflüßig weggelassen werden konnten), Grundsätzen huldigen, die die Grundpfeiler derselben zu untergraben vermöchten. Ein freundlich brüderliches Wort der Beruhigung wurde verweigert und die Beängstigung (!) dadurch vermehrt. Ob es nicht besser gewesen wäre, den Willen unerschütterlich zu bleiben, der Ruhe zum Opfer zu bringen, das mögen die erwägen, die darüber zu urtheilen berufen sind, womit sogar ein Urtheil in Aussicht gestellt wurde, bevor man nur wissen konnte, ob je eine Klage erfolgen werde).

Welche Achtung aber können Regenten fordern, welches Vertrauen erwarten, die nachfolgende Widersprüche auf die leichtfertigste Weise von sich zu geben im Stande sind? In Gegenwart des Antistes Hurter ließ der kleine Rath am 3. April 1840 dem Kirchenrath erklären: „Die Nothwendigkeit erheische, daß die fragliche Anschuldigung“ (welche die Realisirung des „längst gehegten Plans“ einiger Geistlicher anbahnen sollte) in objectiver und subjectiver Beziehung genau untersucht, damit die „Ehre und das Ansehen“ (das Standeshaupt sprach sogar von „hohem Ansehen“, welches derselbe „mit vollem Recht genieße“) „des Antistes — bestens gewahrt werden könne“. Ja es war

lassen, was die hohe Potenz absoluter Gerechtigkeit als pflichtschuldig ihr dargebrachte Huldigung in einem viel weitern Umfange gebieterisch fordern durfte. Nicht achtungswerther stehen einzelne katholische Mitglieder des großen Raths, welche das Dekret gegen die Klöster nur deßwegen beschimpften, weil deren Eigenthum für den ganzen Canton in Anspruch genommen werden will, und an demselben bloß das auszusetzen wußten, daß es nicht ausschließlich zum Besten der katholischen Bevölkerung verwendet werden solle. Diese bekämpften nicht das Rauben, nur das Theilen des Raubes, fallen also mit jenen in Bezug auf Mangel an Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit zusammen.

Die Klöster des Cantons Thurgau sind nicht besser daran, als diejenigen der Aargauer vor dem 13. Jenner es waren; der Radikalismus ist dort weder zahmer, noch in seinen Absichten gemäßigter, noch in seiner Herrschaft beschränkter, als er es im Canton Aargau ist. Drückte doch bald nach den Schlußnahmen in diesem Canton ein Regierungsmitglied vom Thurgau dem Vorsteher eines der reichsten Klöster sein Bedauern darüber aus, daß man auch nicht das Mindeste von einer Verbindung mit den aargauischen Klöstern hätte herausbringen können, um unverweilt gleiche Verfügungen gegen sie zu treffen.

Die thurgauischen Klöster haben nun zum viertenmal um Hülfe, und den zwölften Artikel der Bundesurkunde aufrufend, an die Tagsatzung sich gewendet. Ihre dießjährige Beschwerdeschrift, „ihr letzter Nothschrei", wie sie sich ausdrücken, ist ganz kurz. In den großen Räthen von Luzern und Schwyz machte sie einen tiefen Eindruck, besonders durch ihren Schluß, welcher so lautet: „Läge es außer dem Bereiche Ihres Willens oder Ihrer Kraft, hier endlich Rath zu schaffen, so ermannen Sie Sich zu dem Entschluß, einen Artikel des Bundesvertrages aufzugeben, der zwar seinem Wortlauf nach klar, bestimmt und bindend sich ausspricht, in seiner Anwendung aber zur Phrase ohne Sinn und ohne Wahrheit geworden zu seyn schiene; einen Artikel, der dem mit dem Untergange Kämpfenden scheinbar einen Rettungsanker zuführt, aber ohne allen andern Erfolg, als den herben Todeskampf zu verlängern; einen Artikel, der weiter keinen andern Erfolg haben konnte, als den trügerischen Hoffnungsschimmer, langsamer verglimmen zu lassen. Den Widersachern der Klöster wird alsdann die Mühe diplomatischer Feinheiten und staatsrechtlicher Deutungen, denjenigen, welchen das Wort — Wort, die Urkunde — Urkunde ist, und

calismus im Schlepptau hinter sich herziehen zu können, bietet den natürlichen Uebergang zum Canton Aargau, in welchem jener jedoch seiner selbst bewußt, selbständig und freithätig auftritt, und deßwegen nach größerem Maaßstab handelt, größere Kräfte in Bewegung setzt, größere Zwecke zu erreichen anstrebt, in der Wahl seiner Mittel noch minder verlegen ist, weder jene, noch diese zu verheimlichen sich bemüht. Ueber die Machinationen gegen das Freiamt, über die schaamlose Verwirklichung derselben, über die vandalische Behandlung seiner Bewohner, über die beutehungrige Verfügung gegen die Klöster, ward in Deutschland und selbst in Frankreich von allen Partheien nur ein Schrei des Unwillens laut. Die nachherige Denkschrift der Regierung hat denselben nicht zu brechen, zu mildern, zum Verstummen zu bringen vermocht; vielmehr hat sie die eigene Schande nur desto unverhüllter ans helle Tageslicht gezogen. Sie hat aber zugleich eine Gegenschrift der Klöster veranlaßt, welche jener den Degen so zu sagen unabläßig in die Rippen setzt, und die schändlichen Verdrehungen der Urkunden, der Geschichte, aller Thatsachen der Vergangenheit und der allerneuesten Zeit, Punkt für Punkt nachweist. Auch diese Denkschrift ist an „alle Eidgenossen“, darüberhin an „alle Freunde der Wahrheit und der Gerechtigkeit“ gerichtet. In dem Schluß, worin sich die Klöster um Wiederherstellung an die Tagsatzung besonders wenden, sagen sie mit erschütterndem Ernst: „Müßten die Klöster umsonst um Schutz für ihr untertretenes Recht ansuchen; sollte die wahre Weisheit und Würde in einem leicht aufzufindenden Verabkommen zwischen Brechen und Aufrechthalten jenes XII. Artikels (der Bundesurkunde), zwischen Recht und Unrecht, zwischen Eingriff und Bewahrung des rechtmäßigen Eigenthums gesucht und gefunden werden wollen: alsdann dürften Gesetze nicht mehr als Ausdruck der ewigen Prinzipien des Rechts, als Abwehr des Unrechts erkannt, sondern müßten sie die Vergötterung des Menschenwillens genannt werden; alsdann wäre doch der Bund factisch gebrochen, alsdann hätte doch das Unrecht obgesiegt, alsdann dürfte doch die Willkühr ihren Triumph feiern. Alsdann aber mag die Eidgenossenschaft jenem Prunken mit den Vorvätern, jenem Berufen auf derselben Treue und Mannhaftigkeit, auf ihre Redlichkeit und Nothvestigkeit, auf ihre Biederkeit und Ehrenhaftigkeit, auf alle die Tugenden, welche die Vorväter geschmückt haben, und die auf die Nachkommen sollten übergegangen seyn, entsagen; sie mag dann jenen durch alle Zeiten strahlenden Schmuck als verschlissenes Geräth in die Trödelkammer werfen, und die Jahrbücher der Vergangenheit für geschlossen, außer Beziehung zu der Gegenwart erklären“.

Diese Denkschrift hat in der Schweiz nicht geringe Theilnahme gefunden. Die Freunde des Bestehenden, des Rechts, der Ordnung erwarteten, daß die Klöster im Falle seyn würden, sich glänzend zu rechtfertigen; sie sahen ihre Erwartung selbst übertroffen; sie freuten sich der Abfertigung, welche der lüderlichen Seichtigkeit, die den Mantel der Gelehrsamkeit erborgt hatte, widerfahren war; wie der Mantel Fetzen für Fetzen weggerissen wurde, und die radikale Erbärmlichkeit in ihrer eckelhaften Nacktheit hingestellt wurde. Manchen, die im Zweifel standen, wohin sie sich wenden sollten, wurde wenigstens ein Mittel geboten, die Augen zu öffnen. Daß die Schrift an den eingefleischten Radicalen nichts verfieng, ließ sich erwarten. Da es ihnen schwer ward, Unrichtigkeiten nachzuweisen, die Gründe durch haltbare Gegengründe zu entkräften, sahen sie sich auf ihr gewohntes Universalmittel: das Schimpfen, beschränkt. Mit dessen Anwendung waren sie nicht sparsam. Der Eine erklärte, die Denkschrift der Klöster seye zum Einschläfern; der Andere nannte sie ein Pamphlet, eine revolutionaire Schrift; wieder wurde das große Schlagwort: jesuitisch, darauf angewendet. Ein paar Thatsachen aber zeigen, wie der Radikalismus bei allem Gedudel von Gesetz, Gerechtigkeit und ähnlichen Worten, die in seinem Munde allesammt besudelt werden, wie die Speisen von den Harpieen, über dem Lossteuern auf seine Zwecke, über der Ausübung seiner Zwangsherrschaft, nicht blos allen Gegengründen, sondern selbst jeder Gegenrede die Ohren verschließt, demjenigen, den er einmal verfehmt hat, nicht einmal das Recht des Wortes verstattet, und, wenn es dennoch genommen wird, sich sorgfältig verwahrt, daß es wenigstens zu ihm nicht gelange.

Die Klöster ließen jedem Mitgliede des Großen Raths vom Aargau, deren etwas über zweihundert sind, ein Exemplar ihrer Denkschrift zugehen. Fünf derselben nahmen sie nicht einmal an, ein Paar darunter sandten sogar das Paket uneröffnet zurück; Einer davon schrieb auf den Umschlag: er sey ein Freund der Wahrheit und des Lichts; d. h. seiner vorgefaßten Meinung und jenes Lichts welches durch jede Beleuchtung sich vor Verdunklung fürchten muß. Ein Dritter fügte nachstehendes Schreiben bey:

„Da ich von jeher aus Ueberzeugung ein erklärter Feind der Klöster bin, so hätten sie mich mit einer Zusendung verschonen, und eine unnöthige Auslage von zwei Batzen ersparen können. Ich werde Ihnen also das Gedruckte, welches wirklich ohne Werth ist, wieder zurücksen-

den, wenn es mir nicht einfällt, demselben in einem Gemäche auf der hintern Laube die verdiente Bestimmung zu geben.

Es grüßt Sie

J. Strauß".

Es ist gesagt worden, dieser Strauß seye von Lenzburg gebürtig, und seine Worte dürften als Ausdruck der Gesinnung weit der größern Zahl der Reformirten gelten. Er soll früher Mathematiker gewesen seyn. Daß aber ein Mann, der in einer so wichtigen Angelegenheit in derartiger Weise sich äußern und benehmen kann, je Staatsschreiber von Aargau gewesen sey, können wir zur Ehre dieses Cantons nicht glauben, kaum, daß er gegenwärtig die Stelle eines Bezirksamtmanns in Lenzburg bekleide. Wäre die Identität des Briefstellers und des Ex-Staatsschreibers, nunmehrigen Bezirksamtmanns von Lenzburg, wirklich erwiesen, so würde derselbe früher öfters im Kloster Muri sich eingefunden, erst noch vor einem Jahr den gegenwärtigen Abt mit den derbsten Lobhudeleien und mit den dicksten Versicherungen von Regierungsgunst regalirt haben.

Sey dem wie ihm wolle, so sind das Proben, welchen Leuten die Geschicke ganzer Volksklassen anvertraut sind; was von Gesetzgebern, die so hinter ihre Feindseligkeit sich verbarricadirt haben, zu erwarten stehe, welches Vertrauen in Menschen, die jedes freie Wort der Wahrheit von sich wegweisen, gesetzt werden könne. Dergleichen Thatsachen müßen die Nothwendigkeit einer confessionellen Trennung schlagender beweisen, als es durch jede Entwicklung der Verhältnisse und Zustände, durch die einläßlichste Erörterung geschehen könnte. Wie wird die hoffentlich gerechter richtende Nachwelt über eine Versammlung urtheilen, die eine größere Anzahl derartig gesinnter Mitglieder in ihrer Mitte sitzen sahe, denn mehr als wahrscheinlich sind diese Wenigen nicht die Einzigen, welche solche Gesinnungen sagen, vielleicht nur die Einzigen, welche dieselben so zu Tage gegeben haben. Man dürfte sich nur überwinden, die Verhandlungen des großen Raths vom Aargau im Mai (bevor die Denkschrift der Klöster erschienen war) zu durchgehen, um zu sehen, welcher fanatischer Haß die Einen bewegte, in welche Sophistereien die Andern sich hineinrannten, in welchen Incriminationen und faden Behauptungen die Dritten sich gefielen, und wie selbst den Meisten, die sich gemäßigter ausdrückten, der Begriff von Heiligkeit des Eigenthums, die Bahn der Gerechtigkeit selbst bis zur letzten Spur verloren gegangen war, und so manche Aeußerung keinen andern Zweck hatte, als der Willkühr bestmöglichst einen Mantel der Legalität umzuhängen, oder als einen Akt der Mäßigung dasjenige erscheinen zu

lassen, was die hohe Potenz absoluter Gerechtigkeit als pflichtschuldig ihr dargebrachte Huldigung in einem viel weitern Umfange gebieterisch fordern durfte. Nicht achtungswerther stehen einzelne katholische Mitglieder des großen Raths, welche das Dekret gegen die Klöster nur deßwegen beschimpften, weil deren Eigenthum für den ganzen Canton in Anspruch genommen werden will, und an demselben bloß das auszusetzen wußten, daß es nicht ausschließlich zum Besten der katholischen Bevölkerung verwendet werden solle. Diese bekämpften nicht das Rauben, nur das Theilen des Raubes, fallen also mit jenen in Bezug auf Mangel an Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit zusammen.

Die Klöster des Cantons Thurgau sind nicht besser daran, als diejenigen der Aargauer vor dem 13. Jenner es waren; der Radikalismus ist dort weder zahmer, noch in seinen Absichten gemäßigter, noch in seiner Herrschaft beschränkter, als er es im Canton Aargau ist. Drückte doch bald nach den Schlußnahmen in diesem Canton ein Regierungsmitglied vom Thurgau dem Vorsteher eines der reichsten Klöster sein Bedauern darüber aus, daß man auch nicht das Mindeste von einer Verbindung mit den aargauischen Klöstern hätte herausbringen können, um unverweilt gleiche Verfügungen gegen sie zu treffen.

Die thurgauischen Klöster haben nun zum viertenmal um Hülfe, und den zwölften Artikel der Bundesurkunde aufrufend, an die Tagsatzung sich gewendet. Ihre dießjährige Beschwerdeschrift, „ihr letzter Nothschrei", wie sie sich ausdrücken, ist ganz kurz. In den großen Räthen von Luzern und Schwyz machte sie einen tiefen Eindruck, besonders durch ihren Schluß, welcher so lautet: „Läge es außer dem Bereiche Ihres Willens oder Ihrer Kraft, hier endlich Rath zu schaffen, so ermannen Sie Sich zu dem Entschluß, einen Artikel des Bundesvertrages aufzugeben, der zwar seinem Wortlauf nach klar, bestimmt und bindend sich ausspricht, in seiner Anwendung aber zur Phrase ohne Sinn und ohne Wahrheit geworden zu seyn schiene; einen Artikel, der dem mit dem Untergange Kämpfenden scheinbar einen Rettungsanker zuführt, aber ohne allen andern Erfolg, als den herben Todeskampf zu verlängern; einen Artikel, der weiter keinen andern Erfolg haben konnte, als den trügerischen Hoffnungsschimmer, langsamer verglimmen zu lassen. Den Widersachern der Klöster wird alsdann die Mühe diplomatischer Feinheiten und staatsrechtlicher Deutungen, denjenigen, welchen das Wort — Wort, die Urkunde — Urkunde ist, und über Allem dem der Eid steht, die Kränkung erspart, diesen alljährlich wiederholen zu müssen, und dennoch demselben jenes Gewicht nicht verschaffen zu können, welchen es für den schlichten Sinn, für das offene

Gemüth des einfachen Menschen jetzt noch hat und, ob Gott will, zum Heil der Menschen ferner haben wird. — Um Schutz, um Hülfe, um geneigte Verwendung, oder aber um endliche Befreiung von dem irrigen Wahn, als liege eine Sicherstellung der Klöster in dem XII. Artikel der Bundesurkunde, flehen wir zu Ihnen nochmals aufs dringendste. Denn am Ende muß auch die bitterste Wahrheit erwünschter seyn, als das endlose Schwanken zwischen Zuversicht und Mißtrauen, als der peinigende Widerspruch zwischen dem feststehenden Wort und der willkührlich geübten That".

Die thurgauischen Klöster hatten ihren erklärtesten Gegner an der Tagsatzung in dem Kantonsgesandten, einem gewissen Dr. Kern, in dessen schnöder Nichtachtung natürlicher und positiver Gesetze schwerlich Jemand einen Schüler Savignys erkennen würde. Es ist in dem großen Rath eines andern Cantons gesagt worden, welches Vertrauen das Volk in Gerichte setzen könne, die das Recht zu schirmen, die Gerechtigkeit zu handhaben hätten, und deren Präsidenten oder Mitglieder den vor Augen verübten Justizmord gegen die Klöster, den Raub ihres Eigenthums so leichtfertig beschönigten, denselben als eine gegen jede Anfechtung gesicherte Verfügung zu rechtfertigten kein Bedenken trugen. Und jener ist Präsident des thurgauischen Appellationsgerichts, welches über Ehre und Freiheit, Haß und Gut, Leib und Leben seiner Mitbürger in letzter Instanz abzusprechen hat! Wenn man die Thatsachen und Sachverhältnisse etwas näher kennt und weiß, wie er diese zu verdrehen, die Klöster anzuschwärzen beflissen war, so wird hierin schwerlich jemand den Priester der Themis erkennen; sollte aber über die Verbindung jener Kunstgriffe mit dieser Eigenschaft irgend einen Menschen ein Staunen anwandeln, so wird er sich von demselben befreit fühlen, also bald er vernimmt, daß eben derselbige Kern seiner Zeit sich nicht entblödet habe, in Schenken sein Bedauern auszusprechen, daß im Kanton Thurgau nicht eine größere Zahl von Anhängern des verrühmten Dr. Strauß sich finde.

Um selbst die besser gesinnten Tagsatzungsgesandten irre zu führen und gegen die Richtigkeit der Angaben den Kloster Zweifel zu erwecken, entblödete er sich nicht, vorzugeben: „Die Carthause Ittingen habe zwar binnen fünf und dreißig Jahren wohl einigen Vorschlag aufzuweisen, aber im Verhältniß zu dem Stammvermögen könne derselbe kaum in Anschlag kommen, und es gebe sich dort eine so üble Wirthschaft kund, wie in allen andern Klöstern". Vermuthlich hatte der der Herr Ehrengesandte die Inventarien von 1802 und 1836 im Auge und hätte vielleicht nöthigen Falls die Zahlen derselben einander gegen-

übergestellt. Da hätte das eine Inventarium die Zahl 735,107, das andere die Zahl 737,512 ausgewiesen, und die Differenz von bloß 2405 wäre mit allem Recht nicht in Betracht zu ziehen. Daß aber beide Zahlen nicht gleiche Größen ausweisen, daß die erste Schweizerfranken, die zweite Gulden, beide wie 2 : 3 sich verhaltend bezeichne, das scheint der Herr Ehrengesandte verheimlicht, denn es übersehen zu haben, wäre kaum möglich, da bei der Zahl des ersten Inventariums der Buchstabe L (Livres) steht, überdem noch Rappen aufgeführt sind, und zum Ueberfluß an den meisten Stellen den Franken der Guldenbetrag zur Seite gesetzt, überhaupt das Specielle des Inventariums in Gulden durchgeführt ist. Nach Ausgleichung beider Inventarien aber ergiebt sich in der genannten Zeit ein Vorschlag von 174,838 Gulden auf ein ursprüngliches Kapitel von etwas mehr als 500,000 fl. Ob nun jene Summe nicht in Anschlag zu bringen, ob dabei von schlechter Wirthschaft zu sprechen seye, das mag der Beurtheilung eines Jeden überlassen bleiben. Bemerkenswerth ist nur die Aufrichtigkeit der Radikalen die derjenigen der Pietisten den Rang ablaufen zu wollen scheint,

Diese zeigte sich eben so glänzend in der Behauptung, das Kloster St. Katharinenthal habe sich einen Rückschlag von 136,598 fl., dasjenige von Münsterlingen einen ähnlichen von 126,332 fl. zu Schulden kommen lassen. Die armen Klosterfrauen müssen dieses alles verzehrt, verschleudert haben, indeß der Hr. Ehrengesandte wohl wissen konnte, daß Katharinenthal deßwegen so sehr zurückkam, weil man ihm im Jahr 1804 die Oekonomie des verschuldeten Klosters Paradies mit Gewalt aufgebürdet hatte, wobei es über dreißig Jahre lang seine Kräfte an dieses verwenden mußte, und als der Staat das fett gesängte Opfer abschlachtete, mit seinen Reklamationen abgewiesen wurde, daß in Münsterlingen der Grund zu dem Rückschlag durch die ungemessenen Dilapidationen eines weltlichen Verwalters gelegt wurde, der über eine zwölfjährige Verwaltung nicht die mindeste Rechnung abzulegen im Stande war, darauf aber, als der Schaden nicht mehr länger verheimlicht werden konnte, durch seinen Bruder, den regierenden Landammann, unter den hochobrigkeitlichen Fittig genommen wurde, das konnte gedachten Hrn. Ehrengesandten ebenfalls nicht unbekannt seyn. Anzuführen, wie viel seitdem die Klosterfrauen durch Darben und Arbeit zu Reparation dieser Verluste beitrugen, paßte nicht in das System. Das ist radikale Unpartheilichkeit.

Es ist hier nicht der Ort, die Summe der Tagsatzungs-Instruktionen, welche übrigens längst bekannt sind, zu berühren. Aber eine Bemerkung, wozu die Mehrzahl derselben Veranlassung bietet, läßt sich nicht

unterdrücken. In den meisten großen Räthen wurde das Aargauische Verfahren einzig von dem Standpunkt des zwölften Artikels der Bundesurkunde mißbilligt. Wir erinnern uns nicht, daß in irgend einem großen Rath der protestantischen oder selbst paritätischen Cantone Redner aufgetreten wären, welche mit Kraft, Ernst und Würde, mit jener Begeisterung, mit jenem Feuer der Rede, welche das Bewußtseyn, für die geheiligtsten Principien, für die ersten und letzten Garantieen aller Menschenwohlfahrt, zu kämpfen auch dem Unberedtesten verleiht, jenes gewaltthätige und raubsüchtige Verfahren des Cantons Aargau von dem Standpunkte der Gerechtigkeit gegen Jedermann, der Heiligkeit des Eigenthums, durch wen dasselbe besessen werde, beleuchtet, bekämpft, dessen Scheußlichkeit in jener Farbenglut dargestellt hätten, in welcher es dargestellt zu werden verdient. Für denjenigen, welchen der Bösewicht sich zur Beute ausersehen hat, läuft es zwar auf eines hinaus, welcher Beweggrund einen Andern antreibe, um ihn den Fängen des Ungethüms zu entreißen, zu Würdigung des Letztern aber sind die Beweggründe, welche diesen hiezu veranlaßten, keineswegs gleichgültig.

Um so höher das Göttliche über dem Menschlichen, das für alle Zeiten Gültige über dem Zeitweiligen, das Allgemeine über dem Besondern steht, um so höher sollte der Cultus der Gerechtigkeit, die wankellose Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Eigenthums, diese, in eines jeden wahrhaft freien und unverdorbenen Menschen, durch den Griffel des Ewigen eingetragenen Gesetze über Stipulationen stehen, die von Menschen gegeben und aufgehoben, die aus der Uebereinstimmung einer Mehrzahl hervorgegangen, durch eben eine solche auch wieder beseitigt werden können. Die momentane Inconvenienz, einen Fetzen Papier zerreißen zu sehen, kann zwar für den vorliegenden Fall das Gleiche bewirken, was das eiserne Festhalten an jenen unverrückbaren Grundlagen des allgemeinen Wohlseyns hätte bewirken sollen. Edler, großartiger, würdiger wäre es aber ohne Zweifel gewesen, von diesen auszugehen, diese zum Pulsschlag aller Erklärungen gegen Aargau zu machen; ihnen dann durch jenes die Siegel aufzudrücken und der Ethik den Ausspruch des Rechts in subsidium folgen zu lassen. Edler, großartiger, würdiger hätte eine solche Argumentation sich dargestellt, als eine solche, welche jene ganz beseitigt und ausschließlich an dieses sich hält, hiemit gleichsam schweigend zu erklären: gäbe es keinen XII. Artikel der Bundesurkunde, alsdann wäre euer willkührliches Handeln ein Akt der Gerechtigkeit, euer frevelhaftes Gelüsten eine löbliche That;

indeß es ein Gesetz giebt, welches höher steht als dieser und jeder andere Artikel, einen Richterstuhl, welcher nach tiefern Erwägungsgründen urtheilt, und eine innere Freiheit, der dieser hehre Name in dem Maaße nur zukommen kann, in welchem sie vor jenen sich beugt.

Freiheit! Dieses Wort wird so vielfältig gebraucht; man liebt es, mit demselben sich zu brüsten; man wähnt, dieselbe in der Schweiz vorzugsweise zu finden. Wie leicht aber ließe sich nicht der Beweis führen, daß sie dem Wesen nach nirgends weniger vorhanden sey, als in der sogenannten freien Schweiz; daß sie hier der Gier nach Stellen und Einfluß, dort dem fratzenhaften Götzen der Popularität, an dem einen Ort der verkappten Anmaaßung, an dem andern dem Terrorismus, heimlich den schleichenden Ränken, öffentlich und offiziell den Zwecken oder den Gelüsten der Gewalthaber als Opfer geschlachtet werde. Ist z. B. der einflußreiche Mann, welcher es nicht wagen darf, vielleicht nicht wagen mag, mit einem solchen zu erscheinen, der die Abzeichen einer andern Confession, einer andern Stellung an sich trägt, ein äußerlich oder innerlich freier zu nennen? Wir könnten z. B. einen solchen anführen, der für einen der Tüchtigern, der Ausgezeichnetern, der Redlichern gilt, und doch der Einladung eines Prälaten zur Unterredung auf einem Schloß, in dessen Nähe Geschäfte jenen riefen, auswich, hierauf das Anerbieten eines Besuches des Prälaten in seiner Vaterstadt nur dann annehmen wollte, wenn sich derselbe in weltlicher Kleidung bei ihm einfinde. Welche Festigkeit, da, wo es die Entscheidung großer Fragen gilt, läßt sich von solchen Männern erwarten, welche Besorgniß nicht hegen, daß ein „leicht aufzufindendes Verabkommen zwischen Brechen und Aufrechthalten jenes zwölften Artikels, zwischen Recht und Unrecht“, in dem Wahn, „hierin die wahre Weisheit und Würde zu finden“, sie übermannen könnte?

In dem Augenblick, da wir dieses schreiben, wird die Schlußnahme der Tagsatzung vom 9. Juli bekannt. Der Kampf der Wahrheit gegen die Lüge, des Rechts gegen die Willkühr, der echten Freiheit gegen die vorgespiegelte, der Eidgenossenschaft wider die Meineidgenossenschaft, der unverjährbaren Principien gegen den Radikalismus ist noch verschoben, weß der Sieg bleiben werde, noch ungewiß; derjenige des letztern würde ohne allen Zweifel die Schweiz schneller ihrem Untergange entgegenführen, und diesem die Schmach hinzufügen, denselben muthwillig verschuldet zu haben.

XXI.

Betrachtungen über die kirchlichen Zustände Schlesiens und des Breslauer Domkapitels.

(Eingesandt.)

Am kirchlichen Himmel Schlesiens ist noch immer geschäftige Bewegung. Die verschiedenen Constellationen, unter welchen die beiden Candidatenwahlen für den verwaisten Hirtenstuhl herbeigeführt wurden, waren anfangs für die exoterische Laienwelt durch dichten Wolkenschleier verhüllt. Die Zeitungsblätter haben diesen Schleier allmählig gelüftet. Der Himmel ist aufgeklärt. Was verborgen war, steht aufgedeckt vor den Augen der lachenden und weinenden Welt. Denn was sehen wir an dem klar gewordenen Kirchenhimmel, wo er über der Breslauer Dominsel sich wölbt? Etwa die Lichtconglomerationen der Diöcesan-Intelligenz; die, wie der glänzende Himmelswagen, unsere Brust mit seligen Gefühlen erquicken und lebendig erregen sollen? O nein! Nur einige Sterne, die durch das nächtliche Kirchendunkel mit ihren belebenden Strahlen freundlich uns entgegenleuchten. Nur sie gewährten bis jetzt für die im Kirchenschiff Schlesiens besorgten Gemüther die einzige Beruhigung. Dagegen wird unser Herz von Unruhe ergriffen, ja wir fühlen uns als Glieder der Diöcese wie von einem drückenden Alp belastet, wenn wir von der öden und verlassenen Himmelsseite unseren Blick hinwenden zur Erde. Hier läuft das Personal des Breslauer hochwürdigen Domcapitels zur Besprechung seiner Pläne geschäftig durcheinander. In fortgesetztem Verkehre mit einer hohen Staatsperson horcht es auf die Maaßregeln, die bei den Statt findenden Wahlen zu handhaben seyn werden. Thun das alle? O nein! Es ist besonders ein Trifolium mit einer Bischofsmütze in seiner Mitte welche das horchende Organ ist.

Uebrigens ist das alles in diesen Blättern schon besprochen worden, Auch kann dem ruhigen Beobachter, der in den verschiedenen Zeitungsberichten über die statt gehabten Candidatenwahlen die Spreu von dem Waizen zu sondern versteht, das wahre Urtheil über die Veränderun-

gen in den Zuständen des genannten hochwürdigen Domstiftes nicht verborgen geblieben seyn. Wir würden daher eine fernere Besprechung dieser Zustände kaum für nothwendig erachten, wenn nicht manche in der Diöcese von Mund zu Mund gehende Einzelheiten zur Schattirung des öden Gemäldes dieses politisch kirchlichen Dramas einen zu interessanten Beitrag gewährten. Wir haben diese Einzelnheiten aus dem Munde der Diöcese mit möglicher Sorgfalt zu sammeln gesucht. Sie geben dem ganzen Bilde oft in seinen einzelnen Partieen einen höchst pittoresken Effect.

Zieht man zunächst aus den öffentlichen Zeitungsberichten über die erste Candidatenwahl das Resümé, so ergiebt sich der Satz: daß die eingereichte Liste eine öffentliche Schmach war für das ganze Domcapitel. Nur ein Einziger aus dem hochwürdigen Wahl-Corpus, den man in jüngster Zeit als Prediger in der Wüste dargestellt hat, hielt sich frei, von dieser Schmach. Er blickte zum Kirchenhimmel und sah „ein gräuelich Zeichen im Haus des Lebens". Und siehe! Er protestirte gegen Minoritätswahlen, nachdem eine versuchte Majoritätswahl ganz erfolglos geblieben war. Die eigentlichste Constellation ist in ihrem genauen Thatbestande immer noch etwas dunkel, wenn gleich die Hauptmomente am Himmel der Diöcese klar hervorgetreten sind. So weiß man z. B. daß Sr. Majestät der König dem hochwürdigen Capitel die Anweisung geben ließ, mit allen canonischen Formen die erste Candidatenliste anzufertigen. Der König werde dann die Liste placetiren, und das Kapitel müsse aus den ihm zurückgesandten Candidaten den Bischof wählen, ohne daß ihm gestattet sey noch neue Candidaten in Vorschlag zu bringen. Nun sollte man sagen: unter diesen Umständen hätte im Kapitel über die anzunehmende Majoritätswahl kein Streit obwalten können. Denn bloße Minoritätswahlen geben gar keinen eigentlichen Bischofscandidaten. Ein Candidat, für den die major pars capituli gar nicht zu gewinnen ist, der ist auch kein möglicher Bischof. Eine Liste aus solchen Candidaten enthält daher keinen möglichen Bischof, falls wir bei der Bischofswahl noch dieselbe Freiheit voraussetzen, wie bei der Candidatenwahl. Diese Freiheit wäre aber aufgehoben, wenn das Kapitel aus lauter Minoritätscandidaten später nach königlichem Befehl seinen Bischof wählen müßte, ohne das Recht zu behalten noch neue Candidaten in Vorschlag zu bringen. Uns will es nun scheinen, als habe die unkirchliche Partei des Kapitels dasselbe um diese Freiheit bringen wollen. Sie wünschte den möglichen Bischof in ihrer Mitte

zu wissen. Sie sah sich aber durch die königliche Anweisung: canonisch zu wählen, mit ihrer Candidatenliste im Gedränge. Die Himmelszeichen standen zur Durchführung ihrer Pläne nicht ganz günstig. Sie mußte fürchten, wovon sie das Gegentheil sich in eine hoffnungsvolle Perspektive stellen wollte. Nur so erklärt es sich, wie es möglich war, daß sie, trotz der erhaltenen königlichen Anweisung, doch auf Minoritätswahlen gedrungen haben soll. Man hüte sich also, den Gehorsam gegen unkirchliche Regierungsbefehle im Breslauer hochwürdi- Domcapitel in allen Fällen aus einer loyalen Gesinnung, und umgekehrt einen anscheinenden Ungehorsam aus illoyalen Grundsätzen abzuleiten. Hier liegt uns ein Fall vor, wo ein Mangel an Loyalität auf der unkirchlichen Seite bloß darum sich zeigte, weil ein loyales Handeln mit den eigennützigen und selbstsüchtigen Rücksichten und Absichten nicht im Einklang war. Wenn daher eine auch selbst königliche Anweisung mit diesen Absichten collidirt, so steht die Loyalität der Unkirchlichen auf der verlornen Schildwache.

Indessen setzte doch der kirchliche Theil die Majoritätswahlen durch. Er ließ aber, als der Versuch ihrer Anwendung ganz erfolglos blieb, und auch nicht ein einziger Candidat im Scrutinium nach einer langen Reihe von Wiederholungen herausgebracht werden konnte, seine kirchlichen Flügel wieder matt werden. Er willigte jetzt uno excepto in die von der unkirchlichen Partei ursprünglich verlangten Minoritätswahlen.

Nun regnete es Candidaten. Man erzählt sich, daß sogar Zwillinge aus der Wahlurne hervorgegangen und approbirt worden seyen. Sehr erklärlich: Da hier eine Entscheidung über die Erstgeburt unmöglich war. Freilich wird man erinnern, daß auch bei der Wahl durch relative Majorität immer nur Einer der Gewählte seyn könne daß folglich, wo zwei mit gleichen Stimmen begehrt seyen, keiner von beiden die Majorität habe und ein neues Scrutinium nothwendig werde. Indessen darf man wohl annehmen, daß das Breslauer hochwürdige Domcapitel über solche Kleinigkeiten erhaben sey. Andere jedoch nehmen dasselbe wegen dieses Verhaltens sogar im Schutz. Sie sehen darin einen Gerechtigkeitsact und machen folgende Conjectur: „Das Capitel, sagen sie, sey in zwei Parteien getheilt, welche gegenseitig in sich zusammenhalten. Es liege daher in der Natur der Sache, oder sey doch mindestens wahrscheinlich, daß gleich beim ersten Scrutinium jede Partei ihren Liebsten in's Auge gefaßt, daß also eine gemischte Zwillingsgeburt sich herausgestellt habe; daß

folglich ein kirchlicher und unkirchlicher Candidat zu gleichen Stimmen aus dem Wahlbecken aufgestiegen sey. Wenn demnach beide zugleich in die Liste verzeichnet worden, so sey beiden Parteien ihr Recht widerfahren, was Niemand tadeln könne. Denn das Kapitel sey nun einmal keine Einheit, sondern eine Zweiheit, man könne daher auf den Corporationsgeist gar nicht provociren". Böse Welt!

Die fruchtbare Wahl soll dann, wie man erzählt, in wiederholten Zwillingsgeburten sich fortgesetzt haben. Welche Lust! — Aber sie konnte doch nicht immer fortgehen. Es mußte die Frage entstehen: sollen wir aufhören?

Es will in der That viel sagen, wenn ein hochwürdiges Domstiftskapitel sich nicht schämt, eine Candidatenliste einzusenden, worauf Männer sich befinden, die diesen Namen kaum verdienen, wenigstens dann nicht, wenn man, was hier nothwendig ist, eine geistige und charaktervolle Mannheit versteht: In der Ferne liest man nur die Namen, ohne die Personen zu kennen. In Schlesien aber kennt man die Personen. Unter ihnen möchte die gute Hälfte wohl immerhin eine Seite darbieten, die einen Witzbold zur Anfertigung belustigender Carricaturen, aber nicht zur Hervorhebung der vom Tridentinum geforderten bischöflichen Qualification veranlassen konnte. Die Weltkinder lachen, wo die Kirchkinder weinen. Ist es nicht bejammernswerth, ist es nicht drückend für kirchliche Gemüther, wenn die größere Hälfte eines Diöcesankapitels, in Folge der veröffentlichten ersten Candidatenliste, zum Gegenstande des Witzes und der Belustigung gemacht werden konnte? Dem einen gab man einen silbernen Bischofsstab und ließ ihn nach einem goldenen greifen, der mit weltlichen Insignien geschmückt war. Den andern machte man zum Spielwerk eines Papageien. Einen Dritten ließ man eine Geldkiste bewahren. Einen Vierten stellte man gar an den Bratenwender in die Küche. Einen Fünften zierte man mit einem Pfauenschweif und stellte ihn unter Eckensteher; denen er alle seine Titel an den Fingern aufzählte. Einem sechsten gab man ein auf Null stehendes Thermometer in die Hand. — Ich frage nochmals: Ist es nicht bejammernswerth eine kirchliche Corporation so behandelt zu sehen? Und wenn diese Behandlung keine unverdiente wäre, sollte da nicht der Herr sprechen: „Weichet von mir; laßt mich bitterlich weinen; gebt euch nicht Mühe mich zu trösten über die Zerstörung der Tochter meines Volks"!

Selbst in einem weltlichen Collegium, welches mit dem hochwürdigen Domkapitel im Verkehre steht und sehr gut weiß, an welchen und wie

vielen Enden diese Corporation der kirchliche Schuh drückt: soll man bei Lesung der ersten Candidatenliste gestaunt haben. Einer der Räthe habe ausgerufen: „Nein, so erbärmlich hätte ich mir den Zustand des hiesigen Capitels doch nicht gedacht“! —.—

Seit der mit dem königlichen Mißfallen beladenen Administratorwahl konnte man über die Gesinnung des wirren Trifoliums nicht mehr in Zweifel seyn. Diese hochwürdigen Herrn haben zu ihrem persönlichem Jammer auch noch das Unglück, in ihrer Papageien-Natur das eigene Leid nicht verschweigen zu können, weil sie es für Freude halten. Es ist wahrscheinlich mehr als Naivität wenn man gegen Laien kein Hehl daraus macht, daß sich drei Mitglieder des Kapitels wegen der statt gefundenen dem Könige mißfälligen Administratorwahl bei der Regierung „purificirt“ hätten. O verrathene Tochter Jerusalems! Wo ist die Treue deiner Diener! Sind solche Männer es wohl werth in deinem Rathe zu sitzen, wo sie aus dem erbärmlichsten Egoismus, oder aus Scheelsucht, nicht deine Räthe, sondern deine Verräther werden?

Ist aber dieses Urtheil nicht zu strenge? O nein! Wir können es durch eine zweite auf der unkirchlichen Partei ruhende Schmach noch mehr bestätigen. Wenn man die zweite Candidatenwahl mit der ersten in Verbindung nimmt, so erscheinen die unkirchlichen Mitglieder als wahre Söldlinge. Sie gehen in ihrer Cameleonsnatur durch ganz entgegengesetzte Phasen der Gesinnung, je nachdem die Zeiten und Umstände sich ändern. Bei der ersten Wahl stehen sie dem kirchlichen Theile gegenüber; bei der zweiten schließen sie denselben sich an. Bei der ersten konnte man für kirchlich gesinnte Candidaten so wenig eine Majoritätswahl durchsetzen, daß es sogar der unkirchlichen Partei fast gelungen wäre, eine solche für sich zu gewinnen — sintemal, wie gesagt wird, man sich nicht geschämt hat, seine Stimme sich selbst zu geben.

Wie löst sich nun dieser Widerspruch? Auf diese Frage kann schon der Kirchenhahn eine Antwort geben. Wenn er an dem Tage nach Abend gesehen hat, und an dem andern plötzlich nach Morgen zeigt, so sagt jeder Beobachter der Himmelszeichen: es habe der Wind sich geändert. So nun wirst du, lieber Leser, auch in dem gegenwärtigen Falle von dem Breslauer Kirchenhahn wohl sagen. Und du sagst dabei nicht Unrecht. Nachdem nämlich die durch Minoritätswahlen zu Stande gebrachte Liste eingesandt war, so blies für die unkirchliche Partei, von Berlin herüber gegen alle Erwartung, ein frostiger Boreas. Man begreift es kaum, wie man eine gegentheilige Erwartung haben konnte. Man wußte nämlich, daß der Domherr Förster seinen

Protest, den man, wie es heißt, dem Kapitelsbericht als Separatvotum nicht beilegen wollte, besonders an das hohe Ministerium eingeschickt hatte. Wie konnte man nun für die eigene illoyale und unkirchliche Handlung aus Berlin eine Belobung erwarten? Das Kapitel mußte aber auch das königliche Mißfallen erfahren, daß es solch eine Liste einzusenden sich erlaubt hatte. Das königliche Schreiben drückte sich jetzt nicht mehr in der ursprünglichen Weise aus, daß man „mit allen canonischen Formen“ wählen solle, sondern befahl — wie verlautet hat — unter Beifügung einer Drohung die Anfertigung einer Liste „nach Majoritätswahlen“. Bei diesem Windstoß drehte sich der Breslauer Kirchenhahn. Uebrigens hätte man auch ohne die ausgestossene Drohung seinen Zweck schon erreichen können. Der Wahlcommissarius kannte ja seine Leute. Er raunte ihnen in's Ohr: unter den obwaltenden Umständen möchten sie sich selbst aus dem Auge lassen. Sie sollten zur Erreichung von Majoritätswahlen mit dem kirchlichen Theile sich vereinigen. Dabei wurden aber, wie die Berliner Berichte wiederholt gemeldet haben, die auf der ersten Liste gestandenen drei kirchlichen Candidaten ex numero capituli, Förster, Fischer und Elsler als vom Könige gestrichene bezeichnet. Nur Knauer wurde als persona grata suggerirt; von den übrigen Namen der Liste sollte weiter keine Notiz genommen werden.

Es darf nicht verschwiegen bleiben, daß die Reprobation jener drei Männer in der ganzen Diöcese einen höchst schmerzlichen Eindruck gemacht; daß dadurch die aufgelebte Hoffnung in Ansehung des gerechten Verhältnisses unserer Staatsregierung zur Kirche und zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse um ein Bedeutendes gesunken ist. Und wie sollte auch eine Kirchenprovinz nicht traurig werden, wenn sie gerade diejenigen Männer von ihrem Hirtenstuhl ausgeschlossen sieht, welche die allgemeine Achtung, und sogar die öffentliche Volksverehrung für sich haben. Ein so sanftmüthiger Mann wie Elsler konnte reprobirt werden? Und wie erklärt sich die Verwerfung des kirchlich frommen Fischer? In Ansehung des hochwürdigen Dompredigers aber stimmen alle Confessionen in ihrer Verehrung überein. Nur solche, die von allem positiven Christenthum entblößt sind, stehen als Unholde dem kirchlichen Leben jeder Confession gegenüber. Sie schreien über Fanatismus und Ultramontanismus, wo in den gemessensten Schranken eine kirchliche Ader ihren Pulsschlag geltend macht. Man will kein kirchliches Leben und Streben mehr. Wer die Kirche zu verrathen fähig ist, der ist ihr Mann; dessen Aufklärung wird von ihnen gerühmt. Man sollte daher in der Umgebung Seiner Majestät des Königs auf anklagende Stimmen, die

gegen kirchlich gesinnte Männer sich erheben, nur mit der größten Vorsicht horchen. Man sollte ihnen nicht unbedingtes Vertrauen schenken, wenn sie z. B. sagen: „dieser oder jener Mann, der jetzt so hyperkirchlich seyn will, war früher ein Liberaler. Nur darum wurde er für das Domkapitel auserſehen". Statt dessen müßte es heißen: „man hat sich der Ansicht hingegeben, als ob er ein Liberaler sey; aber er war es nicht. Ein trügerischer Schein hat zu diesem Urtheil verleitet. Hätte man seine streng kirchliche Gesinnung gekannt, so würde man sich wohl gehütet haben, ihn zu berufen". Kehren wir jedoch zu der unkirchlichen Parthei zurück.

Gehorsame Diener sind, wenn sie einmal einen kleinen Widerspruch sich erlaubt hatten, desto pünktlicher in der Erfüllung der strengeren Befehle ihrer Herrschaft. Sie wollen die alte Gunst nicht verlieren. Die zweite Wahl hatte mit absoluter Majorität eine Canditatenliste zur Folge, welche durchgängig zu Gunsten des kirchlichen Theils ausgefallen ist. Dabei blieb aber die unkirchliche Partei der Gubernialanweisung vollkommen getreu. Sie accedirte nicht zu den drei verworfenen Candidaten der ersten Liste. Wenigstens muß dieses geschlossen werden, weil sonst doch gewiß Einer in die zweite Wahlliste übergegangen seyn würde. Dagegen accedirte sie zu dem ebenfalls auf kirchlicher Seite stehenden Knauer. Sie wußte zu gehorchen. Ist also nicht die zweite Liste, wie gesagt, für die unkirchliche Parthei eine noch besondere Schmach? Wird nicht dadurch das oben ausgesprochene Urtheil vollkommen bestätigt? Erscheint sie nicht als ein merum instrumentum gubernii? Soll die Tochter Sions nicht klagen, daß sie von ihren Kindern verrathen und verkauft wird, soll sie nicht trauernd ihre Hände zum Himmel erheben, und von oben herab sich Hülfe und Trost erflehen, da sie auf der Erde verlassen ist? — —

Möge aber auch das Gubernium bedenken, wozu solche Spiele mit heiligen Dingen hinführen können, und schon wirklich hingeführt haben. Solche gebrauchbare Naturen sollte man verachten. Sie haben nur einen empirischen Gesichtskreis. Das höhere, geistige Leben ist ihnen eine unbekannte Welt. Sie sind nur so lange getreu, als man ihnen Aussichten eröffnet. Alles wird von ihnen blos äußerlich aufgefaßt, da sie selbst nur äußerlich sind. Durch äußere Verhältnisse lassen sie zu ihren Handlungen sich bestimmen. Kein inneres, vom Himmel ihnen gegebenes Motiv treibt sie zu ihren Unternehmungen. Wo nichts Irdisches zu hoffen ist, da verfallen sie in einen lethargischen Zustand. Den Himmel wollen sie umsonst haben, für die Erde laufen und rennen sie.

Wie ganz anders ist es mit Personen von strenger und gewissen-

hafter kirchlicher Gesinnung. In demselben Maaße, als sie der Kirche getreu sind, sind sie es auch dem Staate. Nur wollen sie nicht die eine Treue der andern aus äußern Rücksichten zum Opfer bringen; weder die kirchliche der bürgerlichen, noch die bürgerliche der kirchlichen. Eine jede ist ihnen Pflicht, und eine jede begründet ihnen ein Recht: so und nicht anders zu handeln. Pflicht und Recht sind hier die Motive des Thuns und Lassens. Solche Männer sind fähig für Staat und Kirche ihr Leben zu opfern. Für den Staat, wo die Bürgerpflicht sie ruft, und die Kriegstrommete des Vaterlandes Gefahr zu ihren Ohren führt. Für die Kirche, wo die Kirchenpflicht es gebietet und des Herrn Worte im Gewissen ertönen, ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. In beiden Fällen halten sie fest an ihrer Pflicht. Sie sind innerliche Naturen. Ihr Leben ist geistig und nicht fleischlich. Es ist kirchlich nach zwei Seiten hin, und nicht in Einseitigkeit weltlich. Die Kirche gebietet Gehorsam gegen den Landesfürsten aus Gewissenhaftigkeit und nicht aus Eigennutz; aus Gottesfurcht und nicht aus Menschenfurcht.

Wir wollen uns Glück wünschen, daß das hochwürdige Domkapitel in Breslau von solchen Männern wenigstens nicht gänzlich entblößt ist, und wollen hoffen und zu Gott flehen: daß er sie zum Beispiele werden lassen möge, für solche, die äußerlich getrieben werden, wie ein Rohr vom Winde; die nur alles nach ihrem eigenen lieben Ich beurtheilen, und alles darauf beziehen, sey es auch sogar das Kirchenregiment.

Wir stehen nun am Vorabende der eigentlichen Bischofswahl, und wir freuen uns zunächst wenigstens von der Furcht frei zu seyn, die uns bei der ersten Candidatenliste immer noch drückte. Wenn auch der Schmerz über die Reprobation der kirchlichen Candidaten der Diöcese im Clerus tief gefühlt wird, so leuchten uns doch unter den außerhalb der Diöcese gewählten Candidaten ebenfalls Hoffnungssterne tröstlich entgegen. Wir bedürfen aber der Kraft eines Mannes. Das hochbetagte Alter ist zur Tragung dieser Bürde zu schwach. Wer ein Greis geworden ist, möge seinen ihm bekannten Wirkungskreis nicht mit einem ihm unbekannten vertauschen wollen. Goldenes Bisthum! Wer wird deinen Hirtenstab tragen? Möge es ein pastor bonus seyn! Möge er in die geistliche, und nicht in die weltliche Scheune Schätze sammeln! Möge er einen Glauben haben, der an seine Schaafe ihn fesselt, der ihn zu ihrem apostolischen Vater macht; nicht aber ihn zwingt, die Heerde zu verlassen. Möge es nicht nothwendig seyn, daß er an seine Hirtenpflicht gemahnt werde, und möge er fern seyn von solcher Unkirchlichkeit, die ein mahnendes Breve des heil. Vaters, anstatt über

seinen Inhalt zu erröthen, durch Mittheilung an protestantische Staats-Beamten zum Gegenstande unlauterer Zeitungsartikel machte. „Das Schreiben des Papstes“, heißt es in der Rheinwald'schen Berliner K. Z. vom Februar d. J. „an den abgegangenen Fürstbischof Sedlnitzki ist in Vieler Hände gekommen. Wahrlich ein Meisterstück römischer Politik! wie schlau weiß doch die Kurie die unbequemen Prälaten los zu werden, und wie gering denkt man jenseits der Alpen von dem bürgerlichen Gehorsam eines Landes- (!) Bischofs“.

Was soll man zu solcher Sprache sagen? Wir sind, leider! hier in Schlesien an solches Gebahren zu lange schon gewohnt. Von katholischen Kirchenbischöfen scheint man nichts mehr zu wissen. Sie sollen behandelt werden wie bürgerliche Landesbischöfe. Danken wir Gott, daß in dieser Beziehung am politischen Himmel in Preußen günstigere Zeichen erschienen sind. Nur hier in Schlesien treiben unsere Zeitungen ihren rücksichtslosen Unfug fort. Jeder für Katholiken auch noch so beleidigende und kränkende Artikel, jede Schmähung und jede handgreifliche Unwahrheit, womit man die Kirche schwarz zu machen vermeint, passirt ohne Hinderniß die Censur. Will aber einige Opposition ja auch nur eine in den gemessensten Schranken gehaltene Vertheidigung sich geltend machen, so wird der Artikel zuerst verurtheilt, und dann — falls er im Breslauer Kirchenblatt sich kund geben will — auch noch hier gestrichen. Dieses Amt wird von einem Mitgliede des erwähnten Trifoliums im Domcapitel ausgeübt. So lebt das katholische Schlesien noch fortgesetzt unter dem drückendsten Joche einer intoleranten Censurbehörde, die noch dazu auf katholischer Seite ihre willigen Handlanger findet. Eine solche Behörde ist für den Staat ein wahrer Fluch. Anstatt Frieden und Einigkeit zu befestigen, läßt sie das heiligste Pfand der andern Confession ungestraft schmähen. Sie führt dadurch unheilvolle Zustände herbei. Wäre die katholische Confession in Preußen bloß eine tolerirte, so müßte man, unter Seufzern, solch eine Behandlung sich gefallen lassen. Nun aber ist sie eine gleichgestellte. Sie hat mit der protestantischen Confession gleiche Rechte, ohne sie im Leben zu genießen. Sie sieht sich durch die Censur gedrückt und gemißhandelt. Freilich sollte die höchste kirchliche Behörde so etwas sich nicht gefallen lassen. Es sollte die Bisthumsadministration ihrer Stellvertretung des Bischofs sich bewußt werden und solchem Unfug entgegenwirken. Sie sollte nicht schwanken, sondern mit Festigkeit handeln, wo man garantirte Rechte in Anspruch nehmen kann. Mehrere Klageschriften und Bittschriften zur Abstellung dieses Censurunfuges sind aus der Diöcese schon an den Polizeiminister Rochow eingesandt worden. Auch ist man nicht ungehört geblieben. Aber bloß brieflich hat man Zusicherung erhalten, daß dem Uebelstande werde abgeholfen werden. Im Leben ist er bis jetzt noch immer derselbe geblieben. Man betrachtet die Ausübung dieser Willkührherrschaft gleichsam als ein durch Verjährung gewonnenes Recht. Man bedenkt nicht, daß es ein Unrecht ist. Wo nun die höchste Staatsbehörde solch ein vorhandenes actives Unrecht in der Behandlung der katholischen Unterthanen kennt, da sollte man doch auf die Handhabung der Gerechtigkeit nicht länger warten lassen. Unser in seinen gerechten Gesinnungen vielfach schon bewährter Landesvater sucht zwar den Staats-

wagen wieder in das Geleise der Gerechtigkeit hineinzubringen. Auch ist Manches schon geschehen. Es sind aber Rücksichten, wodurch man gefesselt ist. Wir wollen diese Rücksichten nicht für nichts erachten. Sie sind magni momenti in einem gemischten Staate mit vorwaltender protestantischer Beamtenwelt, wie es in Preußen der Fall ist. Man will, daß der König zugleich Schirmvogt der protestantischen Kirche sey. Aber vor allem muß er doch als Schirmvogt der Gerechtigkeit sich geltend machen. Und wenn er dieses thun will und seinen Willen auch zur vollendeten That werden läßt: so wird er kein treueres Volk haben, als das katholische. Zwar wird der Katholik auch da nicht untreu, wo er in seinen confessionellen Rechten sich gedrückt fühlt. Aber er kann auf die Dauer unzufrieden werden. Es kann ihm zu Sinne kommen, seine Rechte zu fordern. Wer nun in solcher Unzufriedenheit und Forderung eine revolutionäre Bewegung sehen wollte, wie das so häufig protestantischer Seits geschieht, der giebt ein eklatantes Zeugniß von offener Blindheit. Er gehört zu denen, auf welche der Spruch paßt: „Sie haben Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht".

XXII.

Der letzte General-Vikar des kölnischen Erzstiftes auf dem rechten Rheinufer.

Zu Anfang des laufenden Jahres wanderte ein Mann den Weg alles Fleisches, welcher durch die vortrefflichen Eigenschaften seines Herzens und Geistes, und wegen seiner äußern hohen Stellung eben so achtungswürdig erscheint, als er durch sein stilles, vielleicht nur wenig gekanntes Wirken einen großen, nachhaltigen und segensreichen Einfluß auf das kirchlich-religiöse Leben in den Rheinlanden, auf die Schicksale der kölnischen Erzdiöcese in jüngster Zeit ausgeübt hat.

Am 19. Januar des Jahres 1841 um halb zwölf Uhr Vormittags starb zu Köln am Rhein fromm, ergeben und gestärkt durch die Heilsmittel der römisch-katholischen Kirche nach langen Unterleibsleiden an den Folgen eines heftigen Blutbrechens der Hochwürdige Herr Johann Wilhelm Stephan Schmitz, ein Mann von seltener Herzensgüte und Sanftheit des Charakters, — erfahren und bewandert in manchen Zweigen philosophischen und theologischen Wissens, und der Botanik, — ausgezeichnet durch praktische Gewandtheit, äußerst streng und pünktlich in Wahrnehmung seiner Amtspflicht, — rein und unbescholten in Sitten und Wandel, —

bescheiden, anspruchlos, — genügsam, nicht habsüchtig, — wahrhaftig und zuverläßig, — katholischer Priester aus Neigung und Beruf, — voll aufrichtiger, werkthätiger Liebe gegen Gott und den Nächsten.

Schmitz ward im Jahre 1774 zu Köln geboren; seine wissenschaftliche Bildung erhielt er in den in Personal, Lehre und Disciplin katholischen, sehr vortrefflichen Studienanstalten derselben Stadt; 1793 trat er in die Benediktiner-Abtei zu Deutz, und 1797 empfing er die Priesterweihe. Von etwa dieser Zeit ab bekleidete er bis zur Aufhebung der Abtei die Lektorstelle in derselben, und hielt philosophische und theologische Vorlesungen. Vom Jahre 1804, wo er durch die Drangsale der Zeit die stillen, ihm bald heimathlich gewordenen Klostermauern verlassen und eine seiner Richtung völlig zusagende Lebensweise aufgeben mußte; lebte er ernst und zurückgezogen vom Geräusche der Gesellschaft, und widmete seine Zeit frommen Uebungen, der Seelsorge und den Wissenschaften. Im Jahre 1812 ward der Kapitular-Vikar des kölnischen Erzstiftes auf dem rechten Rheinufer zu Deutz, Freiherr von Kaspars in Weis auf diesen in der Einsamkeit lebenden Mann aufmerksam und nahm ihn als General-Vikariats-Sekretär in seine Dienste. Im Jahre 1816 beehrte ihn Seine Heiligkeit Pabst Pius VII. mit viel Zutrauen und ernannte ihn zum apostolischen Protonotar. Und im Jahre 1820 d. 13. Februar bestellte ihn der genannte Kapitular-Vikar Freiherr von Kaspars auf den Grund eines Consistorial-Dekrets d. d. Rom den 12. Januar 1820, und eines päbstlichen Schreibens d. d. Rom den 22. Januar 1820 zu seinem Nachfolger für den Fall, daß und sobald er mit Tod abginge. Als dieser Todesfall wirkliche intrat, indem von Kaspars im Jahre 1822 d. 15. August starb, begann Schmitz sofort in der Eigenschaft als apostolischer General-Vikar mit der Leitung und Verwaltung des kölnischen Erzstiftes auf der rechten Rheinseite zu Deutz. Dieses Amt bekleidete er bis zum 19. Mai des Jahres 1825, wo die Bulle de salute animarum vollzogen und der erzbischöfliche Stuhl von Köln in der Person des Hochseligen Erzbischofs Ferdinand August, Grafen zum Desenberg und Canstein, wieder besetzt ward. Derselbe schrieb ihm bei seiner Entlassung: „Indem ich also hiermit Ew. Hochwürden von allen ferneren Dienst-Verrichtungen und Amts-Obliegenheiten entbinde: finde ich mich zugleich verpflichtet, Ew. Hochwürden meinen Dank für die seit vielen Jahren mit besonderer Sorgfalt, Treue und Gewissenhaftigkeit, und sogar mit Aufopferung Ihrer Gesundheit geführte Verwaltung ganz besonders zu äußern“. Und am Schlusse

heißt es: „muß mir übrigens vorbehalten, mich in vorkommenden Gelegenheiten an Sie zu wenden, und die freiwillige Zusage der Dienstleistungen in dazu geeigneten Fällen in Anspruch nehmen zu mögen“. Obgleich ihn in Anerkennung seiner Verdienste ums Erzbisthum eine Dompräbende angeboten ward, so lehnte er doch aus Rücksicht auf seine durch viel Sorge und Mühe geschwächte Gesundheit jede dergleichen Auszeichnung ab und zog sich von den öffentlichen Geschäften zurück, nur daß er zuweilen als apostolischer Protonotar fungirte. Unter andern instrumentirte er bei der Wahl am 1. Dezember des Jahrs 1835 und am 29. Mai des Jahrs 1836 bei der Inthronisation des jetzigen Hochwürdigsten Hrn. Erzbischofs Clemens August, Freiherrn von Droste-Vischering, dessen aufrichtiger Verehrer, unerschütterlicher Anhänger und treuer Diöcesan er trotz aller Verdächtigungen und Verkündigungen gegen Hochdenselben bis in den Tod verblieben ist.

Was die Gesinnung des Hingeschiedenen und sein öffentliches Wirken angeht, so beschränken wir uns auf die nachfolgenden kurzen Andeutungen.

Vorerst hat Schmitz die heilige Grundlage des katholischen Glaubens, auf welchen er den Priester- und Amtseid abgelegt hatte, dessen Hut seiner Sorgfalt als General-Vicar anvertraut war, für sich und seine Diöcesan-Angehörigen unversehrt und unverkürzt bewahrt. Bei jeder Gelegenheit bewies er sich als einen Verehrer und Förderer der Wissenschaft, aber einer des Namens würdigen Wissenschaft; dagegen war er ein entschiedener Feind der falschen Wissenschaft, einer Wissenschaft, welche den Glauben der Kirche untergräbt, in den Sitten den christlichen Ernst allmählig verflüchtigt, die Verfassung der Kirche am Ende völlig umstößt, und die Ordnung und Ruhe im Staate gefährdet, kurz: der Denk- und Lebens-Ungebundenheit nach und nach Thür und Thor öffnet und offen hält. Emser Punktationen, Bonner Hochschule in den neunziger Jahren, Febronius, de la Mennais, Hermesianismus, Bautainismus u. a. waren für ihn Namen, die eine falsche Richtung in der Wissenschaft bezeichneten, und der er von Herzen feind war. Und wie reichlich er die Kraft des Glaubens in sich aufgenommen hatte, und daß die Religion bei ihm nicht bloß Sache des Verstandes, oder der Unterhaltung, oder des Erwerbs, sondern die Angelegenheit des Lebens war, hat er durch die christliche Tugendhaftigkeit, welche er in jedem Verhältniß an den Tag legte, und insbesondere durch den Gleichmuth bewiesen, womit er den sich ihm mit schnellen Schritten, und

in schreckender Gestalt nahenden Tod empfieng und als willkommen begrüßte.

Es ist zweitens Thatsache, daß Schmitz das sichtbare Oberhaupt, den Mittel- und Einheitpunkt der Kirche, den Bischof von Rom, den Papst anerkannte, ihn ehrte, ihm gehorchte. Der Papst war in seinen Augen kein „fremder Herrscher“, kein „fremder Italiener“, — wie es einem in Mitte einer katholischen Bevölkerung lebenden Manne in jüngster Zeit einfiel, sich über die höchste, auch vom Staate anerkannte kirchliche Behörde des katholischen Rheinlandes zu äussern, — nichts weniger: Schmitz verehrte den Pabst in allen Dingen kirchlicher Ordnung, als den Nachfolger des Apostelfürsten, des heiligen Petrus, als den Stellvertreter Christi auf Erden, als das Haupt der ganzen Kirche, als den Vater und Lehrer aller Christgläubigen, welchem in Petrus von Christus die volle Macht übertragen worden, die gesammte Kirche zu weiden, zu leiten, zu verwalten. Er hielt es mit dem heiligen Hieronymus „wer mit Rom im Verbande steht, ist mein Mann“; er hielt es mit dem heiligen Augustinus „Rom hat gesprochen, die Frage ist abgemacht“. Die Ausrede jener Leute „Rom verstehe die deutsche Sprache, die deutsche Wissenschaft nicht“ erschien ihm lächerlich und zumal des katholischen Priesters unwürdig. Und die Projekte einiger Leute von einer National- und Separat-Kirche für Deutschland, gleichsam als habe das Christenthum ohne das historische Papstthum irgend eine göttliche Verheißung und höhere Bürgschaft für seinen Fortbestand, derlei schismatische Entwürfe betrachtet Schmitz, dieser praktische und von der Uebersicht des Ganzen geleitetete Mann, für Hirngespinnste müßiger Köpfe, unerfahrner Leute. Dennoch war er keineswegs Römling, Ultramontan, Hierarch im niedrigen Wortverstande; er liebte deutsche Verfassung, deutsche Sitte, deutsche Eigenthümlichkeit; ein Deutscher war er wie von Geburt, so auch aus Neigung, nur enthielt er sich — wie es dem Manne ziemt — alles Prunkens mit Deutschthümeleigefühlen.

Der gewissenhafte, der kirchlichen Obrigkeit ergebene Katholik ist auch ein treuer Unterthan gegen seinen Fürsten in schlimmen wie in guten Tagen. Schmitz hat dieß in jeder Lebenslage bewiesen. In dem hochseeligen Könige Friedrich Wilhelm III., wie im jetzigen Staatsoberhaupte Friedrich Wilhelm IV. verehrte er den Stellvertreter und Diener Gottes auf Erden zum Schrecken der Bösen, zum Hort und Schutze des ruhigen Bürgers; er war Seiner Majestät dem Allerdurchlauchtigsten Könige mit Liebe zugethan und befolgte in allen Dingen bürgerlicher Ordnung seine Befehle, nicht aus

Zwang und aus Furcht vor weltlicher Strafe, sondern um des Gewissens willen, um sich der Anordnung Gottes nicht zu widersetzen; er wußte dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, wie er Gott gab, was Gottes ist.

Schmitz hat endlich die Zügel der kirchlichen Verwaltung mit fester sicherer Hand geleitet. Dieser in seiner äußerlichen Erscheinung so schwache Mann, stand als eine unverwüstliche Mauer für das Haus Israel, für das katholische Dogma, für die kirchliche Verfassung und Disciplin, wenn fremde Einflüsse in sein Gebiet Uebergriffe zu machen versuchten; „nihil innovetur", an dieser Regel des heiligen Papstes Stephanus hielt er unabbringlich fest; und „Wir wollen dem Nachfolger das Erzstift so überliefern, wie es Uns übergeben wurde", diese Redensart war bei ihm sprichwörtlich geworden, und mit diesem Spruche wies er jede unkirchliche Zumuthung an ihn siegreich von der Hand. Namentlich bezüglich der gemischten Ehen hat er die alte, in der cölnischen Erzdiözese stets befolgte und in der Lehre der katholischen Kirche gegründete, sogenannte strengere Praxis festgehalten und die Bürgschaften gefordert, daß 1) der katholische Ehetheil in der Erfüllung seiner Religionspflichten nicht gestört werde, und daß 2) die aus der Ehe zu hoffenden Kinder beiderlei Geschlechts in der katholischen Religion erzogen werden. Auch hat er sich zu Anfang der zwanziger Jahre der eben so zweckwidrigen, als unkirchlichen Verbreitung einer häufig verfälschten Bibelübersetzung im Erzstifte kräftigst widersetzt, und die Bemerkung des Verfassers, „er gehöre auch zum Benediktinerorden", konnte die captatio benevolentiae nicht erzielen.

Erkennen wir es demnach als einen offenkundigen Beweis der über Köln und die kölnische Erzdiöcese sorgfältig wachenden und väterlich waltenden Fürsehung an, daß gerade in jenem entscheidenden Zeitpunkte, in jener Uebergangsepoche ein Mann von solcher tief christlichen, streng katholischen Gesinnung, von solcher Amtstreue und Gewissenhaftigkeit, an der Spitze des kölnischen Erzstiftes stand, und die kirchlichen Angelegenheiten leitete. Möge der Herr das kölnische Erzbisthum für und für in Seinem allmächtigen Schutz erhalten, und die Hirten desselben mit Licht und Kraft aus der Höhe ausrüsten zu Seiner Ehre, zum Heil für Deutschland. —

XXIII.

Fragmente über Glauben und Wissen.

III.

Der Mensch ist für die Wahrheit erschaffen, deshalb strebt er nach Wahrheit. — Wahrheit ist nach dem heil. Thomas v. Aquin Uebereinstimmung der menschlichen Erkenntniß mit ihrem Objecte, d. h. wenn von Religion und Glauben die Rede ist, mit Gott. Für diese Erkenntniß begehren wir Gewißheit, d. h. das, durch keinerlei Besorgniß des Irrthums gestörte Bewußtseyn jener Uebereinstimmung. Da aber der Irrthum seinem Wesen nach ein falscher Schein der Wahrheit ist, so liegt die Frage nahe, wie Irrthum und Wahrheit von einander unterschieden werden, und wie wir Gewißheit erhalten können?

Die Gewißheit wird entweder, als eingossene Gnade durch einen unmittelbaren Act der göttlichen Barmherzigkeit in die menschliche Seele gelegt, oder durch menschliche Geistesthätigkeit erworben. Hier ist nur von der Gewißheit, in diesem letztern Sinne die Rede. In Beziehung auf diese muß vor allen Dingen daran erinnert werden, daß alle Erkenntniß des Menschen nur eine menschliche ist, d. h. es bleibt immer die Frage: ob sein Denken dem realen Seyn entspreche? Selbst der höchste Grad der Gewißheit muß also immer nur innerhalb der, dem Menschen angewiesenen Grenzen gedacht werden. Die höchste menschliche Gewißheit ist immer nur eine solche, die mit menschlichen Kräften erreicht werden kann.

Mit diesen kann sich der Mensch nie auf den Standpunkt Gottes stellen, in welchem das Denken der Grund des Seyns, und Seyn und Denken Eins ist. In Gott sind alle

Dinge, in Gott und vor Gott giebt es also, der Natur des göttlichen Wesens nach, jenen Unterschied nicht, durch welchen der Schein und der Irrthum im Menschen denkbar wird.

Weil also der Mensch, in Folge seiner gefallenen Natur irren kann, so sind für ihn, bei dem Streben nach Wahrheit und Gewißheit, zwei Abwege möglich, deren geheime Wurzeln in den Abgründen seines Herzens liegen. Er nimmt entweder zu leichtfertig, aus ungeordneter Liebe zu den Dingen (Vorliebe, Vorurtheil), das Falsche für wahr, oder er begnügt sich nicht mit der Gewißheit die der Mensch, als solcher, erreichen kann, er strebt aus eigener Kraft nach göttlicher Gewißheit, und hält, weil er diese nicht erreichen kann, das Wahre einstweilen für falsch, — er zweifelt systematisch. Der Grund hiervon liegt in einer untergeordneten Liebe zu sich selbst, in der Hoffart.

Hieraus gehen die beiden Grundrichtungen des Irrthums in der Philosophie hervor: Dogmatismus und Skepticismus, denen in der Religion Aberglaube und Unglaube entsprechen.

Der Hauptcharakter der neuern Philosophie, seit Cartesius, ist der letztere, obwohl viele, wahrhaft abergläubische Tendenzen (im falschen Mysticismus und Pantheismus) rein dogmatisch nebenherlaufen. — Somit bleibt es also eine Haupt-Aufgabe für die katholische Philosophie und deren Restauration, nicht nur sich selbst auf eine andere Grundlage als die des Skepticismus zu stellen, und gleichzeitig den Dogmatismus zu vermeiden, — sondern auch an die Heilung des Skepticismus unsrer Zeit, wenn eine solche möglich ist, zu denken, oder wenigstens dieser Heilung, in so fern sie auf einem, von der Philosophie unabhängigen Wege vor sich geht, kein Hinderniß in den Weg zu stellen.

In der That kann der Skepticismus als eine, nicht bloß geistige, sondern auch moralische, in der Hoffart gegründete Krankheit gar nicht allein auf philosophischem Wege geheilt werden. — Gegen den Skeptiker, wie gegen den Scrupulanten (auf dem Gebiete der Moral), — verfängt kein Raisonne-

ment irgend einer Art. Der Skeptiker ist ein Scrupulant auf dem Felde der Metaphysik. — Nur kindlicher Glaube des Herzens, und Enthaltung von allem und jedem Raisonniren, kann beide retten. — In ähnlicher Weise verhält es sich aber auch mit ganzen Zeitaltern in der Geschichte. Der Skepticismus kann durch logisches Denken nicht überwunden werden, denn er bezweifelt nicht nur die Vordersätze, sondern in seiner weitern Entfaltung, die Realität und innere Wahrheit des Gesetzes, auf welchem der Syllogismus beruht. — Wohl aber vernichtet im Laufe der Zeit der Skepticismus sich selbst; in seiner letzten Vollendung zweifelt der Zweifel am Zweifel, und dieß ist der Moment, wo er, zwischen der Rückkehr zum frommen, kindlichen Glauben und der Verzweiflung stehend, mit Gottes Hülfe dem erstern in die Arme fällt, von wo aus er dann auch wieder zu einer gesunden Philosophie, zur Gewißheit in irdischen Dingen gelangen kann. Dieser ganze Proceß geht übrigens, wie bemerkt, gar nicht auf philosophischem Gebiete, und noch weniger auf streng dialectischem Wege, sondern meistens durch Mittheilung des übernatürlichen Glaubens von oben herab, vor sich. Die Gnade auf der einen, und die Angst des Herzens auf der andern Seite spielen dabei die Hauptrolle. Zugleich erhellt hieraus, daß in dem Satze: „es gebe nichts Gewisses auf Erden, als der geoffenbarte, von Gott eingegossene Glaube", — die große Wahrheit liegt, daß es für den Skeptiker allerdings kein anderes Heil giebt als in dem kindlichen Glauben, und darin, daß er alles Philosophiren aufgebend, und der Stimme seines Herzens und seines Gewissens folgend, sich der Barmherzigkeit Gottes in die Arme wirft *). In solchen Fällen wird der Skeptiker dem Labyrinthe seines Zweifels durch ein Wunder entrückt, bei welchem er nichts weiter zu thun hat, als dasselbe liebend, kindlich, demüthig aufzuneh-

*) In diesem Sinne betete jener Franzose: „Mein Gott, wenn Du bist, hilf meiner armen Seele, wenn ich eine habe, in den Himmel, wenn es einen giebt". Die ewige Liebe erhört auch dieses Gebet.

men. Als Vorbereitung dazu dient die, mit der Sehnsucht nach Rettung verbundene Ueberzeugung: daß es keinen andern Ausweg aus dem Kreise des Zweifels giebt, eine Ueberzeugung, — auf welche ein großer Theil der protestantischen Skeptiker bereits angelangt ist. — Von der katholischen Philosophie kann man in dieser Lage nur verlangen, daß sie einen Kranken solcher Art nicht falsch behandle, und durch eine falsche Curmethode seine Heilung verzögere oder unmöglich mache. Von einen consequenten Skeptiker fordern: daß er, ehe er glaube, sich wieder auf den Standpunkt des halben Skepticismus stelle, und sich auf dieser Basis die Wahrheit des katholischen Glaubens, durch die bekannten Mittel, andemonstriren lasse, ist ein arger Mißgriff. — Man unterrichte den Skeptiker, der an die Pforte der Kirche klopft, das ist Alles was er verlangt, und das Beste was man ihm geben kann. Aber man raisonnire nicht mit ihm. Von einem Skeptiker verlangen, wie man es muß, daß er vor aller Demonstration, ein Denkgesetz, ein Princip, eine Wahrheit irgend einer Art auf Treu und Glauben annehme, damit man daraus weiter folgern könne, heißt zum Kranken sagen: er möge vorläufig doch gesund seyn, damit man im Stande sey, ihn zu heilen. — Wenn der Skeptiker beten kann, ist er gerettet; wo nicht, so ist ihm auf dem Wege des bloßen Verstandes schwerlich beizukommen. Höchstens kann er zur immer consequenteren Skepsis, und somit zur Verzweiflung getrieben werden, was dann freilich eine gefährliche Probe ist.

Dagegen ist es andrerseits vollkommen richtig, daß der von Gott eingegossene, übernatürliche Glaube nicht als nothwendige Grundlage, und als erster Ausgangspunkt der Philosophie angesehen werden kann.

Der von Gott eingegossene Glaube gibt dem Menschen, der durch den Zweifel um jeden festen Boden gekommen ist, auf übernatürliche Weise Gewißheit, zuerst in Sachen des religiösen Glaubens, und er gewinnt dann, von diesem Standpunkt aus, gewissermaaßen in umgekehrter Ordnung, auch Gewiß-

heit in allen menschlichen Dingen. — Allein dieser Weg ist, wie allerdings zugegeben werden muß, ein übernatürlicher. — Die Philosophie muß nach menschlichen Mitteln streben, um dadurch der übernatürlichen Gnade des Glaubens die Wege zu bereiten.

Ich komme also auf die Frage nach dem Kennzeichen der Wahrheit, und der nahe verwandten andern: nach den Mitteln, um zur menschlichen Gewißheit zu gelangen? zurück.

In dieser Hinsicht kömmt allerdings Alles auf den Ausgangspunkt und ersten Anfang der Untersuchung an.

Entweder sagt der Untersuchende: ich will an der Wahrheit meiner Wahrnehmungen, meiner gesammten Erkenntniß, zweifeln, so lange ich zweifeln kann. (Descartes, und in spezieller Anwendung auf das katholische Dogma: Hermes). Oder er sagt: ich will an die Wahrheit aller meiner Wahrnehmungen und Erkenntniß glauben, so lange ich kann; d. h. ich will das, was sich meiner sinnlichen oder vernünftigen Natur als wahr darstellt, für wahr halten, bis ich durch andere, entgegengesetzte Wahrnehmungen mich genöthigt sehe, daran zu zweifeln, oder es für falsch zu erklären.

Natürlich hängt nach dem System, welches mit dem Zweifel anfängt, das philosophische Endurtheil von der individuellen Prüfung, und diese wieder von der Consequenz des Zweifels ab. Um irgend etwas, also auch die Wahrheiten des geoffenbarten Glaubens für wahr zu halten, muß der Mensch vorher daran gezweifelt, und dann durch eine strenge, in sich nothwendige Demonstration gefunden haben, daß es ihm unmöglich sey, länger daran zu zweifeln. Wer diese Prüfung nicht vorgenommen, hat mit seinem Fürwahrhalten keinen Anspruch auf Achtung von Seiten der Philosophen. Dieß ist die Quintessenz der Lehre des Hermes. Höchstens gestattet er dergleichen Vorurtheile, den sogenannten Köhlerglauben, dem ungelehrten, großen Haufen. — Daraus folgt dann, daß Jeder, der auf den Namen eines denkenden Menschen Anspruch macht, in seinem eigenen Na=

men von vorn anfangen, mit seinem Zweifel das Gebäude der geistigen und physischen Welt einreißen, und es mit seiner Demonstration wieder aufbauen muß. — Was aus diesem Systeme sich für factische Folgerungen ergeben, zeigt die Geschichte der beiden letzten Jahrhunderte. — Der Mensch kömmt nie und nirgends auf diesem Wege zum festen Glauben; ihm bleibt immer der Zweifel: ob er auch consequent und standhaft genug gezweifelt habe, woraus von selbst erhellt, daß er sich in jedem Augenblick versucht fühlen muß, das Experiment des allgemeinen und consequenten Zweifels von neuem anzufangen.

Umgekehrt macht das System, welches mit dem Glauben anfängt, dem Menschen weder den Zweifel, noch die individuelle Prüfung zur Pflicht, sondern erkennt, wie es auch in der That nicht anders seyn kann, die Nothwendigkeit einer Prüfung nur im Falle des wirklich entstandenen Zweifels an. Der Mensch soll die geglaubte Wahrheit so lange festhalten, bis der Zweifel sie rechtmäßig zerstört hat; woraus sich zugleich der wahre Nutzen des Zweifels in der Philosophie ergibt, — der in nichts anderem, als in der Zerstörung des Irrthums besteht. — Daher ist die Prüfung an sich, wenn der Ausgangs-Punkt nur nicht der Zweifel, sondern der Glaube ist, kein Unrecht und kein Unglück. Jeder Mensch prüft in diesem Sinne, wenn sich ihm ein Zweifel aufdringt, aber er ist nicht verpflichtet zu zweifeln.

Wenn man dagegen den Zweifel als das Erste und Nothwendige setzt und von ihm ausgeht, wenn man das Fürwahrhalten davon abhängig macht, daß es unmöglich sey, länger zu zweifeln, wenn man die Nothwendigkeit für das einzige Criterium der Wahrheit erklärt, und nichts eher annehmen will, bis diese Nothwendigkeit obwaltet, dann sind die Grundlagen, nicht bloß des religiösen Glaubens, sondern aller menschlichen Erkenntniß überhaupt erschüttert, und es ist dem Skepticismus eine breite Straße geöffnet. Diese skeptische Seite der neuern Philosophie beruht aber, wie der ge-

sammte Entwickelungsgang der letztern überhaupt, auf keinem Ungefähr, auch nicht auf der individuellen Bosheit Einzelner, sondern ist ein Produkt der gesammten Zeit und ihrer tiefinnersten Richtung. Der Skepticismus aber hat verschiedene Grade und Stufen. Auf der ersten will er die Freiheit des Glaubens in eine Nothwendigkeit verwandeln, ein Streben, welches aus der Erbsünde unsers Geschlechts, dem Hochmuthe hervorgeht, der, wie er sich so häufig in einen Engel des Lichts verkappt, sich in diesem Falle als reiner Eifer für die Vertheidigung der Kirchenlehre gegen die Angriffe der neuern Philosophie geltend zu machen sucht. Die Feinde der Kirche sollen gezwungen werden, die Wahrheit unsers Glaubens zu bekennen; im innersten Grunde unsers Herzens aber wollen wir selbst, um nicht, wie der Herr es den Seinen vorhergesagt, den Juden ein Aergerniß, und den Heiden eine Thorheit zu seyn, nur das glauben, was sich als nothwendig erweisen läßt. Das zweite Stadium ist dann: Unterordnung des positiv Gegebenen, unter die philosophische Manipulation, und dieß zwar, um das Dogma als nothwendig deduciren zu können. Sehen diese Bestrebungen sich endlich von der Kirche desavouirt, so tritt das dritte Stadium ein: Auflehnung gegen die Kirche, und offener Bruch mit deren Autorität. — Hermes, dessen subjective Ehrlichkeit hier nicht in Zweifel gezogen werden soll, steht, ihm selbst unbewußt, in der philosophischen Einleitung auf der ersten, und in seiner positiven Dogmatik auf der zweiten Stufe dieser Leiter. — Nach seiner Verurtheilung haben mehrere seiner Schüler sich auf die dritte gestellt.

IV.

Wie irrig es sey, die Nothwendigkeit, den innern Zwang, zum alleinigen Criterium der Wahrheit zu machen, und nur, wo diese Nöthigung eintritt, Gewißheit anzunehmen, zeigt sich, wenn man das Fürwahrhalten in verschiedenen Sphären der menschlichen Erkenntniß genauer analysirt.

Alle Erkenntniß des Menschen ist, nach ihrem Gegenstande und nach den Organen, deren sich der Erkennende bedient, eine dreifache. — Sie bezieht sich entweder 1) auf übersinnliche Wahrheiten, und enthält Urtheile über Thatsachen in der Sphäre des Wahren, Guten und Schönen, oder 2) auf Thatsachen der Sinnenwelt, welche der Erkennende selbst wahrnimmt, oder 3) auf Thatsachen, welche Andere wahrgenommen haben, Geschichte (im weitesten Sinne des Wortes). Das Organ für die erste jener Sphären wird heutzutage gewöhnlich Vernunft genannt; in der zweiten sind die Sinne das vermittelnde Werkzeug; in der dritten stützt sich unser Fürwahrhalten auf den Glauben an die Autorität von mündlichen oder schriftlichen Zeugnissen. Der Verstand (im Gegensatze der Vernunft) oder das Vermögen, aus gegebenen Vordersätzen Schlüße zu ziehen, legt bloß auseinander und entwickelt, entfaltet das, was schon in den Vordersätzen liegt; er liefert keine materiell, sondern nur formell neue Erkenntniß. — Seine Operationen beruhen auf dem Gesetze des Widerspruches: daß ein Ding nicht zugleich als seyend und nicht seyend gedacht werden kann. Findet er nun, daß in gewissen Vordersätzen eine gewisse Folgerung eingehüllt liegt, so kann er allerdings nicht das Gegentheil derselben denken, — daraus aber, daß aus den Vordersätzen eine richtige Folgerung gezogen werden kann, folgt keineswegs mit Nothwendigkeit die Richtigkeit jener Vordersätze selbst.

Der Verstand giebt also ohne allen Zweifel Gewißheit, und zwar, da das Gegentheil der, auf diesem Wege erzielten Resultate, nicht gedacht werden kann, nothwendige, die Freiheit des Menschen ausschließende Gewißheit. Vergessen wir dabei jedoch nicht, daß jedwede Schlußfolgerung durch mehrere Voraussetzungen bedingt ist, die daraus hervorgehende Gewißheit also auch immer nur eine menschliche, durch die Wahrheit der Prämissen bedingte ist.

Die logische Gewißheit der Folgerung entscheidet nämlich, was sich nach dem Obigen von selbst versteht, zunächst

nie über die thatsächlichen Prämissen; sey es, daß diese auf geschichtlichem Wege, sey es, daß sie durch die Sinne unmittelbar erkannt werden.

Die Schlußfolgerung selbst beruht ferner aber auch auf der Wahrheit gewisser Axiome, und da diese unmittelbar aus dem, in der Natur des menschlichen Geistes gegründeten Denkgesetze hervorgehen, so setzt jede logische Operation die Wahrheit des menschlichen Denkgesetzes voraus, d. h. sie geht von der Annahme, dem Vertrauen, dem Glauben aus, daß das menschliche Denken überhaupt Wahrheit gebe, und nicht durchweg Täuschung und Lüge sey. — Diese Annahme aber, so natürlich, vernünftig und gerecht sie auch ist, gehört nicht mehr dem Felde der Logik an, sondern führt auf ein ganz anderes Gebiet, und in letzter Instanz auf den Satz zurück: daß man unmöglich annehmen könne, daß Gott den menschlichen Geist und die Welt so disparat und widersprechend erschaffen habe, daß das Denken dem realen Seyn nicht entspreche. —

Durch alles dieses ist nun freilich in keiner Weise geläugnet: daß der Syllogismus volle Gewißheit gebe. Auch der Skeptiker kann sich der obwaltenden Unmöglichkeit: das Gegentheil des, durch eine richtige, logische Operation Erkannten zu denken, nicht entziehen. — Aber er könnte eben diese Unmöglichkeit für eine Schwäche, für einen Mangel unserer Natur ausgeben. — Und wenn sich auch gewöhnlich der Skepticismus nicht auf dieses Gebiet wirft, so läugnet und bestreitet er dafür desto öfter die Vordersätze, auf welche sich jedwede Folgerung stützen muß. Nur wer die Vordersätze zugegeben hat, für den waltet allerdings die nothwendige Erkenntniß des daraus Gefolgerten ob. Daher ist selbst die nothwendige Erkenntniß durch den Syllogismus immer nur eine bedingte, und in der Anwendung sehr beschränkte!

Die Frage: ob die Sinne eine nothwendige Erkenntniß d. h. eine solche darbieten, deren Gegentheil nicht gedacht werden kann, muß in ähnlicher Weise beantwortet

werden. Der Eindruck, den die Sinne empfangen, ist absolut nothwendiges Wissen, und beruht auf einem nicht abzuläugnenden Bewußtseyn. Die Annahme dagegen: daß diesem sinnlichen Eindrucke ein reales Seyn entspreche, daß nicht Alles, was die Sinne empfinden, bloß im Subjecte vorgehe; daß die subjective Empfindung und die objectiv wirkende Ursache einander genau entsprechen, diese Annahme ist keineswegs in dem Sinne nothwendig, daß nicht das Gegentheil gedacht werden könnte. — Beweis dessen der Idealismus. — Dagegen kann auch nicht eingewendet werden, daß praktisch Jeder, auch der skeptische Idealist, genau so wird handeln müssen, als wenn seine sinnliche Erkenntniß real wäre, und daß dem zufolge Niemand, selbst wenn er die Realität der sinnlichen Eindrücke bezweifelt, seine Hand in's Feuer stecken wird. Denn diese Nothwendigkeit ist eine von außen herein wirkende, thatsächliche, praktische, die Jeder, um nicht in kürzester Frist zu Grunde zu gehen, freilich in seinem Handeln anerkennen muß, — keineswegs aber eine von innen heraus wirkende logische, die Möglichkeit des Zweifels im Gedanken ausschließende. Mit andern Worten also: die Aufforderung, die Realität der sinnlichen Erkenntniß zu glauben, ist die stärkste, die es geben kann; die Annahme selbst ist aber nicht eine, auf absoluter Nöthigung beruhende, die Denkbarkeit der entgegengesetzten Annahme, und folglich die menschliche Freiheit ausschließende. — Auch hier würde also der Grundsatz: daß Nöthigung allein das Kriterium der Gewißheit sey, gerade die Gewißheit der sinnlichen Wahrnehmungen erschüttern, und dadurch dem Skepticismus in die Hände arbeiten.

Ist dieß bereits auf den Gebieten der Fall, welche das eigentliche Feld des nothwendigen Erkennens, des Wissens sind, so gilt das eben Gesagte, in noch viel höherm Maaße, wenn es sich um den historischen Glauben, und um ein Erkennen übersinnlicher Wahrheiten, um die höchsten und letzten Gesetze des Wahren, Schönen und Guten handelt. — Daß in

Beziehung auf diese ebenfalls die Folgerungen aus gewissen Prämissen den Werth des Syllogismus haben, leidet keinen Zweifel; aber gerade um die obersten Prämissen handelt es sich, und deren Annahme läßt sich durch keine Nöthigung erzwingen. — Vielmehr entspricht diesen Thatsachen der übersinnlichen Welt, ein innerer Sinn des Menschen, den wir in Beziehung auf das übersinnlich Wahre Intelligenz oder Vernunft, in Hinsicht auf das Gute, wo er am klarsten und bestimmtesten hervortritt, Gewissen, in Beziehung auf das Schöne, Geschmack nennen. — Dieser Sinn ist in sofern dem Willen untergeordnet, daß er durch eine fehlerhafte, nicht auf die Wahrheit gerichtete Absicht, verdunkelt, getrübt, zeitweilig ganz unterdrückt werden kann. — Aber weder dieser Sinn, noch das innere Gesetz, nach welchem derselbe sein Urtheil spricht, läßt sich dem Menschen andemonstriren. In wie fern diese natürliche Kraft des Menschen, in Beziehung auf die Thatsachen der christlichen Offenbarung, für sich allein nicht zureicht, sondern der Erregung, der Unterstützung, der Nachhülfe durch die Gnade bedarf, wird weiter unten erwähnt werden. Hier bleibt nur die Frage übrig: wodurch denn, wenn Nöthigung nicht das einzige Criterium der Wahrheit ist, noch seyn kann, die Wahrheit vom Irrthume unterschieden werden könne?

Die Gewißheit liegt, wie früher bemerkt, in der vollkommenen Zustimmung des denkenden Geistes zu der Behauptung, welche den Inhalt seiner Ueberzeugung bildet, folglich immer im Individuum selbst. — Allein da grade der Irrthum die täuschende Gestalt der Wahrheit annimmt, so ist es die Frage, welche Controlle der Mensch für sein Fürwahrhalten habe. —

Wenn Cartesius diese im Zweifel sucht, so ist, wie früher gezeigt wurde, dieses System in sofern falsch, als es durch den Zweifel nothwendig die Gewißheit erzeugen, und deshalb nur auf den Grund des vorhergegangenen Zweifels die Ueberzeugung, als solche, anerkennen will. Dieß muß zum Skepticismus führen, und es leuchtet ein, daß, da der

Zweifel seiner Natur nach in's Unendliche fortgesponnen werden kann, der Schritt in die Bejahung immer ein ganz willkührlicher bleibt. — Die dicht daran gränzende, große Wahrheit ist aber die: daß jede Gewißheit nothwendig voraussetzt, daß alle gegen den aufgestellten Satz gemachten Einwendungen gelöst, alle entgegen stehenden Hindernisse des Führwahrhaltens beseitigt, alle Widersprüche als unbegründet müssen nachgewiesen werden können. In solchem Falle ist also der Zweifel zwar nicht, wie Hermes will, „die Wurzel und Bedingung des Glaubens“, oder überhaupt des Fürwahrhaltens, aber er dient zur Verherrlichung, zur Bestätigung der Wahrheit, und zur Vernichtung des Irrthums. Dieß ist der wahre Zweck und Beruf des Zweifels in der Philosophie, wie in der Kirche. Ferner ist es zwar nicht nöthig, daß der, von einer Wahrheit fest Ueberzeugte daran in eigner Person, wie Hermes, gezweifelt habe; wohl aber ist es zu einer wissenschaftlich begründeten Ueberzeugung allerdings nöthig, daß er den Zweifel Anderer kenne, und ihm zu begegnen wisse. — So ist es auch in der That immer in der Kirche gehalten worden, — und es bedarf kaum der Bemerkung, in wie große Gefahren die Abwege nach beiden Seiten hinführen würden. Den Zweifel, den Einwand gar nicht berücksichtigen, wie Bautain es zu wünschen schien, hieße den Lernenden in eine falsche Sicherheit wiegen; ihn, wie der Hermesianismus, in den Zweifel stürzen, ihn zum Zweifel verpflichten, den Glauben nur nach vorgängigem Zweifel zulassen, muß nothwendig lähmend und geisttödtend auf das wissenschaftliche Leben wirken, den Glauben selbst aber und alle ächte Glaubensfreudigkeit in der Wurzel zerstören. Dieß ist um so mehr der Fall, als Hermes, nach dem er zuvor erklärt hat, daß nur der Glaube stichhaltig sey, der sich als nothwendig rechtfertigen lasse, in der Durchführung seines System auf die eigentliche Evidenz, die logische Nothwendigkeit, Verzicht leistet, ja sogar die Gewißheit wankend zu machen sucht, welche auf dem Glauben an

die Autorität ruht. Die Nothwendigkeit, welche nach Hermes das einzige Criterium der Wahrheit ist, soll, was Glaubenssachen betrifft, bloß eine moralische seyn dürfen. Ich soll übernatürliche Thatsachen für wahr halten, nicht wegen der Autorität der Zeugen, welche sie verbürgen, „sondern, wenn es mir, ohne diese Annahme, unmöglich seyn würde, eine ungezweifelte Pflicht zu erfüllen". Ein, von Hermes selbst angeführtes Beispiel macht deutlich, was hierunter verstanden wird. Die Erweckung eines Todten ist übernatürlich, denn wollte man die Wiederbelebung einer faulenden Leiche für die Wirkung einer natürlichen Ursache halten, so hätten wir, nach Hermes, einen unverwerflichen Grund, selbst wenn eine Leiche faulte, sie nicht zu verbrennen oder zu begraben, weil ja jene natürliche Wiederbelebung, die einmal geschehen, auch öfter eintreten könnte. Wir müßten also alle Leichen unbegraben liegen lassen. Welch unerträglicher Gestank, welcher Schaden für die Gesundheit! — Nein! es ist augenscheinlich Pflicht die Todten zu begraben. — Aber um dieser Pflicht willen, müssen wir derselben Ausführung gemäß, auch an die Erweckung des Lazarus von den Todten glauben. Und dergleichen armselige Sophistereien sollen dann eine Nothwendigkeit begründen, dem Berichte der Evangelien von den Wundern Glauben beizumessen, und um derselben Wunder willen, an das Evangelium und die Kirche zu glauben! Daher auch die Zärtlichkeit der ingrimmigen Feinde der Kirche für ein System, welches, wenn es hielte, was es verspricht, jeden Menschen, der eines Schlusses fähig ist, allein und lediglich durch eine Art von philosophischem Höllenzwang verpflichten müßte, eben ihren Protestantismus in kürzester Frist abzuschwören, während es jetzt zwar den Glauben tödtet, aber ihn nicht wieder erweckt. Wohldenkenden und redlichen Schülern des verstorbenen Hermes müßte allein schon diese verfängliche, sich selbst widersprechende Protection, die ihrem System zu Theil geworden, die Augen darüber öffnen, auf welcher gefährlichen Straße sie wandeln.

Ein zweites, mehr positives Mittel der Controlle für die individuelle Ueberzeugung ist die Autorität. Sie beruht ursprünglich auf dem Werthe, den wir darauf legen, daß die Erkenntniß Anderer mit der unsrigen übereinstimmt, — und durch diese Uebereinstimmung eine Probe für die Wahrheit unsrer Anschauung liefert. Je größer die Zahl derer ist, bei denen solche Uebereinstimmung statt findet, und je ausgezeichneter diejenigen, mit denen wir übereinstimmen, an Vorzügen des Geistes und Charakters sind, desto stärker ist die Autorität, so daß in vielen Fällen die Autorität, allein und für sich, selbst vor aller Prüfung, ein Grund unsrer Ueberzeugung seyn kann und wirklich ist. — Während Cartesius ihren Werth mißkennt, — übertreibt La Mennais die Berufung auf ihren Ausspruch. Ihm ist das individuelle Denken nichts und in jedem Betracht vom Uebel; — für Descartes giebt es dagegen keine Autorität *).

Allein der Mensch ist in der Wirklichkeit nie und nirgends ein isolirtes Individuum, sondern immer und in jeder Hinsicht Theil des ganzen Geschlechts. Er kann, wenn er durch seine individuelle Erfahrung den Streit in seinem Innern zwischen der Bejahung und der Verneinung nicht entscheiden, den Zweifel nicht schlichten kann, an die Erfahrung Anderer in Vorwelt und Mitwelt, ja an die des ganzen Geschlechts, an die Geschichte appelliren, und so den Kreis seiner individuellen Kenntniß erweitern. Er thut dieß auch; immer, wenn er mit seiner isolirten, individuellen Deliberation nicht ausreicht, und nicht zum Abschluße kömmt, fragt er Andere um Rath.

Die Autorität vertritt in diesem Falle nicht die Stelle

*) Vous devriez vous souvenir, sagt dieser zu seinen Gegnern, que vous parlez à un esprit tellement detaché des choses corporelles, qu'il ne sait pas même, s'il y a eu aucuns hommes, avant lui, et qui partant, ne s'emeut pas beaucoup de leur autorité.

der individuellen Ueberzeugung, wie La Mennais meint, aber sie bestätigt dieselbe entweder, oder sie wird selbst Basis und Motiv einer individuellen Ueberzeugung. Eben so kann der Verstand die Unterwerfung unter die Autorität zwar nicht mit Nothwendigkeit erzwingen, aber er kann die falsche Autorität zerstören, die, gegen die wahre Autorität erhobenen Zweifel beseitigen. Die Autorität (und die Geschichte als Sammlung aller Autoritäten) ist also auf diese Art nicht etwas Aeußeres, Todtes (wie sie es nach dem Systeme des sens commun seyn würde), auch nicht ein bloßes Zählen der Majoritäten und Minoritäten, sondern das Individuum nimmt sie gewissermaaßen in sich auf, macht sie zu seinem Eigenthume, und schlichtet mit ihrer Hülfe den etwaigen Zweifel in seinem Innern, oder stützt sich, sey es zur Bekräftigung der bereits gewonnenen Ueberzeugung, sey es, um erst eine Ueberzeugung zu gewinnen, auf die Autorität. Unser individueller Vernunft- und Verstandes-Gebrauch wird dadurch in keiner Weise ausgeschlossen, wohl aber ist unser Gesichtsfeld erweitert, und statt unsrer eignen, isolirten Erfahrung dient uns die Erfahrung Anderer, so viel wir deren fragen, ja wenn es Noth thut, die der ganzen Menschheit, so weit die Geschichte reicht. Mit einem Worte: der Mensch kann die Frage von dem Felde seiner Individualität auf ein weiteres Gebiet, ja auf das der ganzen Menschheit verpflanzen. Er kann, wenn er zweifelt, untersuchen, ob *sein* Fürwahrhalten ein allgemeines, *sein* Ausspruch der des Menschengeistes überhaupt, oder der des bessern Theiles der Menschheit sey. Dazu bedarf es keiner Unanimität, noch weniger kommt es hier auf ein geistloses Zählen der Stimmen an. Aber wenn Gründe und Gegengründe auf dem großen Schauplatze der Geschichte entwickelt sind, so ist die Frage gründlicher und umfassender erörtert, als wenn die Deliberation bloß im Innern einer isolirten Menschenseele vor sich gegangen ist. Freilich entscheidet immer das Individuum darüber, was eine wahre Autorität und welche Autorität eine bessere sey, und

dieses Abwägen, Vergleichen und Messen der verschiedenen Autoritäten ist ohne Zweifel, wie großen Anstoß La Mennais daran auch nehmen möge, ein Geschäft des individuellen Verstandes. Aber eine Ueberzeugung ohne ein überzeugtes Individuum ist nicht denkbar, und der extreme Irrthum auf beiden Seiten liegt darin: daß bei La Mennais das Individuum völlig untergeht, während Descartes dasselbe in dem engen, dürftigen Gehäuse seiner Ichheit absperrt. In Wahrheit aber soll der Mensch sein Urtheil allerdings selbst, aber er soll es nicht als isolirtes Individuum, sondern in lebendiger Verbindung mit der Gesellschaft fällen; und er soll, wenn es nöthig ist, vorher die Geschichte als Zeugin vernehmen, und die Vergangenheit plaidiren lassen. — Also verstanden ist demnach die Autorität vom höchsten Werthe in jeder Sphäre der menschlichen Erkenntniß, und sie wird selbst bei rein logischen Operationen anerkannt. Wer im gewöhnlichen Leben eine Berechnung von Wichtigkeit anstellt, läßt dieselbe zur Probe auch noch von einem andern vornehmen, und sieht die Uebereinstimmung mit diesem als Beweis der Richtigkeit seines Calculs an.

Aus dieser Erörterung ergiebt sich also, wie La Mennais eine große Wahrheit nur verrenkt und aus ihren Fugen gerissen hat, wenn er behauptet: das Individuum habe niemals und nirgends Gewißheit, es sey denn durch die Autorität des ganzen Menschengeschlechts. — Eben so falsch ist es, daß seine Theorie den consequenten Skepticismus dadurch unmöglich mache, daß sie jede individuelle Vernunftthätigkeit ausschließt. Wer dem Individuum jede Fähigkeit: Gewißheit zu erlangen, abstreitet, muß consequenterweise auch die Infallibilität der Gesammtheit aller Individuen bezweifeln. Und in der That gäbe die Meinung und das Zeugniß aller Menschen, die je gelebt haben, niemals eine solche Gewißheit, welche bewirkt, daß das Gegentheil des behaupteten Satzes einen logischen Widerspruch enthielte. Der Irrthum der ganzen Menschheit ist und bleibt denkbar. — Dagegen hat La Mennais vollkommen Recht, wenn er gegen den allgemeinen Zweifel des Car-

testus, der jedwede Berufung auf die Erfahrung der ganzen Menschheit abschneidet, die Geschichte geltend zu machen und wieder in ihre Rechte einzusetzen sucht, die durch das System des skeptischen Rationalismus nur allzusehr geschmälert wurden.

V.

In neuerer Zeit ist, zum Theil durch Bautain angeregt, selbst unter katholischen Schriftstellern, eine belebte Erörterung über den Beweis der Thatsachen der christlichen Offenbarung entstanden. — Noch größeres Interesse hat diese Frage durch die Bewegung erhalten, welche Strauß innerhalb des Protestantismus hervorgerufen hat. Ich glaube, daß diese verwickelte Discussion sich auf wenige einfache Gesichtspunkte zurückführen läßt, die meistens mit einander verwechselt werden. Können die Thatsachen, welche die christliche Offenbarung ausmachen, bewiesen werden? Dieß ist die erste Frage, und die Antwort hierauf kann nur dahin lauten: wenn je ein Factum in der Weltgeschichte, so ist jene Reihe von Thatsachen bewiesen, auf welche sich das Christenthum stützt. — Zweite Frage: Läßt sich in Beziehung auf geschichtliche Thatsachen überhaupt, ein logisch zwingender, die Denkbarkeit des Gegentheils ausschließender Beweis herstellen? kann die Nothwendigkeit (im Sinne von Hermes) als Kriterium der historischen Gewißheit angesehen werden? Diese Frage muß freilich verneint werden.

Jedweder historische Beweis beruht auf Zeugnissen, jedes menschliche Zeugniß läßt die Denkbarkeit des Gegentheils zu, d. h. es kann, ohne daß ein logischer Widerspruch vorhanden wäre, auch das Nicht- oder Andersseyn dessen gedacht werden, was der Zeuge aussagt, und dieß zwar, weil es denkbar ist; daß der Zeuge irren oder lügen kann. — Folglich kann jedes geschichtliche Factum, allein und für sich betrachtet, geläugnet werden, ohne daß der Läugnende dadurch gegen das bekannte Gesetz des Widerspruchs verstieße. Hier-

aus folgt; daß, wenn man nur eine Norm, nur ein Kriterium der Gewißheit annimmt, nämlich die logische Evidenz oder die Unmöglichkeit, sich das Gegentheil eines Satzes zu denken, — es gar keine historische Gewißheit, sondern höchstens eine mehr oder minder große Wahrscheinlichkeit giebt. Selbst wo Eins gegen eine Trillion steht, ist, den Gesetzen des Denkens gemäß, nicht logische Evidenz, sondern immer nur Wahrscheinlichkeit vorhanden. Praktisch ist dies freilich in so fern in den meisten Verhältnissen gleichgültig, als Niemand im gewöhnlichen Leben Anstand nehmen wird, in dem eben erwähnten Falle den besagten Grad der Wahrscheinlichkeit als gleich bedeutend mit der Gewißheit zu nehmen. Allein streng theoretisch gefaßt bliebe der Satz: daß es gar keine historische Gewißheit, sondern nur größere oder geringere Wahrscheinlichkeit gäbe, immerhin gefährlich. Außerdem ist er falsch, denn das Factum beweis't, daß jeder Mensch ohne Ausnahme, unzählige Facta, troß der theoretischen Denkbarkeit des Gegentheils, nicht bloß als wahrscheinlich, sondern als gewiß behandelt, während man diejenigen, die daran zweifelten, als Thoren verlachen würde.

Hieraus folgt, daß man das eben erwähnte Gesetz des logischen Widerspruches nicht in dieser Weise auf Thatsachen anwenden dürfe, und daß der historische Beweis, der ohne allen Zweifel volle historische Gewißheit giebt, kein mathematischer, logisch zwingender sey. — Es folgt daraus ferner: daß wenn man nicht dem Skepticismus gewonnenes Spiel geben will, man beide Gebiete, das der Geschichte, und das der Logik oder Mathematik, nicht vermischen, sondern streng auseinander halten müsse.

Der historische Beweis setzt den historischen Glauben voraus; für den, der den historischen Glauben, wie der berühmte Hardouin, völlig verloren hat, giebt es keinen historischen Beweis, der ihn zur Annahme irgend einer Thatsache zu zwingen im Stande wäre. Auch hier kömmt Alles auf den Ausgangspunkt der Untersuchung an. Entweder sagt der

Untersuchende: ich glaube an Alles, was auf dem Wege der Geschichte an mich gelangt, es sey denn, daß andere entgegenstehende Facta mir diese Annahme zweifelhaft, oder den historischen Glauben ganz unmöglich machen. — Oder er sagt: ich zweifle, nach dem Princip des Cartesius,*) an Allem was ich durch die Ueberlieferung erfahre, so lange ich kann, und glaube erst dann, wenn ich nach den mir vorgebrachten Beweisgründen nicht mehr zweifeln kann.

1. Im ersten Falle, welcher den Standpunkt des natürlichen, gesunden Menschensinnes bezeichnet, ist der historische Beweis eines Factums nichts anders, als die Beseitigung der Gründe, welche sich der Annahme desselben entgegenstellen könnten. — Der Verstand zerstört hier, wozu er vollkommen tauglich ist, den Zweifel, der als Hinderniß des historischen Glaubens erscheint. Dieß setzt aber nothwendig den, jedwedem historischen Beweise vorausgehenden, historischen Glauben voraus. Der Satz: ich werde das nicht glauben, was Zeugen aussagen, gegen welche ich Einwendungen zu machen habe, ist nothwendig durch den andern bedingt: ich werde Alles glauben, was Zeugen aussagen, gegen die ich keine Einwendungen vorzubringen weiß. — Und dieß Vertrauen, welches ich dem untadelhaften Zeugen schenke, ein Vertrauen, welches auf keinem Zwange, auf keiner logischen Nöthigung beruht, ist eben der historische Glaube. Ich glaube, indem ich dem Zeugen glaube, an die menschliche Natur in ihm. Und wenn viele Zeugen, die sich nicht verabredet haben, dasselbe aussagen, wenn tausend Umstände ihre Aussage bestätigen, glaube ich, daß Gott ein solches Zusammentreffen nicht zulassen würde, wenn das bekundete Factum nicht wahr wäre. Dasselbe gilt in noch höherem Maaße von den Wundern, welche die Lehre Christi, seiner

*) Es muß hier jedoch bemerkt werden, daß Descartes selbst das Grundprincip seiner Philosophie nicht auf das Gebiet der Geschichte verpflanzt wissen wollte.

Apostel und deren Nachfolger bekräftigen, und wo Gott selbst ein Zeugniß für die Wahrheit der Lehre Christi giebt.

2. Der entgegengesetzte Standpunkt ist der des Skeptikers, welcher, wenn er consequent verfolgt wird, den historischen Glauben absolut ausschließt. Wenn ich dem Skeptiker eine Million Zweifel widerlegt habe, und er vor der Hand keine mehr aufbringen kann, so wird er sich darauf stützen, daß es wenigstens denkbar sey, daß irgend Jemand in kommenden Jahrhunderten noch einen Zweifel auffinden könnte, der noch nicht widerlegt ist. Die Wunder, welche die Erscheinung Christi begleiten, schreibt er, mit den Pharisäern, dämonischem Einfluße zu, oder verweis't sie, wie der neueste Protestantismus, in das Gebiet der fabelvollen Sage. Daß ein weiser und wahrhafter Gott, wenn er durch ein Wunder ein Zeugniß giebt, nicht irren und nicht lügen könne, ist freilich logisch gewiß. — Der Skeptiker aber läugnet, daß dieses bestimmte Ereigniß 1) geschehen, oder 2) daß es über- oder außernatürlich, oder 3) daß es von einem, mit Freiheit die Welt regierenden Gotte gewirkt sey. Und zu jeder dieser Annahmen gehört historischer Glaube und Vertrauen, kein bloß logisches Denken *). — Gegen den Skeptiker auf dem Gebiete der Geschichte giebt es folglich nur eine praktische Waffe. Ich muß seinen Skepticismus auf die Spitze treiben und ihn dadurch zerstören. Ich muß ihm zeigen, daß, wenn er gewisse Facta, z. B. die der christlichen Geschichte läugnet, er aus eben denselben Gründen und wegen der näm-

*) Wenn Bautain früher behauptete: Die Wunder seyen bloß für die Gläubigen (Christen) vorhanden, so lag dieser Behauptung ein großer Mißgriff zum Grunde. Im Gegentheile geschehen die Wunder, damit sie Motive zur Annahme des Glaubens werden, also nicht bloß für gläubige Christen; aber sie setzen den Willen: die Wahrheit zu erkennen, und den allgemeinen, menschlichen, natürlichen und vernünftigen historischen Glauben voraus. Wer entschlossen ist zu zweifeln, so lang er möglicherweise zweifeln kann, für den ist jedes Wunder verloren.

lichen Bedenken, gar keine Thatsache irgend einer Art annehmen könne, was ihm dann freilich praktisch unmöglich ist. — Ich muß ihm ferner zeigen, daß wenn er in Beziehung auf einzelne, ihm zusagende Fakta vom Glauben ausgeht, er nicht das Recht habe, in Beziehung auf andere, den positiven Zweifel zur Grundlage zu nehmen, und daß, wenn er es dennoch thut, die Ursache davon nicht in seinen natürlichen Geistesanlagen, auch nicht in einer heilsamen oder entschuldbaren Scheu vor Täuschung und Irrthum, sondern in seinem Willen liege, dessen verkehrte Richtung die wahre Wurzel des Unglaubens ist. Und in dieser Hinsicht bleibt einzig und allein die Berufung, nicht an den Verstand, sondern an das Gewissen des Ungläubigen übrig. — Der Verstand ist bloßes Werkzeug, der dem guten, wie dem bösem Willen dienen kann. Deshalb wird auf diesem Gebiete der Wille auch nie durch den bloßen Verstand bezwungen. Der Wille wird durch das Herz des Menschen sollicitirt, d. h. durch seine Neigung oder Abneigung, durch seine Liebe oder seinen Haß. Nun sucht und begehrt aber der Mensch, wenn kein entgegenstehendes Interesse obwaltet, die thatsächliche Wahrheit, und nimmt sie auf, wann und wo sie ihm entgegentritt, weil er für die Wahrheit überhaupt erschaffen ist. Deshalb glaubt er an sie, wenn er nur unbefangen und ehrlich ist. Sein historischer Glaube aber hört auf, sobald er sich selbst, oder irgend ein anderes, erschaffenes Ding mehr liebt, als die Wahrheit. Hieraus geht dann sowohl der historische Aberglaube, als der Skepticismus in der Geschichte hervor. Deshalb ist aber auch der historische Glaube an die geschichtlichen Thatsachen der christlichen Lehre kein bloßes Rechenexempel, sondern ein freier Akt des menschlichen Herzens und Willens, an den sich eben deshalb sein ewiges Heil knüpft, und den er ohne die Gnade nicht vollbringen kann.

Dieser, uns meistens selbst nicht klar bewußte Einfluß des Herzens und des Willens auf den historischen Glauben,

tritt bei der überwiegenden Mehrzahl aller Thatsachen der Profangeschichte gar nicht hervor, weil wir kein denkbares Interesse sie zu läugnen haben, und weil wir, im Gegentheil, den Vorwurf augenscheinlicher Narrheit auf uns laden würden, wollten wir gegen das, was alle Welt annimmt, einen Widerspruch erheben. Daher würde Jeder, der Julius Cäsar's Leben und Ende läugnete, dieß nur mit der äußersten, intellectuellen und moralischen Anstrengung, ja mit einer gewissen Selbstverläugnung vermögen. — Ganz anders steht der Mensch zu den Thatsachen der christlichen Offenbarung. Nimmt er diese als wahr an, so ist der, unmittelbar auf ihn selbst zurückfallende Einfluß unermeßlich; er muß sich als Sünder erkennen, muß die Nothwendigkeit: das Kreuz des Herrn auf sich zu nehmen, einsehen, muß seinen Hochmuth brechen, seiner Sinnlichkeit Gewalt anthun, den Spott des Unglaubens über sich ergehen lassen, oder, wenn er dieß Alles nicht will, vor seinem innern Richterstuhle sich selbst verwerfen. So ist grade dieselbe Anstrengung und Selbstverläugnng vonnöthen, an Christum zu glauben, die dazu gehören, würde Julius Cäsar's Daseyn und Tod zu läugnen. Diesen innern Sieg kann aber der Mensch nur mit dem übernatürlichen Beistande der Gnade erkämpfen, und es zeigt sich hier, wie es einerseits vollkommen richtig ist, zu sagen: daß die historische Offenbarung streng bewiesen werden könne, und wie andrerseits dennoch der Herr sagen konnte: Niemand kann zu mir kommen, wenn nicht der Vater ihn zieht, der mich gesandt hat. Mit einem Worte: der Mensch, an welchen die Botschaft von der Erlösung gelangt, und der die Thatsachen des Christenthums vernimmt, wünscht entweder, daß dieselben wahr seyn möchten; dann ist es unmöglich, daß er nicht zum Glauben komme, weil der, welcher ihm das Wollen gegeben, ihm auch das Vollbringen geben wird. Oder, er wünscht, durch fleischliche Gesinnung oder Hoffart bewegt, daß sie nicht wahr seyn möchten; dann kann keine Macht und keine Weisheit der Erde ihm die Ueberzeugung von deren Wahrheit aufnöthigen.

Deshalb ist der Glaube ein Verdienst und eine Tugend, und deshalb steht geschrieben: wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden. — Andrerseits aber kann der Gläubige die Wahrheit dieser Thatsachen, gegen jeden, auch den scharfsinnigsten Zweifel, durch den strengsten Beweis rechtfertigen, so daß Jene, welche nicht glauben, keine Entschuldigung haben.

XXIV.

Churfürst Maximilians I. von Bayern Geburt und Erziehung.

(Fragment aus einem noch ungedruckten Werke.)

Ungeachtet des Mißverhältnisses der Jahre (die Herzogin war fünf Jahre älter als ihr Gemahl) war die Ehe Herzog Wilhelms eine durchaus glückliche zu nennen. Die Zeitgenossen sprechen mit Rührung von der großen Eintracht, welche zwischen beiden hohen Gatten herrschte [1]). Innige Frömmigkeit war das Band, welches diese schöne Harmonie stets ungetrübt erhielt. Renata stand dem Gemahle — welchem die Geschichte den Beinamen des Gottseligen gegeben hat — an strenger Religiosität nicht nach; sie war ein Muster liebevoller Sanftmuth und wahrer Gottergebenheit. Werke der Barmherzigkeit zu üben, war ihr zum Bedürfnisse geworden; beinahe ihr ganzes Einkommen verwandte sie auf Almosen und wohlthätige Stiftungen. Am lothringischen Hofe herrschten französische Sitte und französischer Luxus vor; aber Renata gewöhnte sich leicht an die einfache Weise der deutschen Höfe. Der deutschen Sprache wurde sie bald vollkommen mächtig [2]).

1) „Erat illi (Renatae) semper cum marito cor unum et anima una".

2) Der erste deutsche Brief, welchen sie an die Herzogin schrieb — Landshut am 6. Julius 1568 — verräth freilich noch einige Un=

Diese glückliche Ehe ward dann von Gott auch reichlich mit Kindern gesegnet. Wenn auch beinahe die Hälfte derselben die reiferen Jahre nicht erreicht hat, so war es doch drei Söhnen beschieden, durch sturmvolle Zeiten hindurch zu hohem Alter zu gelangen, und unter ihnen war jener Held, welcher — obgleich nur Regent eines kleinen Landes — mit mächtiger Hand in das Getriebe der Weltbegebenheiten eingreifen sollte.

Das erste Kind, welches Renata gebar — im herzoglichen Schloße zu Friedberg, wo die alte Herzogin von Lothringen mehrere Jahre lang sich aufhielt, um der geliebten Tochter näher zu seyn — war ein Sohn, welcher aber gleich nach der Geburt verschied, nachdem er in der Taufe den Namen Christoph empfangen hatte. Die Niederkunft war sehr schwer — die Herzogin selbst dem Tode nahe gewesen.

Das nächste Kind war eine Tochter [3]), welche nach der

behülflichkeit in den Schriftzügen wie im Ausdrucke. Am 14. Julius schrieb sie an Herzog Albrecht: „Gefellt vns vnserntails die Lanndsart hierumb, gleichfalls die Stadt, darin wir schon oft spaciern gereist, ye lenger ye bas, vnd befinden schöne lust an allen orthen. Gedenkhen auch an E. L. in allem gueten gar oft. Sonderlichen khönen wir des väterlichen gesprechs so E. L. mit vns zu München wolmainlich für vnd für gehabt, nit vergessen, das vns warlich nit wenig erfreiet".

3) Sonderbarer Weise wird von den meisten bayerischen Geschichtschreibern und Genealogen der 23. September 1572 als der Geburtstag dieser Prinzessin angegeben (so wie der 23. Januar 1571 als der des Prinzen Christoph), und dabei hat keiner bedacht, daß, wenn diese Angabe richtig wäre, der darauf folgende 17. April natürlicher Weise nicht der Geburtstag Maximilians seyn könnte, da zwischen beiden Geburten nur ein Zeitraum von 205 Tagen läge. Unerklärlich bleibt es immer, daß auch das alte Verzeichniß bei Westenrieder (Beiträge Bd. III.) dessen sämmtliche Angaben der Geburts- und Sterbetäge von Mitgliedern der regierenden Familie sich bisher als richtig erwiesen haben, ausdrücklich sagt: „Item den 23. September in der Nacht vor 12 Uhr ist die fürstl. Fräule Herzoginn Christina zu

Grossmutter Christiana genannt ward, jedoch nur ein Alter von acht bis neun Jahren erreichte. Der Verlust dieser liebenswürdigen Prinzessin ging dem Vater tief zu Herzen, da er sie „nicht allein aus natürlicher väterlicher Zuneigung, sondern auch ihrer Tugenden wegen sehr geliebt, die sich schon in blühender Kindheit reichlich an ihr geoffenbart, also daß er sie, wenn es mit göttlichem Willen und Wohlgefallen gewesen wäre, gern im Leben gesehen hätte“. — Nachdem er

---

München geboren im Zeichen des Widders; der Mond war damals drei Viertl alt“. Wirklich stand am 23. September 1572 die Sonne im Zeichen des Widders, und der Mond war nahe daran, sich zu füllen. Dagegen aber muß angemerkt werden, daß der herzogliche Rath Erasmus Fund in einem vom 5. Januar 1572 datirten Gedichte: *Bavaria laeta*, die Geburt einer Tochter Herzog Wilhelms, Namens Christiana, zugleich mit dem für die Christenheit so erfreulichen See-Sieg von Lepanto — 6. Oktober 1571 — in lateinischen Hexametern besingt, wodurch sich also abermals herausstellt, daß diese Prinzessin Christiana schon zu Anfang des Jahres 1572 am Leben war, und mithin die beinahe allgemein angenommene Bestimmung ihres Geburtstages auf den 23. September d. J. unrichtig seyn muß. Was aber die Sache außer Zweifel setzt, ist ein mit der Jahrzahl 1571 bezeichneter Testaments-Entwurf, welchen die Herzogin Renata kurz vor ihrer zweiten Niederkunft zu Papier bringen ließ, und welcher erst neuerlich im königl. Haus-Archive aufgefunden worden. Darin heißt es: „Nachdem wir mittlst göttlicher Gnaden jetzt zum andern Mal schwanger worden, vnd die Zeit vnser ob Gott will glücklichen Niederkunft vnd Geburt vast nachent khumen, vns auch hierumb erinnert, wie streng es vns in erster vnserer vor einem Jar layder mißgelungenen geburt ergangen, vnd wie nachend vnß das sterben gestanden ist, So haben wir vmb so vil mer Ursach gehabt, vnß mit Gott dem Allmächtigen zeitlicher zu versönen, sonder auch vnser zeitlicher Hab halber auf Mittel vnd Wege zu gedenken“ u. s. w. — Sonach erscheint die Angabe Gewolds in seiner Genealog. Bavar., wonach der Prinz Christoph im J. 1570 und die Prinzessin Christiana im J. 1571 geboren worden, als die allein richtige.

zwar „den ergangenen kümmerlichen Fall ihres jungen Versterbens dem Allmächtigen ergeben, und sich darüber getrösten sollen, daß sie jetzt im unvergänglichen ewigen Reiche mit himmlischen sichern Freuden wohl und seliglich versehen“, so war doch „die väterliche Liebe so tief eingewurzelt, daß er der lieben seligen Tochter gar nicht vergessen können“. Er faßte demnach den Entschluß, „um die Ehre Gottes der Tochter wegen hier auf Erden zu mehren, dergestalt wie ihr seliger Geist dem Schöpfer oben unaufhörlich dient“, in München eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen, hauptsächlich als Pflanzschule für Frauenklöster, zu stiften. Wenn es sonst gewöhnlich sey, für die verstorbenen Christgläubigen Seelenmessen und Jahrtäge anzuordnen, so meinte der Herzog, es werde in diesem Falle großer Hülfe und Fürbitte nicht bedürfen, da die „liebe Seele dieß schnöde sündliche Wesen noch in aller Unschuld und Reinlichkeit verlassen“ [4]). Ob das schöne Vorhaben wirklich zur Ausführung gekommen ist, vermögen wir nicht anzugeben.

Darauf am 17. April 1573 kam abermals ein Sohn zur Welt, welcher nach seinem Taufpathen (und Oheim von mütterlicher Seite), dem damals regierenden Kaiser, den Namen Maximilian erhielt. Nachdem früher allgemein Landshut als der Geburtsort dieses Fürsten gegolten [5]), ist es jetzt außer Zweifel gestellt, daß diese Ehre der Stadt München gebührt. Allerdings hatte Herzog Wilhelm, so lange der Vater lebte, seine Hofhaltung zu Landshut; aber die Herzogin Renata kam zu allen ihren Niederkunften (die erste ausgenommen, die sie in Friedberg hielt), wahrscheinlich um der bessern ärztlichen Pflege willen, in die Hauptstadt. Eine alte Ausschreibung meldet: den 17. April an einem Freitag

4) „Rhätlich Bedenkhen von Stiftung eines Jungfraw-Seminary. 1582.“

5) Selbst die Inschrift auf Maximilians Sarge in der Gruft der Michaels-Kirche läßt ihn zu Landshut geboren seyn.

zu Morgens ein Viertl vor ein Uhr ist geboren Herzog Maximilian, im Vollmond und im Zeichen des Skorpions, und hat ihn der hochwürdige Fürst und Erzbischof zu Salzburg, Johann Jakob Khun, in der neuen Feste in der mittleren Rundstube getauft [6]).

Auch alle folgenden Kinder sind, wie gesagt, zu München geboren: den 8. December 1574 Maria Anna, nachmals Kaiser Ferdinands II. Gemahlin — den 22. September 1576 Philipp, welcher schon in seinem dritten Jahre das Bisthum Regensburg erhielt, und im Jahre 1598 als Cardinal starb; — den 6. October 1577 Ferdinand, welcher auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Köln seinem Oheim Ernst nachfolgte, — den 7. October 1578 Eleonora Magdalena, welche nur sechs Monate alt wurde, — den 30. Mai 1580 Karl, welcher schon den 27. October 1587 starb, — den 18. April 1583 Albrecht, welcher durch Heirath die Landgrafschaft Leuchtenberg erwarb, — endlich den 4. Julius 1587 Magdalena, welche den Pfalzgrafen von Neuburg heirathete.

Wir finden nirgends aufgezeichnet, welchen weiblichen Händen die Pflege der ersten Kinderjahre Maximilians anvertraut war. Ohne Zweifel geschah diese Erziehung unter den Augen der Herzogin selbst, welche alle Nachrichten als eine äußerst liebevolle und sorgsame Mutter schildern. Schon in seinem siebenten Lebensjahre — bald nachdem Herzog Wilhelm regierender Landesfürst geworden — ward der junge Prinz der weiblichen Pflege entnommen; ein frommer und gelehrter Böhme, Wenzeslaus Petrsikh, gewöhnlich Peträus [7]) genannt, welcher in den Diensten des Erzbischofs von Prag

---

6) Westenrieder, Beiträge III, S. 83.

7) Er war aus Budweis gebürtig und hatte zu Ingolstadt mit Auszeichnung studiert. Seinen Abschied von der Hochschule feierte Philipp Menzel durch ein Gedicht in lateinischen Hexametern. Wir sehen daraus, daß er von Ingolstadt sich nach Wien begab, wo er an dem Reichshofrath Eder einen Beschützer hatte. (Carmina Ph. *Menzelii*, Ingolst. 1596,

gestanden hatte, ward sein erster Lehrer. Es scheint dieß ein sanfter, gutmüthiger Mann gewesen zu seyn, ganz geeignet, den ersten Unterricht in so zartem Alter zu ertheilen. Wir lesen mit Vergnügen seine Berichte über die Fortschritte, welche sein kleiner Zögling in den Studien macht (welche auch ein anderer Berichterstatter, Ulrich von Preysing, bestätigt, indem er den 11. September 1580 dem Herzog Wilhelm meldet, daß „Seine fürstliche Gnaden so gar gern und willig studieren“.) Mit sichtlicher Vorliebe verweilt Peträus bei Erzählung der „Recreationen“, die er dem Prinzen seines Wohlverhaltens wegen gestattet; z. B. wie sie in der Kutsche der Ahnfrau (der Herzogin Anna) nach Menzing fahren, daselbst das Mittagsmahl einnehmen, und den größten Theil des Tages mit Fischen zubringen; — wie sie ein anderesmal in dem Weiher unter ihrem Fenster einen großen Hecht gewahr wurden, der den kleinen Fischen nachstellt, und ihn mittels einer Angel fangen, wie der junge Herzog seine Beute dann der Ahnfrau präsentirt, zuvor aber — „weil die Freude super hac captura so groß gewesen“ — den Fisch abmalen läßt, um die Abbildung dem Vater zu senden! Wieder ein anderesmal begleiten wir den Präceptor (dieß war der Titel, den er führte) mit seinem Zöglinge, dessen Gespielen und Dienerschaft auf einer Wallfahrt nach Thalkirchen; der Prinz reitet „auf seinem Rapple“ bis an die Wiese unweit des Dorfes; von dort aber geht er zu Fuß mit den Uebrigen, und singt mit ihnen eine lateinische Litanei; in der Messe betet er den Rosenkranz, und für alle Diejenigen, deren er in seinem täglichen Gebete im Allgemeinen eingedenk ist, für jeden einzeln ein Paternoster sammt dem Ave Maria; auf dem Rückwege ladet sie der Oheim, Herzog Ferdinand, zum Mittagessen in seinen Hausgarten ein [8]).

---

p. 267.) Er starb als herzoglich bayerischer Rath im J. 1592 zu Rom.

8) S. des Frhrn. v. Freyberg Sammlung histor. Schriften Bd. IV.

Im folgenden Jahre — 1581 — erhielt Maximilian außer dem Präceptor auch einen eigenen Hofmeister, Namens Wilhelm Schlüderer von Lachen [9]). Ueber die Fortschritte, welche der Prinz in diesen Jahren besonders in der lateinischen Sprache machte, liegen noch gegenwärtig die Beweise vor [10]). Auch fieng er jetzt an dem Vater, wenn derselbe abwesend war, lateinische Briefe zu schreiben. Mit dem Beginne des Jahres 1583 ward auch Herzog Philipp, dem Erzieher seines Bruders, übergeben, und bezog jetzt ebenfalls das Altenhofs-Gebäude, wo Maximilian schon seit längerer Zeit verweilte, und wo für beide Prinzen nebst ihrem Gefolge eine eigene Wohnung bereitet war.

Maximilian, damals nicht zehn Jahre alt, richtete an den sechsjährigen Bruder zum Empfang folgendes halb scherzhalb ernsthafte Briefchen: „Maximilian von Gottes Gnaden Herzog in Bayern wünscht dem hochwürdigen durchlauchtigen Fürsten Herzog Philipp seinem freundlich geliebtesten Herrn

---

9) Wahrscheinlich von einer adelichen Familie aus Schwaben (auf der Hochzeit Herzog Wilhelms finden wir zwei Schlüderer im Gefolge des Kardinal-Bischofs von Augsburg, deren einer den Titel Statthalter führt); Wilhelm Schlüderer stand ursprünglich in Diensten des Bischofs von Speyer, wohin er auch nachmals zurückkehrte. Ehe er zur Erziehung Herzog Maximilians berufen wurde, hatte er eine zeitlang die weltliche Administration des Bisthums Regensburg geführt. Ein schönes Zeugniß giebt ihm der päpstliche Nuntius Ninguarda in einem Briefe an H. Wilhelm, d. d. Salzburg d. 18. Nov. 1581: „Ex Serenitatis Vestrae literis eius voluntatem de domino Schlüdero ad aulam transferendo intellexi; etsi vero malim longiorem ipsius praesentiam quam discessum, propter viri pietatem, ingenium, probitatem, prudentiam, facilitatem morum, ac diligentiam quae summa in eo sunt, — quia tamen ad majora vocatur, non possum non probare, sapientissimum Vestrae Serenitatis propositum"; etc.

10) Maximilians eigenhändige Schulhefte werden unter den Handschriften der k. Hofbibliothek zu München verwahrt.

Bruder ein glückseliges neues Jahr und alles Gute. Nachdem Gottlob die Sache nun einmal dahin gekommen, daß ihr von der Kinder und Weiber Zucht weggezogen, und zu mir in die männliche freie Schule dergestalt gegeben seid, auf daß ihr euer Studieren mit diesem neuen drei und achtzigsten Jahre anfangen sollt: kann ich nicht unterlassen, euch dieß kleine Briefchen zu schreiben, und in demselben anzuzeigen, daß mich diese eure Ankunft höchlich erfreut, und daß auch mir dieser Zeit nichts lieberes und angenehmeres hätte widerfahren können; wie ich dann hergegen auch leichtlich glauben will, daß ihr dießmals an keinem Ort lieber als bei mir zu Altenhof bleiben und studieren wollt. Damit aber diese unsere brüderliche Freude langwierig und doch für beide Theile nützlich sowohl, als auch unsern gnädigsten herzliebsten Aeltern tröstlich sey: so wollen wir oft einer den andern durch vertrauliche Schreiben unterweisen, wie wir uns nicht allein gegen einander, sondern zuvörderst gegen Gott, alsdann auch gegen jeder männiglich halten sollen. Unterdessen so gehabt euch wohl. Gegeben München zu Altenhof, Mondtag den 7. Januar des alten Kalenders Anno Christi 1583“ [11]).

Zur Aneiferung der Prinzen wurden einige junge Leute von Adel mit ihnen erzogen und unterrichtet; jedoch wurden mit größter Sorgfalt nur solche Knaben gewählt, über deren Sitten-Reinheit man vollkommen beruhigt seyn konnte. (Wir bemerken darunter die Namen Oettingen, Törring, Haßlang, Muggenthal u. s. f.) Eben so streng war die Auswahl derjenigen, welche in den Erholungsstunden den Prinzen sich nähern durften.

Endlich im Jahre 1584 entwarf Herzog Wilhelm ausführliche Vorschriften für die beiden Männer, welchen eine so wichtige Erziehung anvertraut war. Die Instructionen [12]),

11) S. bayer. Annalen. Vaterlandskunde. 1835. S. 247. Wir haben diesem interessanten Aufsatze des Hrn. Hofbibliothek-Custos Föringer Vieles entlehnt.

12) Sie sind vom 3. Januar 1584 datirt.

welche der Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II., so wie Herzog Albrecht V. für die Erziehung ihrer Söhne gegeben hatten, waren hiebei zu Rathe gezogen worden.

Der Hauptinhalt der ganzen Anweisung ist in folgenden Worten derselben ausgedrückt: „Es ist uns vornehmlich daran gelegen, daß die liebe Kindheit und angehende Jugend wohl und sicher geführt werde auf den Grund der Furcht Gottes, des Gehorsams gegen die Aeltern, der Demuth, Zucht, Wahrheit und Nüchternheit".

Da die Grundlage aller Erziehung die Einpflanzung wahrer Gottesfurcht ist, so macht auch die Instruction wie billig hiemit den Anfang. Die Prinzen sollen täglich ihr Morgen- und Abendgebet mit Andacht verrichten, auch täglich die heilige Messe, an Sonn- und Feiertagen Amt und Predigt hören. Sie sollen angewiesen werden, dem Messe lesenden Priester in ihrer Andacht Gebet für Gebet zu folgen, und also sich von Jugend an gewöhnen, ihr Gebet der Kirchenordnung gleichförmig zu halten, damit sie nach und nach verstehen lernen, was das ganze Jahr hindurch in der Kirche geschieht, und sonach auch ihre ganze Lebenszeit das, was sie recht verstehen, desto mehr lieben, gebrauchen und vertheidigen. Hierin liegt wohl die beste Wiederlegung jenes Vorwurfes, welcher so oft der katholischen Erziehung gemacht worden, daß sie den größten Werth auf Aeußerlichkeiten lege.

Als Haupterforderniß wird hierauf die Einprägung der Grundwahrheiten unserer heiligen Religion vorgeschrieben, wobei mit dem kleinen deutschen Katechismus der Anfang gemacht, und bis zu dem großen lateinischen des Canisius fortgeschritten werden sollte. Diese geistliche Speise soll neben dem täglichen Brode stets in Handen seyn, und dermaaßen dem Gedächtnisse und Verstande einwurzeln, daß sie eine feste Grundlage für das ganze Leben bilde.

Die Instruktion geht sodann auf die Einpflanzung der Demuth über, welche „eine solche Tugend sey, wodurch alles fürstliche Lob größer und herrlicher werde, ja ohne welche

sich eines Fürsten Gemüth weder zum göttlichen Dienste noch zum heilsamen Gebrauche seines Standes wohl ordnen könne". Da hiezu nichts nützlicher sey, als die christliche Beicht, in welcher der Mensch sich selbst erkennen, vernichten, anklagen, vor Gott und seiner Kirche demüthigen kann, so sollen die Prinzen öfters im Jahre, besonders zu heiligen Zeiten, hiezu angehalten werden. Auch werden die Erzieher angewiesen, das Gemüth der Prinzen vor aller Erhebung, vor Stolz, Uebermuth, Zorn, Unwillen, Neid und dgl. mit Fleiß und Bescheidenheit, und wenn es nöthig wäre, mit gebührendem Ernste, ja selbst mit Hülfe der Ruthe zu bewahren. Dabei wird ihnen aber große Vorsicht anempfohlen, damit ihre Zöglinge „in keine furchtsame verzagte Weise getrieben werden", sondern sich angewöhnen tapfer und unerschrocken zu reden und zu handeln; indem die zukünftige Bestimmung derselben sowohl im geistlichen als weltlichen Stande „Ernst, Tapferkeit und ein männliches Gemüth erfordern."

Von Leibesübungen werden für diese ersten Jahre Ballspiel, Kegeln, mäßiges Laufen und Reiten, von Spielen Stahl- und Rohrschießen und Schachspiel gestattet.

Die Tages-Ordnung wird auf folgende Weise bestimmt: Um sechs oder halb sieben Uhr Aufstehen und Ankleiden, dann Gebet im Oratorium; — von sieben bis acht Uhr Studium der Grammatik, — um acht Uhr Morgens Suppe, dann Messe, — nach der Messe wieder Lernstunde besonders Uebung des Gedächtnisses bis eine halbe Stunde vor dem Mittagmahl, welches um eilf Uhr eingenommen wird, — während der ersten Hälfte der Tischzeit Vorlesung aus einem geistlichen Buche; — „wer sich mit Worten oder sonst nur im Geringsten unbescheiden oder ärgerlich erzeigt, voraus mit übermäßigem Trunke, der soll an unserer Söhne Tafel nicht mehr kommen", — nach dem Essen bleiben ungefähr ein Paar Stunden zur Ergötzlichkeit frei, „da unsere Söhne bei uns, bei der Frau Mutter und bei unsern Kindern seyn, oder nach

Gelegenheit eine Kurzweil suchen mögen, doch daß der Hofmeister oder Präceptor auch nicht weit davon sey"; um zwei Uhr Wiederanfang des Studiums, besonders Schreibübungen, dann Musikunterricht bis eine halbe oder ganze Stunde vor dem Nachtessen; — nach diesem Recreation; — um acht Uhr Gebet und Schlafengehen.

Damit „der Jugend das Studieren nicht gar zu sauer werde", wird wochentlich, wenn kein Feiertag einfällt ein halber oder ganzer Vakanz-Tag gestattet.

Die Wahl der Lehrbücher betreffend äußert sich die Instruktion allerdings gegen das Lesen der alten Klassiker, in welchen meistens nur „heidnische Phantasie, Götzen und Buhlwerk" zu finden sey, und empfiehlt dafür neuere christliche Autoren, wie Vives, Jovies, Natalis, Prudentius, u. s. w. Da aber dem Herzoge hiegegen Vorstellungen gemacht wurden, gab er zu, daß mit gehöriger Vorsicht die klassischen Schriften des Alterthums in den Kreis des Unterrichts gezogen würden. Unter andern las Maximilian später den Tacitus und Xenophon mit großem Fleiße; aus des letztern Cyropädie machte er Auszüge, welche noch vorhanden sind.

So wie in dieser für die beiden Erzieher gemeinschaftlichen Hauptinstruktion im Allgemeinen die Grundsätze erörtert waren, nach welchen Herzog Wilhelm die Erziehung seiner Söhne eingerichtet wissen wollte, so nahmen die besonderen Anweisungen, welche der Hofmeister sowohl als der Präceptor, jeder in Bezug auf seine Dienstverhältnisse erhielt, nähere Rücksicht auf den Herrscher-Beruf, zu welchem die Herzoge Maximilian und Philipp herangebildet werden sollten. (Letzterer war bereits Fürst-Bischof von Regensburg).

Dem Hofmeister Schlüderer wird zuerst hauptsächliche Sorgfalt empfohlen, daß keine sektischen oder in der Religion verdächtigen Personen bei dem Prinzen Zutritt erhalten; (damals hingen noch mehrere Adelige im Lande dem augsburgischen Bekenntnisse an); die jungen Gemüther seyen ohne dieß zum Vorwitze geneigt, und es seyen Beispiele vor-

handen, daß katholischer Fürsten Kinder durch den Umgang mit nicht ganz rechtgläubigen Personen heimlich, und ehe man der Sache gewahr wurde, zur Irrlehre verführt worden seyen.

Besonders schön ist aber die Stelle, in welcher hierauf der Hofmeister angewiesen wird, in seinen Zöglingen keinen Hochmuth aufkommen zu lassen, indem selbst die größten Potentaten sich Mühe gegeben, durch Humanität und Freundlichkeit die Herzen der Menschen zu gewinnen; „wie denn bei christlichen Herrschaften an sich selbst schon heilsam, wohlanständig und lieblich ist, daß sie gegen männiglich, voraus gegen die ihnen von Gott untergebenen und anvertrauten Unterthanen ein liebreiches, wohlwollendes und väterliches Gemüth tragen, und sich allezeit selbst erinnern, daß sie ja nicht etwa alten heidnischen leibeigenen Knechten sondern Christen-Leuten, ihren Mitbrüdern und ihren Miterben des himmlischen Reiches, zu Herren, zu Vorstehern, zu Beschützern und Versorgern gegeben und vorgesetzt seyen, und an denselben alle ihre ewige und zeitliche Wohlfart entweder groß mehren und befördern, oder auch hindern, zurückwerfen und verderben mögen“. Wie schön ist hier nicht die große Idee der im Christenthume begründeten Befreiung ausgesprochen! wie bestimmt dieser Gegensatz von einem christlichen Fürsten zu einem Tyrann, welchen jene Zeit sich nicht anders als heidnisch oder türkisch denken mochte.

Auch dem Präceptor Peträus ward in der ihm gegebenen besondern Vorschrift aufgetragen, den Prinzen „in Lehre und durch Beispiele vorzustellen, was heute oder morgen ihr Beruf seyn werde; nämlich daß Fürsten und Obrigkeiten von Gott geordnet seyen, seinen wahren Dienst und die wahre, unverfälschte Religion zu schützen, die Unterthanen nach Recht und Billigkeit zu regieren, Frieden und Ruhe zu erhalten, und jedermann um Gottes willen zu helfen und zu rathen, — indem sie an seiner Statt auf Erden Anderen vorgesetzt seyen, damit männiglich bei ihnen Trost und Zuflucht finde; — daß

auch ein großer Titel und Namen anders nichts sey, als eine Mahnung jener Forderungen, welche Gott und die Welt an den Inhaber zu stellen habe".

Unter dieser zweckmäßigen Leitung verflossen die Studienjahre und Maximilian machte die erfreulichsten Fortschritte. Die schnelle Entwicklung seiner geistigen Anlagen that indessen seinen religiösen Gefühlen keinen Eintrag. Im Gegentheile läßt sich nicht verkennen, daß in dem Maaße, als seine intellectuellen Kräfte zunahmen, auch die Kraft seines Glaubens inniger und lebendiger wurde; und so bildete sich jene feste Ueberzeugung aus, welche ihn nachmals durch alle Stürme des Lebens hindurch aufrecht hielt. — Er war eilf Jahre alt, als die Sodalität der Verkündigung Mariä zu München ihn zu ihrem Vorstande wählte. Diese Vereine waren von den Jesuiten nach dem Muster der Bruderschaften zu Rom auch in Deutschland eingeführt worden, und hatten sich bald großer Theilnahme zu erfreuen. Beförderung wahrer Frömmigkeit war ihr Zweck. Nachdem Maximilian sechs Monate lang dieses Ehrenamt bekleidet, wollte er dasselbe aus Bescheidenheit wieder ablegen; da ernannte ihn die Congregation zu Rom zum Vorsteher aller marianischen Sodalitäten Deutschlands, und wahrscheinlich hat er diese Stelle sein ganzes Leben hindurch beibehalten [13]).

Statt Peträus ward, beiläufig um Neujahr 1586, Johann Barvitius berufen, welcher später in kaiserlichen Diensten eine Anstellung fand, aber seine Anhänglichkeit an das bayerische Haus nie verleugnete. In diese Zeit fallen, wie die

13) „Cum ser. Princeps Maximilianus anno supra millesimum quingentesimum octogesimo quarto sodalitati Monacensi, quae a propitia matre nomen habet, clementissime praeesse dignatus esset, jamque in sextum mensem cum praeclarissimarum virtutum splendore, ardenti Mariano celo et congregationis existimatione singulari praefecturam gessisset: per incomparabilem modestiam eadem se praefectura abdicavit, reclamante universa sodalitate. Sed accidit divina quadam providentia, ut magnificus et clarissimus vir iisdem diebus Roma reversus a primaria Romana Annunciationis sodalitate literas afferret, publiceque recitaret, quibus se-

vorhandenen Schulhefte zeigen, Maximilians erste Versuche in der lateinischen Dichtkunst [14]).

Ueber diese wissenschaftlichen Bestrebungen wurden aber die schönen Künste nicht hintangesetzt. Von dem Organisten der Liebfrauen-Kirche, Namens Wiesreiter, erhielt der Prinz Unterricht im Orgelspiele. Im Zeichnen bewies er großes Geschick; ja er versuchte sich selbst im Oelmalen. Wenn er es auch darin zu keiner Vollkommenheit brachte, so ward doch hiedurch der Grund zu der großen Gemälde-Kenntniß gelegt, welche er in der Folge sich aneignete. Viel Vergnügen gewährte ihm die Drehbank, an der er bei schlechtem Wetter einen Theil seiner Erholungsstunden zubrachte. Noch jetzt werden in der Residenz zu München mehrere künstliche Arbeiten aus Elfenbein und Ebenholz gezeigt, welche ihre Entstehung seiner Hand verdanken.

Nach allen Nachrichten war Maximilian ein sehr lernbegieriger Knabe von lebhaftem Geiste und vortrefflichen Anlagen, dabei aber etwas schüchtern; deßhalb ward der Hofmeister angewiesen, ihn dadurch beherzter zu machen, daß er ihm, so oft sich eine Gelegenheit darböte, eine Gruß-Vermeldung oder irgend eine andere, mit einem kurzen deutschen Vortrage verbundene Ausrichtung übertrüge. — Und doch lag

---

ren. Maximilianus, novo et inaudito in hanc diem exemplo, universis Deiparae sodalitatibus per universam Germaniam Praefectus denuntiabatur". (Acta Congregat. 1584.)

14) Wir können nicht umhin, den Glückwunsch abzuschreiben, den er an seinen Vater bei Gelegenheit eines Aderlasses richtete:

„Mos est Germanis, pater illustrissime, nostris,
Et vetus et qualem tempora nostra ferunt:
Ut, si forte cui minuatur sanguis aperta
Vena, quae recreent, munera dentur ei.
Ergo serenata capias munuscula fronte,
Quae sunt ex nostra dona profecta schola:
Carmina, scripturas, flores, violaria, nugas,
Qualia paupertas mittere nostra potest.
Nam mihi non aurum, nec rerum suppetit usus,
Quae possim meritis reddere digna tuis.
Unica sed restat semper mihi prompta voluntas,
Hanc tibi perpetuo dedo, colende parens.
Atque simul dominae me totum trado parenti,
Utrique exoptans prospera cuncta. Vale!"

in dem schüchternen Knaben schon der Beginn jener imponirenden Persönlichkeit des Mannes, vor welcher selbst ergraute Kriegsmänner zu zittern pflegten!

Ein Geschichtschreiber [15]) erzählt, es sey nicht vergessen worden, dem Gemüthe des jungen Prinzen, neben der hohen Achtung für die katholische Kirche, einen unbeschreiblichen Haß gegen das Lutherthum einzuflößen. In den Erziehungs-Vorschriften, von welchen wir so eben gesprochen, findet sich nichts, was eine solche Behauptung rechtfertigen könnte; es würde auch zu dem Geiste der Milde und Liebe, welcher in denselben vorherrscht, durchaus nicht passen. Wäre aber auch wirklich diese Anweisung gegeben worden, so würde sich nach den Ansichten jener Zeit, und besonders in einer Epoche, da der geistige Kampf jeden Tag in wirkliche Thätlichkeiten auszubrechen drohte, mit Grund nichts dagegen einwenden lassen. Hat doch beinahe anderthalb Jahrhunderte später noch ein König von Preußen den Erziehern seines Thronerben befohlen, demselben „vor der katholischen Religion so viel als immer möglich einen Abscheu zu machen, und ihm deren Ungrund und Absurdität vor Augen zu legen"! [16])

---

15) P. Ph. Wolf im ersten Bande seiner Geschichte Maximilians I., S. 51.

16) Friedrich Wilhelm I. in der Instruktion und Bestallung für den Grafen Finkenstein und den Obersten von Kalkstein" vom 13. Aug. 1718: „Insonderheit muß meinem Sohne eine rechte Liebe und Furcht vor Gott beigebracht, hingegen aber alle schädliche und zum argen Verderben abziehende Irrungen und Sekten, als Atheist-, Arian-, Socianische, und wie sie sonst Namen haben mögen, als ein Gift, welches so zarte Gemüther leicht bethören, beflecken, und einnehmen kann, aufs Aeußerste gemieden und in seiner Gegenwart nicht davon gesprochen werden; wie denn ingleichen ihm auch vor die katholische Religion, als welche mit gutem Fug mit unter dieselben gerechnet werden kann, so viel als immer möglich einen Abscheu zu machen", u. s. w. S. Cramer, zur Geschichte Friedrich Wilhelms, S. 3.

XXV.

Reflexionen über den kirchlichen und politischen Zustand in Baden.

(Fortsetzung.)

In die Trümmer des zerrütteten kirchlichen Lebens angeblich Ordnung zu bringen, eigentlich aber, um dem Fasse vollends den Boden auszustoßen, fielen die Anarchisten auf eine neue Wendung alter Dinge. Als nämlich im Jahr 1840 die Mitglieder der Schaffhauser Synode den ersten Hauptschlag zur Durchführung ihrer Tendenzen durch Einführung von Synoden anzubahnen gedachten, aber durch Synoden, nicht wie sie nach Herkommen und kanonischem Gesetze in der katholischen Kirche seit Anbeginn bestanden, sondern durch Synoden mit einer Verfassung, wie man sie bedurfte, um durch solche ungeirrt durchsetzen zu können, was man seit Jahren im Schilde führte [26]; als endlich als Vorläufer und Programm dessen, was man anstrebte und auszuführen beschlossen hatte, jenes berüchtigte Schreiben im badischen Kirchenblatte erschien [27]; als die geistlichen Agitatoren das ganze

26) Ueber die Verfassung, welche man den Synoden zu geben gedachte, um mit ihnen zu erreichen, was man durch dieselben in ihrer alten Verfassung nie zu erreichen im Stande gewesen seyn würde, äußerte der Regierungs-Commissär Eichrodt in der Kammer sich folgendermaaßen: „Eine Synode, wie sie die Petenten und die neuere Zeit zu wollen scheinen, mit besonderer Zusammensetzung mit legislatorischen Formen und Befugnissen, kennt das katholische Kirchenrecht nicht; sie müßten erst mit Aufhebung des bisherigen Kirchensystems und aller historischen Rechtsverhältnisse neu geschaffen werden“. Karlsruher Zeitung Nro. 180. Beilage. 1840. — Wir müssen uns recht sehr wundern über die zarte Scheu des Herrn Regierungscommissärs vor „den historischen Rechtsverhältnissen“; denn wir haben bisher entsetzlich wenig von einer Achtung für historische Rechtsverhältnisse, wenigstens in Betreff der katholischen Kirche, zu bemerken Gelegenheit gehabt. — Man vergleiche über die badischen Synoden noch die ausführliche Darstellung in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1840, Bd. 5 in dem Artikel: „die Union in Baden“ rc.

27) Siehe diese Zeitschrift a. a. O.

Land in Bewegung setzten, und wie der reiche Mann im Evangelium, Krumm und Lahm und Alles, was draussen an den Wegen, Strassen und Zäunen lag, zur Unterschrift für ihre Synodalpetitionen heranhetzten, um der bedenklichen Sache wenigstens durch die Masse Gewicht und Gehör zu verschaffen, und zu diesem Zwecke der „freisinnige Klerus" eine Sache, die von jeher in der katholischen Kirche eine Angelegenheit der Geistlichkeit war, mit den Laien aller Sorten gemein machte; als sofort die Unterschriften von Menschen jene Petitionen bedeckten, denen an den Synoden als solchen, denen am Christenthum, ja überhaupt an aller Religion notorisch ungefähr, so viel liegt, als am Cultus der Bewohner des Mondes; als dergestalt es offenkundig heranstrat, daß eine Menge liberaler Wühler die geistliche Synodenwüthigkeit nur darum unterstützten, weil sie damit dem Staate und der Kirche eine Verlegenheit zu bereiten hofften und sich mit dem Gedanken schmeichelten, es würden sich wohl dabei die Wässer trüben und sich darin der lauernden Wühlerei eine schickliche Gelegenheit bieten, im Trüben ihr Fangnetz auszubreiten, ob die Thoren und Geistesblinden sich vielleicht darin verfitzen werden, — damals nun hat der Erzbischof die Tendenzen dieses lang und eifrig betriebenen Werkes erkennend und die Gefahren, welche daraus der Kirche erwachsen möchten, vorausschauend eben darum auch pflichtmäßig sie abgewiesen [28]). Die Regierung hat sich mit diesem Beschlusse des Erzbischofes einverstanden erklärt, da es auch ihr nur zu gut einleuchtete, in welch' ein unabsehbares Chaos von schwer zu bestimmenden und noch schwerer zu beherrschenden Wechselfällen sie sich selbst und die Ruhe des Landes stürzen könnte [29]), wenn sie dem politischen Rationalismus und seinem öffentlichen Rednerstuhle auch noch zur Hülfe und Verstärkung den geistlichen Rationalismus in einer auf demokratische Principien organisirten und

---

28) Siehe das erzbischöfliche Antwortschreiben auf die Bitte einiger Ruralkapitel um Abhaltung einer Diözesansynode im badischen Kirchenblatt, Nro. 19, Jahrg. 1840, nebst dem Erlaß der erzbischöflichen Curia vom 19. ebr. 1836 an die katholische Kirchensection, in welchem sich dieselbe ablehnend in Beziehung auf die Zusammenberufung einer Diözesansynode erklärte. Karlsruher Zeitung Jahrg. 1840, Nro. 180, Beilage.

29) Der Herr Regierungscommissär Eichrodt äußerte sich über die möglichen Fährlichkeiten einer Synode, wie sie von den Petenten und „der Commission" gewollt zu werden scheint, also: „Abgesehen davon, daß ihre Einführung an sich nothwendig zu einem Schisma in der katholischen Kirche und zu Consequenzen führen müßte, die man jetzt noch gar nicht zu übersehen im Stande wäre". Karlsruher Zeitung 1840, Nro. 180.

vom Staate auctorisirten Synode beigesellen würde, wie solches unzweideutig angestrebt wurde. Das war so weit gut und lobenswerth und hat Viel des Bösen vom Lande abgehalten. Aber was gut ist, und den bestehenden Gesetzen gemäß, das soll eben darum auch ganz und voll und ohne Mäkelei gewollt und angegriffen werden; mit der einen Hand geben und setzen, mit der andern aber wieder nehmen und aufheben, heißt Nichts geben. Und das eben ist es, was wir in der Sache tadeln müssen; es ist jener Widerspruch, der sich, wie der rothe Faden, durch so vieles hindurch zieht; es ist jenes widerwärtige weder kalt noch warm Sein, jene ewige Schaukelei zwischen dem Rechten und Verkehrten, die mit dem tauben Salz der Mittelmäßigkeit das Land zu salzen meint; es ist jene abgenützte Ueberlauferei, die jetzt beim Rationalismus, jetzt bei christlichen Staatsprincipien einspricht und noch immer nicht klar geworden ist, daß Christus und Belial sich nicht zusammen koppeln lassen, sondern daß wer den einen liebt, den andern hassen müsse; das ist es, durch dessen Vermeidung die Regierung sich alle Ehrenmänner von entschiedenen Grundsätzen von der rechten und linken Seite zu eifrigen Anhängern und Freunden machen würde. Christus oder Strauß, das göttliche Recht der Könige, oder die Autonomie der Halloren, das ist jetzt die Frage, in welche man sich in Deutschland hineingerissen sieht und bei deren Lösung man sich mit Bestimmtheit für die eine oder die andere nolens volens entscheiden muß. Wohin man sich in dieser Lebensfrage der Staaten und der Kirche zu wenden habe, wird zwar hin und wieder klar, aber an der Alp hat man, wie es scheint, den tiefen inhaltsschweren Sinn der Frage noch immer nicht voll und ganz begriffen; daher die Halbheit, das Schwanken, ja Widersprechende so vieler Maaßnahmen, daher das Hegen und Pflegen, das Schirmen und Decken des Liberalismus und Rationalismus: dann hinwiederum das Hetzen und Verhetzen der Anhänger und Bekenner der rationalen Trinität von „Licht, Freiheit und Recht“. Jetzt das rücksichtloseste Niedertreten der Kirche und ihrer Rechte, dann wieder ein Einen mit ihr und ihrem Princip; jetzt ein Schmälen und Balgen und Scheelsehen auf die „Ultramontanen, Pfaffen und Römlinge“; dann wieder ein heimlich Frohsein, daß es noch solche im Lande gibt, die uneigennützig dem grimmkalten Fanatismus der Radikalen den eigenen Leib zum Zerfetzen und Zerreißen hinwerfen, um den wilden Ansturm der Götzendiener der absoluten Vernunft von dem Heiligthum der Religion und des göttlichen Rechtes der Obrigkeiten abzuwenden. Aber wie lange soll wohl das duobus litigantibus tertius gaudet eine Bedeutung behalten? Einer dieser Beiden wird am Ende sich den Sieg erstreiten, und sicherer Der,

mit welchem der Dritte im Kampfe sich vereint, als der Andere, der auch für diesen Dritten streitet. Was da wird, wenn der Rationalismus und damit die Revolution zum Siege kömmt, kann nicht zweifelhaft seyn. Die Wahl ist dann klein und eng auf einen scharfen Gegensatz hinausgespitzt; die Zeit der Entscheidung rückt, und wie jetzt die Sachen stehen, möchte bald bei längerem Zögern die Zeit der freien Wahl auf immer dahin geschwunden seyn, und der, welcher weder den einen noch den andern der Streitgenossen sich zum Freund erkohr, möchte wohl auch, so der Streit sich ausgerungen, von keinem hinwiederum zum Freund erkohren werden. In Zeiten, wie die unsrigen, in der zwei unvereinbare Principien auf Tod und Leben kämpfen, muß man, wie jener alte griechische Weise mahnet, eine Farbe halten, wenn man im Strome des Lebens und seiner Ereignisse nicht spurlos untergehen will. Wo die Gegensätze scharf sich messen und keken Muthes mit scharfen Wehren sich zu Leibe gehen und Alles in die Fehde reißen, ist kein Platz für die feige Kunst, hinter den Coulissen nur Grau in Grau zu malen. Also Christus oder Strauß, das göttliche Recht der Könige, oder die Autonomie der Halloren? Inter duo contradictoria non datur medium. Die Zeit der rechten Mitte ist als Princip, wie in der Logik, also auch in der realen Welt jetzt abgelaufen. Das hätte man wissen und in der Synodalfrage beachten sollen. Auf dem positiven Boden des bestehenden Rechts und der Verfassung fußend, hätte man sich für das entscheiden sollen, was das bestehende positive Recht verlangte; und wäre dieß geschehen, so würde die Sache vom Ständehaus abgehalten worden seyn. Denn daß das Synodalwesen nicht dem Staate, sondern dem Rechtsgebiete der Kirche zugehöre, hat eine 1800jährige Praxis und Geschichte dargethan *). Es ist von allen Seiten gegezeigt und dargestellt worden, daß das katholische Synodalwesen so wenig vor das Ständehaus und seine Competenz gehöre, als umgekehrt das Stände- und Kammerwesen vor die Synode gebracht werden müsse. Wie die Regierung sammt den Ständen es als eine Unbefugtheit und Anmaaßung erklärt und von der Hand gewiesen haben würde, wenn die Synode sich herausgenommen hätte, in ihrer Versammlung politische Fragen, und solche über Finanz und Steuer zur Besprechung und Entscheidung zu bringen, also hätte zum Wenigsten die Regierung das, was sie gegen sich zu thun nicht gestattet, noch zugelassen haben würde, nach Recht und Billigkeit auch nicht gegen die Kirche zu thun sich selbst und den Ständen gestatten sollen. Sie hätte mit derselben Entschiedenheit,

*) Vergleiche diese Zeitschr. a. a. O.

wie sie vordem die Cölibatsfrage von der Hand gewiesen hat, als eine dem Ständehause nicht zustehende, rein kirchliche Frage, gleichfalls es nicht gestatten sollen, daß die Frage über das katholische Synodalwesen, dem positiven Rechte zuwider, von einer Versammlung von Laien, ja von Protestanten entschieden und Aergerliches geredet und geprahlt werde [30]). Was ist aber statt dessen geschehen? Trotz „den festen Grundsätzen, welche die Regierung sich über diesen Gegenstand gebildet hat“ [31]), hat man nicht bejaht und nicht verneint. Nicht bejaht, weil die Klugheit, „das Schisma und die übrigen Consequenzen“ *) es nicht räthlich machten; nicht verneint, weil man darauf, die Hand im Spiel zu haben, nicht verzichten wollte, und „der Kirchenherrlichkeit des Staats“ wenigstens den „negativen Einfluß in kirchlichen Dingen,“ nicht entziehen wollte [32]), um durch „künftige Gesuche um Synoden“ ultramontane Uebergriffe im Schach zu halten. So aber ist weder den

---

30) Siehe not. 25 die Aeußerung Welker's in dieser Sache, und Anderes, was protestantischer Seits in dieser Sache in den Debatten gefallen ist, Karlsruher Zeitung Jhrg. 1840, Nro. 180, Beilage.

31) Der Herr Regierungscommissär äußerte sich also: „Die Regierung ihrerseits hat eine feste Ansicht in dieser Sache sich gewonnen“. Von dieser festen Ansicht ist uns, wie begierig wir auch gewesen wären sie zu vernehmen, nichts zu Gesicht gekommen.

*) Siehe Karlsruher Zeitung Jhrg. 1840, Nro. 180, Beilage.

32) Zur gehörigen Würdigung des hier in Frage stehenden Verhältnisses fügen wir eine Stelle aus dem Buche eines Kirchenrechtslehrers bei: „Dieses jus majestaticum circa sacra übt die Staatsregierung über die Kirche als eine in ihrem Gebiet befindliche Institution gerade eben so, wie über alle anderen socialen Institute in ihrem Bereiche aus, nämlich durch ihre Gesetzgebung als Reformationsrecht, d. h. als die Befugniß, einer Glaubensgemeinde bürgerliche Geltung zu geben oder zu verweigern, durch ihre oberaufsehende Gewalt, als Oberaufsicht über die Kirche, wovon ein Zweig das landesherrliche Placet ist, durch ihre vollziehende Gewalt als sogenannte Kirchenvogtei. Alle Elemente des kirchlichen Majestätsrechtes haben aber nur die Aufgabe der Verwahrung, d. h. zu verhüten, daß durch das kirchliche Leben der Zweck des die Kirche aufnehmenden Staates nicht verletzt werde. Wie nun der Staat als Mittel zur Erreichung seines Zweckes die Staatsgewalt hat, so hat die Kirche, zur Erfüllung ihrer Bestimmung die Kirchengewalt, welche sich wesentlich als die Lehr-, die Weihe- und die gesellschaftsleitende Jurisdictionsgewalt darstellt: formell zerfällt aber die Kirchengewalt, ganz gleich, wie die Staatsgewalt, in eine gesetzgebende,

Einen noch den Andern Genüge geschehen; man hat weder den Petenten und ihren Wünschen entsprochen, noch ist man dem Rechte der Kirche und dem Herkommen treu geblieben. Und so haben bald darauf beide streitenden Partheien, die eine unbefriedigt, die andere verletzt, ihrem Unmuthe in öffentlichen Blättern Luft gemacht. Fragen wir nun aber nach dem Totaleindruck, welchen diese Verhandlung auf die Einsichtigern aller Farben gemacht hat, von welcher Art war er? Es war der ungünstigste. Man fühlte nur zu sehr, daß nicht eine entschiedene Maaßregel getroffen sey, sondern einem bloßen Eklekticismus gehuldigt worden war; daß man sich allein vom Drange der Umstände bestimmen

---

aufsehende, vollziehende, welche letztere zugleich die richterliche enthält. Da nun die Mitglieder der Kirche zugleich Mitglieder des Staates sind, über sie also die Kirchengewalt und die Staatsgewalt zugleich walten, so müßten fortwährende Collisionen zwischen der Staats- und der Kirchenregierung eintreten, wenn nicht beide Gewalten ganz verschiedene und geschiedene Sphären hätten: und dieses ist der Fall, weil sie einen verschiedenen Grund und Zweck haben. Staat und Kirche theilen sich in den gesellschaftlichen Menschen, erfassen an ihm verschiedene Seiten. Wie daher der Staat als Geber oder Schützer des Gesellschaftlichen, d. h. des Rechtlich-staatlichen von der Kirche fordern kann, daß sie, obwohl sie innerlich höher und äußerlich umfassender, als der Staat ist, doch als äußere Gesellschaft dem Staatsgesetz gehorche, so kann die Kirche von dem Staat fordern, daß er ihr Inneres unberührt lasse, ihre äußere Gesellschaftsordnung in dem Maaß anerkenne, als sie der Ausdruck ihres innern Wesens ist, und er sie bürgerlich aufgenommen hat, daß ferner, da die Kirche eine geistig-lebendige Institution ist, der Staat sie in ihrer rechtsmäßigen Entwicklung nicht hemme. Was so die Gewissensfreiheit für den Einzelnen gegenüber der Staats- und der Kirchengewalt ist, das ist die Kirchenfreiheit für die moralische Person der Gemeinde. Die Kirche ist daher im eminentesten Sinn des Wortes eine Körperschaft, und diese körperschaftliche Kraft ist für ihre Wirksamkeit so wesentlich, daß von dem Augenblicke an, wo der Staat, statt sich auf sein Verwahrungsrecht zu beschränken, in das Innere der Kirche eingreifend, ein Recht positiver Verfügung über sie an sich genommen hat, die frühere allgegenwärtige Segenswirkung der Kirche auf die Gesellschaft zu einer wahren Sterilität verdorrt ist. Mit dem Boden seiner rechtlichen Selbstständigkeit, mit den Mitteln seiner socialen Wirksamkeit hat man dem Clerus das Bewußtseyn seines Standes und seiner Stellung genommen; einsam und thatenlos steht er blos in dem Kreise der Seelsorge; seine collectiven Leistungen sind untergegangen". Dr. Fr. Jos. Buß über den Einfluß des Christenthums auf Recht und Staat, I. Theil, p. LVIII. — Vergleiche ferner, was in not. 7 gesagt ist.

wie sie vorhem die Cölibatsfrage von der Hand gewiesen hat, als eine dem Ständehause nicht zustehende, rein kirchliche Frage, gleichfalls es nicht gestatten sollen, daß die Frage über das katholische Synodalwesen, dem positiven Rechte zuwider, von einer Versammlung von Laien, ja von Protestanten entschieden und Aergerliches geredet und geprahlt werde [30]). Was ist aber statt dessen geschehen? Trotz „den festen Grundsätzen, welche die Regierung sich über diesen Gegenstand gebildet hat" [31]), hat man nicht bejaht und nicht verneint. Nicht bejaht, weil die Klugheit, „das Schisma und die übrigen Consequenzen" *) es nicht räthlich machten; nicht verneint, weil man darauf, die Hand im Spiel zu haben, nicht verzichten wollte, und „der Kirchenherrlichkeit des Staats" wenigstens den „negativen Einfluß in kirchlichen Dingen," nicht entziehen wollte [32]), um durch „künftige Gesuche um Synoden" ultramontane Uebergriffe im Schach zu halten. So aber ist weder den

---

30) Siehe not. 25 die Aeußerung Welker's in dieser Sache, und Anderes, was protestantischer Seits in dieser Sache in den Debatten gefallen ist, Karlsruher Zeitung Jhrg. 1840, Nro. 180, Beilage.

31) Der Herr Regierungscommissär äußerte sich also: „Die Regierung ihrerseits hat eine feste Ansicht in dieser Sache sich gewonnen". Von dieser festen Ansicht ist uns, wie begierig wir auch gewesen wären sie zu vernehmen, nichts zu Gesicht gekommen.

*) Siehe Karlsruher Zeitung Jhrg. 1840, Nro. 180, Beilage.

32) Zur gehörigen Würdigung des hier in Frage stehenden Verhältnisses fügen wir eine Stelle aus dem Buche eines Kirchenrechtslehrers bei: „Dieses jus majestaticum circa sacra übt die Staatsregierung über die Kirche als eine in ihrem Gebiet befindliche Institution gerade eben so, wie über alle anderen socialen Institute in ihrem Bereiche aus, nämlich durch ihre Gesetzgebung als Reformationsrecht, d. h. als die Befugniß, einer Glaubensgemeinde bürgerliche Geltung zu geben oder zu verweigern, durch ihre oberaufsehende Gewalt, als Oberaufsicht über die Kirche, wovon ein Zweig das landesherrliche Placet ist, durch ihre vollziehende Gewalt als sogenannte Kirchenvogtei. Alle Elemente des kirchlichen Majestätsrechtes haben aber nur die Aufgabe der Verwahrung, d. h. zu verhüten, daß durch das kirchliche Leben der Zweck des die Kirche aufnehmenden Staates nicht verletzt werde. Wie nun der Staat als Mittel zur Erreichung seines Zweckes die Staatsgewalt hat, so hat die Kirche, zur Erfüllung ihrer Bestimmung die Kirchengewalt, welche sich wesentlich als die Lehr-, die Weihe- und die gesellschaftslei-

kes, ein pomphaftes Requiem und Prunkreden, nicht am Grabe des Verblichenen, nein, in den fernen Theilen des Landes (wie es sonst nur beim Tode des Landesfürsten üblich ist), als ob dieser Mann das Land von der Herrschaft der Nerone und Caligulas erlöst und die badische Regierung vordem einen orientalischen Despotismus geübt hätte. Sonst zwar und an andern Orten ist man darüber eins und einverstanden, daß Nichts geeigneter sey der Regierung und dem Landesvater die Landesvaterschaft, und was sonst Mildes und Versöhnliches sich an diesen Namen knüpft, abzuziehen, und beide Fürst und Regierung in den Augen und in der Meinung des Volkes in das Reich jener wilden Ungeheuer zu versetzen, welche zu bestreiten einst die fahrenden Ritter ausgezogen, als wenn man der Demagogie Feste feiert und den Rednern der Volkssouvernität Prunkreden hält. Wird nicht, so dachte man, durch Solcherlei das Volk im Lande auf den Gedanken kommen, der Erbfeind seines Glückes und seines Wohles von Anfang an, sey eigentlich die Regierung und der Fürst des Landes der Höllenfürst, jene aber seine Heilande und Erlöser, die von beiden es befreien? Wird nicht, so fuhr man weiter in Gedanken fort, jeder gute Kopf, dem das Herz nach Ruhm und Ehre lüstet und nach ritterlichen Thaten, die Regierung, das Ungeheuer, das seines Volkes Freiheit, seinen Schweiß und seiner Felder Segen fort und fort verschlingt, zu bestreiten gehen, um in so löblichem Kampfe auf Erden Lieder-, Romanzen- und Balladenruhm, im Himmel aber des ewigen Lebens ewig grünen Siegeskranz sich zu erstreiten? Also dachte man. Aber weil man also dachte, so gab man auch den Leuten im Lande keinen Demagogen-Saamen ein, gewachsen am Erkenntnißbaume der Denkgläubigkeit und des Rationalismus, um ihnen den Wurm des Aberglaubens und des Kirchenthums vom Leib zu treiben. Man schüttete den Leuten dort zu Lande keinerlei Gifte ein und verlangte nicht hintendrein, es solle das eingegebene Gift dennoch keine Wirkung äußern. Man hat der katholischen Geistlichkeit bei uns lange genug und mit großer Rührigkeit den Rationalismus in allen Formen und Dosen als medicina mentis eingegeben. Man hat ihn aber in der Intension eingegeben, daß er nur dorten wirken soll, wo es just beliebte, etwa gegen die katholische Kirche, „ihren Aberglauben und ihr Götzenthum". Aber man hat damit nur bewiesen, daß man im Wahne lebte, der Rationalismus sey nur der Höllenstein, dessen man sich nach Wohlgefallen da und dort, wo es eben noth thue, gebrauchen könne, etwa um das faule Fleisch des „Pfaffenthums" hinweg zu ätzen oder die „hierarische Ueberwucherung". Aber sieh! mit dem, was man für faules Fleisch gehalten und hinweg geätzt hat mit dem lapis infernalis

ist auch das hinweg geschwunden, was man für gesund und gut gehalten. Des Steines fressend Feuer hat so tief dem ganzen Körper sich eingesengt, daß der Brand zur Stunde nicht will enden und alle Wässer, die man seitdem auf das höllisch Ding gegossen, sind wirkungslos und ohne Hülfe geblieben; und um den Exorcismus der Kirche, der das höllisch Wesen vielleicht allein beschwören könnte, hat man zur Zeit sich noch nicht umgesehen im Lande, um kluger Weise der Heimfahrt keine Steine in den Weg zu legen.

Also ist es um das Geistliche und Geistige im Lande bestellt. Wie verhält es sich nun aber mit dem, was man das Politische nennt *)? Man sollte meinen nach den großen Redensarten, die man oben und unten im Lande führt, nach den „europäischen Landtägen“, die man im Sande der Alp im „Interesse der ganzen Menschheit“ hält, nach dem selbstgefälligen Dünkel, womit man vom blauen Dunst der Aufklärung umnebelt aus seinen Wolken auf die größten Staaten des deutschen Reiches und seines Bundes niederschaut und nach den zornigen Redensarten, womit man die Faust im Sacke macht

---

*) Als vor nicht gar langer Zeit das erzbischöfliche Ordinariat von der Regierung das Staatsgutheißen verlangte für ein Circular an den Clerus, worin diesem das Ordinariat die Publication kirchlicher Actenstücke untersagen wollte, und zu diesem Zwecke der Regierung das Widerrechtliche und Gefährliche darstellte, welches mit der Publication solcher Actenstücke für die kirchliche Autorität, den Glauben des Volkes und für unsere Zeit überhaupt verbunden sey, da soll das Ministerium katholischer Kirchensection das Ansuchen des Ordinariats rund abgeschlagen und erwidert haben: „die hohe Stelle sehe ihrerseits nicht ein, wie durch ganz unschuldige (?) Conferenzbeschlüsse das Ansehen des Ordinariats gefährdet werden könne. Die hohe Stelle könne die Bekanntmachung weder für rechtswidrig noch für gefährlich halten. Die Bekanntmachung leiste noch oben hinein den wesentlichen Nutzen, daß sie die Aeußerung der öffentlichen Meinung hervorrufe, aus welcher das Ordinariat die Empfänglichkeit für die beabsichtigten Anordnungen, so wie das Bedürfniß derselben, oder das Gegentheil zu ermessen im Stande sey“. Eine Regierung, welche in der Veröffentlichung solcher Actenstücke nichts Gefährliches und Widerrechtliches findet, sondern im Gegentheil es für nützlich hält, durch solcherlei die öffentliche Meinung hervorzurufen, damit man daraus die Empfänglichkeit und das Bedürfniß für die beabsichtigten Anordnungen oder das Gegentheil erkennen könne, wird uns sicherlich nicht nur nicht gram, sondern vielmehr dankbar für die folgende Darstellung seyn, weil sie dadurch in den Stand gesetzt wird, zu erkennen, was ein guter Theil ihrer Unterthanen davon hält.

und für den Verdruß sich schadlos hält, den man empfindet, wenn eine kleine politische Note die hochgehenden Plane unserer „Lichts-, Rechts- und Freiheits-Ritter", wie Spreu nach allen Winden stäubt; kurz nach den kecken Eingriffen, die man in tausendjährige Rechte und Institutionen macht und mit einer Staunen erregenden Rücksichtslosigkeit das Heiligste, die Religion von 800,000 Menschen verletzt, — nach allem diesem sollte man glauben, daß das Land einer Kraft und einer Macht, basirt auf die religiöse und politische Einheit seiner Bewohner, sich erfreue, welche allein dem drohenden Kriege mit Frankreich die Spitze bieten könnte. Allein nichts weniger als Das!

Aber gerade dieses, was sonst einem Lande für ein politisches Unglück gilt, ist dem unsrigen ein Glück. Denn wäre dem Lande eine Macht beschieden, die so groß wäre, als sie klein ist; wäre es, statt als ein kleiner Bruchtheil in den deutschen Bund eingeschnürt zu seyn, selbst dieser Bund, so wäre es fürwahr schwer zu sagen, was es schon alles aus sich ausgegohren haben würde; und es möchte, wie mich dünkt, unser politisches Glück jenes von Frankreich wohl um ein Bedeutendes überholt haben. Solches Alles aber, wie es jetzo steht und läuft im Lande, hat sich also gestaltet und gefügt. Das Land hat im Jahr 1819 eine ständische Verfassung erhalten. Schon Vieles kam bei dieser hochwichtigen Sache darauf an, welche Principien diese bei ihrem Baue sich zum Grunde genommen und noch mehr lag nach ihrer Einführung daran, von welchem Geiste und Principien aus sie weiter ausgebildet, objektivirt und in das Gemüth und Leben des Volkes eingeführt werde, damit sie dort vom Papier und todten Buchstaben weg sich Fleisch und Leben nehme und zum lebendig kräftigen Organismus sich gestalte, in dem das Nationalleben nach seiner religiösen und politischen Seite sich naturgemäß regen und entfalten und mit dem Geist und Leben der übrigen Gauen des deutschen Bundes und Reiches sich stammhaft einen und zu Einem Volke zusammenwachsen möge, stark durch die Einheit seiner Sprache, seiner Sitten und eines naturgemäßen, weil aus der Nation und ihrer Geschichte entsprungenen politischen Lebens. Aber welche Faktoren haben bei diesem Gestaltungsprocesse des staatlichen Lebens in Mitte des Volkes mit- und eingewirkt? — Das, was das deutsche Reich zersprengt und in seine Staatsatome von Vaduz, Reuß, Greitz und Schleitz aufgelöst und zerbröckelt, die Reformation und ihr erstgeborner Sohn, der Rationalismus — hat auch hier den ersten Guß und die Gestaltung des Werkes verdorben. Der Protestantismus ist nämlich, obgleich weit aus die Religion der Minderheit im Lande, den

noch die bei weitem einflußreichere. Nur unten in den Niederungen der Beamten-Hierarchie tritt auch der Katholicismus häufiger ein, den oben die Eifersucht nicht gerne sieht, nicht gerne duldet. Selbst das Wenige, was daher in jüngster Zeit von ächtem Katholicismus und bessern Staatsprincipien sich der Regierung beigesellt und zugefügt hat, ist vom Protestantismus im Lande ungern gesehen, vielfach angefeindet und hat in seinen feindlichen und chikanösen Bestrebungen, wie die Debatten im Ständehaus genugsam ausgewiesen, die kräftigste Unterstützung unter einem lauten Halloh von Seiten der katholischen Rationalisten geistlicher und weltlicher Farbe gefunden. Da nun aber der Protestantismus im Lande, wo der Patriarch der Denkgläubigkeit seinen Sitz und Lehrstuhl aufgeschlagen hat und Andere von gleicher Farbe ihm rührig zur Seite gingen, natürlich denkgläubig ist, so ist es denn natürlich auch gekommen, daß der Protestantismus im Lande überwiegend und fast durchaus rationalistisch geworden ist. Und da nun ferner seit dem Jahre 1819 bis auf heute fast alle Männer, die an der Spitze der Regierung stunden, jenem rationalen Protestantismus als ihrem Glauben mit Vorliebe zugethan waren, so hat auch in Folge dessen die rationalistische Rechts- und Staatsansicht weit aus die Oberhand gewonnen und sich der Ausbildung und Weiterführung der Verfassung als Basis untergelegt; und der Sauerteig Calvins und Luthers und ihr revolutionäres Wesen ist darauf, wie ein Dämonion, in Alles schnell hineingefahren. Winter trat als Minister auf und legte in der Kammer in jener bekannten Rede gegen den Adel seinen politischen Glauben los. Das hat dem Josephinismus, d. h. jenem rationalistischem Katholicismus, der oben im Lande hauste, mundrecht geschienen; er hat die wohlbekannten Lehren mit Freuden vernommen und hat darauf auf Bruderschaft getrunken mit jenem unten im Lande, als Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein. Rotteck, das Haupt jener katholischen Rationalisten, hat sofort Winter die Hand gereicht und freundlich ihm zugenickt, als er so kräftig dem Adel zugesetzt. Und als selbst in der Folge Winter durch die Umstände und von außen her sich oft genöthigt sah, den eigenen Doctrinen und ihren Consequenzen den Rücken zuzuwenden, und gegen Rotteck und die seines Geistes mitunter etwas barsch heranzufahren, so war doch Rotteck nie geneigt, seine Opposition gegen den Minister mehr als thunlich war zu schärfen, und ohne Noth dem Manne, den er wesenhaft in Einheit mit sich selber wußte, seine Stelle, für die er keinen Bessern wußte, zu erschweren. Rotteck ließ sich daher manches Widrige vom Minister Winter gefallen, und hat diesem nur zur Strafe zuweilen eine

Blumenlese gehalten aus jenen liberalen Redensarten aus des Ministers Kammerreden, und solche in einen Strauß zusammengebunden und zum Riechen dem Minister unter die Nase gehalten. So ging es fort im Ganzen und Wesentlichen in guter Eintracht, nur über das Mehr oder Weniger der Ausbildung der Verfassung im französischen Sinne, über Concessionen, über das Reden von Dingen, die Baden gar nicht betrafen, über „das Opposition bilden im Interesse für ganz Deutschland, ja für die ganze Menschheit“ [33]) lag man im Hause der Gemeinen mit der Regierung im Hader, im Geringsten nicht wegen principienhafter Differenz. Daraus begriff sich Rotteks Opposition, die an sich nie eine war. Rottek, als ein Mann, der Kant studirt, Logik verstund, Bücher geschrieben und alle Jahre, so lange er aktiv war, sein System vom Katheder herab aus- und durchgeführt hatte, wollte, daß man das, was man im Princip gewollt und auf- und angenommen hatte, auch mit Bewußtsein und Consequenz ganz wolle und nach allen Seiten durchführe und ausgestalte. Die Regierung dagegen, obgleich innerlich und wesenhaft desselben Geistes, der in der Kammer wehte, unterschied sich nach Außen nur darin von den Ständen und der rationalistischen Theorie ihrer Häupter, daß sie dem reissenden Laufe allzu rascher und zu weit gehenwollender Ausbildung jener Principien und Ideen als Ballast sich anhängen, und als Hemmschuh sich unterlegen zu müssen glaubte, um die wirbelnde, alles in ihren Wirbel hineinreißende Windsbraut ein wenig zu retardiren und ihr Getöse, mit dem sie über das Land daherfuhr, wenigstens noch Außen zu maskiren, damit es keinen Lärmen setze da und dort und Verdrießlichkeiten bringe ins Land herein von Außen her. Nicht also die Principien sind es gewesen, andere bei den Ständen, und andere bei der Regierung, welche sich wechselseitig befehdet hätten, sondern nur über das Zuviel und Zuweit, oder über das Quantitative, nicht über das Qualitative der Principien hat stets bis auf heute der Streit sich fortgestritten. Allein auf die Principien kommt es an, nicht wie weit man sie durchführen und geltend machen will; sind sie gut und recht, so ist kein

---

33) Man vergleiche einen Artikel des fränkischen Couriers Nro. 65, Jhrg. 1841, in welchem das Verhältniß der Stände zur Regierung, die wesentliche Einheit der Stände mit der Regierung in Principien, im Zustimmen in allen Punkten des Budgets, die Gleichgültigkeit der Stände gegen die Interessen der katholischen Kirche, ihre lächerlichen Extravaganzen über die Angelegenheiten Badens hinaus in die ganze Welt sehr richtig und wahr dargestellt ist. Ueberhaupt adoptiren wir hier diesen Artikel nach seinem ganzen Inhalt.

Grund, warum sie nicht ganz und ohne Rückhalt sich entfalten und ausführen sollen; sind sie schlecht, so ist auch die mindeste Entwicklung schon zu viel, ja schon die Annahme solcher der Thorheiten größte. Aber das ist eben die Bornirtheit aller halben Anhänger und Kenner des Rationalismus, daß sie in ihrer philosophischen und speculativen Unwissenheit nicht wissen, was ein Princip, was ein ideenhafter Gedanke, in den Strom und das Triebwerk des religiösen und des Staatslebens geworfen, bedeute; daß sie nicht wissen, daß ein Gedanke eine geistige Macht ist, die in sich selber Leben hat; die von einem Geiste sich losreißend und in den Strom des Lebens geschleudert, wie eine Lawine, durch die eigene Schwere fortgerissen, unaufhaltsam dahin stürmt und Alles mit sich in ihrem Laufe fortreißt, was in ihrer Bahn sich findet. Sie begreifen nicht, daß in Luther auch schon Strauß und die Halloren steckten, und alles, was im Causalnexus diese mit jenem als Identisches verband, wie weit sie auch aus einander zu liegen scheinen. Sie begreifen nicht, daß wer Luther wolle und den Rationalismus, auch die Revolution, Strauß und die Halloren mit in den Kauf nehmen müsse, wenn er seinem Verstand und seiner Bildung keine Sotise anthun will. Das sind Dinge, die man in unsern Tagen wissen sollte; dem Wissen jedes Staatsmannes ist zuzumuthen, daß mit Principien sich nicht spielen lasse. Denn daß Gedanken und Ideen, wie man fälschlich glaubt, nicht wie Stiere in das Joch sich spannen, oder wie Rosse in Zaum und Zügel sich nehmen lassen, die man jetzt gespornt rascher laufen, jetzt gehemmt langsam ziehen läßt, hat sich bald darauf sattsam ausgewiesen.

Das Jahr 1830 brach an und mit ihm die „glorreiche Juliusrevolution“. Rottek hat sie freudig in den „politischen Annalen“ begrüßt, und von der „großen Woche, die Paris sich durchgestritten, viel zu rühmen gewußt. Aber was an der Seine losgebrochen, ward bald auch an der Alp verspürt. Die Principien, die man unter Ludwig, der zuerst ihr störrisch Wesen lästig fand, mühsam eingedämmt und das allzu Wucherische, so viel es thunlich war, abgeschnitten und ausgereutet hatte, sind durch Hemmniß verstärkt nur heftiger losgebrochen. Was man an der Verfassung gekürzt hatte, das wurde wieder restituirt, und oben hinein die Preßfreiheit und der „Freisinnige“ eingeführt. Wie von zwo Saiten, die auf gleichen Ton gestimmt, die eine sympathetisch mit erklingt, wenn die andere im gleichen Tone schwingt, also hat es auch diesseits des Rheines angeklungen, als die Welschen jenseits die die Marseillaise gesungen. Warum? Es ist leicht zu errathen. Hat man nicht seit Jahren auf gleichen Ton das Land gestimmt? Hat man nicht, wie jenseits des Rheines, auch diesseits das religiöse Leben durch

die Aufklärung mit Gewalt verdrängt, und mit ihr die alte Ehrfurcht und Achtung vor dem göttlichen Rechte der Fürsten und ihrer Throne zum Land hinausgeschafft mit Rührigkeit? Hat man nicht den einzigen Damm und Schirm in schwerer Zeit, die Kirche mediatisirt, sekularisirt, und mit der übrigen Beamtung in Reihe und Glied gestellt? Hat man nicht mit Allem, was Witz und Spott aufzubringen wußten, das Anhängen an das alt Hergebrachte, Historische und Nationale verlacht und verächtlich gemacht? Hat man, als man die Verfassung schuf und weiter bildete, auch nur im Mindesten daran gedacht, das Bösgemachte gut zu machen und das übel Versäumte nachzuholen? Man hat das Land gegen Frankreich mit Douanen abgesperrt, aber gegen das unheimliche Wesen, das drüben seit Jahren umgeht, gegen die Revolution [34]) und ihren Geist, hat man da bei Zeiten Vorschau gethan? Im Gegentheil! Man ist die alten Wege ruhig fortgeschritten; man hat zur alten Thorheit noch überhin der neuen viel hinzugethan. Winter starb und das Staatsruder kam in Nebenius Hand. Dieser Mann hätte den Liberalismus, wäre es ihm gestattet gewesen, wo möglich noch potenzirt. Als er aber in langer Rede allzu laut zu einem Systeme sich bekannte, mit dem der deutsche Bund nicht schiffen wollte; da mußte er entlassen werden, und dem Pensions-Etat fielen ob dem Mißgriff einige tausend Gulden weiter zu. Nun folgte Rüdt, ein Mann, der sich zwar bis jetzt in Nichts, wie Nebenius, verredet, aber, wie wir schon oben sahen, in Vielem gar sehr verschrieben und vergriffen hat. So haben nun im Laufe der Zeit die Chefs des Ministeriums mehrfach gewechselt, aber der Rationalismus ist aller Begleiter und Leiter ohne Unterschied gewesen, und wie ein kostbares Erbgut von der einen Hand zur andern fortgewandert und sorgsam beibehalten worden in allen Verhältnissen.

(Fortsetzung folgt.)

34) Wäre das französische Wesen ein bischöflicher Fastenbrief gewesen, da wäre es scharf beobachtet und ohne Staatsgutheißen nicht in das Land hereingekommen. Aber hier hätte auch der Spruch nicht gegolten: Simile simili gaudet.

XXVI.

Tagebuchsglossen über Weltlage und Zeitläufte.

Es gibt gar manche Ereignisse, die so sehr Kinder des Augenblickes sind und mit ihm auf- und untertauchen, daß man über ihr flüchtiges Seifenblasenleben nur Glossen machen kann; ebenso gibt es Gedanken, die nicht anders als in glossenhafter Form ausgesprochen zu werden verdienen.

Die Geschichte glossirt das Geschehene, die Gegenwart ist eine kritische Glosse auf die Vergangenheit, und über sie wird die Zukunft unausbleiblich ihre Randglossen machen.

Es gibt Namen, die mehr sagen, als ein Buch sagen kann, ein solcher ist der des „Vergnüglings“, den sich der Verstorbene erwählt und dadurch dem jüngsten Gericht den Urtheilsspruch erspart hat. Der Vergnügling ist indessen, Gott sey Dank, dem deutschen Wesen so fremd, daß der Verstorbene auf seinen weiten Reisen sich auf eigene Kosten seinen Namen selbst suchen mußte.

Die Juden haben ohne Zweifel in der neuesten Zeit die besten Geschäfte im Gelde, die Russen in der Politik gemacht; die einen haben Kronenthaler, die andern, wie der russische Ausdruck lautet, Kronseelen gewonnen, und beide sind Millionaire geworden; ängstliche Seelen fangen daher schon an, von den einen eine friedliche, von den anderen eine kriegerische Universalmonarchie zu befürchten; was aber davon das Schlimmere sey, würde sich, wie die Aufgabe von der Qua-

dratur des Zirkels, gar sehr zu einer unlösbaren Preisaufgabe eignen.

Wer vier Rosse vorspannt, fährt in der Regel schneller als mit zweien; wer aber seine vier nach den vier Winden hinspannt, der fährt nicht nur langsamer als mit einem Rosse oder einem Ochsen, sondern er kann auch ziemlich sicher seyn, daß sein Fuhrwerk in vier Stücke fährt; die Lehre von der Allmacht Gottes kann man nicht durch Wagenlenker in's Leben führen, die sich zur Allmacht des Polizeistaats bekennen.

Zu Düsseldorf ist die erste Majorität zur zweiten Minorität geworden; es fragt sich nun, ob durch die öffentlich an den Tag gelegte Meinung des Volkes die zweite Minorität nicht wieder zur dritten Majorität geworden ist.

In der Augsburger Allgemeinen Zeitung macht ein Correspondent von der Isar den Vorschlag, Schelling, den die preußische Regierung nach Berlin berufen, um die Sichel an die seit fünfundzwanzig Jahren sorglich gehegte und üppig aufgeschossene Hegelsche Drachensaat zu setzen, möge die Sache umkehren und sich an die Spitze jener jugendlichen Feuergeister stellen, denen die Majestät gleich dem Punkt auf dem J gilt und ganz entbehrlich ist, da man ja orientalische Codices genug besitzt, die ohne alle Vocale geschrieben sind. Würde Schelling diesen Operationsplan befolgen, dann würde, so meint der Augsburger Berichterstatter, der alte Napoleon der Philosophie ein junges schlagfertiges Heer von Weltstürmern zu seinen Dienst bereit haben, die jugendlichen Berserker aber würden in ihm einen Führer gereifter Weisheit zur Bändigung ihres Uebermuthes erhalten. Diese Combination des Entgegengesetzten ist in der That originell; wollte die preußische Regierung, statt den Kölner Dom auszubauen, in Berlin ei-

nen babylonischen Thurm erbauen, so könnte sie wirklich nichts Zweckdienlicheres thun, als diesen scharfsinnigen Projectenmacher zu ihrem geheimen Oberbaurath ernennen. Nur gegen eines müssen wir uns verwahren: der Verfasser möchte seine Leser glauben machen, an den Ufern der Isar sey dieß Tausendguldenkraut neuer Weisheit gereift, allein schon der Schluß, der omnia ad majorem nostram gloriam lautet, läßt darüber keinen Zweifel, daß es unreines oder vielmehr schmutziges Spreewasser ist.

Als Herr Lippmann in Berlin Proben einer neuen Gemäld-Copier-Methode produzirte, erließ einer seiner Berliner Freunde, und wie es scheint, wohl auch Glaubensgenosse, in der Allgemeinen Zeitung von Augsburg ein Manifest, das man mit Recht die Blüthe jüdischer Impertinenz nennen konnte. Es wurde der Christenheit in der insolentesten Weise darin der Vorwurf gemacht, daß sie nicht herbeieile, diesen Hebräer zu honoriren und seine Entdeckung zu liquidiren; allein der Unglückliche, undankbar Verkannte sey ein Jude, und was könne man von Bethlehem erwarten! Die preußische Regierung hat seitdem hinlänglich bewiesen, wie ungerecht diese Beschuldigungen waren, indem sie jedem nur billigen Wunsche des Betheiligten mehr als entsprochen. Allein wir unsererseits haben das Recht, jenen jüdischen Sachwalter zu fragen, wozu besitzt denn die Judenschaft die Reichthümer der Christenheit? wozu haben eure Rothschilde so viele Millionen, die sie in den Stand setzen, von jeder neuen Finanznoth christlicher Regierungen immer neuen Gewinn, immer neue Prozente zu ziehen, wenn sie nicht einmal einem ihrer Glaubensgenossen, der eine unerhörte Erfindung zur Ehre der Judenschaft gemacht haben soll, davon einige Heller zuwerfen wollen. Wie anders glänzen in der Geschichte, um nur zwei Namen zu nennen, die Medizeer in Italien, die Fugger in Deutschland, und doch waren auch sie ursprünglich nur Ban-

quiers; was haben sie für Kunst und Wissenschaft gethan, wie viele großartige gemeinnützige Stiftungen zum Besten der leidenden Menschheit, die sie Millionen kosteten und die noch ihren Namen tragen, hinterlassen! Aber ihr macht uns arm, und verlangt noch, daß wir eure Arme unterstützen; eine Forderung, die in dem Munde eines jüdischen Sachwalters nicht befremdet; allein, daß die Allgemeine Zeitung zur Veröffentlichung ihre Spalten öffnete, mit denen sie in andern Dingen so reservirt und spröde thut, dieß hat uns, wir können es nicht leugnen, ungleich verwunderlicher geschienen.

Wenn Regierungen sich um Dinge bekümmern, die sie nichts angehen, so müssen nothwendig die Dinge, um welche sie sich bekümmern sollten, dabei zu kurz kommen. Friedrich II. gewann seine Schlachten und ließ seine Leute mittlerweile nach ihrer Weise selig werden. Er sorgte selbst für Fastenspeisen, damit seine katholischen Soldaten ihre Fasten halten könnten, wenn es ihnen beliebte, und er beschützte sogar die Jesuiten. Es ist dieß keineswegs so gemeint, als wünschten wir Friedrichs Voltärianism und Indifferentism in einer neuen, vollständigen Prachtausgabe auf Staatskosten von den Mitgliedern der Akademie neu aufgelegt und gleichsam vom Staate canonisirt. Allein so viel ist gewiß, wenn der oberste Staatsrath eines Volkes, wie dieß z. B. gegenwärtig im Canton Aargau geschieht, nichts Wichtigeres zu thun hat, als einen Krieg auf Leben und Tod gegen wehrlose Klosterbrüder und arme Klosterfrauen zu führen, und in ihnen die gefährlichsten und furchtbarsten Feinde des Staates sieht, neben denen derselbe, nachdem sie tausend Jahre harmlos fortbestanden, keinen Tag länger mehr seiner Existenz sicher sey; wenn der Kriegsminister seine Artillerie gegen Kirchenthüren aufpflanzt; wenn der Polizeiminister seine Gensdarmerie beauftragt, eine Treibjagd auf orthodoxe Geistliche anzustellen; wenn der Douanier angewiesen wird, auf die Einschmuggelung von Ge-

bet- und Erbauungsbüchern und Rosenkränzen das wachsamste Auge zu haben; wenn Landammann und sämmtliche Räthe sich um eine streitige Bischofswahl den Kopf zerbrechen; wenn der President du Conseil den Katechism studirt, der Justizminister auf Orthodoxie inquirirt, und der Feldmarschall Operationspläne gegen den Jesuitism und die Generale der geistlichen Orden entwirft; wenn, sagen wir, das Regierungswesen also bestellt ist und die Eidgenossenschaft darüber im Begriffe steht, sich Freundschaft und Bund aufzukünden, dann kann man wohl versichert seyn, daß die guten Leute keine Muße haben, Schlachten zu gewinnen, wie sie Friedrich II. von Preußen gewonnen hat.

In Rußland gilt nur der militärische Dienstadel, Unterbrechung im Dienst ist daher Unterbrechung des Adels. Dieß Princip hat den Adel zum Militär, aber nicht das Militär zum Adel gemacht.

Es scheint, es gibt eine Parthei und eine sehr einflußreiche in Rußland, die da glaubt, den freundschaftlichen Beystand Deutschlands hinführo nicht mehr nöthig zu haben, sie hält sich darum auch an keine freundnachbarlichen Rücksichten mehr gebunden und hat ihre Gränzsperre angeordnet, mögen die Nachbarn auch immerhin Hungers sterben und die Provinzen ihrer Verbündeten veröden. Sie stellt sich auf den Standpunkt kalten eisernen Rechtes, was von keiner Barmherzigkeit in keiner freundschaftlichen Rücksicht etwas weiß. Diese Stellung legt uns das Recht und die Pflicht auf, wenn wir noch ein Gefühl unserer nationalen Würde haben, auch mit ihr die kurze Sprache des kalten eisernen Rechtes zu reden, und sie ihre egoistische Straße, die sie sich selbst erwählt hat, ziehen zu lassen. Oder sollen wir uns etwa den Russen latronenmäßig als dienstfertige Begleiter aufdrängen?

Die Einen singen: „sie sollen ihn nicht haben“. Die andern antworten: „wir haben ihn gehabt“; unterdessen sind die Dampfschiffe geschäftig ihn gleich der Schweiz zu einem englischen Gasthof zu machen, worin die Inhaber der Stocks ihren Plumpudding und ihr Beefsteak essen.

Die Engländer pflegen erst zu handeln, und dann zu unterhandeln, die Franzosen können in neuester Zeit nicht aus dem Unterhandeln zum Handeln kommen.

Es hat Gelehrte gegeben, die so unendlich Vieles wußten, daß sie zuletzt in ihrem Kopf keinen Raum mehr für ihren eigenen Namen hatten und sich nur schwer darauf besinnen konnten: der deutschen Literatur steht durch ihren Kosmopolitism und die unermüdlichen Uebersetzungsfabriken, die gleiche Gefahr bevor; kein Kraut wächst auf dem weiten Erdenrunde, das unsere Garköche nicht zuzubereiten wußten, und das sie dem deutschen Michel nicht als Morgen-, Mittag- oder Abendkost vorstellten.

Bei der Stellung, welche gegenwärtig durch die Vertheilung politischer Macht Berlin in der Mitte unseres Vaterlandes einnimmt, ist es eine ernste und unsere künftige Entwicklung tief interessirende Frage: Woher kömmt es, daß in dieser Hauptstadt norddeutscher Intelligenz und Bildung, nun schon zum zweitenmal zur Schande Deutschlands, Excesse gegen die öffentliche Moralität, und zwar von Seiten der höheren Klassen und der Jugend, in einer Weise vorgekommen sind, der eher auf Bestialität als auf Humanität schließen läßt. Excesse, wie sie in keiner anderen deutschen Stadt, kaum in Paris, dem wir doch immer seine Corruption vorwerfen, das öffentliche Schamgefühl und den öffentlichen An-

stand beleidigen! — Eine andere, unser gemeinsames Vaterland nicht minder interessirende Frage ist die: woher kömmt es, daß man eben dort, wo man seit fünfundzwanzig Jahren einen großen Theil der Kräfte auf Entwicklung der Intelligenz verwendet und die Schulbildung in aller Weise gefördert und Seminarien aller Art angelegt, daß man nun dort die Lücken in den Reihen berühmter Lehrer nicht aus dem eigenen Nachwuchs ausfüllen kann, sondern sich genöthigt sieht, ihrer aus andern Ländern, über deren Obscurantism man oft die Nase gerümpft, herbeizurufen, und sich nicht selten mit Leuten begnügen muß, die selbst nicht mehr der Jugend angehörend, dort der Verjüngung in einem Alter dienen sollen, worin der Muth kein Gefallen mehr an neuen Kämpfen findet, und die ermüdeten Kräfte der Ruhe bedürfen. Ist denn der Boden dort gar so unfruchtbar, daß er immer fremder Pflanzen bedarf, die sein Sand noch nicht geschwächt hat? Es wäre schlimm für Deutschland, wenn es sich also verhielte.

Die Capitolinischen Pläne des Geheimraths Bunsens sind, wie ich glaube, hinlänglich bekannt; nun tritt ein Berichterstatter in der allgemeinen Zeitung auf, mit dem Vorgeben, das Geheimniß seiner jerusalemischen Sendung zu kennen. Hätte er, was wir nicht glauben mögen, Recht, so wären diese Pläne nichts weiter, als die Fortsetzung der am Tempel des Jupiter Fulminator abgeblitzten ersten. Da Preußen mehr als sechs Millionen Katholiken zählt, und zu Jerusalem sich so gut wie keine Protestanten finden, so hätten wir, wie uns scheint, den höchst billigen und bescheidenen Wunsch zu äußern, Preußen möge seinen Einfluß in der orientalischen Krise zu Gunsten der Glaubensbrüder seiner Unterthanen anwenden. Der Berichterstatter ist nicht dieser Meinung; statt sich für die Katholiken, die dort sind, zu verwenden und ihnen in ihren Bedrängnissen beizustehen, wie es auch gerechtere Protestanten gewünscht, die ihre Gastfreundschaft genossen, soll die

preußische Regierung vielmehr allen ihren Einfluß zu Gunsten der Protestanten verwenden, die dort nicht sind. Die Katholiken stehen ja, heißt es, schon unter dem Schutze Frankreichs, und dieser schützt sie so wohl gegen türkische Erpressungen und Mißhandlungen, daß sie keines andern Schutzes von Nöthen haben!!! *) Da aber dort noch keine „Evangelischen“ zu beschützen sind, so soll Preußen die Abführung einer Kolonie dorthin leiten. Dieser Plan wäre allerdings Bunsenisch, und des Unterhändlers der Convention würdig; allein wir hoffen, daß die preußische Regierung auf diese einseitigen Vorschläge nicht eingehen, sondern bedenken wird, daß ihre sechs Millionen katholische Unterthanen den gleichen Antheil an den Lasten des Staates mit den „evangelischen“ tragen, und mit ihrem Gut und Blut gleichmäßig einstehen müssen, und daß sie daher auch ein Recht haben, daß ihre Regierung die Interessen ihres Glaubens, dem Auslande gegenüber, gleichmäßig vertritt, und ihre Diplomatie nicht zu einer protestantischen Missionsanstalt macht. Dieser Sachverhalt scheint mir so einfach, daß jener Berichterstatter ihn mit aller Sophistik nicht wird umkehren können. Und daß Oesterreich die Sache von diesem Standpunkte aufgefaßt, dafür sind ihm alle deutschen Katholiken zu Dank verpflichtet. Keine andere Anerkennung verdient es auch, daß die Augsburger Allgemeine ihre Stimme so oft zu Gunsten Jerusalems und der syrischen Christen erhoben, und diese Frage nie schlummern lassen.

In einem der Rathssäle des Dogenpalastes zu Venedig ist über dem Sitze des Dogen eine Inschrift zu lesen, die unter Anderem Folgendes besagt: Mens et animus et consi-

*) Als jener Artikel geschrieben wurde, hatte Frankreich, noch zum Ueberfluß, durch seine isolirte Stellung bekanntlich seinen Einfluß gänzlich neutralisirt.

lium et sententia civitatis posita est in legibus. Ut corpora nostra sine mente, sic civitas sine lege. Legum ministri magistratus. Legum interpretes judices. Legum denique idcirco omnes servi sumus ut liberi esse possimus. Dieß ist eine Inschrift, die der Polizeiminister noch mehr immer vor Augen haben sollte, als der Justizminister, denn von diesem darf man es ohnehin voraussetzen.

Viele sind es, die die Unpartheilichkeit der Augsburger Allgemeinen Zeitung rühmen, auch wir möchten gerne daran glauben, aber sie setzt den Glauben der Gläubigsten auf allzu harte Proben. Als es verlautete, daß eine Censurvorschrift auch gegen die Hallisch=Deutschen Jahrbücher in Vollzug gesetzt werden sollte, da ließ sie es geschehen, daß mit allen Glocken Sturm geläutet wurde, als liege die deutsche Geisterfreiheit in den letzten Zügen; sie konnte nicht Artikel genug aufnehmen, die alle ihren Schrecken oder ihre Trauer über dieß Attentat gegen eine Zeitschrift an den Tag legten, die wir hier nicht weiter qualifiziren wollen. Dagegen läßt sie ein Verbot gegen eine katholische Zeitschrift nach der anderen dahin gehen, ohne sich auch nur zu bemüßigen desselben mit einem Worte zu erwähnen, ja ihrentwegen könnte die ganze katholische Journalistik, wozu man bereits auf gutem Wege ist, unterdrückt werden, ohne daß es ihr schiene die deutsche Geistesfreiheit, die sie mit den Hallensern für die so innig verbundene ausgibt, sey dabei im mindesten betheiligt. Oder fehlt es ihr etwa in dieser Beziehung an einlaufenden Artikeln oder hat ihre Censur in Betreff des Verbotes gegen katholische Schriften einen andern Maaßstab, als wenn es sich darum handelt das Verbot atheistischer zu beseufzen und zu beklagen?

Die Leipziger Allgemeine Zeitung, die ihre ältere Namensschwester, wenn wir uns recht erinnern: die Blüthe aller Niederträchtigkeit nannte, hat ihr unter andern auch den Vorwurf gemacht, daß sie mit der ultramontanen Meute im

Bund stünde. Die obigen Glossen und die Farbe aller darin berührten Artikel jenes Blattes wird jeden davon überzeugen, welch ein Grad von Fanatism zu einem so ungerechten Vorwurf gehört. Wenn die Dienste der Augsburger Allgemeinen die Dienste unserer Freunde und Bundsgenossen sind, was wird sich denn die Leipziger Philisterin, diese takt- und tonlose Lügentrompete speculirender Marktschreier für erlaubt halten! Mit solchen verglichen ist es freilich ein sehr geringes Verdienst den Unpartheilichen zu spielen.

XXVII.

Briefliche Mittheilungen

aus Würtemberg.

Aus **Würtemberg**. Der Zustand, den ich hier zu Lande getroffen, ist über alle Beschreibung. Erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen ein Bild von der Lage der Katholiken in Würtemberg mache; die Vexationen, denen sie hier unterworfen, die Erniedrigungen, denen sie preisgegeben sind, aufzuzählen, wäre eine herkulische Arbeit. Einige wenige Thatsachen, die ich aus der Menge herausheben will, wie sie eben der Zufall mir unter die Feder führt, werden Sie auf das Uebrige schließen lassen. Die Maaßregeln in Betreff der gemischten Ehen mögen als diejenigen, die dem Interesse der Gegenwart am nächsten liegen, den Anfang machen. Das kleine Würtemberg scheint es allein auf sich nehmen zu wollen, die katholische Kirche zum Zurückweichen, den Geist der Zeit, den Geist der Freiheit zur Umkehr zu zwingen. In Würtemberg wird nicht nur die Einsegnung der gemischten Ehen — ohne Rücksicht auf die künftige, religiöse Erziehung der Kinder — den katholischen Geistlichen zur Pflicht gemacht, wie man aus den zahlreichen Gewaltsmaaßregeln gegen getreue Priester, die sich diesem Gebote nicht fügten, bereits allgemein weiß; sondern es ist denselben sogar verboten, vor dergleichen Ehen auch nur abzumahnen. Der Pfarrer Schmitt in Näzelsberg, der sich dieses Verbrechen zu Schulden

kommen ließ, wurde zum abschreckenden Beispiele für Andere, am Samstag vor dem weißen Sonntag, plötzlich abgesetzt, so zwar, daß er schon am folgenden Morgen nicht mehr in seiner Kirche functioniren durfte, ungeachtet auf diesen Tag eben die erste Communion einer großen Anzahl Kinder anberaumt war, die nun aus den Händen eines herbeigerufenen, benachbarten Geistlichen das heilige Sakrament empfangen mußten. Der Eindruck bei der, an ihrem braven Pfarrer mit inniger Liebe hängenden Gemeinde war außerordentlich. Er sprach sich durch Thränen und Zähneknirschen deutlich aus. Die — Energie — der Regierung geht aber in dieser Sache so weit, daß selbst in Fällen, wo gemischte Brautpaare freiwillig auf die katholische Trauung verzichten, der katholische Pfarrer doch nicht vor Widerwärtigkeiten sicher ist. Die Regierung forscht nach, ob er nicht indirect und unter der Hand an diesem ihrem Entschlusse Schuld sey, und wehe ihm, wenn sich ein Verdacht der Art gegen ihn herausstellt! Kürzlich begab sich ein solcher Fall im Decanate Speicherz. Die Braut war von Kindheit an des Pfarrers Beichtkind gewesen: er mußte also wohl in der Beichte zu dem Zwecke auf sie gewirkt haben; und siehe da! man entblödete sich nicht, ihn zur Verletzung des Beichtsiegels aufzufordern, und mit einer Strafe von 170 Reichsthalern zu belegen, weil er nicht angeben wollte, was in der Beichte zwischen der Braut und ihm über diesen Punkt verhandelt worden. Auf Intercession des bischöflichen Ordinariats, das sich hier seines Untergebenen in gar rührender Weise annahm, wurden ihm die 170 Reichsthaler zwar nach-, er jedoch mit einem tüchtigen Verweise von Seite des katholischen Kirchenrathes angesehen. Dem Volke seine Pflichten nach katholischen Grundsätzen an's Herz zu legen, ist überhaupt verpönt. Sie kennen die Geschichte der Confiscation des Katechismus von Peter Canisius. Die, aus lauter Protestanten gebildete, Kreisregierung hat Rechts- und Schamgefühl genug gehabt, diese Confiscation, in Folge der an sie gerichteten Beschwerden, wieder aufzuheben. Aber der Oberamtmann, welcher gleich anfangs zu verstehen gegeben, daß er nach höherer Weisung handle, hat gegen diesen Beschluß seiner vorgesetzten Regierung Berufung eingelegt an das Ministerium!! Es mag seyn, daß er die höhere Weisung früher nur vorgeschützt; jedenfalls wird er sich in seiner Berufung nicht verrechnet haben, denn es wäre eine offenbare Einseitigkeit von Seite der höhern Behörde, wenn sie, die jede Aeußerung katholischer Gesinnung so nachdrücklich zu unterdrücken und ihr alle Nahrung und Anregung so sorgfältig abzuschneiden bemüht ist, ihr so gründliche und kräftige Belehrung zufließen ließe, wie sie der Katechismus des Peter Canisius gewährt. Wie weit in ersterer Beziehung, nämlich in

Beziehung auf die Unterdrückung und Beseitigung alles dessen, was der katholischen Gesinnung Nahrung geben könnte, die Aufmerksamkeit und Sorgfalt der Regierung getrieben wird, ist kaum glaublich. Daß man z. B. Wallfahrten zu verhindern und außer Uebung zu bringen suche, ist ein allgemein bekanntes Mittel, das auch am Rheine practicirt wurde, wie früher in den sogenannten Aufklärungszeiten bei uns. Daß man aber, um den Wallfahrern stets nur eine verödete Kirche zu zeigen und überhaupt jeden Concurs zur gemeinschaftlichen Andacht zu verhindern und dem Volke zu verleiden, verbiete, je irgend wo mehr als eine Messe auf einmal zu lesen und dem Pfarrer eines Wallfahrtsortes, wie z. B. in Hohenrechberg, zur Pflicht mache, seine Messe stets nur vor Sonnenaufgang zu lesen, das ist gewiß eine erstaunenswürdige Verfeinerung des Verfahrens. Und man glaube nicht, daß, während auf der einen Seite Alles geschieht, damit das katholische Leben allmählig absterbe, auf der andern Seite etwas verabsäumt werde, um den Uebergang zum protestantischen Cultus — so weit von solchem noch die Rede seyn kann — zu erleichtern. Die neue Vorschrift, daß in den katholischen Kirchen nicht mehr als ein Altar bestehen dürfe, und die katholische Kanzel durch einen in der Mitte der Kirche angebrachten niederen Lehrstuhl, gleich denen der Protestanten, ersetzt werden müsse, zeugt gewiß von nicht geringerer Aufmerksamkeit auch in dieser Beziehung. Es war bisher bekannt, und ist erst jüngst wieder durch einen höchst auffallenden Vorgang in Paris zu Tage gekommen, daß Würtemberg in den auswärtigen Beziehungen sich der russischen Politik auf das engste anzuschließen sucht; daß es aber auch in der innern Verwaltung dieselbe zur Richtschnur genommen, geht aus diesem Verfahren deutlich hervor. Nun ist es zwar leicht zu begreifen, daß man, den friedfertigen König der Franzosen zu insultiren und zu reizen sich erlaube; daß man aber, mitten in der Bewegung, die Europa auf den Bahnen der religiösen Emancipation fortreißt, in einem kleinen Lande, das den Augen und Stimmen der, ihrer Fesseln sich täglich kräftiger erwehrenden Presse auf allen Seiten bloßgestellt ist, mit einem solchen Systeme zum Ziele zu kommen hoffe, das muß billig Staunen erregen. Freilich hat die Regierung an dem Bischof und dem Kapitel zu Rottenburg nur zu sehr eine Stütze. Dennoch scheinen die Katholiken allmählig zur Besinnung zu kommen. Die bessere Richtung, deren erste Symptome zu Tübingen hervorgetreten, schreitet rasch vorwärts durch das ganze Land, und man kann sagen, daß seit einem halben Jahre eine wesentliche Veränderung vorgegangen ist in der Gesinnung der Geistlichkeit und des höheren Bürgerstandes. Das Landvolk war ohnehin

immer gut. In dem katholischen Gmünd, das früher wegen seiner religiösen Gesinnung eben nicht berühmt war, hat kürzlich die Regierung vergeblich alle Mühe angewendet, um die Wahl eines protestantischen Bürgermeisters durchzusetzen. Die Katholiken blieben standhaft, obwohl die Regierung ihrer Absichten kein Hehl hatte, da sie sogar nach Jahre langer fruchtloser Untersuchung gegen den erwählten katholischen Bürgermeister offen erklärte, daß sie ihn nur bestätige, weil sie ihm, als durch zwei Drittheile der Stimmenden gewählt, die Bestätigung nach der Verfassung nicht versagen könne; und als nun die protestantischen Blätter dieses Vorfalls wegen, wie gewöhnlich, über die Intoleranz, Bornirtheit &c. &c. der Katholiken schrieen, antwortete ihnen ein Mergentheimer Katholik mit der Frage: ob wohl eine protestantische Stadt sich einen katholischen Bürgermeister erwählt oder gefallen gelassen hätte, und woher es denn komme, daß nirgend ein solcher zu finden sey? —

XXVIII.

Zweck und Bedeutung der Bibelgesellschaft.

Das nachfolgende Aktenstück ist in mehrfacher Hinsicht ein wichtiger und interessanter Beitrag zur Kirchengeschichte der jüngstvergangenen Zeit. Es zeigt, von welchem Standpunkte aus die preußische Regierung vom Jahre 1815, welche damals in vielfacher Beziehung den Ton in Deutschland angab, unmittelbar nach der politischen Wiederherstellung unsers Vaterlandes, die religiösen und kirchlichen Verhältnisse faßte. Zugleich wirft dieses Dokument ein überraschendes Licht auf den wahren Zweck und die tieferliegende Absicht der Bibelgesellschaft. — Diese sollte, wie aus den unten folgenden, gesperrt gedruckten Worten des Rescripts erhellt, die Vereinigung aller „christlichen Confessionen" vorbereiten, und dieß zwar dadurch: daß allen Glaubensgenossen die Bibel in die Hände gegeben würde. Dieß sey der einzige, erlaubte (?) und richtige (?) Weg, auf eine innere Annäherung unter den verschiedenen Bekenntnissen hinzuwirken, weil sich von der bloß äußern, mechanischen Zusammenziehung derselben nichts hoffen lasse. — Es erhellt hieraus, welcher tiefere Zweck den spätern Maaßregeln auf dem kirchlichen Gebiete zum Grunde lag, deren innerer Zusammenhang häufig bestritten ist, denen man aber, wenn man den Inhalt der hier mitgetheilten Urkunde wohl überlegt, die Anerkennung nicht versagen wird, daß ein Grundgedanke sie beharrlich ein Vierteljahrhundert lang geleitet habe. Nachdem nämlich der Weg der innern Einwirkung, zum Behufe der Vereinigung aller christlichen Religionspartheien, mehrere Jahre hindurch versucht worden, wurde zur äußern Zusammenziehung der

Lutheraner und Calvinisten geschritten, und gemischte Ehen, Militärkirchenwesen, Umformung der Schulen, und Besetzung der Bischofsstühle und Katheder sollten unvermerkt auch die Lösung des schwierigern Theils der Aufgabe anbahnen, und die katholische Kirche ebenfalls auf den bewußten „gemeinsamen Grund“ stellen. Die Vorsehung hat jedoch diesen wohlberechneten Plan, der heute vertagt und in der höchsten Sphäre sogar aufgegeben scheint, an einem Tage vereitelt. Deshalb hat die genauere Kenntniß desselben hoffentlich nur noch ein historisches Interesse, ist aber in dieser Beziehung von um so größerm Werthe, als er die vorige preußische Regierung auf das entschiedenste gegen den, ihr so oft gemachten Vorwurf übereilter, wenig planmäßiger, und nicht lange genug vorher berechneter Schritte schützt.

„Es ist in neuern Zeiten die Meinung aufgekommen, als ob die Jugend und der gemeine Mann der Bekanntschaft mit der ganzen heiligen Schrift nicht bedürfe, ja als ob es bedenklich sey, und gar nachtheilig wirken könne, wenn man ihnen dieselbe in die Hände gebe. Diese Ansicht hat auch auf viele protestantische Schulen unsers Vaterlandes den Einfluß gehabt, daß in mehreren derselben die Bibel gar nicht, oder in mehr oder minder unvollkommenen Auszügen gebraucht worden ist, und vielleicht wird es in einigen Schulen noch jetzt so gehalten“.

„Zwar ist jene, zuerst von Frankreich ausgegangene, nachher unter den Deutschen hauptsächlich von Bahrdt und seinen Verehrern ausgebreitete Meinung, auch von nahmhaften Pädagogen angenommen, vertheidigt und unter die Schullehrer gebracht worden. Das unterzeichnete Ministerium kann aber derselben nicht beistimmen, indem es durchaus nicht die Schwierigkeiten und Gefahren für die Jugend und den gemeinen Mann, die jene befürchten, aus dem heiligen Buche hervorgehen sieht, dessen freien Gebrauch (!) unsre Vorfahren sich und ihren Nachkommen mit ihrem Blute erstritten haben, und durch dessen Geist und Kraft sie selbst, weit ent-

fernt, Schaden davon zu nehmen, vielmehr mit Geist und Kraft erfüllt, und reichen Segens für ihr inneres, und dadurch auch für ihr äußeres Leben theilhaft geworden sind. Dagegen ist es wahre Gefahr von der Entfernung der Bibel überhaupt, als auch vom Gebrauch der Bibelauszüge in den Volksschulen zu fürchten, durch die Erfahrung berechtigt. Unbekanntschaft mit der Bibel führt Gleichgültigkeit gegen dieselbe herbei, und diese ist mit Schuld an dem Versiegen ächtchristlicher Religiosität, welche aus dieser Quelle floß, und die wir in den letzten Jahrzehenden so sehr verschwunden sahen".

„Der Gebrauch der Bibelauszüge in den Volksschulen fördert aber diese Unbekanntschaft eben so sehr, als die Entfernung der Bibel überhaupt aus denselben. Er begünstigt den so nahe liegenden Wahn, als ob man an dem in den Auszügen Enthaltenen das Wesentliche habe, und das Uebrige außer jenem vermeinten Kern von geringem Werthe sey".

„Er erschwert das tiefe Eingehen in den Geist, der durch die ganze heilige Schrift weht, und in die Grundansichten, welche durch dieselbe hindurch herrschen, worauf es für den Glauben, wie für die Gemüthsbildung des Christen mehr ankommt, als auf das Verstehen einzelner, abgerissener Stellen. Indem er die ganze Bibel der Jugend schon aus den Händen und Augen rückt, wirkt er der Vertraulichkeit, dem täglichern innern Umgange mit derselben entgegen, der ehedem in den Familien statt fand, und wodurch sie der Quell so großen Segens für Einzelne, wie für das Ganze war und wieder werden kann. Wer endlich bedenkt, wie sehr es in der Hand derer, welche Bibelauszüge verfertigen, liegt, dem Volke darin zu geben, was sie wollen, der wird nicht ohne die größte Besorgniß, es möchte der ächte und vollständige Grund der christlichen Heilswahrheiten dem Volke allmählig ganz abhanden kommen, wahrgenommen haben, wie dieselben in vielen Schulen an die Stelle der Bibel selbst getreten sind".

„Das Ministerium ist weit entfernt, vorauszusetzen, daß

alle deutschen Pädagogen, welche die Bibelauszüge den Volksschulen empfohlen oder selbst dergleichen angefertigt haben, auf alle jene Resultate, die sich vielmehr von selbst ergeben, ausgegangen sind. Es ist hingegen mit ihnen darin selbst einig, daß die Bibel nicht zu Buchstabir- und Leseübungen gemißbraucht werden müsse, so wie darin, daß die Jugend auch beim Religionsunterricht nicht gleich die ganze Bibel von Anfang bis zu Ende lesen solle. Es hält nur dafür, es sey um dessentwillen noch nicht nothwendig, der Jugend anstatt der ganzen Bibel nach individuellen Ansichten angelegte Auszüge in die Hände zu geben, es müsse statt dessen den Lehrern zuerst in den Seminarien, und nachher fortgesetzt durch die Geistlichen zu einer zweckmäßigen Behandlung der heiligen Schrift beim Religions-Unterricht Anleitung und Uebung ertheilt werden, und wenn zur leichtern Erreichung dieses Zweckes wohlgeordnete Summarien aus der Bibel und andere Hülfsbücher mit frommer, von dem göttlichen unschätzbaren Werthe der heiligen Schrift durchdrungener Gesinnung verfaßt werden, so glaubt es, daß diese an ihrer Stelle seyn werden und verkennt ihre Nutzbarkeit nicht".

„Inzwischen kehrt die religiöse Sinnesart des Zeitalters zu den gesundern, kräftigern und reinern Ansichten des Christenthums allmählig wieder zurück. Die allgemeiner sich ausbreitende Anerkennung der unverjährbaren Rechte der heiligen Schrift offenbart sich in unzweideutigen Zeichen. Man lernt es immer mehr einsehen, daß sie den unwandelbaren Grund enthalte, **der alle christlichen Confessionen vereinigt**, und daß, wenn von einer äußern mechanischen Zusammenziehung derselben nichts sich hoffen läßt, der einzige erlaubte und richtige Weg auf eine innere Annäherung unter ihnen hinzuwirken, in der wachsamen, von der Aufmerksamkeit, nur alles ihr Hinderliche zu beseitigen, begleitenden Sorge bestehe, daß jener gemeinsame Grund, auf dem sie alle ruhen, ihnen

nicht verdunkelt, sondern vielmehr immer inniger bekannt werde, und sein Licht, seine Wahrheit, sein Leben, und damit denn auch seine Liebe sie alle durchdringe“.

„Um diese auch in dem preußischen Staate wieder erwachte Neigung zu dem fast schon aufgegebenen Wahren — von welcher diejenigen Pädagogen, die jene oben erwähnte Meinung hegten, hoffentlich auch ergriffen, und durch sie zu größern und würdigern Ansichten erhoben seyn werden, — zu fördern, setzt das unterzeichnete Ministerium hierdurch fest und verordnet, daß überall in den protestantischen Schulen die ganze vollständige Bibel beim Religionsunterricht gebraucht werden soll, dergestalt, daß den Schülern und Schülerinnen, welche schon mit einiger Geläufigkeit lesen können, das neue Testament, denen aber, welche dem Konfirmations-Unterrichte nahe, oder Theilnehmer desselben, oder bereits über ihn hinaus sind, die vollständige heilige Schrift Alten und Neuen Testaments in die Hände gegeben werden soll“.

„In den Schulen, wo gegenwärtig die Bibel gar nicht gebraucht wird, da ist sie auf die eben gegebene Weise wieder einzusetzen, und wo sie durch Bibel-Auszüge verdrängt war, da tritt sie auf die nämliche Art an deren Stelle. In allen Volksschullehrerseminarien soll zu einer zweckmäßigen Behandlung der Bibel beim Unterricht, dabei auch zu fertigem Aufschlagen, welches zu Anfangs äußerer, dann auch innerer Bekanntschaft mit derselben so förderlich, aber ebenfalls großen Theils außer Uebung gekommen ist, Anleitung gegeben, und diese nachher von den geistlichen Vorstehern der Schule fortgesetzt werden. Die Geistliche und Schuldeputation wird beauftragt, hiernach die nöthigen Vorschriften an die Superintendenten, Schulinspectoren und Vorsteher der Seminarien zu erlassen, zugleich auch die Superintendenten und Schulinspectoren anzuweisen, genau zu untersuchen, wie es mit dieser Angelegenheit in den ihrer Aufsicht untergebenen Schulen steht, den irgend dazu vermögenden Eltern die Anschaffung des neuen Testaments

oder der ganzen Bibel für ihre Kinder zur Pflicht zu machen, die Zahl der wegen Unvermögens ihrer Eltern der Beihülfe hierin bedürftigen Schulkinder auszumitteln, und über das alles baldigst an die Geistliche und Schuldeputation zu berichten, welche dann wieder anher Bericht zu erstatten hat".

„Wegen einer Beihülfe zu Beschaffung der Bibeln und Testamente für Kinder unvermögender Eltern wird die rc. Deputation sich auf geziemende Weise zunächst an die hiesige Hauptbibelgesellschaft zu wenden haben. Dieselbe wird heute ersucht werden, dieses Anliegen überall nach Kräften zu unterstützen, und bezweifelt das Ministerium den besten Erfolg nicht, da dieser Weg zugleich der sicherste zu seyn scheint, auf welchem der löbliche Zweck der Gesellschaft zu erreichen stehet. Der Bericht der rc. Deputation wird spätestens binnen drei Monaten erwartet. Berlin, den 18. November 1814. Ministerium des Innern. (gez.) von Schuckmann".

Wir können nicht umhin, dieses Rescript noch mit einigen gelegentlichen Bemerkungen zu begleiten, zu denen uns sieben und zwanzig seitdem verflossene Jahre ein Recht geben.

Die tiefere religiöse Regung, welche zu jener Zeit durch das gesammte nördliche Deutschland ging, ist ein unläugbares Factum. Nachdem Gott durch eine Reihe von wunderähnlichen Fügungen unser Volk aus einem Abgrunde der Schmach und aus harter Knechtschaft erlöst hatte, trat allen denkenden Zeitgenossen der Gedanke an eine höhere Leitung, auf eine nicht abzulehnende Weise nahe. Die Gemüther waren ernster und zugleich weicher geworden. Die Sehnsucht nach dem Glauben der Väter ging durch viele Herzen. Viele warfen sich die Frage auf: um welcher Verschuldung willen so großes Leid über unser Vaterland gekommen sey? und nicht Wenigen ward der Zusammenhang zwischen dem Ende und der Zerrissenheit des Reiches, und der Lossagung der einen Hälfte unsers Volkes von der Kirche klar.

Damals war der Moment gekommen, wo unserm Vaterlande ein großes Heil hätte werden können, wenn diese, freilich unklare und sich selbst noch nicht begreifende Richtung, durch rechtzeitige Schritte von oben herab, mit sich selbst verständigt worden wäre. Allein Deutschlands Unstern wollte, daß der große Augenblick, in dieser wie in so mancher andern Beziehung, ungenutzt vorüberging. Das oben mitgetheilte Rescript beweist, daß man die Nothwendigkeit der Einheit der Kirche begriff, aber das einfache Factum übersah, daß diese eine, große, allgemeine Kirche bereits seit 1800 Jahren besteht, daß es folglich nur darauf ankomme, die wahre Kirche zu suchen, und sich dann mit ihr zu vereinigen, nicht eine neue Kirche zu machen. Die große Lebensfrage unsres Volkes wurde nicht im Sinne des Glaubens, sondern des glaubensleeren und glaubensarmen Indifferentismus gefaßt, und der also gefaßten Aufgabe entsprach die Lösung.

Die Bibel in vielen Millionen Exemplaren in's Volk werfen, sie jedem Einzelnen in die Hand geben, damit er sich seinen Glauben daraus abziehe, hieß, aller Geschichte und Erfahrung zum Trotz, jeden Einzelnen zu seinem eigenen Heilande und Propheten machen. — Daß fortan der Indifferentismus einerseits, und andrerseits der tausendfach gestaltete Sectengeist in breiten Strömen durch unser Vaterland fluthen werde, war eine Folge, von der es heute kaum zu begreifen ist, wie sie nicht vorhergesehen werden konnte.

Man suchte die Vereinigung, aber man sah nicht voraus, daß, wenn man auf directem oder indirektem Wege die katholische Kirche mit in den allgemeinen Schmelztiegel werfen wollte, eben diese sich, wie alles wahrhaft Lebendige, ihres Unterganges aus allen Kräften erwehren werde. Geschah dieß, was nicht ausbleiben konnte, so war ein geistiger Kampf auf Leben und Tod unvermeidlich, der früher oder später Deutschland in dieselben Gefahren stürzen mußte, denen man eben durch die Vereinigung vorbeugen wollte.

Man wollte den, seinem Grabe zuwankenden, lebenssat-

ten Protestantismus retten, und sah nicht voraus, daß gerade die Bibelgesellschaft ein Mittel sey, ihm die letzte, gemeinsame Glaubensgrundlage zu entziehen, die alten Symbole vollends zu vernichten, und ihn mit Riesenschritten der Auflösung in zahllose Atome entgegen zu führen.

Heute ist keine menschliche Macht im Stande das Geschehene zu ändern. Aber ein redlicher, treuer Wille, eine feste und klare Absicht: der Wahrheit zu dienen, verbunden mit einer ungetrübten Einsicht in die wirkliche Lage der Dinge, könnte auch heute noch Wunder thun, und der Entschluß: allein den Willen Gottes zu erfüllen, der allein helfen kann, käme selbst heute noch nicht zu spät. — Aber das Labyrinth der menschlichen Wege und Ausflüchte und Berechnungen ist so verschlungen, daß menschlicher Witz und menschliche Klugheit nicht mehr helfen können. Nur der Blick nach oben vermag durch die Wirrnisse zu leiten, und wenn auch heute wieder das Bestreben obsiegen sollte: gleichzeitig Gott und seinen Feinden zu gefallen, so fürchten wir, daß die Geschicke sich ohne Erbarmen erfüllen werden.

XXIX.

Die Rückkehr der Carthäuser in die Einöde des heiligen Bruno.

Nachdem der heil. Bruno im Jahre 1086 jene Wildniß bei Grenoble aufgefunden, in die er einige Gefährten zu dem strengsten Büßerleben versammelte, wurde er sechs Jahre später durch seinen ehemaligen Schüler, Papst Urban II., nach Rom eingeladen, denn nicht allein hatte das Oberhaupt der Kirche die Gelehrsamkeit, den tiefdringenden Ernst dieses Mannes im Andenken behalten, sondern es war bald auch

der Ruf von seiner neuen Ordnung zu gottgeweihtem Leben zu dessen Kunde gekommen. Wie ungern sich Bruno von den Seinigen und der erwählten Zufluchtsstätte trennte, so durfte er doch die an ihn ergangene Aufforderung nicht ablehnen. Zwar suchte er die Lebensordnung, wie er dieselbe in der Einöde zum Gesetz gemacht, auch in der Hauptstadt der Christenheit fortzusetzen, wozu ihm der Papst den möglichsten Vorschub leistete; jedoch in seinem ganzen Umfange war das Vorhaben nicht auszuführen. Deswegen sandte er die sechs Gefährten, die ihn begleitet hatten, nach ihrer Einsiedelei zurück, und erwirkte endlich, wiewohl mit großer Mühe, Erlaubniß, ihnen folgen zu dürfen.

Da war eben der Erzbischof von Rheggio gestorben, und die Gläubigen dieses Sprengels gingen Bruno ernstlich an, die erledigte Würde zu übernehmen. Dieses Ansuchen, dann die Reise, welche der Papst um eben diese Zeit nach Frankreich unternahm, was in Bruno die Besorgniß weckte, er möchte aus der Einsamkeit neuerdings zu Geschäften gezogen werden, bewog ihn, in Calabrien eine Einöde aufzusuchen, in welcher er unerkannt und ungehindert seine früher begonnene Lebensweise fortsetzen könnte. Er fand einen solchen Erdenwinkel, wie er ihm zusagte. Da traf ihn kurz darauf der Normannenfürst Roger, und ward durch die Unterredung mit ihm, durch die tiefen Gedanken des Mannes, durch den Anblick des strengen Lebens, welches er führte, so für ihn eingenommen, daß er Bruno's Einsiedelei erweitern ließ, die Schankung einiger Güter beifügte und ihm eine Kirche erbaute, welche in der Ehre der heil. Jungfrau und des Erstlingsmärtyrers Stephan geweiht ward, woher dieses berühmte Carthäuserkloster den Namen von St. Stephan im Busch (S. Stefano in Bosco) erhielt.

Hier starb der heilige Ordensstifter den 6. October des Jahres 1101, noch nicht volle 50 Jahre alt. Wie die große Carthause bei Grenoble der Auszeichnung genoß, das Stammkloster des Ordens zu seyn, so war diese Carthause nicht al-

lein die zweite des Ordens, sondern umschloß auch die irdischen Ueberreste des Stifters. Da sie aber der Entfernung wegen außer der Aufsicht des Mutterklosters stand, entwich hier der Geist, welchen Bruno seinen Schülern eingehaucht hatte, nur allzubald, so daß dieselben durch Cistercienser ersetzt werden mußten. Diese weilten in St. Stephan bis zur Zeit Papst Leo's X. Da räumte er das Kloster denjenigen wieder ein, für welche es ursprünglich gestiftet worden. Sodann wurde Brunos Leichnam der Gruft enthoben und der Verehrung ausgestellt, und fortan weilten hier wieder, bei dem Volk in weitem Umkreise in verdienter Achtung stehend, die Carthäuser. Aber die große Umwälzung, welche von dem letzten Jahrzehend des verwichenen Jahrhunderts an beinahe ganz Europa unterjochte, stieß durch den bonapartischen Aufdringling Mürat auch diese Ordensmänner aus ihren friedlichen Zellen hinaus in die Welt, und gab diese, wenn nicht der Verwüstung, so doch dem Zerfall Preis.

Wie hierauf mit der Rückkehr freundlicherer und dem Wohl des Menschengeschlechts zusagenderer Grundsätze auch dieser Orden wieder auflebte, und sein Stammkloster bei Grenoble wieder bezog, und allmählig an dieser oder jener vormaligen Stätte sich wieder ansiedelte, so wurde auch das Kloster zu St. Stephan im Busch, auch Serra di San Brunone genannt, demselben wieder erworben, und im Hornung des Jahres 1840 aufs neue bezogen, worüber der Wärter der neuen Pflanzung, der P. Paul Gerard, wenige Wochen nach der Besitznahme, an den Ordensobern folgenden Bericht erstattete.

Durch ungünstige Witterung einige Zeit zurückgehalten, klärte sich endlich der Himmel auf. Am 16. März traten wir unsern Weg an, der Erzbischof von Rheggio in einer Sänfte, sein Geleite und wir auf Maulthieren. Auf dem Platz vor der Domkirche fanden wir zur Begrüßung Sr. erzbischöflichen Gnaden den Clerus versammelt. Alle Glocken der Stadt läuteten, von jeder Seite strömte das Volk herbei, um seinem

getreuen Hirten und besorgten Vater Ehrfurcht zu bezeugen. Die Bürgergarde, die Dragoner, viele Herren des ersten Ranges gaben uns bei vier Stunden weit zu Pferd das Geleite. Am Abend erreichten wir, durch den beschwerlichen Weg ermattet, Spezzano. Hier mußten wir, um die Ankunft anderer Maulthiere von Cosenza abzuwarten, den 17. verweilen. Am 18. Abends erreichten wir Cosenza. Kaum angekommen, so erstattete uns der Erzbischof in dem Gasthofe einen Besuch, und lud uns auf den folgenden Tag zum Mittagmal ein, bei dem er uns als sehr werthe Freunde behandelte. Unter sehr heftigem Regen verließen wir Cosenza am 20., und erreichten Abends die durch ihre Anhänglichkeit an das rechtmäßige Königshaus berühmte Stadt Pizzo. Da stand das Haus des Ritters Alcula bereit. Nachdem wir am folgenden Morgen in der Kirche, worin Joachim Mürat begraben liegt, Messe gelesen, brachen wir nach Monteleone auf, und ließen von da neue Maulthiere vom Berge herab kommen, um am 24. endlich den Ort unserer Bestimmung zu erreichen.

Die Witterung war abscheulich. Regengüße, Hagelschauer, Schneegestöber, Erderschütterungen folgten sich wechselnd. Nichts konnte uns zurückhalten; das heiße Verlangen, unserm heiligen Vater Bruno uns zu Füßen zu werfen, hieß uns Allem Trotz bieten, Alles überwinden. Noch saßen wir keine halbe Stunde zu Pferd, und man hätte sagen mögen, die Hölle habe alle ihre Gewalten entfesselt. Windestoben, welches, ohne merkbaren Schutz der göttlichen Vorsehung, uns sämmtlich hätte darniederwerfen können, furchtbarer Schloßenschauer, welche uns unbarmherzig zerzwickten; Wasserfluthen, sodann außerordentlicher Schneefall, so daß wir halb tod waren. Aber wo sodann auf diesem höchsten und gefährlichsten Berge der Appenninen ein Unterkommen finden? Bei jedem Schritt gähnte ein Abgrund. Endlich kamen wir nach Soriano und wurden von den Dominikanern auf das freundlichste empfangen. Cellen standen für uns in Bereitschaft; aber daß wir noch nüchtern waren, dessen gedachte man nicht, und das Nachtessen

wird erst um neun Uhr aufgetragen; wir wußten uns zu gedulden.

Am 25. endlich war die Carthause unser letztes Ziel, der Gegenstand unserer Sehnsucht. Die Entfernung beträgt zwölf italienische Meilen; aber des steilen und schneebedeckten Weges willen brauchten wir vier Stunden dazu. Schon eine Stunde außerhalb Soriano begegneten uns die ersten Bergleute, welche inniges Verlangen, das Gewand des heil. Bruno zu sehen, uns entgegentrieb. Von Strecke zu Strecke kamen neue Haufen, alle unter den lebhaftesten Freudensbezeugungen. Am eisernen Kreuze (croce ferrata), eine Stunde von der Carthause, eben der Stelle, wo der heilige Bruno seine Zusammenkunft mit dem seligen Landewin hatte, harrte unser eine Abtheilung Bürgergarde und eine Musikbande. Diese spielte, die Garde gab mehrere Salven, von der andern Seite flogen Raketen auf, und mehr als 500 Personen riefen wiederholt: Es lebe der heil. Bruno! Es leben die Söhne des heil. Bruno! Es lebe Hr. Redeschi *)! Unsere Augen wurden thränenschwer. Wir stiegen von den Pferden, warfen uns in den Schnee auf die Kniee und mehr durch mein Schluchzen, als durch meine Worte vermochte ich das Kreuz zu begrüßen und sprach einige Worte zur Erinnerung an den heil. Bruno. Das Freudengeschrei und die Thränen des Volkes unterbrachen mich.

Vorwärts reitend begegneten uns immer zahlreichere Haufen Leute jedes Geschlechts, jedes Alters, jedes Ranges. Leider wurde die Witterung immer ungestümmer, bedrohlicher; der Schnee fiel dichter. Wir, mit Geduld gewappnet, vorwärts. Durch den Schnee stürzen sich die Leute, drängen sich, um uns zu sehen, uns zu begrüßen. Endlich öffnet sich der Blick auf die Carthause; sie glich einer zerstörten Stadt ohne Bedachung. In der Nähe stand eine neue Musikbande, eine neue Abtheilung des Bürgermilitärs, ein neues Menschenge-

*) Der Erzbischof von Rheggio.

dränge jedes Geschlechtes. Von der Ferne her sahen wir die Geistlichkeit von Serra aus der Kirche der heiligen Maria im Busch heraustreten, die silberne Bildsäule tragend, in welche der Schädel des heiligen Bruno und ein Finger des heil. Stephans eingeschlossen ist. Von neuem erschallt aus hundert und hundert Kehlen ein Lebehoch dem heil. Bruno; in seinem Jubel hüpft, springt, tanzt das Volk. Wir verließen unsere Pferde, zogen durch Schnee und Koth voran, und Se. Erzbischöfliche Gnaden von Rheggio bekleideten sich mit dem Pontifical-Gewand. An einer Brücke unfern des kleinen Sees, in welchen sich der Heilige zur Buße stürzte, machten wir halt. Da tritt einer aus Serra, der bisher ein sehr tadelnswerthes Leben geführt hatte, hervor, wirft sich auf die Erde, drückt sein Gesicht in den Schnee, giebt die unverkennbarsten Zeichen der Reue, weint, zieht sich aber wieder zurück, weil der heil. Bruno herannahte. Da ist er! Der Clerus bleibt stehen, man läßt das Bild nieder, der Hr. Erzbischof umarmt es und küßt es wiederholt unter vielen Thränen; wir desgleichen und nehmen das Veniam aus dem Schnee. Wer vermöchte es, die Rührung des Volkes über diesen Anblick zu beschreiben. Es waren mehr als 10,000 Menschen versammelt, und es genügt zu sagen, daß selbst die Kranken uns entgegenkommen wollten, daß sie nur mit Gewalt zurückgehalten werden konnten. Wären die Bäche durch den Regen nicht so angeschwollen, die Wege nicht in so abscheulichem Zustande gewesen, so würde aus ungleich weiterer Ferne alles Volk sammt seinen Geistlichen herbeigeströmt seyn.

Nun stimmte der Clerus die Antienne an: Venite filii mei, darauf, unter Wiederholung derselben, bei jedem Verse den 33sten Psalm. So gings bis zu jenem See, in welchem eine Bildsäule den heiligen Bruno vorstellt, wie er sich in das Wasser stürzt. Hier begannen Se. E. G. die Hymne: Iste confessor, sie wurde von zwei Chören gesungen, darauf das Oremus gesprochen, und so kam man an der Grotte an, in welcher St. Bruno eine Zeitlang sein Büßerleben führte. Man

ging hinein, und an dem schönen Marmorbilde, welches den Heiligen schlafend vorstellt, fanden wir ein französisches Gedicht, von dem Syndikus der Gemeinde verfaßt. Wieder stimmte der Erzbischof die Antienne Similabo an, und folgte derselben abermals das Oremus. Der Feierzug stellte sich nun auf einer der Liebenfrauenkirche gegenüberliegenden Anhöhe auf, von welcher der Hr. Erzbischof an die in dichten Haufen umherstehende Volksmenge eine sehr schöne Anrede hielt, welche allgemeine Rührung und andachtsvolle Begeisterung für den heil. Bruno hervorrief.

Endlich, und immerwährend prozessionsweise, zog man in die Kirche unserer Lieben Frauen im Busch und sang das Salve regina, worauf der Erzbischof wieder das Oremus anhub. Unter Gesang der Litaneien der heil. Jungfrau wallte der Zug zur Carthause zum heil. Stephan, etwa eine italienische Meile weiter. Bei unaufhörlichem Schneegestöber, durch morastigen Weg, an Abgründen vorüber, gings vorwärts. Der Eifer, welcher Alles beseelte, ließ jede Schwierigkeit unberücksichtigt, und himmelan stiegen Gesänge, Musik, Freudengejauchze: es lebe der heil. Bruno! dessen Bildsäule der Prozession vorangetragen ward.

An dem Eingang in die Carthause stand der Clerus der benachbarten Gemeinde Spodola und hielt Allen ein Kreuz zum Küssen vor. Unter Abfeuerung mehrerer kleinen Kanonen traten wir endlich in die Carthause ein und zuerst in deren Kirche, die zwar ohne Dach und Fußboden, aber sehr schön ist. Der Erzbischof sang zur Ehre der heiligen Bruno nnd Stephan das Pater und sprach abermals das Oremus. Durch das Kloster begab man sich auf den Gottesacker, wo von zwei Chören das de profundis angestimmt wurde, und darnach der Erzbischof das Deus qui inter apostolos und Deus venis largitor sprach. Durch die Sacristey und das Capitelhaus hinaus, das Te Deum singend, begab sich der Zug in den eine halbe italienische Meile entfernten Flecken Serra. Wie das Schneegestöber, so dauerten auch Gesänge,

Flötenspiel, Trommelgewirbel, allgemeine Freudenbezeugung fort. Vor dem Flecken angekommen, ertönten die Glocken, schallte es von neuem: Es lebe der heilige Bruno; Es lebe der König! Es lebe der Erzbischof! Die Einen küßten unsere Gewänder, Andere warfen aus den Fenstern Zuckerwerk; dieser läßt ein Feuergewehr knallen, Jener entlockt einem Instrument liebliche Töne; hier vernimmt man Jubeln und Jauchzen, dort zeigt sich die tiefste Andacht; es ist unmöglich, den allgemeinen Enthusiasmus zu beschreiben. Nun gings zur Hauptkirche, deren größter Schatz die irdischen Ueberreste des heiligen Bruno sind, und welche auch die im Festzuge entgegen getragene Bildsäule verwahrt. Nach dem Eintritt in die Kirche setzte sich der Herr Erzbischof auf einem errichteteten Thron und ich hielt eine Anrede an das Volk, an die Geistlichkeit und an Se. Gnaden, um unsere Empfindungen über diese frohe Wiedereinsetzung auszudrücken, darauf stiegen wir die Stufen des Thrones hinan! knieten vor dem Hrn. Erzbischof nieder, küßten ihm ehrfurchtvoll die Hand und drückten die Empfindungen unseres tiefgefühltesten Dankes aus, dann richtete auch er noch einige Worte an das Volk welches seine Thränen nicht mehr zurückzuhalten vermochte. Zuletzt wurde mit dem allerheiligsten Sacrament der Segen ausgetheilt und Clerus und Volk begleiteten uns an die für den Hrn. Erzbischof eingerichtete Wohnung. Es war unverkennbar, daß der allgemeine Enthusiasmus nicht aus Neugierde hervorging, sondern die Frucht einer wahren Andacht und des allgemeinen Verlangens war, die Carthause hergestellt zu sehen, um den Leib und das Bild des heiligen Bruno wieder in deren Kirche verwahrt zu wissen; und welchen Werth auch die Bewohner des Ortes darauf legen, diese theuren Reste in ihrer Kirche zu verwahren, so berauben sie sich derselben doch gerne, wenn sie nur wieder an diejenige Stelle zurückkommen, an welcher sie sich ursprünglich befanden. Sie ehren das Gewand des heil. Ordensstifters und die Stätte, an der er lebte und starb.

Unserer lieben Frauen Kirche ist noch unter Dach, in ziemlich gutem Zustand und hat sieben Altäre, aber bloß einen Einzigen, (denjenigen, unter welchem der Heilige begraben lag), an welchem man Messe lesen könnte. Auch die Grotte und der See sind wohl erhalten; hingegen die Carthause selbst und ihre Kirche sind ganz verwüstet, die Vorderseite der erstern ist schön und in ziemlich baulichem Stand; in solchem befinden sich auch das Capitelhaus, die Sacristey und einige Gemächer. Der Oberverwalter der Provinz wird uns nächstens in den Besitz stellen und dann erst werden wir alles genau untersuchen und Kostenüberschläge anfertigen lassen. Verschiedene Personen haben uns Gegenstände gebracht, welche einst der Carthause zugehörten; z. B. die Siegel, dei päpstliche Bulle über die Gerichtsbarkeit, einige Bücher, andere Kleinigkeiten. Der Herr Erzbischof hat einen Kelch, ein Ciborium, Meßgewänder, eine Glocke, das nöthige Hausgeräthe versprochen. Wir sind Willens, allererst eine Kapelle abzuschließen, um das Hochwürdigste darin zu verwahren und Messe zu lesen, dann einige Cellen herzustellen. Bereits haben wir an den Minister eine Bittschrift abgehen lassen, daß er uns 100 Tannen aus einem naheliegenden, einst der Carthause zugehörenden Forst bewillige. Mehrere Personen haben uns unentgeltliche Handarbeit angeboten. Alle Anzeichen berechtigen uns zu der erfreulichen Hoffnung, daß auch hier wieder ein dem Dienste des Ewigen nach Vorschrift unseres heiligen Ordensstifters geweihetes Haus bald werde hergestellt seyn.

XXX.

Die aargauischen Klöster und ihre Ankläger.

Unzählig sind die Sünden, welche seit einem halben Jahrhundert und darüber unter mannigfachen Regierungsformen gegen Recht und wahre Freiheit begangen worden, unter dem Scheine oder dem Vorgeben, Freiheit und öffentliches Wohl (le salut public) zu befördern, indem die Gewaltigen, erfüllt von herrschenden Ideen einer falschen Aufklärerei und einem selbstgemachten Phantom allgemeiner Wohlfahrt fröhnend, mit despotischer Willkühr ihren Untergebenen ein Glück aufdringen wollten, das diesen ein Abschen war, und jedes Element einer wahrhaft freien Entwickelung, jedes concrete Leben, das sich dem Lineal ihrer abstracten Reformtheorien nicht anpassen ließ, mit Haß verfolgten und zu vernichten strebten, nicht achtend die Rechte, die bis dahin für heilig gehalten waren. Es ist diesem Geiste des Unrechts und der Revolution hier schon oft begegnet worden, diesem Geiste, der das „historische Recht" mit Füßen tritt und überall das bleiche Gespenst seines leblosen und lebentödtenden Vernunftsrechts auf den Thron setzen möchte, jedoch keineswegs geneigt ist, seinen eigenen Grundsätzen consequente Anwendung zu gestatten, wo sie den Tendenzen seiner Schooßkinder nicht zusagt. Es ist namentlich jenem Abgott des absoluten Staats, der in einzelnen Häuptern sich individualisirend oder durch die schwankende und schwache Majorität einer Volksversammlung repräsentirt, nach den Eingebungen und dem Vortheil des Augenblicks Recht zu Unrecht macht, und Unrecht zu Recht, in diesen Blättern schon oft mit der Fackel der Wahrheit und des Rechts in's Antlitz geleuchtet worden, in welcher Gestalt auch und in welchen Regionen er offenbar oder versteckt hervortrete. Unerträglicher aber kann derselbe wohl nicht leicht anderswo sich zeigen, als in kleinen sogenannten Freistaaten, in denen er die Herrschaft gewonnen hat; am unerträglichsten, wenn in ihrer Bevölkerung confessioneller Zwiespalt besteht und in den politischen Kampf der Partheien sich einmischt. Da gebärden sich die glücklichen Führer einer Parthei als das unantastbare, absolute Staats-

oberhaupt, und despotisiren die abgeneigte Minorität, von der sie vielleicht bald sich überflügelt sehen müssen, und obtrudiren gewaltsam einer solchen Masse des Volkes, von dem sie ihre Gewalt ableiten, Maaßregeln der Verwaltung, die deren heiligsten Interessen verletzen und allen ihren Gefühlen und ihren Gewohnheiten widerstreben, und nennen das dann einen Freistaat, wo keinem selbstständigen Leben mehr eine freie Statt vergönnt ist. Ein Schauspiel dieser Art, und zwar der grellsten, liefert uns eben jetzt der Canton Aargau.

Dieser Canton, ein Product der durch die französischen Kriege hervorgerufenen neuern politischen Gestaltung der Schweiz, ist aus sehr heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzt. Die größere Hälfte der Bevölkerung ist protestantisch; der Landestheil, in welchem sie ihren Hauptvorsitz hat, war ehemals Bernischer Oberherrschaft unterworfen. Die andere, kaum kleinere Hälfte der Bevölkerung ist katholisch; sie hat ihren Sitz hauptsächlich in dem ehemaligen, größtentheils katholischen Canton Baden und dem Frickthal. Bei der Vereinigung war politische Gleichheit der Confessionen und Gewissensfreiheit als Grundsatz ausgesprochen; der Fortbestand der Klöster insbesondere, die in den katholischen Landestheilen noch bestanden, durch einen Artikel der eidgenössischen Bundesacte (Art. XII.) ausdrücklich garantirt. Es waren die beiden Abteien Muri und Wettingen, vier Frauenklöster, Hermetschwil, Fahr, Gnadenthal und Mariakrönung, und einige Kapuzinerklöster. Schon bald zeigten sich jedoch einzelne confessionelle Reibungen; an dem Tage, an welchem das Concordat mit dem heiligen Stuhle im großen Rath verhandelt wurde, drängten sich Tausende von Reformirten, mit Knitteln und Stöcken bewaffnet, um das Rathhaus, weil ihnen vorgespiegelt worden, ihre Religion stehe in Gefahr, während es sich nur darum handelte, der katholischen Kirche im Lande den Grad von Selbstständigkeit und die Freiheit der Verbindung mit Rom und mit ihrem Diöcesanbischof zu garantiren, deren sie zu ihrem Gedeihen wesentlich bedarf, ohne daß dadurch das Bestehen der protestantischen Landesgemeinden irgend beeinträchtigt würde. Schlimmer gestaltete sich die Sache, nachdem im Jahre 1831 durch die Zuckungen, welche die französische Julirevolution auch durch die Schweiz verbreitete, die neue Verfassung hervorgerufen wurde. Diese verschaffte der protestantischen Mehrheit, und insbesondere den radicalgesinnten Führern derselben überwiegende Gewalt, um so mehr, als sich gerade diesen noch manche Notabilitäten der katholischen Landestheile anschlossen, Katholiken dem Namen nach, in Gesinnung aber Genossen jenes in seichtester Aufklärerei

sich breit machenden Historiographen, der kürzlich dort im heimathlichen Boden sein Grab gefunden hat, und nun vielleicht der traurigen Nichtigkeit seiner Bestrebungen plötzlich inne geworden ist, als er eben der schönen Früchte, die durch seine Geistesverwandten im Vaterländchen zur Reife gebracht, anschauend mitgenießen wollte. Spott und Schimpfreden über die Kirche und ihre Diener waren zwar selbst in den obersten Landesbehörden nicht selten zu hören. Man erlaubte sich die willkührlichsten Eingriffe in Gegenstände der kirchlichen Jurisdiction und Disciplin. Einen Geistlichen z. B. abzusetzen, weil er eine verbotene Ehe ohne kirchliche Dispens nicht einsegnen wollte, nahm man keinen Anstand, aber von oben herab setzte man einen Schulmeister wieder ein, der durch den Gemeinderath und den Bezirksschulrath seiner Stelle entsetzt worden war, weil er in der Schenke die geheimnißvollste Feier der katholischen Kirche spottend nachgeäfft hatte. Alsbald wurden auch die Principien, denen man im Verhältniß zur Kirche huldigte, in aller Schroffheit ausgesprochen. Die Regierung des Cantons Aargau vereinigte sich mit sechs andern Cantonen zu Aufstellung der vielbesprochenen Badener Conferenzartikel, welche der Kirche jede selbstständige Regung abzuschneiden bezweckten. Die Bekanntmachung dieser Artikel erregte im Canton Aargau, wie anderswo, Bestürzung und Unwillen unter der katholischen Bevölkerung. Tausende baten um Zurücknahme. Man beschied das Volk, es verstehe die Sache nicht; es solle sie der Geistlichkeit überlassen. Dieser aber entgegnete man: sie verdummen und fanatisiren das Volk; der Bischof habe die Sache gut geheißen. Als dann der Bischof die Artikel verworfen und der heilige Stuhl dieselben verdammt hatte, wurden sie dennoch keineswegs zurückgenommen, vielmehr noch im selben Jahre der Geistlichkeit ein unbedingter Staatseid auferlegt, den sie, zumal unter diesen Umständen, ohne Beschwerung des Gewissens nicht leisten konnte. Kein Wunder, daß dieses Unzufriedenheit erregte. Diejenigen aber, welche ihre Unzufriedenheit laut werden ließen, welche der Herrschaft dieser falschen Grundsätze, obwohl auf gesetzlich erlaubtem Wege, entgegenzuwirken suchten, welche es wagten, den Tendenzen der All-weisheit und All-recht der Regierungsorgane entgegenzutreten, wurden mit vexatorischen Polizeimaaßregeln und Untersuchungen verfolgt.

Nun rückte das Jahr 1841 heran, in welchem eine Verfassungsrevision stattfinden sollte. Ein Verein (der sogenannte Bürgerverein) bildete sich, um bei dieser Gelegenheit bessere Bestimmungen im Interesse der katholischen Kirche zu erwirken. Eine zahlreiche Versammlung stellte

als Forderung auf: Garantie beider Confessionen, Trennung derselben in Kirche und Schule, Concordate über die katholisch=kirchlichen Angelegenheiten mit den kirchlichen Behörden, Garantie der Klöster und ihres Eigenthums, nebst Gestattung freier Verwaltung und freier Aufnahme von Novizen. Der erste Entwurf einer neuen Verfassung stellte auch etwas billigere Grundsätze, als die bisher befolgten, auf oder in Aussicht. Aber die Katholiken verwarfen ihn, weil er ihnen die gewünschten Garantien nicht darbot; die Radikalen, weil er nach ihrer Ansicht der Kirche zu viel gewährte; die Protestanten überhaupt, weil er Parität feststellte, nach der Kopfzahl aber im großen Rathe ihnen einige Mitglieder mehr zukommen würden, wie den Katholiken. Ein neuer Verfassungsentwurf beseitigte diese letzte Einwendung, gewährte aber den Katholiken nichts Besseres. Wie sehr auch die Katholiken dagegen zu wirken suchten, dieser neue Verfassungsentwurf wurde am 5. Jannar 1841 von 15,336 Stimmen angenommen und so zum Gesetz erhoben, während 11,454 Stimmen ihn verwarfen. Am 7. Jan. kündigte eine Proclamation dieses Resultat dem Lande an, und sprach die Erwartung aus, daß alle guten Bürger sich um dieß neue Grundgesetz ins künftige vereinigen würden. Aber am selben Tage wurden zugleich die Milizen der reformirten Landschaft einberufen. Am 9. Jan. machte die Regierung der von Luzern die Anzeige: sie finde sich bewogen, die Mitglieder des Bürgercomités in den Bezirken Bremgarten und Muri in der nächstkommenden Nacht zu verhaften, und es sey kaum zu begreifen, daß diese Maaßregel in jenen Gegenden nicht die Losung zur Unruhestiftung und zu Volksbewegungen werden dürfte, worauf man auch in Solothurn und allem Anschein nach in Bern und Basellandschaft schon im Voraus vorbereitet war. Die Verhaftungen waren dem Bezirksamtmann Weibel aufgetragen; um Mitternacht mit dem Beginn eines Sonntags, sollte sie vollzogen werden; die Männer, welchen sie drohte, waren anerkannte Ehrenmänner, auf welche das katholische Volk, als seine besten Stützen und Vertreter, alles Vertrauen setzte; ein Sonntag sollte dem zu den Kirchen strömenden Volke die Kunde bringen, daß man diese seine Beschützer in Bande geworfen. Aber es wurde die Vollziehung erst gewagt, als gegen Mittag am 10. Jan. der Regierungsrath Waller, von Bewaffneten begleitet, hinzugekommen war, auch dieses gewiß nach vorher überlegtem Plane; denn an demselben Tage noch wurde ein Brief von der Frau dieses Mannes, aus Zug nach Muri adressirt, aufgefangen, der sonst nach Aarau zu adressiren gewesen wäre. Am hellen Sonntage also wurde die Maaßregel ausgeführt; der Großrath Frei gleich vor der Kirchthür, eben nach

Beendigung des Gottesdienstes, von Landjägern ergriffen und fortgeführt, ohne ihm zu gestatten, sein am Wege liegendes Haus noch zu betreten, sein jammerndes Weib zu trösten. Sorglos ergriff man in dem Hause eines der Verfolgten, welcher selbst abwesend war, einen Andern, auf den es gar nicht abgesehen war, und führte ihn für jenen hinweg. Als dieses so vor den Augen des Volkes vorging, da brach es in unüberlegtem Sturme los; da erfüllte sich, was die Regierung erwartet, was sie freventlich provocirt hatte, was schon vor einiger Zeit ein Bernischer Offizier gehört hatte: daß es am 10. Jan. im Aargau losgehen werde. In wenigen Stunden hatte sich das Volk zusammen gerottet; am Nachmittag seine Vertheidiger gewaltsam befreit und die Vollzieher der Regierungsbefehle gefangen gesetzt, und merkwürdigerweise, noch vor Mitternacht desselben Tages, langte schon in Zürich, das über Aarau 16 Stunden entfernt ist, ein Schreiben der Regierung an, mit der Anzeige von im Freiamt ausgebrochenen, ohne Blutvergießen kaum beizulegenden Unruhen, obwohl dort keine Eisenbahnen die Mittheilung beschleunigen. Nun hielt es das Volk jenes Districts für eine Nothwendigkeit, sich bewaffnet zusammen zu halten, um nicht wehrlos jede Bedingung sich gefallen lassen zu müssen. Aber die Regierung hatte ihre Maaßregeln getroffen; am 11. Jan. traf eine wohlorganisirte Truppenmacht mit den ohne vorbedachten Plan zusammengerotteten Katholiken zusammen; diese wurden mit Leichtigkeit geworfen und zerstreut; eine übermäßige Macht bernischer und basellandschaftlicher Truppen, die auf die Aufforderung der Regierung überraschend schnell bereit waren, überschwemmte das Land.

So hatte die Regierung, d. h. die radikale Parthei, gewonnenes Spiel. Am 12. Jan. schon, inter strepitum armorum, eilte man sich der wichtigsten Frucht zu versichern, die man von dem Siege über den durch Willkühr und Ungerechtigkeit hervorgerufenen Aufstande zu gewinnen trachtete. Schon an diesem Tage wurde der große Rath zusammenberufen, um die Aufhebung der sämmtlichen Klöster des Aargau's zu decretiren. Erst am folgenden Tage fanden sich Mitglieder desselben in erforderlicher Anzahl zusammen; jedoch nur 115 von 200, darunter nur etwa ein Drittel der katholischen Repräsentanten. In dieser Sitzung wurde die Aufhebung sämmtlicher Klöster des Aargau's durch die Mehrzahl beschlossen, auf den Antrag eines jener Radikalen, der dem Taufregister gemäß zu den Katholiken sich zählt. Vier und fünfzig katholische Mitglieder des großen Rathes haben später gegen diesen Beschluß Protestation eingelegt. Hätten ihrer fünf und neunzig einig und treu ergeben ihrer Kirche gleiche Protestation erhoben, dem

Beschluß von 105 andersdenkenden Protestanten hätten sie dennoch unterliegen müssen. So will es — die Freiheit!

Es war erreicht, was die Lenker der herrschenden Parthei längst ersehnt hatten. Die Klöster, diese Heerde, der katholischen Opposition gegen die absolute Staatsmacht, welche in den Händen der Radikalen ruhte, sie waren vernichtet. Eine vollbrachte Thatsache wiegt in der heutigen Politik schwerer als das Recht, dürfte man denken. Doch ohne Protokolle nicht! Alsbald zeigte sich, daß mehrere eidgenössische Mitstände mit jenem Verfahren im Aargau keineswegs einverstanden seyen. Eine außerordentliche Tagsatzung wurde auf deren Antrag zusammenberufen. Auch auswärtige hohe Mächte gaben ihr Erstaunen und ihre Mißbilligung über diese Vorgänge energisch zu erkennen. Man erkannte die Nothwendigkeit, was man im Sturmschritt unter Waffengetöse beschlossen und eiligst vollzogen hatte, hinterher auch zu rechtfertigen oder wenigstens mit einem Schein von Rechtfertigung zu umkleiden. Im Auftrage der Regierung wurde eine Denkschrift abgefaßt und der Eidgenossenschaft vorgelegt, um die Rechtmäßigkeit der vollzogenen Aufhebung der Klöster, ungeachtet der Art. XII. der eidgenössischen Bundesacte darzuthun. Aber der Anklage folgte auch die Vertheidigung von der andern Seite. Wie man auch sonst in der neuesten Zeit die Erfahrung gemacht hat, daß Staatsschriften, welche die Rechtfertigung verübter Gewaltmaaßregeln sich vorgesetzt, wenn sie auch mit besonderer Geschicklichkeit in Verdunkelung und Verdrehung der wahren Lage der Sache verfaßt waren, im Erfolg gerade umgekehrt zur vollständigern Aufhellung des Unrechts und der Nichtswürdigkeiten, durch welche es vorbereitet worden, dienen mußten, indem sie Gegenschriften veranlaßten, gegen deren Würde und Klarheit jene abstechen, wie schmutziges Pfuhlwasser mit künstlichen Blumenbeeten eingefaßt gegen die reine Quelle im grünenden Walde, so sollte es auch hier geschehen, daß der Versuch, das Unentschuldbare zu beschönigen, durch die ihm zu Theil gewordene Beleuchtung erst recht klar das Maaß der Schuld an's Licht zu ziehen Anlaß ward. Jener Denkschrift der Regierungsparthei wurde im Mai dieses Jahres eine andere Denkschrift gegenübergestellt, unter dem Titel: „die aargauischen Klöster und ihre Ankläger“, allen Eidgenossen und allen Freunden der Wahrheit und Gerechtigkeit gewidmet von den Vorständen der aufgehobenen Klöster, die auf 254 Seiten in Quart, nebst 41 Seiten Beilagen, dem vom Partheiinteresse nicht befangenen Leser hinreichende Materialien darbietet, um ein Urtheil, wie es in Obigem schon ausgesprochen liegt, zu begründen. Es wird den Lesern dieser Blätter nicht unwillkommen seyn, wenn wir ihnen

das Erheblichste daraus zusammenstellen, um ihnen die Bildung eines selbstständigen, wohlbegründeten Urtheils in der Sache zu erleichtern, oder vielmehr, um das Urtheil, welches, sie sich schon gebildet haben werden, auch thatsächlich zu begründen: daß nämlich der Grund der jetzt ausgeführten Aufhebung der Klöster, wie aller Beschwerungen, welche schon seit langer Zeit den Katholiken des Aargau's (gleich denen anderer Länder) aufgebürdet worden, nirgend anders liegt, als in der Willkühr des Radikalismus, d. h., wie unsere Denkschrift sagt, „in dem Haß gegen Alles, was frühern Daseyns ist, als er selbst; in dem Bestreben, die Gegenwart von der Vergangenheit auf's Vollständigste loszureißen, und entweder nach doctrinellen Theorien oder nach selbstsüchtigen Entwürfen zu gestalten; in der Frechheit, jedem eigenen und besondern Leben sein Recht zum Daseyn abzusprechen, dasselbe wenigstens möglichst zu verkümmern; in leichtfertigem Uebertreten aller durch den Zeitenlauf ausgebildeten Rechtsverhältnisse; in der Nichtachtung wohlbegründeten Besitzes, die einstweilen nur noch gegen den corporativen Besitz gerichtet ist, obwohl zwischen diesem und dem rein persönlichen kein Unterschied angenommen werden sollte; in der dem abstracten Staat zugefertigten Omnipotenz, welche durch die Stellvertreter desselben ausgebeutet wird; in jenem Absolutismus, welcher sich den Mantel der Volkssouverainetät und der durch dieselbe delegirte Stellvertretung umhängt“.

Von jeher war es ein Kunstgriff schlechter Advocaten, die eine schlechte Sache zu vertheidigen übernommen, daß sie recht dickleibige Proceßschriften zusammenschmierten und darin allerlei zur Sache gar nicht Gehöriges oder nur in entfernter Beziehung dazu stehendes recht weitläufig ausführten, um dem Gegner viel zu widerlegen zu geben und dem Urtheiler die einfache und klare Auffassung desjenigen, worauf es ankommt, möglichst zu erschweren. Im vorliegenden Falle war die Hauptfrage einfach folgende: die eidgenössische Bundesacte, ein auf völkerrechtlicher Sanction beruhendes Grundgesetz für die ganze Schweiz, garantirt den Fortbestand der Klöster. Dadurch sind diese als Rechtssubjecte bestätigt, denen die Staatsgewalt des einzelnen Kantons nicht nach Willkühr das Leben nehmen könne. Es sollte dadurch der katholischen Bevölkerung der einzelnen Kantone, zumal der gemischten, eine erhöhte Sicherheit gewährt werden, daß ihr nicht durch Staatsstreiche Anstalten entzogen würden, welche ihr theuer, welchen aber ihre protestantischen Staatsgenossen meistentheils aus begreiflichen Gründen sehr abgeneigt sind. Nun konnte man fragen, ob denn dieser Artikel der Bundesacte auch dann unantastbar sey, wenn sich ergebe, daß

die Aufrechterhaltung der Klöster mit dem Bestehen eines Kantonsstaats unverträglich sey? Es möchte dieses wohl a priori für unerweislich erklärt werden. Man darf behaupten, ein Staat, der sich seines Untergangs gegen einige Klöster nicht erwehren könne, verdiene gar nicht fürder zu existiren. Hat er Beunruhigung von dieser Seite zu befürchten, die nicht durch die gesetzlichen Mittel gegen verbrecherische Mitglieder beseitigt werden kann, so ist sicher anzunehmen, daß die Ursache davon in hartnäckiger Verfolgung oder unbilliger, ungerechter Maaßregeln liege, welche die Regierung baldmöglichst aufgeben möge, wie denn dadurch nicht blos unter Klostergeistlichen, sondern unter allen Klassen von Unterthanen Unzufriedenheit überall erregt werden kann. In der heutigen Zeit vollends, und insbesondere in der Schweiz; ist es eine baare Absurdität, das Bestehen des Staats durch die Beibehaltung einiger Klöster für gefährdet auszugeben, wenn man nicht erst die ungestörte und ohne Widerspruch verehrte Herrschaft einer bestimmten keineswegs zu billigenden Tendenz der Staatsgewalt mit dem Staate selbst identificirt hat. Wenn auch einzelne Klostergeistliche, ja die Mehrheit oder die Gesammtheit derselben, sich wirklich verbrecherischer Umtriebe gegen den Staat schuldig gemacht haben, so ist damit noch nicht bewiesen, daß die fernere Heilighaltung der bundesmäßig ausgesprochenen Garantie unmöglich sey. Die Schuldigen können nach weltlichen und kirchlichen Gesetzen gestraft, die Klöster, deren unwürdige Mitglieder sie waren, nichts desto weniger in ihrer Integrität aufrecht erhalten werden. Geben wir aber zu, daß ein solcher Grund die Aufhebung rechtfertige, so war es also vor Allem nothwendig darzuthun, daß sich in der That einzelne Convente solche verbrecherische Handlungen gegen den Staat erlaubt haben. Actenmäßig als Resultat einer gewissenhaften Untersuchung mußte der Thatbestand dieser Verbrechen vorgelegt werden.

Das sind ihre Thaten, konnte man dann sagen, ihre vollständig erwiesenen Verbrechen; nun urtheilt, ob die Politik es nicht gutheißen müsse, unter diesen Umständen den Art. XII. der B. A. in Ansehung jener Klöster außer Acht zu lassen? Aber die Denkschrift greift die Sache gründlicher an, um sie sich leichter zu machen. Sie vertieft sich in historische Untersuchungen über die Entstehung der Klöster und ihres Zuwachses, um daraus eitle Verdächtigungen gegen die ursprüngliche Rechtmäßigkeit ihres Besitzes herzuleiten; in kirchengeschichtliche, über die Stellung der Klöster zur Kirche, um darzuthun, daß sie von jeher einen nachtheiligen Einfluß auf das kirchliche Leben ausgeübt haben, daß sie, entstanden durch „die Zufälligkeit eines excentrischen Gemüthslebens“, als zufällige Auswüchse am Organismus der Kirche nicht ein-

mal einen canonischen Rechtsboden haben"; in politische oder staatsrechtliche, über die Stellung der Klöster zum Staat, um darzuthun, daß sie eigentlich gar keine rechtliche Stellung im Staate haben, außer so fern ihnen die zufällige Laune der zufälligen Gebieter zu stehen erlaubt. Alle diese ausführlichen Betrachtungen thun eigentlich nichts zur Sache; denn die Stellung der Klöster im Aargau ist durch die Bundesacte wenigstens in so weit garantirt, und davon handelt es sich jetzt, daß ihre Existenz, wie sie sind, nicht angetastet werden soll; die Gegendenkschrift weiset aber zudem auch nach, wie dieselben an absichtlichen „Verschiefungen" einen traurigen Ueberfluß „zeigen, und Spuren von Unwissenheit, die einem Schüler zum Vorwurf gereichen müßte". — In der Untersuchung über die Stellung der Klöster zum Staate werden dem letzten nicht weniger als sieben Rechte gegen jene vindizirt: das Recht der Verwaltung, des Obereigenthums, der Besteuerung, der Gerichtsbarkeit, der Disciplinaraufsicht, der Reformation, und endlich das Hauptrecht, das Recht der Secularisation oder Aufhebung. Dieses Recht, sagt die Gegendenkschrift treffend, hat dieselbe Wurzel mit dem Recht des Stärkern, fällt eigentlich mit diesem zusammen, ist eine Efflorescenz desselben. Es ist nur in so fern ein Recht als Niemand zur Abwehr höher steht. Haben ja bisweilen auch Privatpersonen gegen Andere, die nicht Klöster waren, dasselbe geübt oder zu üben versucht! Alsdann stand freilich der advocatus ordinarius Aller über ihnen, und bewies, nach Umständen oft empfindlich genug, daß dieses vermeinte Recht ein Unrecht sey". Sehr naiv dagegen hatte die Denkschrift ausgerufen: „Wer kann noch einen Augenblick an dem Rechte der Secularisation zweifeln, da alljährlich o h n e dringliche Veranlassung, wie vom Blitze aus heiterm Himmel getroffen, durch die Beschlüsse der obersten Landesbehörden da und dort ein Kloster und Stift auf das andere zusammengestürzt"? So ist es freilich leicht alles zu rechtfertigen, „mit dem Unrecht das Unrecht zu mästen". Es hindert sie nicht, daß Graf Wernher verordnet hat: „es solle niemals durch seine Nachkommen der Dienst Gottes zu Muri abgeschafft werden; daß Kaiser Heinrich IV. erklärt": es solle hiefort Niemand groß oder klein, es wagen, besagtes Kloster in seinem Besitzthum zu belästigen oder ihm dasselbe zu entfremden; „daß die eidgenössischen Vorfahren in der Regierung des Landes Aargau 1451 den Act von Muri" bei guten Treuen für Uns und all unsre Nachkommen gelopt und verheißen, den ehegenannten Abt Jörigen seinen Convent und Gotzhus lassen zu belybend bei allen yren Freyheiten, Privilegien, Gnaden, Brieffen, Rechtungen, alten guten Gewohnheiten, als sy von alten Herkommen sind u. s. w."; daß „der Pfaffenbrief von sämmtlichen Or-

ten immerfort beschworen worden sey", wie die Denkschrift selbst erwähnt. Auch mochte es wenig Eindruck auf den Verfasser der Denkschrift machen, was der Meister des Johanniterhauses Kerkenwelle dem König Heinrich III. von England sagte, als dieser die Absicht kund gab, die von ihm und seinen Vorfahren übereilt gegebenen Freibriefe zurückzunehmen: „Was sagst du, Herr König? Nimmermehr sollte ein so ungesalzenes und thörichtes Wort aus deinem Munde kommen. Du bist König, so lange du an dem Recht hältst; so bald du es brichst, wirst du aufhören, König zu seyn". Denn so durfte ein Ritter zu seinem König sprechen zu der Zeit, als, wie ein treffliches Schriftchen uns kürzlich erinnerte, die Könige schwuren, das Recht zu stärken, und das Unrecht zu kränken. Die Denkschrift ist vielmehr geneigt, gerade aus der oft wiederkehrenden Nachsuchung und Ertheilung von Schutz- und Schirmbriefen für die Klöster von Seiten der Landesherrschaft die Consequenz zu ziehen, daß diese nach Gutbefinden dem Schützling den zugesagten Schirm entziehen und ihn der Vernichtung Preis geben könne, als ob er erst dem Schirmbriefe seine rechtliche Existenz verdanke, wie etwa der Türke dem Sultan sein Leben verdankt, weil dieser ihn nicht todtschlagen läßt, und als ob nicht die Schirmbriefe eine Bestätigung schon erworbener guter Rechte enthielten und nur um deren kräftiger Sicherstellung willen nachgesucht worden seyen, nicht aber, um dem Schirmherrn das Recht des Todschlags über sich einzuräumen. Will man aus dem, was hier und da einmal geschehen ist, ein Recht herleiten, so kann man das ärgste Unrecht zum Recht stempeln; so kann man den Königsmord im monarchischen Staate rechtfertigen, und jede erfolgreiche Empörung im republikanischen; verdankt ja doch selbst die gegenwärtige Gestaltung der Dinge im Kanton Aargau, verdankt doch die Herrschaft der Radicalen daselbst nur einer Empörung ihren Ursprung. Es ist nicht mehr dagegen zu streiten mit Rechtsgründen, sondern nur, wenn man kann, mit Waffen, wenn seine Maaßregel auch nur, nach dem euphonistischen Ausdruck der Denkschrift, als ein, auf der Bahn der Entwickelung mächtiger, nur mit Gewalt der Revolution sich erwehrender Umschwung, der alle Befugnisse einer solchen Lebensaction anzusprechen habe", gerechtfertigt wird. Wir aber, die wir dem Faße noch nicht den Boden (des Rechts) ausgestossen sehen mögen, wollen nur noch mit der Gegendenkschrift (S. 57.) das historische Zugeständniß der Gegner acceptiren, „daß bis zur Reformation (mit welcher die Umschwänge zuerst in Schwung kamen) Verfügungen gegen die Religiösen meist nur als Akte der Nothwehr, als vorübergehende Polizeimaaßregel, als Evacuation oder Ausweisung der Personen (also der

Einzelnen; welchen eine verbrecherische Handlung zur Last fiel), denn als eine eigentliche Anfhebung und Secularisation selbst erscheinen", und die Autorität selbst protestantischer hochberühmter Kirchenrechtslehrer geltend machen, welche es für einen argen Fehlgriff erklären, dem Fürsten oder dem Staate die Oberherrlichkeit über die kirchlichen Güter beizulegen, welche vielmehr diesem über die Güter der Kirche keine andern Rechte zuerkennen, als die er in Bezug auf die Güter einer jeden andern Gesellschaft hat. Uebrigens lassen wir diese bodenlosen allgemeinen Raisonnements auf sich beruhen, d. h. in die Tiefe fallen; wir wollen uns aber etwas näher noch die Vorwürfe ansehen, welche den aargauischen Klöstern gemacht werden, und welche die Aufhebung derselben eigentlich motivirt haben sollen.

(Fortsetzung folgt.)

XXXI.

Album.

Unter den vielen, das sittliche Gefühl empörenden Zügen aus der Geschichte der Glaubenstrennung des sechszehnten Jahrhunderts, macht besonders die tiefe Unredlichkeit und Falschheit einen peinigenden Eindruck, zu welcher die Anhänger der neuen Lehre von manchen Häuptern der Bewegung öffentlich und förmlich Anleitung und Unterricht erhielten. In dieser Beziehung verdient besonders eine kleine Schrift von Johannes Eberlin, „der frommen Pfaffen Trost", die kurz nach Luthers erstem Auftreten (etwa um das Jahr 1522) erschien, alle Aufmerksamkeit, weil hier die bösliche Tactik der Aufwiegler klar und unzweideutig an den Tag gelegt ist.

Den Geistlichen wird im ersten Abschnitte das bekannte Argument, welches Luther geltend machte, an's Herz gelegt: daß nämlich die Keuschheit wider die menschliche Natur, und keusch zu bleiben eben so unmöglich sey, wie ohne Nahrung zu leben. — Man sollte nun denken, daß hieran der Rath geknüpft würde: jeder Priester, der ein geistliches Amt be=

kleide, welches nothwendig und kraft einer freiwillig übernommenen, feierlich beschwornen Pflicht den ehelosen Stand voraussetzt, möge sich desselben so schnell als irgend möglich entschlagen, um ohne Beschwerung seines Gewissens heirathen zu können. Mit nichten! Der Priester soll sich verheirathen, aber die Frau „soll die Ee haymlich halten, von wegen der zufallenden trübsal“. Er seinerseits soll sie christlich behandeln „in liebe vnd eeren“, „also das die fraw nitt dyn unwillig werde, daz sy dyn ledig mög syn, vnd öffne (veröffentliche) dye haymliche Ee“.

Der Einwand des Gewissens: daß eine solche Ehe, wäre sie auch nicht an sich schon ein Eidbruch! — dennoch immer vor andern Menschen ein Aergerniß bleibe, welche nicht darum wissen, wird in folgender Weise beseitigt: „Christus erkennt die blödigkayt syner glider, darumb nöttiget er nit ein jettlichen zu unerforderter Bekennung synes glaubens, darumb läst er zu flucht und Verbergung in zyt der verfolgung. Aber so ainer gefragt wird, soll er den glauben bekennen, er wurde dann spötlich, oder ungstaltlicher forme ersucht, dann mag er wohl schweigen oder abwichen, mit reden uf andere Ding. — — — — Und ob ein pfaff gefragt wurde von syner Ee, m a g e r w o l i n v i l w e g s i c h u ß r ü c k e n, o n l o u g n e n, o n b e k e n n u n g. So er aber wurde ordentlich davon angelangt, antwurte er wie jme der gäyst wurdt ingeben. Abraham bekant nit das Sara syn Eewyb war, das von furcht wegen, Gen. 16. Also that auch Isaac Genesis 26. Ist auch nit so ain notiger artikel des glaubens, bekennen dyse sy syn eewyb, so thu als ein schwacher christ under den Häyden, der syn glaub haymlich hält, vnd auch Christus flohe syne feindt wie die Evangelion zäygen, uns zetrost. Griffs muetlich zu der ee, Christus wirt dich wohl beschirmen, ob dann dir etwan unglück entspringt von dyner ersten ee, laß dich nit wundern, wie viel schaden kompt uß wyn trincken, noch mydet man den wyn nit. Item, wie vil werdenn erstochen vonn der huren wegen. Ob du ob sollich sachen ly-

best, byst ain marterer vor got. Trav got wol, so thut er dir wol, vnd neme ain eewib. Was du erobern magst uf dyner pfründ das bruche zu nutz dyner kinde, magst ain son uff dyn pfründ schaffen nach dir, thu es auch, so ferr daz du jn wol unterrichtest in christlichem wesen".

Ein zweites Bedenken lag darin: ob ein lutherisch gesinnter Priester Messen lesen, und Stipendien dafür annehmen oder die Einkünfte einer zu diesem Zweck gestifteten Pfründe ziehen dürfe? — Die Antwort des schlauen Prädikanten giebt wiederum Zeugniß von dem Grade der sittlichen Strenge, und der Redlichkeit und Einfalt der Neulehrer. — „Der messen halb, sage er andern: Ich lese nit meß, der meynung zu opfern oder got ain gab haym zu schicken, sondern darumb, das ich für mich communiciere und für andere got bitt, das will ich thon, wenn mich got vermanet. Ein Pfaff, der ein frummer Eemann ist, und läßt sich an syner condicion oder wesen beniegen, wollte auch gern got gefallen, ist wol in der wochen ain mal oder zwey geschickt meß zu halten, ja dry oder vier mal, vnd ist auch der stifftung halb genug; das ainer soll all tag meß halten, ist auch bey den weltweisen unfüglich. ——— Der wort halb, so im Canon missä anzeygen ain opffer, thu als in ainem biechlein vonn der Babilonischen gefangnuß ain Doctor gelert hat. So man presentz gibt, nym sy. ——— Nym presentz als ain stuck dyner pfründ, und glaube, wenn die stiffter uffstunden von dem todt, sy wurden dyn wesen bestättigen, vnd sagen: sie waren baß (besser) beniegig an dynem wesen, dann an der vielmessigen pfaffen, und ob schon die stifter irren wölten in der maynung, so gebruche du doch jrer meinung zum Guten. ——— So ain pfaff mag syn maynung endern in der meß, oder der meß gar erlassen werden, mag er wol die Pfründe behalten zu syner not, ob sy schon uff den jrsal der meß gestift sind wie wol besser were, auch der pfründt ledig ston, aber welcher ist der, dem alweg das beste volgen

mag. Unser rat ist, wo du magst ein meß unterlassen, so thu es. Du magst aber viler meß ab syn. Wenn du dann gescholten wurdest als ain fahrläßiger, leyt nit daran. Ist nutzer in dem gewissen frey seyn von gezwungener meß, dann ausserlich gelobt werden als ein fleißiger". (Aber das Meßstipendium annehmen und die Einkünfte der Pfründe ziehen?) „Hast du zu dyner notwer dann ain pfründt, setze ain evangelischen pfaffen daruf, ob klag zu dir kompt, wie er wenig messe lese, laß die klag für oren gan, aber gelebe der Hofnung, die verbintnuß zu den messen wird altag minder".

War das Gewissen dieses Rathgebers weit genug, dergleichen Proceduren zu empfehlen, die gegen die gemeinsten Begriffe von Treue, Glauben und Ehrlichkeit verstoßen, so dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn in Beziehung auf die Domprädenden hinzugefügt wird: „Magst auch dyn Chorherren amt recht tryben als ain schynder syn hantwerk, so dir doch nit baß (besser) mag jetzt gerathen syn. Quod es, esse velis. Und befilch dich Gott". — Ferner, in Beziehung auf die Ceremonien der Kirche: „Also thue auch ein pfarrer, er predige den die christliche warhayt, ayn wyle wilfare er den swachen, darneben bete er für die seelen, räuchre ob den gräbern, singe Vesper, salve ꝛc. Was denn nit ain offne unertregliche gotzlöstrung ist, weliche solich syen, wirt ihn der geist Christi in heliger geschrifft leeren. — — — Ain pfarrer soll nit uff ainmal wellen alle ding würcklich abstellen, er fahe es an, erstlich bescheidenlichen wortlich antasten, so fallen solche ding on tumult dahyn, als es die erfarung giebt". — In dieser Weise wird ein ausführlicher Unterricht hinzugefügt, wie das Volk durch die Predigten getäuscht, durch Beibehaltung der bestehenden, gottesdienstlichen Gebräuche sicher gemacht, und wie ihm nach und nach, ohne daß es Unrath merke, sein altchristlicher Glaube gestohlen werden könne. „Paulus leret dich nit so unzyttige ußtilgung der ceremonien und anderer menschen gesetz. O volgte man der lere Pauli, man fiele nit also hinein mit flaischessen

an ungewonen zyten, mit verachtung von menschen gebot"
u. s. w.

Wenn man bedenkt, daß diese Rathschläge öffentlich gegeben und von vielen Tausenden befolgt wurden, und wenn man ferner erwägt, daß die eine Hälfte unseres Volkes systematisch daran gewöhnt ward, in dergleichen Kniffen und Ränken kein Unrecht und keine Schande zu erblicken, so läßt sich, leider! nicht in Abrede stellen, daß die Glaubensspaltung das alte, im deutschen Volke liegende Kapital von Wahrheitsliebe und Gerechtigkeitsgefühl auf eine bedenkliche Weise angegriffen, und ein Element in den Nationalcharakter gebracht hat, welches jeder ächte Freund des Vaterlandes um jeden Preis, so bald als möglich, wieder ausgeschieden sehen möchte!

Gegen das Ende des Jahres 1601 fand zu Regensburg zwischen mehreren berühmten, katholischen Theologen einerseits, und einigen namhaften Prädikanten andererseits ein öffentliches Religionsgespräch statt, welches, wie alle frühern und spätern Disputationen dieser Art zu keinem andern Resultate führte, als daß beide Theile sich den Sieg zuschrieben. — Wir entnehmen aus einem, bald nachher von katholischer Seite veröffentlichten „Gespräche zwischen einem Sachsen und einem Bayern„ folgende, auch für die Gegenwart Belehrung und Aufschluß gewährenden Stellen.

Sax. Du manst mich jetzunder an die Jesuiterische Weiß zu disputiren. Ich hab mir lassen sagen, sie haben deß Tags mehr als hundertmal überlaut geschryen, wenn die Evangelische Doctores wider sie disputiret haben: Afurman! Afurman! Wann sie auf wellisch hätten geschryen: Alla furca! Alla furca! so hätt' ichs besser verstanden, welche ich den Jesuitern nicht mißgönnen wölle, aber in das Afurman, Afurman kann ich mich nicht richten.

Bayr. Was bistu mir für ein unlateinischer Saxenkerl? Es heißt nit Afurman, sondern ad formam, ad formam.

Sax. Was hat denn der Jesuiter damit gemeint, da er so oft ad formam geschryen?

Bayr. Wenn der Schuster einen rechten Schuch will machen, der an dem Fuß wol anligt, nicht zu weit oder zu eng, nicht zu hoch, noch zu nider sey, vnd den Fuß nicht trucke, muß er ein gerechten Leyst haben, vnd den Schuch darüber schlagen. Wil ein Zimmermann die Hölzer wol in einander fügen und einschließen, muß er sein Winkelmaß haben. Einem Maurer ist von nöthen die Bleiwag, damit er die Mauer gerad aufführe. Ein Tischler kann in kunstreichen Werken des Zirkels nit entrathen. Summa, kein Kunst ist so schlecht, die nicht ihre Muster vnd Formen, Weiß vnd Manier habe, nach welchen alles, so nach der Kunst gemacht oder nicht gemacht ist, judicirt vnd geurtheilt werden soll, vnd abgemessen werden muß. Darumb da der Jesuiter geschryen: ad formam hat er so vil gesagt, als wenn ein Zimmermann, so man von seynem Bau urtheilen wollte, sagte: zum Winkelmaß. Ein Maurer: zur Bleiwag. Ein Tischler: zum Zirkel u. s. w.

Sax. Hat man denn eine gewisse Form, nach welcher man disputiren muß, damit man wissen möge, welcher Theil recht oder unrecht habe?

Bayr. Freilich hat man's. Hat doch P. Tanner dem Heilbrunner mitten in der Disputation, zu seinem Mitgespanen David Schrammer gewiesen und gesagt: David Schram hat auch eine gute Dialectic geschrieben, warum kommt ihr derselben nicht nach? Syllogistice muß man handeln, oder in einer andern gebürlichen dialectischen Form, sonst disputirt man hundert Jahr, und weiß kein Mensch, welcher recht oder unrecht habe.

Sax. Ich verstehe mich meines Theils besser darauf, wie man eine Kandel Weins außsauffen, als wie man Dialectice disputiren soll.

Bayr. Ich will dir diesen Schulhandel mit einer feinen Gleichnuß erklären. Wenn zween mit einander disputiren wöllen, und aber nicht ad formam kommen, und syllo-

gistice procedieren, sondern ihres Gefallens hin und her schreyen, vnd Vmbschweiff suchen wöllen, so ist es eben, als wenn zween einander hinaus forderten, und aber zu einander sagten: Wir wöllen wol mit einander schlagen, aber keiner soll den andern treffen, vnd wöllen fein weit genug von einander stehen bleiben, damit wir einander nicht erreichen können, und etwan einer dem andern nicht in ein Aug greiffe. Wäre das nit ein visierlich Raufen? Mit der Weiß wollte ich allein, so schwach ich bin, mit einem ganzen Heer streiten dörffen, und dennoch mit gantzer Haut und frey darvon kommen"?

Nach mehrerem Hin- und Herreden sagt der

„Sax. Unsere Theologi aber sagen gut rund, die Jesuiterische Weiß zu disputiren, sey ein Sophisterei, und von S. Paulo verboten.

Bayr. Der Catholischen Proceß im disputieren ist kein Sophisterei, aber der Sectischen Form zu disputieren, ist ein rechte Bachant- und Pedanterey, deren sich gelehrte Leute in ihr blutiges Herz hinein schämen sollten. Summa, wenn man den Sectischen von Syllogismis nur saget, so entfällt ihnen das Herz. Denn sie wissen, wenn sie fein kurtz und rund ihre Lehr auß Gottes W[illegible]inn rechtmäßiger Form vertheidigen, vnd die vnsrige widerlegen sollen, daß sie geschlagene Leut seyen. In den Nothstall wöllen sie sich nit pfrengen lassen, suchen allzeit das weite Feld, hüpffen von einem zum andern, vnd wissen wol, daß sie vom gemeinen Pöfel alsdann für hochgelehrte Leut gehalten werden, wann sie allein mit vielen Worten ihnen die Ohren voll stopfen. — — — Was darff es viel, der Teufel fleucht nicht so heftig vor dem heyligen Creutz, der Dieb entsetzet sich nit so sehr vor dem Strick, als die Lutherischen Prädicanten von der forma syllogistica. Sobald sie sich darein lassen, seyn sie gefangen und werden ihnen die Händ im Sack erwischet".

„Sax. Lieber, mach einmal ein End mit dieser Jesuiterischen Form, und komb auff ein andere Materi, oder laß

mich gar mit Frieden. Wenn dich's noch so sehr verdriessen thut, haben dennoch die Evangelische nimmermehr geschwigen, sondern dapffer geantwortet.

Bayr. Mit der Weiß hat jener Narr im Winckel auch gewonnen, als er wohl abgeblewet worden, damit er schweigen sollte, da er sagt: So schweig ich dennoch nicht. So würdens auch alle böse Weiber ihren Männern abgewinnen, die lieber zu todt geschlagen, als ihren Männern schweigen wöllen" u. s. w.

Der geneigte Leser wird, wenn er sich jemals mündlich oder schriftlich mit Außerkirchlichen, zumal mit Prädikanten, über Glaubenssachen unterredet hat, der hier geführten Klage zweifels ohne aus vollem Herzen beistimmen. Wir ziehen hieraus jedoch den einfachen Schluß: daß die forma syllogistica allein nicht hinreiche, dem Menschen das zu geben, was er nothwendig haben muß, um Gott gefallen zu können. Ohne die redliche und aufrichtige Liebe zur Wahrheit ist es unmöglich, daß der Sterbliche je der Wahrheit theilhaft werden könne, und der Versuch ihm den Glauben, den er nicht will, auf bloß dialectischem Wege, wider seinen Willen, anzuthun, ist eitel verlorne Mühe. Damals, wie heute, haben die Außerkirchlichen nicht deshalb gegen den katholischen Glauben gestritten, weil sie die Dialectik des P. David Schram, oder irgend eine andere, nicht kannten; sondern sie haben sich gegen die Argumente ihrer Gegner gewehrt, und hierbei selbst das Absurdum nicht gescheut, weil sie, von vornherein, und vor aller Disputation, den katholischen Glauben nicht wollten. — Gegen den Nothstall des Syllogismus, den ihnen die katholischen Gegner vorhielten, schützten sie sich einfach dadurch, daß sie nicht hineingingen, als welches freilich, damals wie heute und zu jeder Zeit, nur durch offenbares, hinter großem Geplärr verstecktes Deraisonniren oder durch Läugnen der Vordersätze möglich war.

Kann nun freilich die Dialectik niemanden den Glauben geben, (was die Jesuiten auch nicht gewollt haben können, da sie zuverlässig wußten, daß der Glaube

nicht durch einen Syllogismus erzwungen werden kann, weil er seiner Natur nach eine freie Unterwerfung unter die Autorität ist!), so war dennoch die Dialectik und der Syllogismus vollkommen hinreichend, den halben, inconsequenten, sich selbst widersprechenden Standpunkt des ältern, pseudorthodoxen Protestantismus von Grund aus und bis auf seine Fundamente, mit logisch zwingender Nothwendigkeit zu zerstören. — Der ältere Protestantismus läugnete die Tradition, und wollte die heil. Schrift festhalten. — Gegen ihn zunächst war daher die Logik der Jesuiten in ihrem vollkommensten Rechte, und jene Species des Protestantismus konnte mit eigentlich aristotelischer Schärfe, freilich nicht zum wahren Glauben gezwungen werden (denn dieser ist ohne freie Unterwerfung nicht denkbar!), wohl aber dazu: daß er entweder auch die Tradition gelten ließ, d. h. katholisch wurde, oder die heil. Schrift aus eben denselben Gründen verwarf, aus welchen er sich von der Tradition losgesagt hatte. — Mit einem Worte: für den ältern, quasipositiven Protestantismus war die dialectisch nothwendige Aufgabe vorhanden: entweder zur Kirche zurückzukehren, oder alle und jede positive Autorität zu verwerfen. Die Geschichte hat dieses Problem der Religionsphilosophie seit zweihundert Jahren gelöst, und ist noch täglich in dessen Lösung begriffen.

Bekanntlich theilt sich der Protestantismus des sechszehnten Jahrhunderts in die beiden grossen Strömungen, der fanatischen Empörung gegen alle Obrigkeit auf Erden, und der servilen Vergötterung der weltlichen Macht. — Der letztgenannten Geistesrichtung gehört eine uns vorliegende, ziemlich seltene Schrift des anglikanischen Theologen Wilhelm Tooker an, welche unter der Regierung der Königin Elisabeth erschien, und den Beweis zum Gegenstande hat, daß besagte jungfräuliche Fürstin die mirakulöse Gabe besitze, Kröpfe und Skropheln zu heilen. Das Buch führt den Titel: „Charisma sive donum Sanationis, seu explicatio totius

quaestionis de mirabilium Sanitatum gratia, in qua praecipue agitur de solenni et sacra curatione strumae, cui Reges Angliae rite inaugurati, divinitus medicati sunt, et quam Serenissima Elizabetha, Angliae, Franciae et Hiberniae Regina, ex caelesti gratia sibi concessa, applicatione manuum suarum, et contactu morbidarum partium, non sine Religiosis ceremoniis et precibus, cum admirabili et foelici successu in dies sanat. Auctore Guil. Tookero S. Theol. Doctore, Londini 1597." Diese Schrift ist ein Schild, der den Außerkirchlichen vorgehalten werden kann, wenn sie, wie es unausgesetzt geschieht, mit erbittertem Hohne sogar die Möglichkeit der Wunder läugnen, welche Gott in der wahren, allgemeinen Kirche noch täglich geschehen läßt, um die Göttlichkeit des Glaubens zu bekräftigen, der bei eben dieser Kirche hinterlegt worden ist. Der Verfasser (Capellan der Königin) beginnt die Dedication mit folgenden Worten: „Niemand, o allerheiligste Fürstin (sanctissima princeps)! ist in der Stadt Gottes dermaßen fremd und unbewandert, daß ihm nicht die Gnade und der Ruhm der Heilungen, eben so bekannt seyn sollte, wie ein, auf einen Leuchter gesetztes Licht, Allen die im Hause Gottes sind, leuchtet. — Wer in der Stadt des Teufels verkehrt, dem ist dasselbe unter dem Scheffel des Unglaubens verborgen, und bietet ihm Gelegenheit, es zu läugnen oder zu schmähen. Diesem Volk der Atheisten kann Ew. Majestät, weil sie weise ist und Weisheit hat wie ein Engel Gottes, und Alles einsieht, kraft ihres frommen Amtes und der Wohlthat der Heilkraft mit unserm Heilande antworten: Ihr seyd zornig auf mich, weil ich einen Menschen am Sabbath gesund machte? Du (Königin), welche so viel Sterbliche am Sabbath heilest, kannst sagen: wenn ich durch den Finger Gottes die Krankheiten vertreibe, wenn ich durch die Anwendung meiner Finger und mein Gebet die Kröpfe heile, dann ist wahrlich das Reich Gottes zu Euch gekommen".

Die Dedication, wie die ganze Schrift, beweist, welcher

hündischen, jedes menschliche Gefühl verläugnenden Schmeichelei gegen die königliche Macht die Engländer des sechszehnten Jahrhunderts fähig waren, nachdem es gelungen, sie von der alten, christlichen Kirche loszureißen. — Der Königin zu Gefallen wird (im vierten Kapitel) bewiesen, daß die Gabe der Wunder in der Kirche bis zum sechsten Jahrhundert fortgedauert habe. Dann sey sie erloschen, und bloß bei den Königen von England und Frankreich zu dem Ende geblieben, daß diese die Kröpfe ihrer Unterthanen heilen könnten. Das siebente Kapitel beschreibt das Ritual, nach welchem die Maiden Queen ihre Wunder zu verrichten pflegte. — Im sechsten Kapitel wird aus eben diesen Wundern der Beweis geführt, daß Elisabeth rechtmäßige Königin von England sey, und im achten Kapitel werden einige Individuen namhaft gemacht, die (was in der neugläubigen, servilen Kirche von England im sechszehnten Jahrhundert kein Wunder war!) von der wunderthätigen Königin geheilt zu seyn behaupteten.

Je hartnäckiger das Frankfurter Journal, die Elberfelder Zeitung und die sonstigen, jener Richtung dienenden norddeutschen Blätter dem Absolutismus das Wort reden, desto nothwendiger ist es, alle jene Aeußerungen bessergesinnter protestantischer Schriftsteller zu sammeln, welche den Beweis liefern, daß der alte despotische Liberalismus seinen Culminationspunkt längst überschritten hat, und daß die wahre Freiheit täglich mehr Boden in den Gemüthern gewinnt, während die Organe der Willkühr und des Unrechts kaum noch tiefer in der öffentlichen Achtung sinken können. — Wahre Freiheit und Freisinnigkeit ist aber jene, welche auch das politische Recht des Gegners anerkennt, und ihm innerhalb der Sphäre seines Rechts den Kampf mit gleichen Waffen gestattet. Dieß ist jener wahre Liberalismus, dem wir, als einer neuen politischen Macht, von welcher vor zwanzig Jahren in

den Ländern deutscher Zunge noch Niemand eine Ahnung hatte, einer Macht, der will's Gott die Zukunft gehört, mit Freuden unsre Huldigung darbringen.

In dieser Richtung ist auch ein längerer Artikel der Basler Zeitung geschrieben, welcher mit folgenden Worten schließt:

„Alle Stände, welche zu Aufrechthaltung des Art. 12 des Bundes die schuldige Hülfe verweigern, machen sich einer schweren und verantwortungsvollen Kränkung der andern, auf Festhaltung dringenden Stände schuldig; sie geben das Signal zu Auflösung der Eidgenossenschaft. Den reformirten Ständen kann man freilich keine Vorliebe zu den Klöstern zumuthen, aber von ihnen kann doch Achtung für das Recht ihrer Mitstände, so wie der katholischen Bevölkerung des Aargaus gefordert werden. Gewinnt es sonst nicht den Anschein, als sollten die Zeiten der Reformationskriege, unseligen Andenkens, wieder heraufbeschworen werden, und als hätte sich die Mehrheit der reformirten Stände mit ihren Glaubensgenossen im Aargau zu Unterdrückung der Katholiken verbündet? Zu den Forderungen der Zeit gehört nicht nur politische, sondern nach allgemeinem Streben aller Völker auch religiöse und kirchliche Freiheit; Gleichheit der Rechte nach allen Seiten, Entfernung jeder Intoleranz. Wehe dem innern Frieden der Schweiz, wenn die von confessionellem Eifer begeisterten Massen an einander gerathen! der erste Kanonenschuß verkündet die ewige Auflösung der Eidgenossenschaft".

XXXII.

Reflexionen über den kirchlichen und politischen Zustand in Baden.

(Fortsetzung und Schluß.)

Was ist nun die Wirkung und Frucht von allem dem gewesen? Fürs Erste ist es klar geworden durch so viele Reden, die nicht nur die Stände und ihre liberalen Häupter, sondern auch die Minister seit Jahren in der Kammer führten, daß das Salz des Christenthums, auf welches einst das deutsche Reich sich erbaute, im Lande taub geworden sey. Hatte hieran noch irgend einer einen Zweifel, so konnte er Lösung zur Uebergenüge finden an dem, was

man furcht= und scheuelos unaufhörlich gegen die Kirche vorgenommen. Es lag am Tag, hätte der Staat in seinem Regiment und in seinen Staatsmaximen auch nur noch einen Funken von Christenthum und kirchlicher Gesinnung, sich übrig behalten, er hätte nicht die Kirche, welcher der §. 18 der Verfassung ruhigen Bestand nach Inhalt und Form verheißt und sichert, so rücksichtslos in ihrem Bestand und Recht verletzen, und den Glauben und die Institutionen von drei Viertheil der Landeseinwohner also mißhandeln können. Es wäre so, hätte Klugheit das Ruder des Staats geführt, nicht aller Welt durch politische Akte klar geworden, daß nicht Gesetz im Lande die vermessene Willkühr zügle, sondern nur eine omnipotente Staatsgewalt das Ruder führe, diese aber, an kein Gesetz und keinen Bestand sich bindend, schalte nach Wohlgefallen. Die Verfassung war geändert und gekürzt auf eine Weise, die man nicht löblich fand im Lande, darauf mit einer moralischen Niederlage der Regierung wieder in ihren Urbestand zurückgeführt. Die Preßfreiheit war eingeführt, doch verfassungsmäßig; darauf wieder abgeschafft, aber auf anderm Wege, als sie eingeführt wurde. Rottek und Welker wurden dem Ruhestande zugewiesen; darauf wieder beide rehabilitirt. Warum das Eine, warum das Andere? Niemand weiß darauf im Lande einen sichern Bescheid. Nebenius wird zum Minister ernannt und mit Jubel von der Opposition in diesem Amte begrüßt. Darauf wird nach kurzem Wirken, Allen ein Räthsel, dieser Mann wieder amovirt und dem Pensionsetat 5000 fl. aufnotirt. Ein Strafgesetz wird vor die Kammer gebracht, Monate lang durchdebattirt, und kann am Schluße des Geistes wegen, der darin sich bloß gelegt, nicht angenommen werden. Alle diese groben Widersprüche und die damit verbundenen moralischen Niederlagen für die Regierung, sie ergaben sich woher? Weil man dem Liberalismus und dem Rationalismus im Lande huldigend, der Regierung und allen Staatsactionen ein Princip zum Grunde legte, mit dem man nach dem Verhältnisse, in welchem man mit dem Bunde und mit den größern Staaten Deutschlands stund, nicht regieren konnte, und welches man dennoch fortwährend eigensinnig beibehielt, während die Klugheit schon geboten hätte, nichts Unmögliches anzustreben, so wurde man nun gezwungen, Dinge zu thun, welche dem Geist und dem Systeme, das man sich sonst zur Maaßnahme genommen, entschieden zuwider waren; und hat also auf diesen Wegen die Kammer, die in den meisten und geistigsten Gliedern mit Leidenschaft jenem Systeme zugethan war, der Regierung abhold gemacht und mit ihr in Widerspruch gebracht, ohne daß man doch je in Wahrheit und Wirklichkeit in Be=

zug auf Geist und System mit der Kammer gebrochen. Winter war liberal, Nebenius noch mehr, und Rüdt hat zur Zeit das Gegentheil noch niemals ausgesprochen; und dennoch Opposition, Widerwillen und Abneigung in der Kammer. Das ist der Unsegen aller Halbheit und Inconsequenz, jenes Mangels der Kunde von der Macht der Principien und ihrer Wirkung. Man will das Christenthum, den alten Aberglauben, das Pfaffenthum und Pfaffenregiment den „auswärtigen Obern" nicht, wie sich solches von dem Lutherokalvinismus erwarten läßt; man will die Kirche als weltliche Beamtung, wie die Consistorien, dem Staate und seiner Beamtung einrangiren; man will der Kirche der heilige Geist seyn, und Rescripte sollen ihr als Bibel und Tradition und das Landrecht als Kirchenrecht ihr gelten. Man will, das besagt Wort und That, ein rationales Christenthum; man will, wie Luther, das göttliche Wort und sein Gesetz mit dem Verstande meistern, d. h. die subjective Willkühr des Weltverstandes in und außer der Kirche zum Gesetze erheben; man will den Rationalismus und die Revolution, und dennoch wieder den Rationalismus nicht, und auch die Revolution nicht. Dasselbe will aber auch ganz genau Rottek und Welker, und die ganze sogenannte Opposition und mehr kein Haar. Wenn also Rottek und Welker dasselbe will, warum wurden sie von ihren Lehrstühlen entfernt? — Warum erzürnt man sich, daß die Opposition, daß die „Lichts-, Rechts- und Freiheits"-Männer im Lande den Manen Rotteks Feste feiern und Reden halten? Hat er stets im Leben zu den gleichen Principien sich bekannt, warum hat selbst seine Asche keine Ruhe? Wurde er nicht rehabilitirt? Ist dadurch nicht aller Welt gezeigt worden, daß man im Grunde des Herzens jenem Manne und seinem Geiste eben nicht so abhold sey, als es bei seiner Entfernung von seinem Stuhle scheinen mochte? Und nun, während auf der einen Seite die Anhänger des Rottekschen Systems und Geistes, die ihre Achtung auch noch bei der Beisetzung der sterblichen Ueberreste jenes Mannes unverholen und ehrlich aussprachen, den Zorn erregt haben, ist dieß doch wiederum nicht so ernst gemeint *). Wahr ist's, jene Leute legen

---

*) Daß dem so sey, zeigt sich darin, daß man ganz neulich den zweiten Präsidenten des Schaffhauser Vereins, den Nachfolger Dr. J. A. Fischers, den Panegyriker bei Rotteks Todtenfeier, den auf der äusiersten Linken stehenden geistlichen Redner für die Emanzipation der Juden, für die Aufhebung der Todesstrafe und die Vereinigung der katholischen und protestantischen Schulen, das Haupt der antikatholischen Parthei, von Seiten des Ministeriums, der katholischen Kirchensection zum Commissär und Visitator des katholischen

offen, redlich und unumwunden ihre Gesinnung an den Tag, und haben dessen, was sie wollen, kein Hehl. Die Opposition spricht am hellen Tage unzweideutig aus, was sie begehrt und anstrebt, und mahnet so die Andern, die nicht ihres Sinnes sind, und treibt sie auf ihrer Hut zu seyn, in Zeiten Vorschau zu thun gegen ihr zerstörend und vernichtend Wirken? Die Opposition erklärt nach Kriegsgebrauch und Recht der Kirche und allem Glauben offen den Krieg, erklärt und bietet vor aller Welt ihr Fehde, damit ein für allemal, in offenem Kampfe vor des Volkes Augen geführt, es sich entscheide, ob der persönliche Gott, der Schöpfer Himmels und der Erde und sein heiliger Wille der Herrscher und das Gesetz der Welt sey, oder die unpersönliche, absolute Vernunft und ihre Autonomie. — Es verdrießt, daß jene Freiheitsritter durch ihren lärmenden Halloh den alten Löwen in seinem Sitze aufgeschreckt und aufgejagt haben, daß er jetzt zur Wehr sich setzt, die Zähne weist und durchaus keine Lust bezeigt, sich zu den Vätern versammeln zu lassen und die Ruhestätte einzunehmen, die ihm freundlich zugedacht auf dem großen Leichenhofe, wo der Lutherokalvinismus des deutschen Volkes Einheit, Reich, Kaiser, Glaube, Institutionen, Recht, Nationalität, Glanz und politische Größe längstens schon begraben hat. Dadurch wird aber Keinem Zutrauen eingeflößt *); den Christen nicht, weil sie wissen, daß Christus und Belial nicht zusammengehen, und man zwei Herren, Gott und seinem Widerpart zugleich nicht dienen könne, sondern daß man den einen lieben und

---

Schullehrer-Seminariums ernannt hat, damit auch dort nichts Katholisches eingeführt werde und aufkeimen möge, wo es so dringend nöthig wäre.

*) „Ohne Principien regieren die Staatsverwaltungen von Abend auf den Morgen, erndten im Inlande die Anarchie auf den Grund der Mißachtung und im Auslande ein stehendes Mißtrauen auf den Grund der Unverläßigkeit. In dem einen Augenblick überheben sie sich, wie Starke, über alle anständigen politischen Rücksichten, in dem andern Augenblick beugen sie sich wie Schwache; haben im ersten Fall keinen Dank, und im zweiten keine Ehre; die solchen Regierungen feindlich Gesinnten werden frech, wenn Leiter sich an die Spitze ihrer Associationen stellen. Denn wer den Wind säet, der erndtet den Sturm. Die den Regierungen Treuen müssen sich von ihnen als principienlosen, wenn auch mit wundem Herzen, trennen, da man sie durch Haltungslosigkeit mit Gewalt von sich stößt. Unsicherheit in der innern und auswärtigen Stellung ist die verdiente Strafe, und ein jetzt dahin und jetzt dorthin ausweichendes Laviren schon ein offener Schiffbruch“. Also Buß in seinem Buche über den Einfluß des Christenthums auf das Recht rc. I. Bd. p. LII.

darum den andern hassen müsse; den Rationalisten nicht, weil sie dasselbe, wie die Christen, wissen und daran noch nie gezweifelt haben, daß ein Reich, das mit sich selbst im Widerspruche liegt, in sich selbst zerfällt. So müht man sich fruchtlos zwischen zwei unvereinbaren Gegensätzen ab und klemmt das mit Abneigung und Widerwillen angesehene Gouvernement zwischen beiden Partheien ein, in welche die Kämpfenden im Lande sich jetzt getheilt haben; will Strauß und Luther mit Rom zusammenschmelzen, und das Recht der absoluten Vernunft und die Autonomie der Halloren mit dem göttlichen Rechte der Könige einen, das mit dem Christenthume steht und fällt, und schöpft so unaufhörlich in das Danaidenfaß, und merkt noch immer nicht, daß längstens schon dem Faße der Boden ausgeschlagen sey, und darum bei Allen, welche bisher Aehnliches zu thun sich unterfingen, bis zur Stunde unerfüllt geblieben sey.

Fürs Zweite dann, was ist durch Thun und Reden, durch den Geist und die Principien, die man seit Jahren üben und befolgen sah, für eine Generation im Lande herangezogen? Man möge Umschau im Ständehaus umher halten; es sind größtentheils Diener des Staates, die dort auf den Bänken der Opposition gefunden werden, und draußen auf dem Lande ist es nicht viel anders. Das muß natürlich auch die Ausführung der wohlwollendsten Maaßregeln erschweren. Wir begreifen es daher, daß jetzt bald der am Schopfe gefaßt, bald jener ergriffen und an die wunderschönen Ufer des Bodensees verbannt, darauf auch hier ihm keine Ruhe gegönnt wird, sondern er zur härtern Strafe in die reiche Fülle aller Güter, in das Breisgau, gesetzt wird. Aber man bedenke! es sind ja Menschen, die brav und fleißig gelernt und sich gemerkt haben, was sie mit schwerem Gelde bei Dr. Welker, Rottek und andern ihres Geistes gelernt und bezahlt haben. Sie haben Vernunftrecht studirt, seit das göttliche und historische außer Uebung kam, und jetzt im Antiken-Saal als alter Grümpel steht zum Andenken, wie es einst hergegangen in deutschen Landen. Darauf haben sie selbst zur Vollendung ihrer Bildung Praktika gehört; sie haben gehört, wie freisinnig Winter gegen den Adel sprach, sie sahen die Preßfreiheit eingeführt, dann wie in Frankreich, dem Lande guter Staatsmaximen, den Zehnten aufgehoben, und dadurch die Stiftungen, diese Nester der Faulheit und Indolenz und die Pfarreien und Pfründen ruinirt, diese Sitze finstern Aberglaubens und der Schirmvogtei fürstlicher Tyrannei; sie haben dann die herrliche Rede des Herrn Nebenius in der Kammer sich angehört und selbe sich zu Gemüth genommen; sie haben darauf im Kirchenblatte gelesen, wie man dem §. 18 der Ver-

fassung ganz conform dem Staate die Kirche unterthan gemacht und den Erzbischof der Staatsbeamtung einverleibt und dem Ministerio als höchster Instanz in Kirchensachen unterworfen. Sie haben im badischen Kirchenblatte und im fränkischen Courier gelesen, wie man jene, die gegen den Bischof und seine Befehle sich aufgelehnt, durch Erlasse in Schutz genommen den Andern zum Exempel. — Was Wunder nun, wenn alle diese Leute die Theorien, welche sie sich gewonnen haben, nun auch in die Praxis übersetzen wollen! Was Wunder, wenn sie nun gerade so keck und ungenirt sich allem Dem entgegenstellen, was ihnen nicht gefällt, und sich durch keine Befehle irren lassen. Recht so! das ist der Natur Lauf. Wer aber redigirt im Lande die radikalen Blätter und füttert sie Jahr ein und aus mit dem nöthigen Bedarf? Beamte, Advokaten. Wer entfaltet am hellen Tage, vor den Augen der Censur, der Verfassung des Landes straks entgegen das Princip der Volkssouverainetät, mit dem die Monarchie zu Ende geht? Beamte und jene Geistlichen, deren Ungehorsam durch Erlasse gutgeheißen. Wer hat den Aarauer Radikalen das Wort geredet und deren sich freundlich angenommen? Die Hofzeitung in der Residenz. Wer schickt Sendbriefe und Sendboten im Land umher, wenn es gilt, die Gemeinden aufzuhetzen, einen Rationalisten mehr auf die Bank der Opposition zu senden? Beamte sind's, die der Staat bezahlt. Wer hat Rottecks Todtenfeier im Lande angeregt, und dieselbe zu einer Landes-Trauer zu erheben sich angeschickt? Wer ist dem ausdrücklichen Willen und Befehle zum Trotz in langem Zuge zum Tempel hingezogen, um der Demagogie die letzte (?) Ehre zu bezeigen? Beamte sind's gewesen und wieder Beamte und „aufgeklärte Prälaten". — Wer hat den Inhalt jener Briefe, welche von der Regierung in die Provinzen gesandt wurden, als die Demagogie Huß und Rotteck Ehrenbezeigungen zugedacht hatte, der Demagogie und ihren Journalen in die Hände gespielt? Beamte sind's gewesen und abermals Beamte *). Und wie nun! Ist es nicht leicht einzusehen, daß, wenn es also fortgeht dieß nur zu dem betrübtesten Ausgange führen kann? Ist es nicht klar, daß es Marat und Robespierre nicht minder, als dem nettesten und

*) „Wann wird, sagt ein Gelehrter unseres Landes, das Scandal aufhören, das die Regierungen in ihren eigenen Beamten die hartnäckigste Opposition zu bekämpfen haben, welche hinter dem Schilde staatsbürgerlicher Berechtigung lediglich die Interessen einer pflichtvergessenen Selbstsucht zu befriedigen sucht"? Buß über den Einfluß des Christenthums ꝛc. 1. Bd. pag. LI.

rundesten Absolutismus rein unmöglich ist zu regieren, und bestimmte Ideen im Staate durch und in das Leben und Wesen des Volkes einzuführen, wenn so viele Beamte sich gegen die Einheit, gegen das Haupt verselbstständigen, und statt die Vermittler des einen, vom Centrum und Oberhaupt ausgehenden Geistes und staatlichen Lebens zu seyn, ihren Privatgeist und ihren subjectiven Wahn, dem sie sich jeweilig ergeben, in die ihnen untergeordneten Glieder des Staatsorganismus einführen dürfen und können? — Denn gleichwie der menschliche Organismus auf dem Punkte steht sich aufzulösen und der Verwesung anheimzufallen, wenn seine einzelnen Glieder und Organe gegen das eine Centralleben des Ganzen in krankhafter Verkehrung ihrer Bestimmung sich verselbstständigen und reagiren, also verhält es sich auch mit dem Staate, der keine todte Maschine, kein Contrat social, hervorgegangen aus menschlicher Berechnung und Willkühr, sondern ein lebendiger Organismus ist, in dem der Geist des Volkes, der Nation sich, wie objectivirt, so auch gliedert, und in dieser Gliederung sein Leben und Daseyn hat; ein Leben und Daseyn, das menschliche Willkühr nicht erschaffen, wohl aber verderben und verrücken kann. Ist es nun möglich und gestattet, daß die einzelnen Organe des Totalorganismus, statt in ihren Functionen das Leben und den Geist des Ganzen von oben nach unten zu vermitteln, sich vielmehr zu verselbstständigen, und das in sich selbst erzeugte, eigene krankhafte Leben, statt des allgemeinen, in den Kreis einzuführen suchen, dem sie als Mitte und Centrum vorstehen, so ist alles Regieren, gleichviel ob der Radikalismus oder der Absolutismus das Ruder des Staats führe, schlechthin unmöglich. Bringt man nicht einen andern Geist und eine andere Ordnung in die Organe; nehmen sie fortwährend sich heraus, auch noch etwas anderes zu seyn, als die Diener des Kaisers, Königs oder Fürsten; läßt man sie fortwährend zwei Rollen spielen und zwei Herren zugleich dienen, dem Fürsten und dem Radikalismus *), so ist nur das Schlimmste zu befürchten. Der Subjectivismus und Rationalismus, den man seit Jahren und zwar von oben in den Organismus des Staates durch seine Organe infilterirt und nach untenhin eingeführt hat, hat endlich nicht blos die Organe, sondern selbst das Ganze dergestalt ergriffen und infizirt, daß ein Rück- und Gegenstoß von unten nach oben, vom Umkreise nach der Mitte hin, nach ewigen Gesetzen hervortreten mußte.

Und nun, nachdem wir uns umgesehen, wie es mit der Geistlich-

*) Siehe die vorige Note.

keit und dem Beamtenstande im Lande sich verhält, fragen wir zum Dritten: wie steht es mit dem Volke? — Jener Geist, der jetzt der Regierung selbst in seinem Gegenstoße fühlbar und weidlich lästig ist, hat seinen Ausgang zuerst oben im Lande vom Josephinismus aus genommen. Als dieser Theil des Landes an Baden kam, da wäre es hohe Zeit gewesen, der Sache Vorschau zu thun und das Bösgemachte nach Thunlichkeit wieder auszulenken. Allein nicht also der Lutherokalvinismus. Dem hat es wunderklug und gut geschienen, besonders seit er selber denkgläubig geworden war, den guten Geist, den er im neu gewonnenen Lande vorgefunden und an dem er sogleich die eigene Natur und sein Wesen herausgefühlt hatte, nicht vor den Kopf zu stoßen, sondern ihn sorgsam zu hegen und zu pflegen. Und er freute sich schon über den zweiten großen Riß, den er dem Papste in seinen weiten Mantel durch gute Freundschaft mit dem Halbbruder oben im Lande hineinzureißen dachte; aber auch hier hat sich das Wort bewährt: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt am Ende selbst hinein“. Man hat damals noch nicht bedacht, daß 800,000 Katholiken rationalisiren so viel bedeute, als Dreiviertheile des Landes revolutioniren. So ist es denn lustig fortgegangen im Lande mit Reformiren, Mediatisiren, Säkularisiren, Materialisiren; und da die Umstände dem Werke günstig waren; da die katholische Universität des Landes und das Bisthum selbst so trefflich besetzt waren, als ob der Jaherr selbst die Herren zu seinem Werke sich auserlesen, so ist bald ein erkleklich Stuck Arbeit zu Stande gekommen, und in kurzer Zeit so viel vom dunkeln Urwald des alten Aberglaubens und der Finsterniß des katholischen Kirchthums hinwegrasirt und gelichtet worden, daß die heilige Trinität von „Freiheit, Licht und Recht“ im Lande sich ziemlich wohnlich fand.

Dagegen aber ist es schwer zu sagen, welch' ein Staunen zuerst jene durch viele Jahre hindurch sich ziehende Bisthumsverwüsterei mit ihrer Reformations- und Einreißungswuth im Land hervorgerufen hat; es ist schwer zu sagen, wie betroffen, wie verblüfft und betreten die Gemeinden anfangs bei diesem Lichtungs- und Aufräumungswerke waren, bei dem sie hören und sehen mußten, wie Alles, was die Kirche im Laufe der Zeiten mit gutem Vorbedacht zum Heil und Frommen der Gläubigen eingeführt und darauf dem Volke heilig und lieb geworden war, jetzt als Thorheit und Wahn gescholten, aus der Kirche hinaus und aus dem Kultus hinweggeschafft wurde, um den Nüchternheiten einer glaubenslosen Moral Platz zu machen und den abstrakten Saalbadereien über Tugenden, die am Meisten denen man-

gütern, die darüber schwebten *). Als aber das Volk von seiner Un-[illegible] und blindem Staunen sich erholt hatte, wie es möglich gewesen, [illegible] tausendjährige Institutionen, die es für heilig und unantastbar gehalten habe, so ganz fallen zu lassen, so [illegible] und glatt hinweg geschafft sey, da hatte es mit dem „alten Aberglauben" und finstern Fanatismus denn auch den Glauben an Christus, an die Kirche und ihre Lehre abgeschüttelt, und mit ihnen war ihm auch die alte Treue, die alte [illegible] und mit ihr alle Ehrfurcht vor dem Heiligen und Geheiligten dahin geschwunden. Und für das Verlorene haben dem Volke wahrlich die [illegible] Wasserschoppen der Aufklärung keinen Ersatz geleistet, und die Lichter, welche die aufgeklärte Zeit im Lande auf den Leuchter gestellt haben, ihm nicht zum Bessern geleuchtet. Denn wie das Volk damals das „Hallen-Hausrath" in der Kirche einreißen, abthun, ausräumen und ausplündern gesehen hat, wie es die Marien- und Heiligenbilder, wie es seine Altäre, vor denen es oft in heiliger Inbrunst gekniet und dem Herrn sein Leid geklagt und seine Freude gedankt hat; wie es dieses und anderes „Götzenthum" seiner Kirche als alten Trödel in die Hände von Jakobs und Judas, des Verräthers, Samen wandern sah, da ist ihm gar wehmüthig um das Herz gewesen, und es hat dem alten Bekannten, mit dem es Jahrhunderte lang gelebt und Freud und Leid getheilt, mit Thränen im Auge bei dem Abschiede nachgesehen. Als es aber endlich auch seine Lehre schwinden, seinen Kultus sich mindern und den Cyklus seiner Feste sich kürzen, dagegen die materialistische Vermehrung seiner Werk- und Arbeitstage anschwellen gesehen hat, da sind auch ihm endlich die Schuppen von den Augen gefallen und es ist ihm klar geworden, es sey alles auf der Welt nur auf einen sinnlichen Materialismus abgesehen. Und was ihm darauf die lichthellen Köpfe, die Gescheuten im Lande, jenes Schreibervolk, das wie ein Heuschrecken Heer das Land überzog, Lüderliches vorgethan, das hat es nachgemacht; und was sie tagtäglich als summa theologiae in populärer Sprache ihm vorgeredet: „Wenn der Kopf todt ist, so hat

---

*) „Wahrlich besser wäre es (also jammert ein Laie), die Kirchen wären priesterlos, als so von den Geweihten entweiht. Wie verblaßt und weihearm werden immer mehr die Liturgien gegenüber den einfachen Kirchengebeten der alten Kirche, die in Einem Wort oft eine ganze Welt verhüllen! Und gleichwohl sind die gebräuchlichen Liturgien den kirchlichen Lichterziehern noch nicht verrationalisirt genug: ganze Festkreise möchten sie aus der heiligen Festordnung aus Unwissenheit und Faulheit schneiden. Möchten

der A.... Feierabend", das hat es zuletzt geglaubt und darnach seyn Leben eingerichtet. Als aber darauf derselbe Liberalismus und Nationalismus in seiner negativen Richtung an den Staat und seine Institutionen herantrat, um auch ihm die Nativität und Negativität zu stellen, da hat darüber das Volk wenig mehr gestaunt. Denn es hat durch die Vermittelung „deutscher Prälaten" und „Männer des Fortschrittes" ihm Heiligeres; als jenes, den Weg alles Fleisches wandeln gesehen, und a majore ad minus geht die Reformation und Revolution um einen guten Theil geschwinder und mit bedeutend leichterm Gewissen. Und in der That wie gelehrig sich das Volk seinen Führern bewiesen, welche Fortschritte es in den negativen Doktrinen gemacht, das hat es der Regierung durch jene Männer dargethan, die es ihr seit Jahren als Repräsentanten seines kirchlichen und politischen Glaubens auf die Bänke der Opposition in die Kammer sandte, um durch sie der hohen Regierung den Dank abzustatten und das Lehrgeld zu bezahlen für den Unterricht, den es durch ihre hohe Vermittlung und ihre Diener erhalten hat. Und sicherlich wäre der Regierung auch längstens schon die ganze, volle Schuld auch ganz und voll vom Lande anheim bezahlt worden, hätte die Gnade und das Erbarmen des Herrn nicht schirmend über ihr gestanden, und Arme, mit Macht bewehrt, als Bundesglieder ihr schützend zur Seite gestellt. So aber ist bis jetzt ein Unheil und eine Strafe von ihr abgewandt worden, nach welchen sie, so viel an ihr lag, mit aller Macht gerannt ist. Doch Alles hat sein Maaß und auch die Sünde; ist dieses angefüllt und zum Ueberlaufen voll gemacht, so ist wahrlich nicht dafür zu stehen, daß des königlichen Sängers Worte sich nicht erfüllen: „Dominus confregit redes, judicabit in nationibus, implebit ruinas, conquassabit capita multorum".

XXXIII.

Bilder aus dem italienischen Volksleben in der Vergangenheit und Gegenwart.

Sechster Artikel.

Erste Abtheilung.

Licht- und Schattenseiten im italienischen Charakter, die Bruderschaft Gottes und die des Teufels, die Geschichte des Vincenzio di Zanobi Serselli und seiner Genossen.

In der Geschichte des Florentiner Facchinos und seiner Bruderschaft wollten wir unsern Lesern die Lichtseite des italienischen Charakters an einem anschaulichen Beispiele vor Augen stellen; sie konnten darin die heilsame Wirksamkeit der religiösen Gesinnung auch in den untersten Klassen dieses lebendigen, reichbegabten Volkes wahrnehmen: allein daß auch hier die Schattenseiten nicht fehlen, darauf haben wir früher schon einmal hingewiesen, und auch hievon wollen wir ein ähnliches aus der Geschichte und dem Leben gegriffenes Beispiel anführen, ein Beispiel, welches, unserer Meinung nach, für den eigenthümlichen Geist dieses Volkes nicht minder charakteristisch ist, als das Angeführte.

Es tritt auch dießmal ein Florentiner, ein Landsmann unsers alten Pietro di Luca Borsi auf; Vincenzio di Zanobi Serselli ist sein Name; äußerlich gehört auch er den frommen Brüderschaften von Florenz, ja vielleicht sogar auch der von dem Facchino gestifteten an; er rutscht sich in den Kirchen die Kniee ab und trägt das Kreuz bei den Prozessionen vor aller Augen als ein recht auferbaulicher Bittgänger: allein in seinem Herzen ist dieser demüthige Christophorus einer der abgefeimtesten Spitzbuben, die jemals über die Piazza Vecchia zu

Florenz ihren Schelmstreichen nachgegangen sind. Auch er fängt mit Geringem an und schreitet in seinem nächtlichen Handwerk aufgeweckten Geistes immer voran, von dem kleinen Diebstahl zum großen; zu Raub und Mord.

Allein er begnügt sich damit nicht, diese Verbrechen ins Geheime zu verüben; auch er wird der Stifter einer Bruderschaft, allein keiner solchen, die, wie jene von der Barmherzigkeit, ihr Sühnopfer auf den Altar legt und sich selbst zum Opfer darbringt, um Gott in den Kranken und Nothleidenden zu dienen, und den zum Tod Verdammten den letzten Beistand zu leisten und sie zur Gerichtsstätte zu begleiten. Er stiftet vielmehr eine Galgenbruderschaft, deren Ordenshabit die scheinheilige Gleißnerei ist, unter dessen Schutz sie mit List und Gewalt Jedem das Seine nehmen, um damit ihren Lüsten zu fröhnen. Doch verläugnet sich auch hier nicht jener gewandte, nie um Gründe und Beschönigungen verlegene Geist; auch hier begegnen wir, im Munde des Spitzbuben, jener Beredsamkeit, die sich ein Vergnügen daraus macht, in ihren discorsi und ragionamènti eine desparate Sache mit subtilen Finessen auf eine plausible Art darzustellen, so daß der größte Gauner zuletzt doch noch als ein galant uômo erscheint und als ein buon parlatore Ansprüche auf die Bewunderung seines Auditoriums und seiner Anhänger hat.

Es war wohl kein Leichtes, den Raub und Mord als etwas Unschuldiges oder gar als etwas Verdienstliches darzustellen: allein der sinnreiche, in seinen Mitteln unerschöpfliche, allumfassende Geist der Florentiner, der in so vielen andern, rühmlicheren Zweigen menschlicher Kunst und Wissenschaft seiner Zeit so weit vorausgeeilt ist, hat auch hierin den Nachkommen den Vorrang abgelaufen. Die Gründe nämlich, die jener alte Spitzbubenpatriarch in seinen Anreden an die Novizen seiner neuen Bruderschaft mit so vieler Ruhe und Behaglichkeit entwickelt, gleichen den Raisonnements unserer heutigen Pariser Saintsimonisten und Demokraten zu Gunsten einer gleichen Gütervertheilung so genau, wie eine Spitzbu-

benphysionomie der anderen. Der Unterschied besteht eigentlich hauptsächlich nur darin, daß der alte Florentiner mit seinen Genossen sogleich im Kleinen zur Privatausführung dieser seiner Rectification der ungleichen Gütervertheilung schritt, während seine neueren Glaubensbrüder ihre Hoffnung auf einen allgemeinen Umsturz gerichtet haben, um sie dann im Großen vornehmen zu können.

Nach dem gewöhnlichen Laufe menschlicher Dinge mußte inzwischen der Galgen früher oder später der letzte Versammlungsort einer Genossenschaft seyn, die den Raub wie ein Handwerk betrieb; der Scharfblick ihres Stifters, des Vincenzio di Zanobi Serselli, sah den Nachrichter menschlicher Gerechtigkeit auch wirklich in der Ferne wie ein störendes Gespenst drohen, daß er immer vor Augen hatte, wohin er sich auch kehrte. Er hoffte inzwischen durch Schlauheit und Muth daran vorbeizuschleichen und einen seiner Gesellen, der sich in der Lehrzeit als ein Schwächling zeigte, von dem Verrath zu fürchten war, ließ er dieses mit dem Tode büßen. Allein zuletzt, und vielleicht in einem Augenblicke, wo der vorsichtige Schleicher es wohl am wenigsten fürchtete, fühlte er denn doch seinen Hals im Stricke des Galgens gefangen, und der alte Fuchs wußte nun kein Mittel mehr, dem wohlverdienten Tode zu entkommen.

Hier aber, unter dem Galgen, ist es, wo seine Bruderschaft und jene von der Barmherzigkeit, wo die Bruderschaft Gottes und die Bruderschaft des Teufels, die sich im Leben feindlich gegenüber gestanden, sich begegnen, und wo jene der Unbilde, die sie von dieser erfahren, vergessend ihr die Hand darreicht und sie in ihre Arme nimmt, um sie auf dem Wege der Reue zu Gott zurückzuführen und die Seelen für die Ewigkeit zu retten, nachdemsie den Leib für die Zeitlichkeit verwirkt. In dieser für Italien und den Geist der katholischen Religion so charakteristischen Beziehung kann daher auch mit vollem Rechte die Geschichte dieses Vincenzio di Zanobi Serselli und seiner Genossen als eine Ergänzung der Ge-

schichte des Pietro di Luca Borsi und seiner Bruderschaft gelten.

Uebrigens fällt die Geschichte Sersellis in eine ganz andere Zeit Florentinischen Lebens, als die des alten Facchinos, der ihm einige Jahrhunderte vorangegangen. Der Kampf jener großen Partheien der Guelfen und Ghibellinen, der die Bürger so oft gegen einander feindlich bewaffnet, ist längst beschwichtigt und geendet; allein auch jene lebenskräftige Begeisterung, die mitten in der Aufregung des Kampfes so Großes und Unvergängliches geschaffen, auch sie ist ermattet und dahingeschwunden. Die Blüthenstadt am Arno ist in jene Zeit grauenhafter, stagnirender Immoralität eingetreten, über deren Moder und Pestgeruch die Medizeer ihren prunkenden, blendenden Fürstenmantel ausgebreitet hielten. Damals eilte der heilige Karolus Borromäus, nach kurzem Aufenthalte, durch die schöne Stadt, in der einst Fiesole gemalt und Dante gedichtet, und man schrieb seine Eile dem Schauder zu, den der Heilige an dieser Stätte innerer Verderbniß empfinden müsse, und man fand sie daher natürlich, so sehr hatte man das eigene Gefühl von der Verpestung.

Die Geschichte Sersellis selbst, die wir hier in einer treuen Uebersetzung unseren Lesern mittheilen, haben wir einem Werke entlehnt, das neben so manchem anderen verwandten Inhalts auch als ein Zeugniß von der neuerwachten Liebe der Italiener zu historischen Studien gelten kann. Noch nicht beendigt erscheint es unter dem Titel: Le municipalità Italiane, herausgegeben von Morbio. Sein Zweck geht hauptsächlich dahin, ältere, unbekanntere und inedirte Chroniken und geschichtliche Urkunden der einzelnen italienischen Städte, die im Mittelalter eine so große Rolle gespielt, mit vorausgehenden historischen Betrachtungen begleitet, zu veröffentlichen. Jeder Band umfaßt eine Stadt, und es sind bis jetzt fünf oder sechs dieser Bände erschienen. In dem, welcher Florenz gewidmet ist, findet sich eine Chronik vom Ende des 16ten Jahrhunderts, die mit jenem den Florentinern so eigenthümlichen Ta=

lente der Erzählungen geschrieben ist, wirmeinen mit jener einfachen, natürlichen, anschaulichen Lebendigkeit, die so allgemein an ihren Novellenschreibern bewundert wird. So lassen wir denn die Erzählung beginnen.

Um das Jahr 1570 lebte in Florenz ein unseriger Bürger mit Namen Vincenzio di Zanobio Serselli, dem äußeren Anscheine nach ein ordentlicher Mensch, wie die Erfahrung aber später auswies, hegte er teuflische Gedanken in seinem Herzen; ich sage dem äußeren Anscheine nach ein ordentlicher Mensch, denn von einem alten Manne Giulio Ruoti, der vor ungefähr zwanzig Jahren schon in einem Alter von mehr als achtzig verstarb, habe ichs gehört, daß er ihn recht wohl als einen solchen kannte der, die Brüderschaften besonders die von S. Ninolo besuchte. Und nach Aussage des Ruoti kam dieser Serselli niemals in die Bruderschaft ohne sich nieder zu knieen, und auch bei öffentlichen Prozessionen wollte er derjenige seyn, der das Crucifix trug; kurz er verrichtete jede äußere, in die Augen fallende Andachtsübung. Weiter habe ich von glaubwürdigen Personen vernommen, daß er sich von jung auf in dem Laden eines Wollhändlers aufhielt, wo sich zu jenen Zeiten Leute von guter Herkunft einfanden. Und so erhielt er Gelegenheit zu einer vertrauten, engen Freundschaft mit einem Jüngling, der gleichfalls zum Wollgeschäft gehörte, Namens Matteo di Bartolomeo Santini, ein artiger Mensch und ordentlicher Leute Kind. Diesem Paar schloß sich dann, ich weiß selbst nicht wie, ein Bürschchen von niedriger Herkunft an, auf dessen Familien'- und Taufnamen ich bis jetzt noch nicht wieder habe kommen können, es war aber ein Mensch aus der Mittelklasse, ich will sagen so eine Art von Lakaien oder Bedienten eines unserer Magistratsherren, oder so etwas Aehnliches, weil ich ihn jedoch im Verlaufe dieser Geschichte zum öftern erwähnen muß, so werde ich ihn nur den Incognito nennen. Da sich dieses freundschaftliche Kleeblatt nun immer bei Mahlzeiten, bei Spielen in Frauenhäusern und anderwärts zu kostspieligen Lustbarkeiten einfand, und da sie arme Schlucker waren, die nicht blos ein geringes Vermögen hatten, sondern vielmehr von ihrem Fleiße und ihrer Arbeit leben mußten: so versetzte diese Lebensweise sie bald genug in die Nothwendigkeit dieweil sie selbst nichts hatten, darauf zu denken, wie sie sich das Gute Anderer zu Nutze machen könnten, um ihr ausgelassenes Leben fortzusetzen. Serselli, der unter ihnen der älteste war und das meiste Ansehen hatte,

sagte also eines Tags, eben als einer von ihnen über Mangel an Geld klagte: Wer Hirn im Kopfe hat, dem fehlt es nie an Geld im Beutel; mir z. B. hat es nie daran gefehlt und euch wird es auch nicht daran fehlen, wenn ihr meinen Rath befolgt. Befragt über die Weise, die er entdeckt, dasselbe so leicht zu finden, eröffnete er ihnen Gesprächsweise ganz freimüthig, daß er einmal auf diese und dann wieder auf eine andere Art fremdes Gut geschickt entwendet hätte, nicht nur für seine Nothdurft sondern auch für seine Vergnügungen und seine Gelüsten. Und um ihnen zu zeigen, daß dieß keine oder höchstens eine sehr geringfügige Verirrung sey, so fügte er, als ein guter Redner, mit seiner behenden Zunge, noch folgende Auseinandersetzung bei. Gott und die Natur, die Alles wohl machen und nichts Verkehrtes sich zu Schulden kommen lassen, haben die sogenannten Glücksgüter zum Besten und Frommen des Menschengeschlechts in die Welt gesetzt. Demgemäß, wer deren bedarf, der nehme sich nur. Diejenigen die ihrer mehr als wir haben, besitzen sie auf keine andere Weise, als weil sie stärker als die übrigen sich nicht nur ihren Antheil, sondern auch den unsrigen genommen haben. Wenn man ihnen daher einen kleinen Theil davon entfremdet, so heißt dieses keineswegs ihnen das Ihrige nehmen, sondern es ist eben nur die Weise um uns wieder in den Besitz des Unsrigen zu versetzen.

Indem der Serselli mit diesen und ähnlichen Deductionen seine Nichtswürdigkeit ins Scherzhafte zog, brachte er es allgemach dahin, daß die beiden armen jungen Menschen von dem Pfade der Rechtschaffenheit ausglitten und in ein wahres Meer von Schlechtigkeiten versanken; sie verloren ganz und gar jeden Rest von Scheu und Schaam und gewöhnten sich ganz sachte daran, fremdes Gut zu stehlen. Indem sie nun von unbedeutenden Kleinigkeiten nach größeren Dingen, und von den größern nach den größten griffen, wurden sie die abgefeimtesten Spitzbuben, die es damals in Florenz gab. Mit diesen Betrügereien und ihrer schlechten Lebensweise trieben sie es so arg, bis zuletzt Alle, der eine auf diese, der andere auf eine andere Art sich den Hals brachen.

Dem Serselli war nicht wohl zu Muthe, er dachte wohl daran, was ihm einmal auf seiner Laufbahn zustoßen könnte; und in dieser Gemüthsstimmung ließ er sich eines Tages gegen seine Kameraden in folgender belehrenden Weise vernehmen: Kein Zweifel, sagte er, meine Brüderchen, wenn die Häscher es uns nicht verdürben so hätten wir gegenwärtig das allerschönste Handwerk von der Welt; da aber die Katze so lange zu Speck geht, bis sie einmal die Pfote einbüßt, so halte ich es als eine weise Vorsichtsmaaßregel für unumgänglich noth-

wendig, daß wir uns im voraus auf alle die Verdrießlichkeiten vorbereiten, die uns aller Wahrscheinlichkeit nach zustoßen können, um uns in jedem Fall vor den Gefahren sicher zu stellen, die mit Unternehmungen, wie wir sie täglich ausführen, verbunden zu seyn pflegen; um mich deutlicher auszudrücken, ich will sagen, es wäre nicht hoch zu verwundern, wenn einmal einer von uns ins Netz ginge oder im Gefängniß Rede und Antwort geben müßte; in diesem Falle muß man sich aber gefaßt halten, mit jener Strenge behandelt zu werden, wie die Gerechtigkeit es so gegen die Verbrecher in ihrer Gewohnheit hat, und sintemal ich mir habe sagen lassen, die Schnur sey die Königin aller Foltermartern, und das gewöhnlichste und gebräuchlichste Werkzeug, dessen sich die Gerechtigkeit bedient, um den Angeklagten das Eingeständniß ihrer Schuld zu erpressen: so wird es räthlich seyn, wenn wir einmal an uns selbst einen Versuch mit dieser Marter machen, damit wir ihr hernach in jedem Falle widerstehen und uns retten können; und wenn Ihr diesem Rathe beipflichten und ihn zur Ausführung bringen wollt; so habe ich einen recht paßlichen und bequemen Ort in meinem Hause, wo ohne meinen Willen Niemand, als ich, Zutritt hat; dorthin werden wir uns bei nächtlicher Weile mit den erforderlichen Instrumenten verfügen, und da können wir unsere Personen in dieser Kunst üben, ohne daß es Jemand gewahr wird. Dieser Rath gefiel dem Santini und dem Incognito, und es währte nicht lange, so brachten sie ihn zur Ausführung. Sie kamen eines Nachts im Hause des Serselli zusammen, der damals in der Ghibellinenstraße wohnte, in einem Häuschen (ich glaube es gehörte einem gewissen Menchi), fast gerade der Straße Buonfanti gegenüber; dort war ein abgelegener, von dem bewohnten Theile des Hauses getrennter Keller, und darin hatte er eine Winde zurecht gemacht mit einer Folterbank sammt dem Glöckchen. Hier in dieser Abgeschiedenheit fanden sich diese drei ganz allein zu einer ungewöhnlichen Stunde der Nacht ein, und theilten die Rollen unter sich aus: der Eine machte den Angeklagten, der Andere den Untersuchungsrichter und der Dritte den Gerichtsdiener, der das Kanapee, über welches der Angeklagte gespannt und aufgehängt ward, heraufzog und festhielt. Und indem sie also jeden Abend die Aemter wechselten, so trafen jeden von ihnen am Ende alle Verrichtungen nach der Reihe. Diese Uebung aber hatte für einen von ihnen einen ganz anderen Erfolg, als er sich davon erwartet hatte. Serselli bemerkte nämlich, daß der Incognito nicht mit der gleichen Meisterhaftigkeit das Kunststück bestand, wie sie. Als er ihn daher eines Nachts am Stricke aufgezogen hatte, und derselbe vor übermäßi-

gen Schmerz zu schreien begann, und rief: laßt mich nur herunter, ich will es sagen, gab Serselli, während er ihn allgemach herab ließ, dem Santini, der den Untersuchungsrichter vorstellte, mit den Augen einen Wink, und wie er den Incognito auf der Erde hatte, that er desgleichen, als ob er ihm den Strick von den Armen lösen wollte, schlang er ihm denselben aber um den Hals und erdrosselte ihn mit Hülfe des Santini. Sie wickelten ihn dann in ein Stück Sarsche oder von jenen Zeugen, die sie entwendet hatten, ein; dann nahm ihn einer von ihnen auf seine Schultern, der andere gab ihm das Geleite, und so trugen sie ihn im Schnellschritt durch die Straße Buonfanti und setzten ihn in dem Grabhof von Santa Croce zwischen der Kirche und dem Convente nieder.

Damals stand nämlich die Thüre dieses Hofes die ganze Nacht offen, und drinnen legten sie den also Eingewickelten in eines von den Gräbern, die sich in diesem Kirchhofe befinden, schlossen das Grab zu, und kehrten zurück nach Hause so ruhig, als kämen sie von ihrem Abendessen.

Mit solcher Gewandtheit wurde dieser schreckliche Mord ausgeführt, und obschon von vielen das Verschwinden dieses Menschen bemerkt ward und allerlei Vermuthungen darüber geäußert wurden, so hatte doch Niemand eine Ahnung von dem wahren Hergange; denn diese Galgenstricke, die sich immer nächtlich zusammen fanden, ließen sich am Tage nur getrennt sehen. Das Volk sprach noch einige Tage hin und her, und beruhigte sich dann, die Schuldigen aber spazierten, um keinen Verdacht zu erwecken, immer mit großer Frechheit in der Stadt herum. Sie hatten es vorher schon weit gebracht, und da sie sich nun auch von der Furcht befreit sahen, die ihnen seine Schwachheit eingeflößt, so wurden sie noch kühner, und in ihren Verbrechen verwegener als je; und trieben es damit so arg, daß sie, ich weiß selbst nicht wie, bei dem Gericht in Verdacht geriethen und eingesetzt wurden. Als sie nun nach langer Gefangenschaft und verschiedenen Verhören (wegen der Inzichten, die auf ihnen hafteten) scharf gefoltert wurden, blieb der Serselli, der von stärkerer Leibesbeschaffenheit war, und mehr Feuer als der andere hatte, immer fest gegen alle Marter, die man gegen ihn brauchte, desgleichen auch, wenn man ihn dem Santini von Angesicht zu Angesicht gegenüberstellte. Nachdem er daher alle Qualen ausgestanden, erlangte er es, daß er, dem Laufe einer guten Justiz gemäß, von der ordnungsmäßigen Strafe losgesprochen wurde. Santini dagegen, der von den Schmerzen überwunden, offen alle seine Verbrechen und Missethaten eingestand oder doch wenigstens so viele, die ihn des Todes schul-

dig machten, wurde zum Galgen verurtheilt. Das Urtheil wurde ihm zu seiner Zeit mitgetheilt und man schritt zur Ausführung. Damit es am folgenden Morgen in Vollzug gesetzt würde, brachte man ihn in die Kapelle und übergab ihn jenen guten Menschen, die es sich angelegen seyn lassen, den Unglücklichen, die das Loos trifft, durch Henkers Hand zu sterben, stärkend beizustehen und sie mit guten Zusprüchen zum Galgen zu begleiten. Als Santini sich nun an einem Orte sah, wo er nie geglaubt hatte, daß man ihn hinführen würde, und da er sich, was ihm höchst befremdlich vorkam, hier allein, ohne Serselli sah: so fragte er: wo dann dieser sey. Darauf gab ihm der, welcher im Beistand leistete, zur Antwort: er möge nun an sich denken und an seine eigenen Sünden und an das Heil seiner Seele, und nicht an andere. Hierauf begann aber der Santini laut zu schreien, und sich hoch und theuer zu verschwören, daß er sich nie zu Reu und Leid wird bewegen lassen, wenn er den Serselli nicht dahier in seiner Gesellschaft sähe, denn dieser, so betheuerte er, sey nicht allein der Genosse in allen seinen Verbrechen, sondern der Erfinder und der Anführer, und eigentlich derjenige, der ihn dazu geführt, der ihn auf diesen schmählichen Lebensweg mißleitet und mehrmal aus seinem Laden abgeholt hätte, damit er ihm seine schändlichen Pläne ausführen helfe, kurz derjenige, der ihn so weit gebracht hätte, Ehre und Leben elendiglich am Galgen zu verlieren.

Die guten Leute gaben sich zwar viele Mühe, ihn zu überreden, er möge diese Strafe doch als Buße für seine eigene Sünden hinnehmen, aber alle ihre Mühe war verloren. Demnach, da sie ihn also hartnäckig sahen und wahrnahmen: wie er, je mehr sie sich Mühe gaben, ihm diese Grille aus dem Kopfe auszureden, nur um so verzweifelter zum Himmel schrie, und dieweil sie von ihm zum öfteren die Antwort erhielten, er würde nie zufrieden und reumüthig sterben, wenn er nicht vorher mit Corboli gesprochen, dem er, zur Erleichterung seines Gewissens, Dinge von großer Wichtigkeit, die er bis jetzt verschwiegen hätte, mitzutheilen habe: so wurden sie Rathes, ihn ausruhen zu lassen und den Corboli von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen, um wenigstens für diesen Tag einen Aufschub zu bewirken und Zeit zu gewinnen, die Seele dieses Unglücklichen in eine bessere Verfassung zu bringen. Herr Lorenzo Corboli wohnte damals gegenüber der Straße vom Tode (Via della Morte). Die guten Leute gingen zu ihm, und statteten ihm vollständigen Bericht von Allem ab, was ihnen mit Santini begegnet, und meldeten ihm, wie er nach ei-

ner Unterredung mit ihm begehre, um ihm bisher verschwiegene Dinge zu offenbaren.

Corboli wieß in seiner Eigenschaft als Secetär der Gerichtsbehörde von den Achten diese Anzeige nicht gerade von der Hand, und fand Mittel, das Urtheil gegen Santini aufzuschieben. Er ließ ihn sich vorführen, suchte ihn erst mit guten Worten zu beschwichtigen, indem er ihm sagte, wie er diese Strafe für seine Missethaten vollkommen verdient habe; Santini unterbrach ihn in seiner Rede und sprach: Ich längne nicht, mit meinen Sünden tausendmal den Tod verdient zu haben, allein ich würde mich nicht beruhigen, bis ich nicht den Urheber meines Unglücks mit mir zum Galgen führen sehe: ich meine damit diesen Verräther Vincenzo Serselli, der Schuld daran ist, daß ich mich nun in dieser Lage befinde. Corboli antwortete hierauf: sey auf deiner Huth mein Sohn, laß dich nicht vom Teufel betrügen; Serselli ist ein ehrlicher Mann, und die Erduldung all jener Martern, die er, wie dir bekannt, nach Anordnung einer guten Justiz ausgestanden, hat ihn als solchen erprobt.

Hierauf erwiderte Santini: „so fragt ihn doch, wer den Incognito in seinem Hause erdrosselte und warum, und wer ihn auf seinen Schultern nach dem Kirchhof von Santa Croce trug, um ihn in einer solchen Grabstätte beizusetzen? Den Corboli machte diese Entdeckung einigermaaßen schaudern, er ließ ihn in das Gefängniß zurückbringen, und befahl in der folgenden Nacht den Kerkerknechten, im Beiseyn eines von der Kanzelei der Achte, an dem von Santini bezeichneten Orte nach der Leiche des Incognito zu suchen. Sei es nun, daß der Kanzelist ihn nicht recht verstand, oder daß die Knechte nicht die schuldige Achtsamkeit hatten, sie berichteten dem Corboli, nichts gefunden zu haben; diese Anzeige machte Corboli glauben, Santini flunkere, und suche mit dieser Aufschneiderei sein Leben zu verlängern, wenn nicht gar dem Tod zu entrinnen. Er ließ ihn daher vor sich kommen und sprach: „Erfrechst du dich, eher todt als lebendig, dein Gespött mit der Gerechtigkeit zu treiben? Was hast du mir gestern gesagt? Diesen Morgen wurden Nachsuchungen nach der Leiche des Incognito an dem von dir bezeichneten Orte angeordnet, allein nichts hat sich gefunden“. Santini erwiderte: „Ich habe es gesagt und ich gestehe es ein, und zur größeren Bekräftigung dieser Wahrheit sage ich euch: erdrosselt wie er von uns war, so haben wir ihn in ein Stück Wollenzeug, das wir gestohlen hatten, eingewickelt, und so haben wir ihm zur Bestattung nach dem Orte, den ich euch gestern

nännte, getragen; allein führt mich auf den Kirchhof von Santa Croce, und ihr sollt sehen, ob ich ihn finden werde, vorausgesetzt, daß man ihn nicht fortgetragen hat". Es schien dem Corboli in der That von großer Wichtigkeit, bei einem solchen Verbrechen das Corpus delicti zu finden, darum schickte er in der folgenden Nacht den Santini, wohl gebunden und begleitet, nach dem Kirchhofe von Santa Croce, wo dieser das Grab wieder erkannte und öffnen ließ, und sie fanden dort die Leiche, wie Santini gesagt hatte. Sobald Corboli hievon Bericht erhalten, und nachdem er das Stück Wollenzeug und jeden anderen Umstand genau hatte untersuchen lassen, schien es ihm dringend nothwendig, hierüber den Serselli auf's neue zu vernehmen und zu foltern. Er ließ ihn also vor sich kommen und sprach also zu ihm: Vincenzio, ich glaubte bis zu dieser Stunde, wir beide seyen auseinander, allein ein sehr schweres Verbrechen, das bisher der ganzen Stadt unbekannt war, ist zur Kenntniß des Gerichts gekommen, die Ermordung des Incognito nämlich; und zwar nicht nur durch das Bekenntniß des Matteo Santini, deines Genossen bei diesem Morde, sondern auch durch die Leiche des Ermordeten selbst, über den man sich sowohl durch seine Ausgrabung, als auch durch Besichtigungen vergewissert hat, ist der wahre Thatbestand hievon so klar, daß du entweder freimüthig bekennst, oder daß alle von dir bisher ausgestandenen Qualen an deinem Leibe wiederholt werden. Wisse, es genügt nicht, dieß einmal zu thun, sondern es muß so lange wiederholt werden, bis du die Wahrheit eingestehst oder dein Leben unter den Martern endest. Serselli wurde über diese Neuigkeit höchst betroffen, denn er hatte schon geglaubt, er sey der gewöhnlichen Strafe entronnen und unterliege bloß einer willkührlichen und leichten Züchtigung, da die Inzichten gegen ihn sprachen. Da er nun aber wohl erkannte, wie er durch Alter und lange Dauer der Haft und die erlittenen Schmerzen beinahe ganz gebrochen sey und unmächtig neue Qualen zu ertragen, so verlor er gänzlich den Muth, und nachdem er eine Weile lautlos dagestanden, sprach er, wie vom Traume erwacht, also: „da ich diesen Leib, der tausendfach den Tod verdient hat, nicht länger fristen kann, so sey Gott davor, daß ich nicht auch mit ihm meine Seele verliere, daher bin ich bereit, alle meine Fehltritte freimüthig zu bekennen". Nun gab er in seiner Entmuthigung einen kurzen Bericht von seinem ganzen Leben; den Tod des Incognito verschwieg er nicht, noch die Ursache, noch die Art, wie er ihn ermordet. Serselli und Corboli blieben lange in Unterredung bei einander, und darin gab er nicht nur die Weise an, wie er den Incognito begra-

ben, sondern er bekannte zuletzt auch ein anderes Verbrechen, von dem bis dahin Niemand auch nur die geringste Kenntniß hatte, und das er und Santini, sein treuer Cumpan und Theilnehmer an so vielen andern entsetzlichen Verbrechen begangen hatten. Damit verhielt es sich also: In Florenz befand sich ehedem der Sohn eines Metzgers, Namens Rapetta. Derselbe wohnte in einem kleinen Hause, wohin er sich zurückzog, wenn er, ermüdet, schlafen wollte. Und da er hier nicht einmal die Gesellschaft einer armen Magd hatte, so führte er eher das Leben eines Thieres als eines Menschen. Und durch diese ärmliche Lebensweise und mit den Einkünften seines väterlichen Vermögens hatte sich dieser Rapetta ein schönes Stück Geld zusammengespart, das er leihweise anlegte. Nun geschah es, daß der Serselli, da er um die Mittagsstunde etwas zu kaufen vorüberging, gewahrte, wie dieser Rapetta 500 Dukaten in klingendem Golde in eine Wechselbank trug, und die er gerade niederlegte, um sie fortzutragen. Serselli, der eben neben dem Rappeta wohnte, machte, in der Meinung, er trage das Geld nach Hause, darüber seine Anschläge. Er ging von hier nach Hause, ohne daß ihn Jemand bemerkte, kletterte über eine Mauer, die sein Haus von dem des Rapetta trennte und erwartete ihn dort, einen Strick in der Hand. Rapetta kam in der Nacht zu einer Stunde, wo Niemand mehr auf der Straße ist, und ging in sein Haus. In demselben Augenblick aber, als er die Thüre mit dem Riegel schloß, kam Serselli ihm in den Rücken, warf ihm den Strick um den Hals, und so wurde der Rapetta, alt und gebrechlich wie er war, erdrosselt. Sobald er dieß vollbracht hatte, suchte Serselli beim Repetta nach dem Gelde, das er ihn am Tage hatte einnehmen sehen, allein er fand kaum den Werth von sechs Giuli, denn sobald Rapetta sein Geld eingesäckelt hatte, war er gegangen, es anderwärts anzulegen. Wie sich Serselli nun in seiner Hoffnung betrogen sah, zog er den Leichnam einige Schritte über den Boden des Hauses, und mit demselben Strick, womit er ihn erdrosselt hatte, hieng er ihn an einem Balken auf, und unter seinen Füßen ließ er einen Schemel auf der Erde, damit man glauben sollte, als habe er sich selbst den Tod aus Verzweiflung gegeben; dann kehrte er auf demselben Wege nach Hause, und das Volk war immer des Glaubens, jener habe sich selbst erhängt.

Diesen ganzen Bericht gab Serselli dem Secretär Corboli, der seiner Erzählung aufmerksamst zuhörte, und sich im höchsten Grade über ein so genaues Geständniß erstaunte, das er jetzt machte, nachdem

er so viele Schmerzen ausgestanden hatte. Mit guten Zusprüchen ließ er ihn wieder in sein Gewahrsam zurück bringen, und ging sogleich, um dem Fürsten und dann dem Gerichte der Achte von dieser Neuigkeit Bericht zu erstatten. Alle kamen überein, ihn zu bestrafen, wie er es verdient. Die Sache wurde also befördert, und nachdem das von ihm gemachte Bekenntniß seine Bestätigung erhalten, wurde Serselli verurtheilt, sein Leben mit Santini am Galgen zu enden. Die Galgen wurden in der Ghibellinen-Straße aufgerichtet, wo das Kreuz der Straße Buonfanti steht, denn nahe dortbei wohnte Serselli, als er (wie er sagte) mit dem Santini den Incognito erdrosselte, und dorthin wurden die Delinquenten auf einem Umwege durch die Hauptplätze der Stadt auf einem Karren geführt, dem ein Gerichtsdiener voranschritt, der auf einer Stange eine Tafel trug, worauf mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Verfälscher, Mörder, berüchtigte Diebe", und daselbst wurde zuerst Serselli und dann der Santini mit dem Stricke zum Tode befördert.

XXXIV.

Literatur.

Precis de l'histoire du moyen age, par J. Moeller. Louvain 1841. 1 vol. 8. p. 578.

Es ist in der Natur und den Verhältnissen der Dinge gegründet, daß die Erzählung der Begebenheiten irgend eines Zeitalters das Geschäft einer spätern Welt ist; selbst der Historiker, welcher die Periode seiner Erzählung angehört, ist dennoch diesem allgemeinen Gesetze unterworfen. Diesem gemäß hat Fr. Schlegel sehr treffend die Geschichtschreiber die Propheten der Vergangenheit genannt. So wahr nun dieß ist, hat es dennoch zur unausbleiblichen Folge, daß, wofern durch die Verkettung mancherlei Umstände die Ansichten der Zeit sich geändert haben, die neugestalteten Ueberzeugungen dann nicht ermangeln werden, die Ereignisse einer frühern Periode in einem falschen Lichte darzustellen. Diese Bemerkung bewährt ihre Richtigkeit zumal hinsichtlich der Art, wie die protestantischen Schriftsteller die Geschichte des ganz katholischen Mittelalters auffassen und beurtheilen. Um hier nur ein Beispiel namhaft zu machen, vergleiche man die Urtheile der Protestanten über den Werth der Kreuzzüge mit denen der Vorzeit. Unsern Gelehrten, die in den Staaten nichts erblicken als große Bündnisse, deren letzter Zweck kein anderer seyn soll, als die materiellen Interessen der Menschheit zu erhalten und zu befördern, müssen Unternehmungen, im Interesse der Religion unternommen, als eine baare Absurdität erscheinen. Das durchaus katholisch und

kirchlich gesinnte Mittelalter dagegen würde diese Meinung unserer Zeit als schlechthin verwerflich geachtet haben. Die höhere Bestimmung der Menschheit stets vor Augen habend, fand jene Zeit es naturgemäß, die weltlichen Interessen den geistigen unterzuordnen. Unserer Zeit erscheinen die Staaten als Endzweck, alles soll dem Staate dienen; jener Zeit galten die Staaten nur als Mittel für höhere Zwecke. Aehnliche Urtheile ergingen, protestantischer Seits, über Klöster und andere Institute des Mittelalters, deren Zweck ein rein geistiger war; nach protestantischen Ansichten sollen alle Interessen dem Zeitlichen, als dem wahrhaft reellen und den Menschen würdigen, untergeordnet werden.

So erzeugte denn die protestantische Wissenschaft, in ihrem tiefen und allgemeinen Gegensatz mit allen Institutionen des Mittelalters, die neueren Geschichtswerke, die das Mittelalter als eine Zeit der Finsterniß und Barbarei darstellen. Unter ihrer Feder gleicht jene Zeit den Gemälden, die die Versuchungen des Einsiedlers Antonius abbilden. Der Einsiedler ist der Menschengeist, umlagert von Larven und höllischen Gespenstern, seufzend in seinem Elende und Trübsale, bis endlich der Gottesmann Luther auftritt, um der armen gefangenen und gefolterten Vernunft Licht und Luft zu verschaffen. Diese Zerrbilder des Mittelalters haben lange Zeit der protestantischen Welt zur Ergötzung und Nahrung ihrer Selbstgefälligkeit gedient.

Das Mangelhafte, Ungenügende und Schiefe in dieser Auffassung wurde endlich von ausgezeichneten protestantischen Historikern eingesehen, die mit tiefern Einsichten, die einem Geschichtschreiber unumgänglich nöthige Tugend der Partheilosigkeit verbanden. Eine würdigere Ansicht jener, an großartigen Charakteren nnd merkwürdigen Begebenheiten so reichen Zeit, hat angefangen Raum zu gewinnen; und man begreift jetzt, daß jener blinde Geist der Vorzeit, von dem die

protestantische Welt faselt, der Herrn Geschichtschreiber eigener Geist sey.

Die Geschäftigkeit, womit die protestantische Presse ihre Verläumdungen des Mittelalters vervielfältigte, ermangelte nicht, eine Rückwirkung auf so manchen katholischen Schriftsteller auszuüben, der nun mit in das laute Geschrei um ihn her einstimmte, und es nur noch schüchtern wagte, seine katholische Gesinnung auszusprechen. Dadurch kam es denn endlich so weit, daß unpartheiliche Darstellungen des Mittelalters immer seltener wurden, einige Monographien von hohem Werthe abgerechnet.

Um so erfreulicher war uns, in dieser Lage der Dinge, die Erscheinung vorliegenden Werkes, von einem Verfasser herrührend, der von der Wahrheit seiner Kirche überzeugt und tief durchdrungen, ihre welthistorische Bedeutung mit ungetrübtem Blicke anerkennt. Ueberzeugt, daß alle Bildungskraft von der Kirche ausgeht, und daß sie es ist, die den wahren Mittelpunkt der neuern Geschichte abgibt, ist es ihm von diesem Standpunkt aus gelungen, Licht und Ordnung in die vielfach verschlungenen Begebenheiten des Mittelalters einzubringen, und mit seltenem Scharfsinn eine Menge schiefer Urtheile zu berichtigen. Offen, gerade und ohne dem herrschenden Zeitgeist zu huldigen, spricht er seine katholische Ansicht aus, und wir glauben nicht zu irren, indem wir dieses Werk, als einen wichtigen Beitrag zur Restauration der Geschichte des Mittelalters betrachten.

Ueber die Veranlassung dieser Schrift giebt uns dessen Verfasser in der Vorrede folgenden Aufschluß. Als Professor an der katholischen Universität Belgiens hatte er den ersten Theil eines ausführlichen Handbuchs der Geschichte des Mittelalters (Mannel de l' hist: du moyen age) herausgegeben. Niemand, der dieses Werk gelesen, kann es ver-

kennen, daß der Verfasser durch den Reichthum seiner Kenntnisse und Bekanntschaft sowohl mit den Quellen dieser Geschichte als mit den neuern Leistungen, zum Gelingen seiner Unternehmung vollkommen ausgerüstet sey. Bevor jedoch, und ehe er die Fortsetzung jenes größern Handsbuchs ausarbeiten konnte, ward er auf die Zuredung einiger Freunde und durch das Bedürfniß seiner Zuhörer veranlaßt, diesen Abriß der ganzen Geschichte des Mittelalters seinem größern Geschichtswerke vorangehen zu lassen. Beide Werke demnach sind als die guten Früchte der katholischen Universität Belgiens zu betrachten, eine Universität, die einzig in ihrer Art uns zu vielen erfreulichen Hoffnungen für die Zukunft berechtigt.

Indem wir die gelehrte Welt Deutschlands auf diese Schrift aufmerksam machen, können wir die Versicherung beifügen, daß der Verfasser selbst mit einer deutschen Bearbeitung seines Abrisses beschäftigt ist, die in kurzem bei Kirchheim, Schott und Thielemann zu Mainz erscheinen wird.

XXXV.

Bilder aus dem italienischen Volksleben in der Vergangenheit und Gegenwart.

Sechster Artikel.

Zweite Abtheilung.

Die weit verbreitete Bruderschaft der beschaulichen Unthätigkeit, das dolce parlare, die Conversation zwischen Herrschaft und Dienerschaft. Die christliche Gleichheit, die heidnische Sclavenstadt Rom, der Servus servorum Dei — der französische Legitimist — Clima und Conversationsleben. Krieg mit der Sonne — Morgen, Abspannung — die Ombrellen und die Roma ombrosa. Heimweh des Nordländers — Mittag, Triumph der Sonne, Siesta — der Abend, Wiedererwachen, der Corso, die öffentliche und die häusliche Conversation — die schlaflosen Nächte — Rom im Winter, Rom im Sommer — Wirkung der Hitze auf das physische und moralische Leben.

Es würden sich unsere Leser nicht wenig täuschen, wenn sie aus den beiden mitgetheilten Erzählungen den Schluß zögen, als theile sich sonach das italienische Volk in zwei Klassen, nämlich: in eine, der es mit ihrer Religion ernst und die daher für das Gute so eifrig und thätig sey, wie jener Facchino, und in eine andere, denen die Religion nur zum Deckmantel ihrer Schelmereien diene, wie bei Serselli. Zu einem solchen Urtheil mag wohl die Meinung verleiten, daß ein Volk, so voll Leben und Feuer, wie das italienische, sich durch entschiedenes, thätiges Handeln auf die eine oder andere Weise Luft machen müsse. Wer aber das gegenwärtige Italien kennt, und in seine frühere Geschichte, selbst der bewegtesten Zeiten, einen Blick geworfen hat, der wird diese Ansicht schwerlich theilen. Er wird vielmehr neben aller Lebendigkeit und Heftigkeit, und neben einem großem Drange nach Bewegung und Thätigkeit, eine andere, nicht minder entschieden hervortretende Neigung wahrgenommen haben, die nämlich: es weder mit dem Guten noch mit dem Schlimmen gar zu genau und ängstlich zu

nehmen, sondern es liebt sich in einer ehrfurchtsvollen Entfernung von aller ermüdenden Thätigkeit zu halten, und in sorgenloser Ruhe und Gelassenheit, heiteren Muthes, der Muße zu genießen und Welt und Zeit, wie ein ergötzliches Schauspiel an sich vorübergehen zu lassen.

Die Ereignisse, die größten wie die kleinsten, dienen diesen beschaulichen Quietisten zu nichts anderem, als zum Gegenstande ihrer Unterhaltung und Conversation. Gleichsam aber auch nur gleichsam, hingerissen vom höchsten Entzücken, beklatschen sie daß Eine, und rufen ihr endloses bravo oder brava über das Andere, lachen, oder pfeifen und zischen wie im höchsten Zorn über das Dritte, oder machen ihre kritischen Glossen darüber; ohne dabei aus dem ruhigem Kreise unthätiger Beschaulichkeit heraus zu treten, und ihren Eindrücken einen Einfluß auf ihr Thun und Lassen zu gestatten.

Ist der Vorhang gefallen, sind die Instrumente verstummt und die Lichter ausgelöscht: so geht man in aller Gelassenheit nach Hause, kühlt sich mit einem Glase Zuckerwasser ab, nimmt die Cena, wenn es eine gibt, ein, und legt sich zu Bett, ohne sich weiter von der verrauchten Begeisterung im Schlafe stören zu lassen; man hat seinen Zweck erreicht; man hat sich unterhalten.

Diese Weise des contemplativen Lebens, die ruhig zusieht, wie der Facchino seine Bruderschaft errichtet, oder wie der Zanobio Sersetti sich seinen Strick flicht, und dann daran aufgehangen wird, findet in Italien keinen geringen Anklang und die Bruderschaft, die sich zu ihr bekennt, steht an Zahl den anderen wenigstens nicht nach.

Die vorzüglichste Würze dieser Lebensweise aber ist die Conversation, das dolce parlare. Denn eine Unterhaltung, die nicht mit Conversation verbunden wäre, oder der dieselbe nicht vorausginge oder nachfolgte, ist für den Italiener nicht denkbar; auf die eine oder andere Weise muß sich denn doch immer seine innere Lebendigkeit Luft machen, und jemehr daher seine Hand feiert, um so unruhiger und geschäftiger pflegt seine

Zunge zu werden, indem er sich das parlar molto e far poco zum Wahlspruch nimmt. Jeder hat eine Conversation und jede Familie hat ihre täglichen oder wöchentlichen Conversationen. Dieß besondere Wohlgefallen an der Unterhaltung macht daher, daß ein guter Theil der Nation ihr den größern Theil seiner Zeit und seiner geistigen Kräfte willig hinopfert. Denn alle Stände stehen sich in dieser Hinsicht in so fern gleich, als sie alle die Empfänglichkeit für dieses Vergnügen gleichmäßig theilen, und alle, ohne Ansehen der Person, mit einander tagtäglich in Conversation treten. Der höchste Adel nimmt in dieser Beziehung nicht den mindesten Anstand, sich auf eine Linie mit dem Bettler vor der Kirchenthüre zu stellen, namentlich aber findet die freimüthigste und ungenirteste Conversation zwischen Herrschaft und Dienerschaft statt. Denn die Dienerschaft führt hier noch den Namen und wird auch vielfach so angesehen, als gehöre sie zur Familie; sie genießt daher auch aller jener vertraulichen Freiheiten eines Familiengliedes; sie macht über Alles was im Hause vorgeht ihre Bemerkungen wie jeder andere; sie lobt, sie tadelt; sie fragt die Herrschaft aus, sie ist mit dabei, wo es etwas zu sehen gibt; sie übt über die jüngeren Familienglieder ein gewisses väterliches Aufsichtsrecht; sie vererbt sich vom Vater auf den Sohn, kurz sie steht beinahe in dem Verhältniß, wie die Kinder eines verarmten Seitenverwandten, die man verpflichtet ist, mit Milde und Schonung zu behandeln. Ein Verhältniß, welches der Dienerschaft nothwendig eine gewisse Sicherheit und Unabhängigkeit der Gesinnung geben muß, indem sie sich durch ein moralisches Band mit ihrer Herrschaft verknüpft sieht. Hat sich der Diener daher auch gröblich vergangen, so erwartet er mit einem gewissen Rechte Verzeihung, denn daß der Herr ihn zum Haus hinausjage, befürchtet er nicht, weil Herr und Diener sich einerseits durch den vertrauten Umgang in einander eingelebt haben, und andrerseits, weil der Diener eine solche Härte als eine Unnatürlichkeit ansieht,

nehmen, sondern es liebt sich in einer ehrfurchtsvollen Entfernung von aller ermüdenden Thätigkeit zu halten, und in sorgenloser Ruhe und Gelassenheit, heiteren Muthes, der Muße zu genießen und Welt und Zeit, wie ein ergötzliches Schauspiel an sich vorübergehen zu lassen.

Die Ereignisse, die größten wie die kleinsten, dienen diesen beschaulichen Quietisten zu nichts anderem, als zum Gegenstande ihrer Unterhaltung und Conversation. Gleichsam aber auch nur gleichsam, hingerissen vom höchsten Entzücken, beklatschen sie daß Eine, und rufen ihr endloses bravo oder brava über das Andere, lachen, oder pfeifen und zischen wie im höchsten Zorn über das Dritte, oder machen ihre kritischen Glossen darüber; ohne dabei aus dem ruhigem Kreise unthätiger Beschaulichkeit heraus zu treten, und ihren Eindrücken einen Einfluß auf ihr Thun und Lassen zu gestatten.

Ist der Vorhang gefallen, sind die Instrumente verstummt und die Lichter ausgelöscht: so geht man in aller Gelassenheit nach Hause, kühlt sich mit einem Glase Zuckerwasser ab, nimmt die Cena, wenn es eine gibt, ein, und legt sich zu Bett, ohne sich weiter von der verrauchten Begeisterung im Schlafe stören zu lassen; man hat seinen Zweck erreicht; man hat sich unterhalten.

Diese Weise des contemplativen Lebens, die ruhig zusieht, wie der Facchino seine Bruderschaft errichtet, oder wie der Zanobio Cerselli sich seinen Strick flicht, und dann daran aufgehangen wird, findet in Italien keinen geringen Anklang und die Bruderschaft, die sich zu ihr bekennt, steht an Zahl den anderen wenigstens nicht nach.

Die vorzüglichste Würze dieser Lebensweise aber ist die Conversation, das dolce parlare. Denn eine Unterhaltung, die nicht mit Conversation verbunden wäre, oder der dieselbe nicht vorausginge oder nachfolgte, ist für den Italiener nicht denkbar; auf die eine oder andere Weise muß sich denn doch im-

bietenden Herrlichkeit unbequem, frostig und langweilig erscheint.

Macht ja selbst der Papst hievon keine Ausnahme, und über jenem Theile des quirinalischen Pallastes, wo seine Dienerschaft wohnt, steht mit großen Buchstaben geschrieben: famiglia pontifica. Ebenso nennt sich in Rom auch die Dienerschaft der verschiedenen Gesandten nach den erlauchten Häusern, die ihre Herren repräsentiren: la famiglia di Austria, la famiglia di Francia, und bringt unter diesem Namen ihre Gesuche an. Das Beispiel des obersten Kirchenhauptes vor Augen, der hier auch noch die Fülle fürstlicher Macht in sich vereinigt, wem kann es da einfallen, für sich Privilegien persönlichen Stolzes im Umgange geltend zu machen, oder wo wird er Jemand finden, der geneigt wäre, sie anzuerkennen. Wie sehr müssen sich daher auch Nordländer, die an die kalte, kritische, verdrießliche Superioritäts-Manier ihrer Superintendenten und Consistorialräthe gewohnt sind, verwundern, wenn sie Abends in den Laubgängen des Pincios oder in der Villa Borghese einem oder dem anderen Kardinal begegnen, und sehen, wie ihm seine Bedienten, in geringer Entfernung, halb links nachfolgen, und wie er sich mit ihnen mit vertraulicher Gutmüthigkeit unterhält, ohne daß er fürchtet, es möchte dadurch seiner Würde als Eminenz Eintrag geschehen. Von dem Adel, wie gesagt, gilt das Gleiche. Ich selbst hörte eine Signora Romana, die eben Gelegenheit gehabt hatte, die steife, einsilbige Respectsetiquette, britischer Aristokraten zu beobachten, ihr mißfälliges Befremden darüber äußern. Mir scheint, sagte sie, sie benehmen dadurch dem Leben eine seiner größten Annehmlichkeiten; ihre Absicht mag gut seyn; es mag seyn, daß ihre Dienerschaft dadurch immer in den Schranken der Ehrfurcht und des Gehorsams gehalten wird; es mag auch seyn, daß sich die unsrige zuweilen, im Vertrauen auf unsere gütige Nachsicht, zu viel herausnimmt, und allzunächläßig und unaufmerksam wird: allein was kann es für den Menschen Angenehmeres geben, als sich mit seines Gleichen unterhal-

ten. Und doch floß in den Adern dieser Signora, die so von ihrer Dienerschaft als ihres Gleichen sprach, das edelste römische Blut; sie gehörte einer Familie an, die der Kirche mehr als einen Papst gegeben, und die dem Papste oft das Regiment von Rom streitig gemacht und die Petrarcha schon vor nahe fünf hundert Jahren, als die Säule und die Hoffnung des lateinischen Namens begrüßt, da er von ihr gesungen:

Gloriosa Colonna in cui s' appogia
Nostra speranza, e'l gran nome Latino,
Ch'ancor non torte dal vero camino
L'ira di Giove per ventosa pioggia.

Ja, wessen sich kaum eine jener stolzen Lordsfamilien rühmen kann, ihr Geschlecht besitzt unter seinen zahlreichen Feudalgütern solche, die ihm schon acht Jahrhunderte angehören. Diese Signora kannte auch die mit der römischen Geschichte so innig verflochtene ihres Hauses gar wohl, seine Ansprüche als des edelsten unter allen römischen waren ihr wohl bewußt: allein sie war so weit entfernt, daraus Privilegien eines persönlichen Hochmuthes abzuleiten, daß sie hinzufügte: „was hätten wir denn vor unseren Bedienten voraus, wenn wir uns nicht vor ihnen, indem wir die Vortheile unserer Stellung benützen, durch Bildung auszeichnen".

Während man in andern Ländern gar Vieles von den Menschenrechten und der Menschenwürde spricht und schreibt und druckt, ohne daß man damit im Allgemeinen aus dem Kreise der todten Theorie heraustråte, wird man dagegen in Italien oft genug daran erinnert, daß hier ein Gefühl persönlicher Würde das Leben beherrsche; denn wo die verschiedenen Klassen im Verkehr oder in der Conversation mit einander in Berührung treten, da geschieht es im Allgemeinen stets unter der Voraussetzung und auf den Fuß hin: siamo tutti Cristiani, siamo tutti galant uômini: d. h. wir alle sind Christen, wir alle sind Ehrenmänner. Ein Grundsatz, mit dem übrigens die Festhaltung des in der Natur begründeten Standesunterschiedes in allen übrigen Beziehungen, gar wohl ver-

träglich ist, ja durch dessen gegenseitige Anerkennung einzig und allein das Verletzende und Erniedrigende dieser Ungleichheit ausgeglichen wird. Wer in seinem Kreise als ein Ehrenmann von Allen geachtet wird, der wird darin eine beruhigende Genugthuung finden, und den Anderen, der in dem seinigen nicht mehr seyn kann, minder beneiden.

Wie groß aber ist die Veränderung, die dieß Verhältniß der herrschenden und dienenden Klasse erfahren, wenn wir einen Blick in die frühern Jahrhunderte Roms werfen; und wem anders verdankt die Welt diese Umwandlung, als jener Religion, die die Menschen lehrt, sich als Kinder eines Vaters, als Brüder zu lieben. Denn was war das alte heidnische Rom, das republikanische sowohl, wie das imperatorische, als eine große Sclavenstadt. Mußten nicht jene stolzen, freien Republikaner, die der Welt ihre Gesetze vorschrieben, vor dem Augenblicke zittern, wo jene Herabgewürdigten, die mit ihnen unter einem Dache wohnten, ihre unendliche Ueberzahl inne würden. Als die Unglücklichen ihre Fesseln wirklich gebrochen, gelang es ihren Herren nach blutigen Kriegen, in denen Hunderttausende hingemordet worden, sie wieder in das harte Joch ihrer alten, erbarmungslosen Dienstbarkeit zu schmieden. Mit Sclavenhänden erbauten sie die Marmorbauten der Weltstadt, der Schweiß und das Blut von Ungezählten, die ihrem Vaterlande und ihrer Freiheit entrissen, hier in der Knechtschaft geschmachtet, klebt an jenen Trümmern, die in ihrer Zerstörung noch so groß, so stolz, so unzerstörbar erscheinen. Sclaven mußten die Provinzen bauen, die sie in Villen und Sitze ihrer Lust verwandelt, und mit welcher herzlosen, grausamen Kälte sprechen die Schriftsteller, die über den Landbau geschrieben, von den Sclaven, die sie gleich abgestumpftem, zerbrochenen, nutzlosen Ackergeräth abschaffen heißen, wenn das Alter und der harte Dienst ihre Kraft aufzehrt, und sie auf Lohn und Ruhe hoffen durften. Und weidete sich die frivole Blutgier dieser Herren nicht in eben jenen Amphitheatern, die Sclavenhände erbaut, an dem Blute, das

aus der Brust von hundert dieser Unglücklichen floß, die sie gezwungen hatten, mit den Brüdern ihres Unglücks oder mit den reißenden, rasenden Bestien der afrikanischen Wüste zu kämpfen, und die sterbend, aus der Bitterkeit ihrer Seele, den Fluch der Rache über die Grausamen riefen, die sich an ihrem Stöhnen ergötzten. Wie viele mußten nicht so ihr Leben lassen, bloß um das Leichengepränge einer damaligen Signora Romana zu verherrlichen. Als aber die Republik gefallen, war da etwas anderes geschehen, als daß auch die Freieren sich von der vergeltenden Nemesis zu rechtlosen Sclaven eines Einzigen herabgewürdigt sahen, oder war Rom etwas anderes, als die erste Sclavin, die an der Spitze der geknechteten Völker auf ihren Knieen, ihre Stirne in den Staub beugte, um die Scheusale der Menschheit, die sich nicht ihre Herren, sondern ihre Götter nannten, in maaßloser Niederträchtigkeit anzubeten. Und nun, welche Veränderung! ein Greis, der dem glorreichen Beispiel seiner Vorfahren von achtzehn Jahrhunderten folgend, seine Stimme zu allen Gläubigen der Erde erhoben, um die Ketten der Sclaven zu lösen und ihr Joch zu erleichtern, er, die Fülle aller weltlichen und geistlichen Macht in sich vereinend, kennt nach altem, geheiligten Herkommen keinen höhern Ehrentitel, als den eines: Servus servorum Dei. Bedenken wir nun noch, daß der Zutritt zu der Würde, die er verwaltet, der höchsten irdischen, als eine die dem Reiche der Gnade angehört, ohne Ausschluß auch dem Kinde der niedrigsten und ärmsten Eltern, wenn es nur der Kirche angehört, offen steht; so ist es leicht begreiflich, daß bei denen, die in solchen Lebensverhältnissen aufwachsen, wenn sie überhaupt höherer Eindrücke fähig sind, ein anderes Gefühl von der menschlichen Würde erwachen und sich ausbilden muß, als es der todte Buchstabe einer geschriebenen Constitution oder irgend einer abstracten Philosophie jemals vermögen wird.

Es werden demgemäß auch manche Geschichten und Geschichtchen erzählt, wie sich das Gefühl im gemeinen Volksle-

den äußere. Eine hier z. B. Die italienischen Kirchthüren sind bekanntlich auch im Sommer mit einer Art von ledernen, dick-ausgepolsterten Vorhängen verhangen, die man beim Eintritt aufheben muß, was oft ihrer Schwere wegen, kein Leichtes ist. Sie dienen nämlich dazu, die Hitze abzuhalten. Häufig machen sich die Bettler ein Geschäft daraus, diesen Dienst zu versehen und sich unter den Vorhang zu stellen, den sie mit der einen Hand in die Höhe halten, und die andere jedem gebückt darunter Eintretenden, zu einem Almosen als Lohn ihres Freundschaftsdienstes entgegenstrecken. Nun wollte ein französischer adelicher Legitimist, in Gesellschaft von Damen, in die Peterskirche eintreten. Da kein Bettler vorhanden war, der ihm zuvorgekommen wäre, so sah er sich genöthigt, sich selbst unter das Leder zu stellen, um seinen Damen mit angeborner Galanterie den Durchgang zu öffnen. Allein da war ein Bauer, der auch seine Andacht bei St. Peter verrichten wollte, der kam den Damen zuvor, benützte die Gelegenheit und ging der erste hindurch, ohne sich weiter im mindesten zu geniren, als stünde der französische Graf blos seinetwegen da. Dieser hätte ihn gern sogleich für diese insolence plebéenne zurückweisen mögen, allein da die Damen folgten, so sah er sich genöthigt, seinen Zorn zurück und das Leder aufrecht zu halten. Als sie aber glücklich durchpassirt waren, eilte er dem Unverschämten nach, der unterdessen in aller Unschuld und ohne das mindeste Arg zu ahnen, sich bereits vor dem Altar in der Kapelle des Sanctissimums niedergekniet hatte. Der junge, altadeliche Franzos begann nun seine reprimande: daß er seinen Damen vorausgegangen, der Bauer in der Jacke aber hörte ihn an, und sah ihm ruhig ins Gesicht und sprach: Signorino mio, dinanzi Iddio non c'è ni primo ni dopo, d. h., lieber Herr, vor Gott gibt es kein Vor und kein Nach, das heißt: wir sind alle gleich und arme Sünder allzumal.

Unseren Freunden, den Italienern, mit denen wir es hier zunächst zu thun haben, gewährt die Anerkennung dieser Gleich-

heit Aller vor Gott und vor der Ehre, überdies jenes unaussprechliche Vergnügen einer allseitigen Conversation, dem sie sich in der That auch, wie gesagt, so recht von Herzen, so ganz con amore hingeben.

Wenn ihnen aber deshalb der Vorwurf gemacht wird, daß sie sich dermalen dieser ihrer Lieblingsneigung vielleicht gar zu ausschließlich überlassen, und aus der Conversation, auf Kosten aller übrigen Thätigkeit, nicht selten die Hauptbeschäftigung ihres Lebens machen, und auf diese Weise ihr Leben, im eigentlichen Sinne des Wortes, verplaudern, so liegt allerdings eine Entschuldigung, wenn auch keine Rechtfertigung, für sie in ihrem Clima. Denn dieses ladet sie nicht nur zur Conversation ein, und leistet ihnen bei ihrem süßen Müßiggange nicht nur allen Vorschub, sondern es erschwert ihnen gar oft die Arbeit und macht sie ihnen nicht selten fast unmöglich. Hierüber will ich mich näher erklären, denn das Clima übt in der Regel einen solchen Einfluß auf die Lebensweise eines Volkes aus, daß man diese, ohne eine Kenntniß von jenem, weder verstehen noch beurtheilen kann.

Die Nordischen, die den Müßiggang des Südländers so streng beurtheilen, dürfen nämlich nicht vergessen, daß der Sommer hier fast eben so lange dauert, als bei uns der Winter, und daß es hier nicht viel weniger warme, helle Sommertage, als bei uns kalte, trübe Regen- und Schneetage gibt. Wie bei uns die Winterkälte, so ist es hier die Sommerhitze, mit der der Italiener seinen Krieg führt. Und man muß gestehen, wenn die Kälte dem Menschen das Leben frostig und öd und kümmerlich machen kann, so besitzt die Hitze nicht minder die Kraft, es ihm unausstehlich heiß zu machen. Wie sehr das ganze Leben aber hier von der Sonne regulirt wird, zeigt am besten die italienische Uhr, die eine eigentliche Sonnenuhr ist, indem sie sich immer nach dem Stande der Sonne, trotz der damit verbundenen Unbequemlichkeit, richtet. Mit Sonnenuntergang, mit der ersten Stunde der Nacht, beginnt die italienische Tagsrechnung, und zählt von da an

ihre vier und zwanzig Stunden. Zwischen dem geendeten Tage und dem beginnenden liegt bedeutungsvoll das Ave Maria in der Mitte, so daß also jeder den jedesmaligen Stand der Sonne und die Zeit des Ave Marias wohl im Kopf haben muß, um seine Uhr zu richten und zu wissen, wenn es auf dem Thurme schlägt, welche Tageszeit mit dem Schlage eigentlich gemeint sey.

Wie wir nun beim lodernden Feuer Schutz gegen die Kälte suchen, so flüchtet sich der Italiener, über dessen Land den größeren Theil des Jahres hindurch sich ein wolkenloser Himmel ausbreitet, vor der Sonne in den Schatten seiner Häuser. Unsere Wohnungen dienen uns dazu, den Frost aus- und die Wärme darin einzuschließen; des Italieners Städte und Palläste dagegen haben keinen andern Zweck, als der Hitze den Eintritt zu wehren und die Kühle zu erhalten; es sind Festungen gegen die Sonne, die den Eingeschlossenen darin belagert und vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit ihren sengenden Pfeilen bekriegt. Während wir uns mit wohl schließenden Doppeltfenstern gegen den Nordwind schirmen, der pfeifend die Scheiben mit Eisblumen schmückt und die Schneeflocken dagegen jagt, so verschließt der Italiener seine hohen, luftigen Räume, aere triplici, mit Jalousien und Fenstern und Läden gegen jeden Strahl der Sonne, kaum der Luft den Durchgang gestattend. Bekleiden wir unsere Wände mit Holz, sind unsere Böden von Holz und parquetirt und gebohnt, und belegen wir sie mit Teppichen, so ist bei dem Italiener Alles von Stein, und der glatte, kalte Marmor bildet den vorzüglichsten Schmuck seines Hauses. Nur im ersten Frühjahr und vorzüglich im Spätherbst, verläßt er die Mauern seiner Stadt, die Landluft und Landlust zu genießen; im Sommer dagegen flüchten sie sich in ihre Städte und verschanzen sich in ihren Pallästen, die ihnen dann mit ihren Arkaden und gewölbten Hallen als kühlende Eiskeller dienen, und dort halten sie, das Gegentheil von dem winterschlafenden Murmelthier in den deutschen Alpen, ihren

Sommersonnenschlaf. Allein unerbittlich und unermüdlich ist der Sonnengott mit seinen glühenden Geschossen hinter den Flüchtlingen her, und da ist kein Schlupfwinkel so schattig und so verborgen, wo er sie nicht mit seinen Bedrängnissen heimsucht. Erheben sie sich noch so frühe, und wagen sie sich im Schutze der Morgendämmerung und der kühlen Morgenluft vertrauend, die so stärkend und so erquickend, über die bethauten Gefilde dahin weht, hinaus ins Freie: dann zögert der Gefürchtete nicht lange; die Wolken röthen sich; er tritt blendend in seinem Lichtgewande hervor, und begrüßt sie mit seinen feurigen Strahlen. Noch hat er kaum seine Fahrt begonnen, und schon sehnen sie sich, in Schweiß gebadet, nach dem Schatten, und lechzen ermattet nach Ruhe. Kraft und Muth entweichen ihnen, sie räumen dem Sieger das Feld und ziehen sich in ihre Behausungen zurück.

Da die Sonne aber der Hauptfeind, gegen den sie des Schirmes bedürfen, so kennt ihre Sprache nur Ombrellen, d. h. Schatten- oder Sonnenschirme, aber keine Regenschirme, und als Ombrellen im Großen dienen ihnen ihre Häuser und Palazzi. Dieselben werden gegen die Sonne verhängt und verschlossen und verriegelt, als sey jede ihrer Strahlen ein tödtlicher Pfeil. Wie das Gestirn aber mächtiger werdend, immer mehr die alles beherrschende Höhe gewinnt, nimmt unten in den Städten die Stille und die Verödung zu. Der Strom der Menge wird immer dünner, es bleiben nur noch Einzelne, und auch diese verschwinden immer mehr zur Rechten und Linken; die gellenden Stimmen der Verkäufer werden matter und verstummen allgemach; die Kaufläden, erst verhängt, schließen sich in den Mittagsstunden, wie auch die Kirchen, und Klöster, die Bettler vor ihren Thüren und auf den sonnigen Plätzen legen sich zum Schlaf in den Schatten; die Blinden mit den eintönig klappernden Rasselbüchsen verlassen die gewohnte Stelle; der Lehrer entläßt für Heute Schüler und Studenten; die Pflastertreter beziehen die Kaffeehäuser, und Pferde, Maulthiere und Esel ruhen im Stalle

oder wenigstens im Schatten: so zieht sich Alles zurück, sang- und klanglos und so schnell als es die Ermattung erlaubt. Die italienischen Städte sehen alsdann fast so menschenleer und verlassen aus, wie bei uns die Dörfer an einem heiteren Sonntag, wenn die ganze Gemeinde in der Kirche beim Pfarrgottesdienst versammelt ist, und man hindurchgehend nur hier einen Hund bellen, oder einen Hahn krähen und dort ein kleines Kind schreien hört. Diese Ausgestorbenheit und Stille würde noch größer erscheinen, wären nicht die Werkstätten der Handwerker meistens ebener Erde gleich beim Eintritt in dem Gewölb der Hausflur, so daß sie mit der Straße in der unmittelbarsten Berührung stehen, die in den minder heißen Stunden und mit dem Erscheinen des Schattens auch gewissermaaßen mit zum Hause gehört.

Während sich aber also das Leben zurückzieht, steht der Feuergeist triumphirend in seinem ganzen Glanze auf der Höhe des blauen Himmelsbogens; seine Pfeile sind senkrecht auf den Scheitel der armen ächzenden und lechzenden Erdensöhne in der Tiefe gerichtet. Und wehe den Unglücklichen, die das Schicksaal verdammt, zu dieser Stunde sich seinem Feuerregen bloszustellen. Den schmalsten Schatten ängstlich aufsuchend und wäre es auch nur ein bloßer Schein zum Trost der Augen, so sieht man alsdann die Armen, wie sie dicht an den Häusern herschleichen und sich längst den Mauern hindrücken, jeden Vorübergehenden als einen Leidensgenossen, mit mehr als gewöhnlicher Theilnahme anblicken.

Eine mitleidige römische Seele hat sich der Beklagenswerthen erbarmt, und unter dem Titel: „*Roma ombrosa*“ (das schattige Rom) einen Wegweiser verfaßt; der sie in den heißen Mittagsstunden auf schattigen Straßen und Pfaden durch die ewige Stadt, nach jedem beliebigen Ziele, geleiten soll. Allein an den großen freien Plätzen, an den Stellen, die ohne Häuser, ohne Mauern, ohne Bäume und also auch ohne Schatten sind, da bricht dem Wegweiser, der keinen Schatten wie Peter Schlemihl zu verkaufen hat, begreiflich

der Faden ab, und er gibt mit bitterer Ironie seinen Schützlingen jedesmal den trostlosen Rath: qui si fa un salto, das heißt zu deutsch: „allhier macht man einen Sprung", was ohngefähr der Zumuthung gleich kömmt: mit gleichen Füßen auf die Kuppel der Peterskirche zu springen.

Uebrigens gehört an einer solchen verhängnißvollen Stelle zum Voranschreiten in der That ein Muth dazu, als gälte es in die Wogen eines Meeres hinabzuspringen. Denn ist der Platz noch obenein rings um eingeschlossen, so ist es ein wahres Feuermeer, welches den Unglücklichen hier empfängt: das Pflaster unter seinen Füßen glüht, Gluth strahlen rings die erhitzten Wände gegen ihn aus, und glühend brennt die Sonne von oben auf ihn hernieder. Seine Augen schließen sich fast unwillkürlich, so schmerzhaft werden sie von dem grellen blendenden Scheine verletzt. Auf der Landstraße watet er bis über die Knöchel im brennenden Staube und lechzt er dann seufzend nach Kühlung und will er Athem schöpfen, so athmet er wie Flammen ein. Es ist der ermattende, alle Kräfte lösende Sirokko, der Gluthwind aus den sonnverbrannten Wüsten Afrikas, der ihm dann zum Uebermaaß seiner Leiden den feinen Staub, den seit Monaten kein Regentropfen befeuchtet in die Augen und ins Gesicht jagt. Weit und breit aber ist am Himmel keine Wolke zu erspähen, die Schatten verspräche; kein erfrischendes reinigendes Gewitter ist zu hoffen, er muß ausharren und geduldig den Feuerbecher bis auf den letzten Tropfen trinken.

Wie sehr sehnt sich da in solchen Augenblicken, wenn ihm dazu die Kraft bleibt, der Sohn des Nordens, nach den alten schattendunkelen Waldungen und den frischen nordischen Lüften der Heimath, und dann mögen wohl dem schmachtenden Alpensohne die grünen Matten seiner Hochlande mit ihren kräftigen, duftigen Kräutern vorschweben und die windumspielten Höhen und die luftigen Felsen mit den klaren immer frischen sprudelnden Quellen und den schäumenden Wasserfällen und die

lufthellen, die tiefen urkalten Hochseen, in denen sich die hohen eisgepanzerten Bergesfürsten mit ihren blanken schneeweißen Häuptern so klar abspiegeln. Aus dem Sonnenlande des Südens, wo über den Trümmern einer versunkenen Vorwelt die Orange duftet, und die Granate blüht und die Cypresse mit dem feingeschnittenen Laube säuselnd sich wiegt, sehnt sich dann das Kind der rauhen, winterkalten Zone nach seinem heimischen nordischen Wittwensitze, wie Dante ihn nennt wo die dunkelen Tannen und die tausendjährigen Eichen in kühleren Lüften rauschen. Das Gute hat jedoch zum mindesten Italien, seine Hitze ist nicht so grimmig, sein Boden ist nicht so öde, wie jene Sandwüsten die ihm den Sirokko über das Meer senden: der Wanderer darf darum nicht fürchten sein sehnsüchtiger Wunsch möge von seiner fieberhaft erhitzten Phantasie in ein Trugbild verwandelt werden, das ihm treulos eine kühle Quelle und eine grüne Oase dort vorspiegelt, wo den Verschmachtenden das heiße Grab im öden Gluthsande der Wüste erwartet.

Doch wir kehren jetzt zu den nicht ganz so Beklagenswerthen zurück, die Schutz im Schatten ihrer hohen Steingemächer gesucht. Hier finden wir dem Tageslicht und jedem Sonnenstrahl so sehr den Zugang gewehrt, daß man die Bewohner beim ersten Eintritt in ihrer Finsterniß kaum gewahrt, noch weniger erkennt; der Tag ist in Nacht umgewandelt, das nächtliche Dunkel aber ist gerade nicht der Arbeit am günstigsten, zum Lesen und Schreiben sieht man fast zu wenig, eine angestrengte ununterbrochene Arbeit, namentlich mit dem Kopf, erlaubte die drückende, das kochende Blut nach dem Kopfe treibende Hitze ohnehin schon gar nicht; die Abwehr der Fliegen und des übrigen kleineren und grösseren Ungeziefers nimmt auch keinen unbedeutenden Zeitaufwand in Anspruch, wenn man sich nämlich nicht durch die Gewohnheit bis zur Unempfindlichkeit abgehärtet hat. Ein Hauptgeschäft der Damen besteht dann darin sich Kühlung zuzufächeln, was sie mit einer be-

wunderungswürdigen Geduld stundenlang thun. Denn der Fächer gilt hier nicht für ein elegantes Spielwerk, das der Toilette zur Erhöhung ihres Glanzes dient, er ist so unentbehrlich wie bei uns etwa der Regenschirm, was man Sonntags am besten wahrnehmen kann. Da nämlich die Hitze trotz den dicken Kirchenmauern und trotz den schwerverhängten Thüren sich doch allgemach mit den Kirchengängern einzuschleichen weiß, so kann man beim sonntäglichen Hochamte gar oft von oben herunter Tausende von Fächern sehen die in ununterbrochener Bewegung sind und, zwar ebensowohl in den Händen der geringsten Bürgersfrau oder Magd, wie der vornehmsten Dame. Ja sogar das päpstliche Ritual erkennt, wenn auch nur symbolisch, dieß Regiment der Fächer an; denn bekanntlich folgen nach altem orientalischen Herkommen, hinter dem goldenen Tragstuhle des Papstes bei großen Feierlichkeiten die beiden Fächerträger, mit den großen ausgebreiteten Fächern, die eine Halbsonne von Pfauenfedern bilden. Unmittelbar hinter dem dreifach Gekrönten emporgehalten, dient ihr Farbenglanz, ein Sinnbild irdischer Pracht, nicht unbedeutsam dem Bilde priesterlicher Majestät, dem Stellvertreter Gottes auf Erden zum verherrlichenden Hintergrunde.

Den höchsten Grad erreicht übrigens die Hitze und am unerträglichsten wird sie, wenn sich um Mittag alle Luft legt, und Erde und Steine und Wände ganz durchglüht, mit der Sonne um die Wette Hitze ausstrahlen. Um diese Zeit sieht man in ganzen langen Straßen oft kaum einen Menschen, kaum hört man einen Laut des Lebens; es ist die Zeit, wo die Meisten die ermatteten Kräfte durch Speise und Trank zu laben und zu stärken suchen. Allein auch diese Stärkung wird durch die Hitze fast zu einer ermüdenden Anstrengung. Alle ohne Unterschied essen ihr Brod im Schweiße ihres Angesichtes, und seine heißen Tropfen rinnen dann auch von der Stirne des vollkommensten Müssiggängers, der den ganzen Tag weder eine Hand gerührt, noch seine Zunge bewegt, noch seinen Kopf mit einem Gedanken beschwert. Mit uns Nord-

ländern hinter den hohen Schneebergen meint es die Sonne zwar keineswegs so gut, und sie wendet uns ihr Angesicht oft wochenlang ungnädig ab; allein nichts destoweniger wissen doch auch wir, daß die Hitze den Hunger eben nicht sonderlich fördert; auch wir fühlen uns dann zu matt und von dem bloßen Ansehen der Speisen schon halbgesättigt. Dazu kömmt nun noch in Italien, daß das Wasser gar häufig einen Grad von unschmackhafter Lauheit erreicht, der es auch dem Durstigsten, ohne eine erfrischende Beimischung, unausstehlich macht. Auf diese Weise begreift man denn, wie es den wenig Gestärkten nach dem Mittagmahle zur unabweisbaren Nothwenwendigkeit wird, sich niederzulegen, um eine Stunde zu schlafen oder wenigstens zu ruhen. Das Haus wird alsdann still wie ein Grab um Mitternacht, und wenn sich dem Besuchenden die Thüre nach vielem Klopfen und Klingeln endlich öffnet, so erhält er die abweisende Antwort: tutti stanno a riposo. Das heißt, Alles hält gegenwärtig Siesta. Und hiemit ist denn endlich der Sonne ihr höchster Sieg gelungen, sie hat die lebendigen, feurigen Augen der Besiegten geschlossen, sie hat jene unermüdliche immerrührige Zunge zum Stillstand gebracht, und den Faden der Conversation für den Augenblick unterbrochen, wenn er sich nicht allenfalls durch den Schlaf in das stille Reich der Träume hinüber schlingt.

— — — — — — — — — — — — — —

So weit war diese Betrachtung über das Sonnenregiment niedergeschrieben, als die Sonne sich an ihrem Ankläger rächen zu wollen schien, denn es trat am 17. Juli eine so starke Hitze hier in Rom ein, daß ich die im Schweiße begonnene Betrachtungen, für einige Tage einstellen mußte, um mich gleichfalls auf die Siesta und die Conversation zu beschränken. Es war übrigens bei dieser Gelegenheit nicht uninteressant die climatischen Verschiedenheiten der Provinzen zu beobachten. Hier in Rom erreichte die Hitze eine Höhe von 35 Graden, deren sich alte Leute nicht entsinnen wollen, die Sternwarte des römischen Collegs die über hundert Fuß in der Höhe ist, zeigte im Schatten in den Nachmittagsstunden über 33 Gr. Dagegen erreichte der Thermometer im südlichen Neapel nur die Höhe von 30.6, in Florenz 30.2 und in Bologna gar

nur 28,2. Die Leser sehen also daraus, daß wir hier in Rom das Aeußerste ausgestanden, und daß der Schreiber dieser Zeilen nicht nach Hörensagen und Abstraktionen sondern mitten im Feuer stehend nach eigener Erfahrung berichtet. Da übrigens jene enorme Höhe von Stürmen des Sirokkos oder Föhnwindes begleitet, in derselben Zeit wie es scheint eine allgemein europäische war, und auch in Wien und Berlin der Thermometer nicht viel unter 30 blieb, wie die Zeitungen melden, so vermuthe ich, daß auch die Leser selbst etwas hievon zu kosten bekommen haben, und daher, wenn sie sich hieran erinnern wollen, sich am besten in die Lage des Südländers in dem sonnenreichen Lande unter seinem wolkenlosen Sommerhimmel versetzen können.

— — — — — — — — — — — — — —

Mit diesem Niederlegen der Niedergeschlagenen hat aber auch die heiße Noth des italienischen Sommertages ihre Spitze erreicht. Die Macht der abwärtssteigenden Sonne beginnt nun zu sinken, die Hitze verliert allgemach das Stechende, Brennende, und in dem Maaße, wie die Sonne sich den abendlichen Höhen zuneigt und die Schatten länger werden, wird die Luft wohl auch kühler und frischer, und wie nun der Abend hereinbricht, schließt das eingeschlummerte italienische Leben die Augen wieder auf, an hundert Orten beginnt es zugleich sich zu regen und zu rühren, und ehe die Nacht ihre dunkeln Flügel darüber ausbreitet, ist es völlig erwacht, und überall tönt sein tausendstimmiger Chor wieder. Die Stadt, noch kurz vorher so verödet und ausgestorben, ist nun kaum mehr wieder zu erkennen, und scheint wie durch Zauber in einen großen Conversationssaal umgewandelt.

Es gewährt in der That einen unterhaltenden Anblick, in den Abendstunden, wo sonst sich meist Alles zur Ruhe zu begeben und in sich zu kehren pflegt, von einem Thurme oder einer Anhöhe herab dieß allmählige Erwachen und immer rühriger und lebendiger und geräuschvoller Werden einer italienischen Stadt zu beobachten, und zu sehen, wie Fenster und Thüren sich öffnen, wie jeder den geräumten

len und beleben, und das Volk rings aus den Seitengassen und Seitengäßchen nach dem Corso hin sich drängt, und wie es dort zum mächtigen Strom anschwillt, so daß ihm die Straße, wo sie am breitesten ist, zu enge wird, und einer sich mühsam an dem andern vorüberdrängt.

Mich hat dieser Anblick an das Treiben der Eidechsen erinnert. Wie diese um Mittag, wenn die Sonne gerade am heißesten herniederbrennt zu Tausenden aus ihren Schlupfwinkeln in den Mauern, aus den Steinlöchern und Erdhöhlen hervorgekrochen kommen, und leicht und behend wie der Blitz, und am ganzen Leibe beweglich, rasch über die brennenden Steine und die dürre Erde mit dem welken Grase dahin schießen, und der Sonne sich freuend mit ihren klaren, freundlichen, verständigen Augen rechts und links um sich schauen, und immer in Bewegung sind, als hätten sie die wichtigsten Geschäfte von der Welt, und könnten nicht genug sich eilen: so machen es ihre Landesgenossen, umgekehrt am Abend, wenn sie aus ihren dunkelverhängten Gemächern zu Tausenden ins Freie treten, um die schattige Abendkühle zu genießen. Dann ist auch bei ihnen Alles auf den Beinen, Alles zieht auf und ab, und drängt sich bald einzeln, bald Freund- und Familienweise in größeren oder kleineren Gruppen, und Arm in Arm durch die Straßen, und strömt auf den großen Plätzen zusammen. Die kleinen Städte halten es hiermit ganz wie die großen, und da viele von ihnen noch auf denselben Höhen stehen, worauf sie vor Jahrtausenden in der kriegerischen italischen Vorzeit, von den kyklopischen Baumeister gegründet wurden, so darf man nur in der Abenddämmerung auf eine benachbarte Anhöhe gehen, und es scheint als habe der Berg und das alte Nest tausend jugendliche Zungen bekommen, von überall her hört man die hellen Stimmen um die Wette herauf erschallen, und sie scheinen keine andere Besorgniß auszudrücken, als sie möchten nicht weit genug verstanden werden. Was jedoch diesem abendlichen Städteleben seinen eigenthümlichen Charakter aufdrückt, wodurch es sich

ganz wesentlich vor ähnlichen Sommerabend-Scenen in unseren deutschen Städten *) unterscheidet, das ist der Corso, der seinen Mittelpunkt bildet, und an dem beinahe die Meisten mehr oder minder Antheil nehmen. Nach der Siesta, in der Regel eine Stunde vor Ave Maria rollen aus den großen und kleinen Palazzi die Equipagen, der Reicheren und Vornehmeren heraus mit den Fiakern der Minderbemittelten vermischt. Fahren und reiten ist nämlich eine besondere Liebhaberei des Italieners, und er läßt sich lieber zu zwei von einem kleinen Esel schleppen, als daß er mit seinen langen Beinen zu Fuß ginge. In langen Reihen fahren die Wagen zwischen den Fußgängern, die Hauptstraße oder den Corso entlang zum Thore hinaus, zu dem bestimmten äußersten Ziele, dort kehren sie um, und die ersten fahren in langsamer Feierlichkeit an den Nachfolgenden vorüber in die Stadt, und beginnen aufs Neue den Kreislauf, wie der Wagenlenker um den Circus Maximus. Manche, die das Schauspiel mit mehr Ruhe und Bedacht genießen wollen, verlassen die Reihe und stellen sich mit ihrem Wagen seitwärts auf, wo sie dann Alles, die Equipagen und den Putz der Herren und Damen recht genau mustern können. Am Ave Maria wenn die Luft wie z. B. in Rom kühler und feuchter wird, kehrt der Strom allgemach in die Stadt zurück, wo die Temperatur durch die Eingeschlossenheit gleichmäßiger bleibt, und hier währt das Auf- und Abfahren noch eine Weile, bis es sich allmählig verliert, und die Spaziergänger das Feld beinahe ausschließlich behaupten.

---

*) Man könnte hingegen den Wiener Prater anführen, allein abgesehen davon, daß einmal die Kaiserstadt viel Tausend Italiener in sich beschließt, und dann, daß dort der Prater keineswegs, jenen Charakter einer bloßen Paradefahrt ohne Einkehr in den zahlreichen Kaffeehäusern ꝛc. ꝛc. behauptet: so zeigt auch sein Name schon, daß er kein gebornes Wienerkind, sondern ein aufgenommener, romanischer Fremdling, wenn ich nicht irre aus der spanischen Zeit ist.

Nun ist auch die eigentliche Zeit der Conversation gekommen. Schon mit der Siesta hört die Clausur der Zunge auf, und sie benutzt die wiedergewonnene Freiheit, das Verlorne einzubringen. Der Corso bildet dazu gewissermaaßen die Einleitung; wie der Geist sich nach den ausgestandenen Beschwernissen des Tages wieder mehr und mehr belebt, so kömmt auch die Zunge allgemach wieder in Bewegung. Allein noch ist die Conversation der Fahrenden auf den engen Familienkreis im Wagen beschränkt, und die der Gehenden wird vielfach durch das Wagengerassel unterbrochen, und sehr erschwert, indem man oft sein eigenes Wort nicht versteht. Uns Deutschen erscheint daher auch dieß täglich wiederkehrende Corsovergnügen in der Regel steif und langweilig, ja bei einem so lebendigen Volke völlig unbegreiflich. Und doch hegen die Italiener dafür eine leidenschaftliche Liebe, nicht nur die großen Hauptstädte Mailand, Florenz, Rom und Neapel haben ihren Corso und wetteiferen in Pracht, sondern auch den elendesten Städtchen pflegt er nicht zu fehlen, und sind auch der Equipagen noch so wenige, so muß doch zum wenigsten eine Piazza oder eine Straße, den wohlklingenden gesegneten Namen Corso führen, damit sie sich im Geiste daran ergötzen können.

Näher betrachtet, scheint mir dieß Corsovergnügen auch minder befremdlich, und in enger Verbindung mit dem Clima und dem Volkscharakter, wie er sich in andern Verhältnissen ausspricht. Der Ruhe auf dem Sopha, während der Siesta, folgt die Nachruhe während des Corsos im Wagen, und der Wagen selbst dient hier durch die Bewegung zum kühlenden Luftfächer. Daß aber nicht der eine dahin, und der andere dorthin fährt, so daß der Strom nach allen Windgegenden hin zu allen Thoren hinaus sich zerstreut, wie es bei uns geschieht, sondern daß es gerade Allen beliebt, gleich einer Prozession in einer Reihe zu einem Thor hinaus, immer einer dicht hinter dem andern zu fahren, und wäre der Weg auch noch so staubig, und ginge das Fahren des Gedränges wegen auch noch so langsam, und müßte auch noch so oft

still gehalten werden, dieß hängt wie mir scheint, dann wieder mit jenem, von dem germanischen so verschiedenen städtisch-geselligen Geiste der Romanen zusammen. Nirgend in der Umgegend einer italienischen Stadt, auch nicht an den reitzendsten Punkten, die durch ihre reiche Umgebung, und ihre herrliche Aussicht noch so sehr entzücken, und den Wanderer fesseln, daß er nicht mehr weiter möchte, findet sich für den Spaziergänger ein Wirthshaus, was auch nur im entferntesten diesen Namen verdiente, und wie deren deutsche Städte zu Dutzenden besitzen. Der Italiener, wenn er spazieren geht oder fährt, so kehrt er nicht ein, um in Ruhe die Naturschönheiten zu genießen, wie überhaupt der Sinn für die Natur, seine starke Seite nicht ist. Sein Hauptzweck ist, sich Bewegung zu machen und Leute zu sehen, was er mit seinem girare, wörtlich, im Kreise herumgehen, bezeichnet. Nimmt er einmal eine Erfrischung, was indessen so selten geschieht, daß kein Wirth ein Haus darauf bauen kann, so thut er es stehend. Fußreisen nun gar sind ihm unbekannt, und verfällt ein Italiener, vom Beispiel der Fremden verführt, auf diesen abentheuerlichen Gedanken, so muß er es vor seinen Landsleuten geheim halten, will er sich nicht lächerlich machen, und seinen gesunden Verstand in üblen Leumund bringen; denn Fußreisen erscheinen ihnen als ein romantisch transcendentales Vergnügen, der in ihren idyllischen Träumen lebenden Deutschen; ein Vergnügen, dessen Unbequemlichkeiten sie, die Praktischen, die auf das Reelle sehen, keinen Geschmack abgewinnen können. Dieß geht so weit, daß selbst manche der nun corsomäßig so viel besuchten Spaziergänge aus der neuesten Zeit datiren, und ihre Einrichtung den Fremden, Franzosen oder Deutschen zu verdanken haben. Es ist die städtische gesellige Schaulust, die so tief in dem Nationalcharakter wurzelt, welche sich auch hierin ausspricht, und der Corso jener großen Städte, namentlich an Festtagen, mit all seinem Pomp, den der Luxus des Reichthums, und die Eleganz der Mode dabei prunkend entfaltet, mit seiner

unabsehbaren, langsam dahin fahrenden Wagenreihe, und seiner Prozession Fußgänger, diese Tausende, die mit einer gewissen steifen Herrlichkeit aneinander vorüberziehen, die sich wechselseitig beschauen und begrüßen, ohne miteinander zu sprechen, sie erinnern mich an jenes größte und stolzeste Fest schauspiel des alten kriegerischen Roms, an seine Triumphzüge, die unter den Triumphpforten und Bögen hindurch, auf der Via triumphalis, das weltherrschende Capitol hinan zogen, und die wir noch auf so manchem Monumente römischer Kunst zum Gedächtniß der Nachwelt abgebildet sehen. Gewiß ist es auch die eine und dieselbe Lust an prächtigen Schauspielen, die sich hier und dort ausspricht, das weltliche Rom, das keine Triumphzüge über unterjochte Völker mehr feiern kann, muß sich, wie seine größern und kleinern Schwesterstädte, mit dem friedlichen Wagenzuge des Corsos begnügen lassen. So eigenthümlich ist aber dem römischen Charakter diese Neigung zu Festschauspielen, daß man der alten Pontificalstadt neben dem Titel der „Santa“ auch den der „Pomposa“ ertheilt hat:

Fama ha tra noi Roma pomposa et santa.

Und in der That ist der Corso nichts anderes, als eine Art kleiner, täglich wiederkehrender Triumphzüge; die Stadt in Fahrende und Gehende getheilt, hält alsdann über sich feierliche Schau, und wie die Wagen regelmäßig einer hinter dem andern fahren, so hat jeder Tag seine Siesta und seinen Corso, und so folgen die einzelnen Tage des italienischen Lebens in gleichmäßiger Ordnung einer dem andern; weil der Italiener es liebt, sich in den Gleisen geregelter Gewohnheit zu bewegen, und daher gerne es Morgen eben so hält wie Heute und wie er es Gestern gehalten hat.

Ist der Corso demnach vorzüglich ein Augenvergnügen, so tritt nach ihm die eigentliche Blüthezeit der Conversation ein. Wenn die Wagen sich nach und nach zur Rechten und Linken verlieren, und die Fahrenden sich in ihre häuslichen Kreise begeben, oder zu den auf und ab wandelnden Fußgän=

gern in den Straßen und auf den Plätzen sich gesellen, und vor den zahlreichen Kaffeehäusern sich niederlassen und die innere Hitze durch Gefrornes und erfrischende Getränke abkühlen: dann finden Ohr und Zunge ihre volle Befriedigung, dann bilden alle Straßen eben so viele Conversationssäle, und Alles, was darin geht und steht, und was vor den Hausthüren sitzt, Alles erfreut sich alsdann der Conversation; Hand in Hand mit dieser öffentlichen, spinnt sich auch die häusliche in den Familien= und Freundeskreisen an, die bey den mittlern Klassen im Sommer um Ave Maria, bey den höhern eine oder zwei Stunden später, also um 10 Uhr beginnt, und jemehr die Nacht vorrückt, um so mehr verliert sich die öffentliche in diese häusliche Conversation, die sich alsdann bis vor oder nach Mitternacht hinzieht, wo man sich zur coena, das heißt, zum Abendessen, niedersetzt, und dann zu Bett begibt. Selbst für die untern Klassen ist im Sommer eilf Uhr und Mitternacht eine gewöhnliche Stunde für das Abendmahl. In den Kaffeehäusern erlöschen die Lichter oft erst mit dem grauenden Tage, in manchen auch brennen sie, wie das Feuer der Vesta, Tag und Nacht ununterbrochen fort.

Man sieht hieraus wohl, war der Tag nicht zur Arbeit bestimmt, sondern hauptsächlich zur Vertheidigung gegen die Hitze und Aufrechthaltung der ermattenden Kräfte: so fordert der Abend nothwendig eine körperliche und geistige Erholung und Erfrischung. Diese finden sie nun in der Conversation, mit der sich gar manche begnügen, ohne daß sie Lust oder Kraft in sich fühlen, sich mit ernsteren, anstrengenderen Arbeiten bei der Studierlampe abzumühen. Und dieß darf uns um so weniger befremden, wenn wir bedenken, daß gar oft selbst die Abende hier immer wenig erfrischend und die Nächte nicht selten noch viel unerträglicher sind, als die Tage. Denn es kann geschehen, daß Abends um 8 oder 9 Uhr die Strassen und Plätze noch glühen; die Wände der Häuser sind durch und durch erwärmt, und geben fortdauernd, wie Oefen eine dumpfe Hitze von sich, statt einer kühlen Abendluft, weht

ein abspannender Sirokko, oder die Luft ist schwer drückend, und so unbeweglich, daß man ein Licht zwischen zwei entgegengesetzte offene Fenster stellen kann, ohne daß die Flamme zittert. Das Bett gewährt alsdann keine Ruhe, schlaflos wälzen sie sich darin zur Rechten und Linken, und gehen ans Fenster, vergeblich nach Kühlung lechzend, die ihnen der Sirokko nicht zuweht. Das dauert bis zur hohen Morgenstunde, wo die Entkräftung sie endlich in einen unruhigen, wenig erquicklichen Schlummer sinken läßt. Und dann kann es ihnen auch noch begegnen, daß der erste Athemzug, den die Erwachten thun, sie schmerzlich empfinden läßt, wie die Hitze abermal zugenommen, und die Morgenluft des neuen Tages draußen noch heißer ist, als die eingeschlossene ihres Schlafzimmers. Wenn sie alsdann daran denken, welche Feuerqual ihrer erst in den Mittagsstunden wartet, so ist es nicht zu verwundern, wenn ihnen schon am frühen Morgen Kraft und Muth zur Arbeit sinkt, und sie keine Neigung empfinden, darin mit dem Nordländer zu wetteifern, der einen Theil des Jahres Hand und Fuß rühren muß, will er nicht in Gefahr laufen, sie zu erfrieren, oder wenn er sich dem Schlummer im Freien hingiebt, zu erstarren.

Wer daher den italienischen Charakter gerecht beurtheilen will, der muß nothwendig dabey dieser heißen Sonne Rechnung halten. Allein die Meisten können dieß nicht, sie wissen davon nur durch Hörensagen, denn gewarnt, pflegen sie selbst sich vor dieser Feuerprobe wohl zu hüten. Erst wenn die heißesten Tage vorüber sind, wenn die schönste Zeit des italienischen Jahres, die Herbstmonate nahen, erst dann kommen die Reisenden aus dem Norden über die Alpen herübergeströmt, und ziehen meist wieder davon, wenn nach den Osterfesten das Frühjahr sich dem Sommer zuwendet. Bleiben sie aber wirklich auch den Sommer in Italien, so eilen sie zur Zeit der Gluthtage auf die Höhen zu den Villen, um die leichtere Bergluft, oder an die Meeresküste, um die Kühle der Meerluft zu genießen. Während sie sich dort in aller

Gemühtsruhe erfrischen, lassen sie die Italiener in ihrer Sonne sieden und braten, und kommen dann fröhlichen Muthes zurück, und halten ihnen altkluge Vorlesungen über ihre lasterhafte Trägheit, wenn sie sie müd und matt von ihren überstandenen Leiden finden, und geneigter, sich die Zeit mit ihren Conversationen zu verkürzen, als aufs Neue, unter dem Drucke anstrengender Arbeiten, gleich nordischen Lastträgern zu schwitzen. Wer aber will z. B. Rom und die Römer beurtheilen können, der nicht auch mit ihnen die heißen Sommertage durchgeschwitzt, und die schlaflosen Sommernächte durchgeschmachtet hat, und zwar nicht ein Jahr, sondern mehrere Jahre hindurch, wo die Wirkung der Hitze sich erst recht fühlbar macht, weil sie in das innere Mark eingedrungen ist. Wer das römische Rom, die Roma romana sehen will, der muß darum gerade im Sommer hingehen, denn während z. B. in der Charwoche die Zahl der Fremden hier bis über 30,000 steigt, und fast aus allen Häusern in den angesehensten Straßen fremde Gesichter herausschauen, ist ihre Anzahl in den Sommermonaten höchst unbedeutend. Auf den Straßen und bei den öffentlichen Festen sieht man alsdann nur Römer, während man umgekehrt im Winter überall nur Engländern, Franzosen, Russen und Amerikanern begegnet, die dann den Ton angeben, die Eingebornen ganz in den Hintergrund zurückdrängen, und Rom zu einer kosmopolitischen Stadt machen.

Niemand wird übrigens daran zweifeln, daß nicht eine besondere physische und moralische Kraft dazu gehört, sich derartigen überwältigenden climatischen Einflüssen gegenüber, im Gleichgewichte zu behaupten. Hat man ja doch die Bemerkung zum öfteren gemacht, daß jene Tage, wo die Wuth der Franzosen am tollsten und ungezügeltsten die Schranken der Ordnung und Gesetze in revolutionairer Raserei durchbrach, guten Theiles in die heiße Zeit des Jahres fallen, wie dann

Auch in den abendlicheren, kühleren Ländern hat man, wenn ich nicht irre, die Beobachtung gemacht, daß die Monate, wo die Hitze am schwülsten und niederdrückendsten ist, und die Abspannung der physischen Kraft auf die moralische zurückwirkt, auch diejenigen sind, worin die meisten Selbstmorde begangen werden. Denn der Mensch, der sonst keinen religiösen Halt besitzt, sucht dann, lebensmüde, die drückende Last des heißen Tages abzuschütteln, um in den dunkeln Schatten des Todes auszuruhen. Demgemäß darf es uns nicht befremden, wenn auch in Italien Geistesstörungen um diese Zeit häufiger vorkommen.

(Schluß folgt.)

XXXVI.

Belgische Briefe.

Vierter Brief.

Es giebt wohl keine schwierigere, und ich möchte fast sagen unlösbarere Frage auf dem Gebiete des Staatsrechts, als die, welche sich auf die Grundlagen der neueren Staatsverfassungen bezieht, besonders jener Staaten, in denen die erste französische Revolution alles früher Bestehende zerstöret und vernichtet, und somit eine gänzliche Auflösung alles socialen Verbandes der Staatsbürger herbeigeführt hat. Der Staat, anstatt ein organisches Ganze zu bilden, dessen Glieder ihre eigenthümlichen Funktionen habend, zur Erhaltung des ganzen lebendigen Körpers mitwirken, ist jetzt nichts anders geworden, als ein mechanisches oder materielles Aggregat von Individuen, die von einander ganz unabhängig dastehen, sich in ihren eigenen egoistischen Kreisen bewegen, und ohne Zusammenhang unter einander, ein jeder unbekümmert um den andern, seinen eigentlichen Zweck verfolgt. Es ist hier nicht die Rede von den Staaten, die noch mehr oder weniger ihre alte organische Gliederung bewahrt haben, obschon dieselbe auch mehrfach, alles wahren politischen Lebens entbehrend, oft nur als eine großartige

Ruine aus alter Zeit übrig geblieben ist. Zu den Staaten, von denen jene eben gemachte Bemerkung in vollem Maaße gilt, gehört vor allem unser Belgien: denn als durch einen Beschluß des Wiener Congresses das neue Königreich der vereinigten Niederlande gestiftet wurde, waren in den dadurch unter einen Scepter vereinigten Provinzen alle früheren politischen Einrichtungen gänzlich verschwunden. Eine lange Vereinigung mit dem französischen Kaiserreiche hatte alle Spuren, der städtischen sowohl als der Provinzialverfassungen verwischt; die französische Departemental-Division, so wie die mechanisch militärische Administration waren an die Stelle der früheren Grafschaften, Herzogthümer, Fürstenthümer und Bisthümer getreten; alles war zusammengeworfen worden, ohne Rücksicht auf Volkscharakter, Sitten, Sprache und hergebrachte Rechte, Freiheiten und Gewohnheiten; es gab keine Art von Staatsorganisation mehr, Clerus, Adel, Bürgerschaft, Landgemeinden, Zünfte und Innungen waren vernichtet, und die Bewohner Belgiens und Hollands waren eben ein Aggregat einzelner Individuen, ohne Beziehung zu einander, es sey denn eine religiöse und bis auf einen gewissen Grad sprachliche, obschon die letztere der verschiedenen Dialekte, ja selbst entgegengesetzten Sprachstämme wegen nur noch ein schwaches Band bildete. Auch wäre wohl ohne eine religiöse Verfolgung und ein systematisches Ausschließen der fast nur katholischen Bewohner der südlichen Provinzen von allen Staatsämtern, so wie eine Reihe unbesonnener und gehässiger Maaßregeln der holländischen Regierung, in Betreff sowohl der Einführung der holländischen Sprache, in allen, selbst den wallonischen Provinzen Belgiens, als auch mehrerer administrativen und selbst legislativen Anordnungen, das dunkele Nationalgefühl der Bewohner eben jener Provinzen nicht so leicht rege geworden. Jene Schritte aber waren es, die die Trennung Belgiens von Holland, und somit die Abschaffung des beiden Ländern gemeinschaftlichen Grundgesetzes herbeiführten.

Der in Belgien berufene Nationalcongreß hatte somit die Aufgabe, dem Lande ein neues organisches Grundgesetz, eine Verfassung zu verleihen, die die Rechte aller Staatsbürger sicherte, und die allen, so viel als nur immer möglich, Antheil an der Staatsverwaltung gäbe. Mit Recht verwarf der Congreß das in Vorschlag gebrachte allgemeine Wahlrecht aller Staatsbürger (le suffrage universel), obschon man nicht läugnen kann, daß nach Abschaffung aller Standesverschiedenheit und aller korporativen Verbindung am Ende nichts übrig bleibt, als einem jeden Bürger, sobald er mündig geworden, dasselbe Recht

in Bezug auf die Staatsverfassung und Verwaltung einzuräumen. Da dieß Princip indessen ohne allen Zweifel den Umsturz einer jeden bestehenden Verfassung herbeiführen muß, so hat man in neuerer Zeit, dem Beispiele der großen Gesetzgeber des Alterthums folgend, allgemein das Vermögen der Staatsbürger als eigentliche und einzige Grundlage der Verfassungen angenommen, und so an die Stelle eines höheren, in der Natur und göttlichen Ordnung gegründeten, ein rein materielles, den Umständen, und mehr oder weniger selbst dem Zufall unterworfenes Princip gesetzt. Um aber nicht eine beschränkte Klasse bevorrechteter Personen im Staate zu schaffen, um nicht allen Einfluß ausschließend in die Hände des Mittelstandes zu legen, und so eine neue drückende Aristokratie zu bilden, nahm der belgische Congreß den relativen Wahlcensus an, und leistet dadurch dem Lande einen wesentlichen Dienst, indem er die Ständeversammlung dem oft schädlichen Einfluß einiger großen Städte entzog und sie in die Hand von Wählern legte, die den Einwirkungen des Eigennutzes und des Ehrgeizes weniger zugänglich sind. Das neue Wahlgesetz hat somit eine doppelte Basis: erstens die Bevölkerung und zweitens das Vermögen der Einwohner einer jeden Stadt und eines jeden Landdistriktes. Die Zahl der zu wählenden Deputirten sowohl, wie die der Senatoren richtet sich nach der Bevölkerung einer jeden Provinz und eines jeden Distriktes, so daß z. B. die bevölkertste Provinz Belgiens Ostflandern 18 Deputirte und 9 Senatoren wählt, die am wenigsten bevölkerte, Namur, nur 5 Deputirte und 3 Senatoren zu ernennen hat: ferner der Wahldistrikt Brüssel, als der bevölkertste des Landes, 7 Deputirte und 3 Senatoren, der Wahldistrikt Brügge nur 3 Deputirte und 1 Senator erwählt *).

*) Folgende Tabelle giebt eine Uebersicht der Provinzen, ihrer Bevölkerung und der Zahl der zu wählenden Deputirten und Senatoren:

Brabant . . .	604,950	Einwohner	— 14	Deputirten	— 7	Senatoren
Antwerpen . .	365,173	„	— 9	„	— 4	„
Westflandern .	636,890	„	— 15	„	— 8	„
Ostflandern .	769,407	„	— 18	„	— 9	„
Hennegau .	643,410	„	— 15	„	— 7	„
Lüttich . . .	400,781	„	— 9	„	— 5	„
Namur . .	232,825	„	— 5	„	— 3	„
Limburg . .	168,476	„	— 4	„	— 2	„
Luxemburg .	170,328	„	— 4	„	— 2	„

Die beiden letztern Provinzen haben durch den Vertrag der 24 Artikel die Hälfte ihrer Bevölkerung verloren. Vor dem Vertrage wählte Limburg 9 Deputirte und 4 Senatoren, Luxemburg 8 Deputirte und 4 Senatoren.

Es ist klar, daß durch die gleichmäßige Vertheilung der Wähler auf die Bevölkerung der Provinzen dennoch keine wahre Volksrepräsentation bewirkt worden wäre, wenn man nicht auf das Vermögen, oder vielmehr auf die dem Staate zu bezahlenden Abgaben Rücksicht genommen, und somit für die verschiedenen Städte sowohl, wie für die verschiedenen Landdistrikte einen verschiedenen Wahlcensus bestimmt hätte. Dieß ist aber in einem Lande, wie Belgien, ganz besonders wahr, wo es nur zweierlei Arten von direkten Steuern gibt: erstens die Grundsteuer, so wie die Patent- oder Gewerbsteuer, die für die gewerbtreibende Klasse dasselbe ist, wie die Grundsteuer für die ackerbauende Klasse, und zweitens die Luxussteuer (als Fenster-, Thüren-, Möbel-, Kamin-, Pferde-, Bedienten- und Mägde-Steuer): letztere fällt ebenfalls nur auf die reicheren Stadtbewohner, während der Arme sowohl in den Städten wie auf dem Lande gar keine direkte, und selbst nur wenige indirekte Steuern bezahlt, da die so drückende Schlacht- und Mahlsteuer seit der Revolution vom Jahre 1830 abgeschafft ist. Billig ist es aber deshalb auch, daß der keine oder nur wenige Staatslasten tragende Arme von der Theilnahme an der Staatsverfassung ausgeschlossen bleibt. Es ist klar, sage ich, daß wenn man für alle Lokalitäten des Landes denselben Wahlcensus bestimmt hätte, die Zahl der Wähler, in einer Stadt wie Brüssel, vielleicht zwanzigmal so groß gewesen seyn würde, wie die Zahl eines armen Distriktes im Luxemburgischen oder in Namur, daß man somit keine wahre Volksvertretung konstituirt haben würde. Der Congreß nahm deshalb als Grundlage des Wahlgesetzes den relativen Wahlcensus an, und richtete sich in Bestimmung desselben nach der Bevölkerung der Städte sowohl, wie der Landdistrikte, indem die Größe der Bevölkerung zugleich mehr oder weniger ein Maaßstab des Reichthums derselben ist. Während ein Einwohner von Brüssel, um Wähler zu seyn, wenigstens 80 Gulden holländisch jährliche Steuern bezahlen muß, ist ein Einwohner von Namur, der nur 40 Gulden bezahlt, schon Wähler *).

*) Wir geben hier die Tabelle des Wahlcensus, wie sie vom Congreß bestimmt wurde:

Brabant.

Die Landdistrikte 30 fl. Brüssel 80 fl. Löwen 60 fl. Tirlemont 40 fl. Nivelles 35 fl. Diest 35 fl.

Antwerpen.

Die Landdistrikte 30 fl. Antwerpen 80 fl. Mecheln 40 fl. Lierre 35 fl. Turnhout 35 fl.

Was die Wählbarkeit für die Deputirtenkammer betrifft, so ist diese durch keinen Census beschränkt: ein jeder Belgier, sobald er das fünfundzwanzigste Jahr erreicht hat, im Lande ansäßig und im Besitz aller bürgerlichen und politischen Rechte ist, ist wählbar für die Deputirtenkammer. Das Gesagte reicht hin, zu beweisen, daß der Congreß die so schwierige Aufgabe, eine Basis der Verfassung und Volksvertretung, so viel dieß in den gegebenen Umständen möglich war, auf befriedigende Weise gelöst hatte, denn einmal ist allen Staatsbürgern ein gleichmäßiger Antheil an der Verfassung gegeben, indem die Deputirten sowohl, wie die Senatoren gleichmäßig auf die Bevölkerung vertheilt sind, und dann sind die Städte sowohl, wie die Landdistrikte aller Provinzen durch den relativen Wahlcensus einander gleichgestellt. Außerdem ist aber nur den Klassen der Staatsbürger ein wirklicher Antheil an der Verfassung gegeben, die durch ihren Besitz ein besonderes Interesse an der Erhaltung der öffentlichen Ordnung und an dem Bestande des Staats haben. Dieß Wahlsystem ist es nun eben, welches unsere Radikalen umzustürzen suchen durch ihre sogenannte Wahlreform, die darin besteht, den Wahlcensus in den Städten herabzusetzen, und somit den Städtebewohnern ein entschiedenes Uebergewicht über die Landbewohner zu geben, da ein jeder Wahldistrikt eine Stadt und meh-

---

Westflandern.

Die Landdistrikte 30 fl. Brügge 60 fl. Courtrai 50 fl. Ypern 50 fl. Ostende 40 fl. Thielt 35 fl. Roulers 35 fl. Poperinghen 35 fl.

Ostflandern.

Die Landdistrikte 30 fl. Gent 80 fl. Alost 40 fl. Lokeren 40. St. Nikolas 40 fl. Termonde 35 fl. Renaix 35 fl. Audenaerde 35 fl.

Hennegau.

Die Landdistrikte 30 fl. Mons (Bergen) 50 fl. Tournai 50 fl. Ath 35 fl. Charleroy 35 fl.

Lüttich.

Die Landdistrikte 30 fl. Lüttich 70 fl. Verviers 40 fl. Huy 35 fl.

Namur.

Die Landdistrikte 20 fl. Namur 40 fl.

Limburg.

Die Landdistrikte 25 fl. Hasselt 35 fl. St. Trond 35 fl. Tongern 35 fl.

Luxemburg.

Die Landdistrikte und Städte 20 fl.

Alle kleinern Städte, die nicht in der Tabelle stehen, sind den Landdistrikten gleichgestellt, wie dieß in ganz Luxemburg der Fall ist.

rere Landbezirke in sich begreift und die Wähler in den Städten mit denen vom Lande gemeinschaftlich ihre Deputirten wählen *). Wenn

---

*) Folgendes sind die Wahldistrikte der verschiedenen Provinzen:

Brabant.	Distrikt Brüssel	— 7 Deputirte		— 3 Senatoren	
	„ Löwen	— 4	„	— 2	„
	„ Nivelles	— 3	„	— 1	„

Die Distrikte Brüssel und Nivelles wählen abwechselnd einen Senator mehr, da die Zahl der Senatoren in Brabant auf 7 bestimmt ist.

Antwerpen.	Distrikt Antwerpen	— 4 Deputirte		— 2 Senatoren	
	„ Mecheln	— 3	„	— 1	„
	„ Turnhout	— 2	„	— 1	„
Westflandern.	Distrikt Brügge	— 3	„	— 1	„
	„ Ypern	— 2	„	— 1	„
	„ Courtray	— 3	„	— 2	„
	„ Thielt	— 2	„	— 1	„
	„ Roulers	— 2	„	— 1	„
	„ Furnes	— 1	„	—	
	„ Ostende	— 1	„	— 1	„
	„ Dixmüde	— 1	„	—	

Die drei letztern Distrikte ernennen zusammen einen Senator, die Wahl geschieht in Ostende. Außerdem ernennen sie abwechselnd mit dem Distrikt Ypern einen Senator.

Ostflandern.	Distrikt Gent	— 6 Deputirte		— 3 Senatoren	
	„ Aloft	— 3	„	— 2	„
	„ St. Nikolas	— 3	„	— 1	„
	„ Audenaerde	— 3	„	— 1	„
	„ Termonde	— 2	„	— 1	„
	„ Facloo	— 1	„	— 1	„
Hennegau.	Distrikt Mons	— 3	„	— 1	„
	„ Tournai	— 4	„	— 1	„
	„ Charleroy	— 2	„	— 1	„
	„ Thuin	— 1	„	— 1	„
	„ Soignies	— 2	„	— 1	„
	„ Ath	— 2	„	— 1	„

Die beiden Distrikte Mons und Tournay wählen abwechselnd einen Senator, und die beiden Distrikte Charleroy und Thuin einen Deputirten mehr.

Lüttich.	Distrikt Lüttich	— 4 Deputirte		— 2 Senatoren	
	„ Huy	— 1	„	— 1	„
	„ Verviers	— 2	„	— 1	„
	„ Waremer	— 1	„	— 1	„

Die Distrikte Lüttich und Huy wählen abwechselnd einen Deputirten mehr.

dieser Voranschlag in Ausübung gesetzt würde, so führte dieß eine radikale Umwälzung des Princips selbst herbei, auf dem unsere Verfassung begründet ist, indem dadurch die Gleichstellung der Wähler des Landes und der Städte aufhörte, und das Verhältniß der Deputirten zur Volkszahl der Wahldistrikte gänzlich geändert werden würde. Durch die Herabsetzung des Wahlcensus in den Städten hoffen unsere Radikalen ihren Einfluß auf die Wahlen selbst bedeutend zu vermehren, indem sie mit den niedrigen Mitteln der Bestechung der Wähler, Verläumdung und Verunglimpfung der katholischen Candidaten, Mittel, die sie, wie ich Ihnen in meinem zweiten Briefe auseinandersetzte, überall angewendet haben, leichter bei den niedern Klassen der Städtebewohner Eingang zu finden wähnen, als bei den wohlhabenderen Klassen der Landbewohner, die sich in der Regel durch gesunden, einfachen Verstand, und vor Allem durch festes Anhängen an der Religion auszeichnen. Der Radikalismus aber hat keinen ärgern Feind, als die Kirche und ihre Diener den Clerus, überall wo derselbe sich wie bei uns, durch strengen kirchlichen Sinn und die musterhafteste Disciplin als würdiger Bürger der Kirche bewährt. Daher denn auch der Haß aller radikalen Blätter gegen den Clerus, daher ihre Versuche, den niedern Clerus in Opposition mit dem höheren, und besonders dem Episcopate zu setzen, daher ihre Anstrengungen, Feindschaft zu stiften zwischen der Weltgeistlichkeit und den bei uns allenthalben neu aufblühenden, und die schönsten Früchte eines frommen, heiligen Lebens, eines regen Eifers im Unterricht der Jugend, Pflege der Kranken, Unterstützung der Armen und Waisen, Bekehrung der Sünder, Hülfe der Gefangenen, tragenden Orden aller Art; daher endlich ihr satanischer Eifer in Verbreitung irreligiöser und unmoralischer Lehren und Schriften.

Der reformatorische Eifer unserer Radikalen beschränkt sich aber nicht blos auf die Bestimmungen des Wahlgesetzes hinsichtlich der Wähler, sie greifen auch, wie ich Ihnen in meinem letzten Briefe sagte, die Organisation des Senates an, da derselbe ihnen ein unüberwindliches Hinderniß, ihre zerstörenden Pläne durchzusetzen, darbietet. Die

---

Namur.	Distrikt Namur	— 3 Deputirte	— 1 Senator
	„ Philippeville	— 1 „	— „
	„ Dinant	— 1 „	— 1 „

Die Distrikte Namur und Philippeville wählen abwechselnd einen Senator mehr.

In den beiden Provinzen Limburg und Luxemburg ist die neue Wahldistriktsvertheilung, die durch die Abtretung eines Theiles dieser Provinzen an Holland nöthig geworden, noch nicht genau bestimmt.

radikalen Journale, die ihr Losungswort jetzt immer von Herrn Devaux und seiner rationalen Revue erhalten, haben nicht ermangelt, dessen Angriffe gegen den Senat zu wiederholen und weiter auszudehnen: sie bezeichnen die Addresse des Senats an den König als einen revolutionären Akt! um auf diese Weise die öffentliche Meinung zu betrügen und wo möglich irre zu leiten. Nach und nach fängt man aber an, die Lügen, Verläumdungen und gehäßigen Ausfälle gegen die Katholiken und überhaupt alle Gemäßigten im Lande, nach ihrem wahren Werth zu beurtheilen. Unter den Journalen, die am heftigsten den Radikalism vertheidigen, verdienen besonders der in Brüssel erscheinende, von den Freimaurern gegründete, redigirte und erhaltene Observateur, ferner das Journal de Liège, der Eclaireur von Namur, der Moderateur von Mons, der Reveil von Gent und andere mehr obscure Blätter genannt zu werden. Diese Journale geben nicht undeutlich zu verstehen, daß es Zeit sey, an eine Reform des Senats zu denken, welche Reform in nichts anderem als einer gänzlichen Verkehrung der Principien besteht, die diesem Staatskörper zur Grundlage dienen. In meinem letzten Briefe setzte ich Ihnen die eigentliche politische Bedeutung des Senats auseinander, der bestimmt ist, erstens: um in näherer und entschiedenerer Weise die großen materiellen Interessen des Landes, in Bezug auf Grundbesitz und Ackerbau, Handel und Industrie zu repräsentiren, indem seine Mitglieder nur unter den reichen und angeseheneren Grundbesitzern, Fabrikanten und Kaufleuten gewählt werden können *); zweitens um die in der Deputirtenkammer gefaßten Beschlüsse oder gegebenen Gesetze einer nachmaligen Revision zu unterwerfen, und den vielleicht zu großen Eifer der jüngeren Deputirten zu mäßigen, weshalb ein Alter von vierzig Jahren zur Wählbarkeit für den Senat erfordert wird; endlich drittens, um als Mitglied zwischen dem König und der Deputirtenkammer zu stehen, und durch seinen Beitritt den Entscheidungen der Krone sowohl, wie der Deputirtenkammer, im Falle eines Conflicts, ein größeres Ansehen zu geben. Man begreift leicht, daß der Senat vor Allem zur Erhaltung der bestehenden Verfassung beiträgt, und daß unsere Radikalen ihn als ihren natürlichen Feind betrachten: die Reform oder vielmehr die Destruction unserer jetzigen Verfassung, welche die Radikalen mit allem Eifer herbeizuführen trachten, muß deshalb nothwendig auch den Senat treffen.

*) Um für den Senat wählbar zu seyn, muß man wenigstens 1000 fl. holländisch jährliche direkte Steuern bezahlen.

Wie weit der Haß unserer Radikalen gegen die Katholiken, und besonders den Clerus geht, beweisen, außer den heftigen Ausfällen gegen beide, die alle Journale dieser Parthei anfüllen, auch noch folgende Thatsachen, die sich erst kürzlich zugetragen haben. Das kleine Städtchen Huy in der Provinz Lüttich besitzt ein Gymnasium, welches aber schlechter Leitung wegen, wenig besucht und der gänzlichen Auflösung nahe war. Einige Mitglieder des städtischen Rathes beschlossen daher, dem Beispiel so vieler anderen Städte folgend, sich an den Bischof von Lüttich zu wenden und ihn zu ersuchen, die Leitung des Gymnasiums zu übernehmen, einen neuen Direktor zu ernennen, und der ganzen Anstalt eine neue Organisation zu geben. Sogleich erhob sich ein wüthendes Geschrei in allen radikalen Blättern, man wolle aus dem städtischen Gymnasium eine mönchische Anstalt machen, die alle Aufklärung verhindere, und was dergleichen Absurditäten mehr sind. Ein Theil des Stadtrathes, wenig gebildete und schlecht gesinnte Leute, ließ sich dadurch und durch die Intriguen der in der Stadt ziemlich zahlreichen Freimaurer gewinnen, die Unterhandlungen mit dem Bischofe von Lüttich wurden abgebrochen, und die Uneinigkeit im Stadtrathe wurde so groß, daß derselbe endlich die Schwäche hatte, abzudanken. Dieß hatten die Radikalen gewünscht und fingen nun ihr gewissenloses Treiben in der kleinen Stadt mit solchem Erfolge an, daß lauter radikale Kandidaten, wenn auch nur mit einer geringen Stimmenmehrheit, gewählt wurden, ja man sollte es kaum glauben, sie wählten einen abgefallenen verheiratheten Priester, der in der Stadt ansäßig ist und den bis dahin Niemand gekannt hatte, mit in den Stadtrath. Um indessen die Wahl ihrer Kandidaten durchzusetzen, hatten sie allerlei Unterschleife begangen und mehrere Personen mitstimmen lassen, die kein Wahlrecht hatten, so daß ein Theil der Wahlen annulirt werden mußte. Dieser öffentliche Scandal wurde aber von allen radikalen Blättern als ein Triumph ihrer Sache gefeiert: man sieht deshalb wohl, was die innersten und wahren Gesinnungen dieser antireligiösen, revolutionären Parthei sind, die sich nothwendig die Verachtung aller Gutgesinnten zuziehen muß, und dieß sind die Leute, die von den protestantischen Blättern Deutschlands, ja selbst von der preußischen Staatszeitung als der beste, eigentliche conservative Theil der Nation hervorgehoben und mit Lobsprüchen überhäuft werden. Die Blätter dieser Farbe, zu denen auch alle orangistischen Organe gehören, sind fast die einzigen, die in Deutschland, und namentlich in Preußen gelesen werden dürfen, da die katholischen Blätter auf das strengste und unerbittlichste ausgeschlossen bleiben.

Die andere Thatsache ist nicht weniger merkwürdig, weil sie beweist, daß unsere Radikalen sich eben so wenig belehren lassen, wie ihre Meinungsgenossen in Deutschland, Frankreich, überhaupt aller Länder Europa's, daß sie trotz einer besseren Einsicht immer dieselben Lügen und Verläumdungen wiederholen, daß sie kein Mittel scheuen, sey es auch noch so schlecht, wenn es sie nur zu ihrem Zwecke führt. Die Provinz Lüttich ist unter allen Provinzen unseres Landes diejenige, wo die Freimaurerei, der Radikalism und der alte Voltairianism die meisten Anhänger zählen, die Stadt Lüttich besonders ist der Sitz einer unwissenden, oberflächlichen, in der schlechten französischen Schule des vorigen Jahrhunderts gebildeten Parthei, die nicht einmal so weit mit dem Zeitgeiste fortgeschritten ist, daß sie sich von den abgeschmackten, längst widerlegten und selbst von den Ungläubigen unserer Tage aufgegebenen Principien losgemacht hätte. Die dieser Parthei angehörigen Journale bieten fast täglich Beweise dieser oft ins Lächerliche gehenden Unwissenheit. Die Frechheit indessen, mit der dieselben auftreten, die Zügellosigkeit ihrer Reden, welche der ihrer Handlungen gleichkommt, üben leider noch einen gewissen Einfluß in der Provinz Lüttich aus, und schüchtern oft die Gutgesinnten ein, die sich scheuen, von diesen Journalen mißhandelt zu werden. Ein Beweis davon ist das selbst von den Radikalen eingestandene Factum, daß in den Provinzialstaaten sowohl, wie in vielen Communalräthen schlechte, gegen die Religion gemachte Vorschläge verworfen werden, wenn die Abstimmung geheim geschieht, dagegen oft eine bedeutende Stimmenmehrheit erhalten, wenn jedes Mitglied laut seine Stimme geben muß. Daher denn auch die Radikalen immer darauf dringen, daß über solche Vorschläge laut abgestimmt wird. In der jährlichen Versammlung der Provinzialstände, die im vorigen Monate statt fand, machte ein Theil der radikalen Mitglieder den Vorschlag, eine Adresse an die Deputirtenkammer gegen das Gesuch der katholischen Universität, Civil-Person (personne civile) zu werden, zu votiren. Ich will unter den lächerlichen Gründen, auf die sich dieser Vorschlag stützte und die eine sehr geringe Vorstellung von den Kenntnissen der Männer geben, die sich nicht scheuten, ihre Unterschriften dazu zu geben, nur einige hervorheben. „In Betracht", heißt es erstens, „daß das Gesuch der katholischen Universität den allgemeinen Interessen des Landes, und vor allem dem Ackerbau, der Industrie und dem öffentlichen Schatze schädlich ist rc." Sollte man nicht meinen, die katholische Universität werde alle liegenden Gründe, die sie als Civilperson besitzen könnte, brach liegen lassen, oder die daraus gezogenen Revenuen unbenutzt aufhäufen oder

etwa dem Staate die Steuern davon verweigern? Und doch war in dem Gesuche der Universität das zu besitzende Vermögen in liegenden Gründen auf eine jährliche Revenue von 150,000 Franken beschränkt. Ferner sollte der Staat durch eine jährliche außerordentliche Abgabe von vier Procent von diesen Revenuen für die Ausfälle der Successionen und Verkäufe entschädigt werden, so daß der öffentliche Schatz anstatt einer ungewissen Einnahme eine sichere jährliche Steuer zöge, die jene Ausfälle reichlich ersetzen. „In Betracht", heißt es ferner, „daß ein solches übertriebenes Vorrecht! die Universität Löwen über das Gesetz stellte und den Ruin der Staats-Universitäten, namentlich der von Lüttich herbeiführen müsse und werde ꝛc." Wiederum sollte man glauben, daß durch Bewilligung dieses Gesuchs, die anderen Universitäten beeinträchtigt würden, und doch hat es keinen andern Zweck, als die Existenz der katholischen Universität zu begründen: die Radikalen gestehen somit, daß die bloße Existenz dieser Anstalt den anderen gefahrbringend ist. „In Betracht" heißt es endlich, „daß das Vorrecht, welches der belgische Episcopat verlangt, der Staatsgewalt selbst Gefahr droht, da dieselbe eines Tages von denen absorbirt werden könnte, denen sie eine zu große Macht einräumt"!! Risum teneatis amici! ist wohl die einzige Antwort auf einen solchen absurden Grund. Der Rapport, den Herr Deveux, einer der Mitglieder der Provinzialstände, über diesen Vorschlag machte, ist wo möglich noch lächerlicher, als der Vorschlag selbst; voll von Lügen und den immer wiederholten Floskeln des Fortschrittes der Aufklärung und der Civilisation, hat Herr Deveux mehrere falsche historische Beweise citirt, wie denn den aufgeklärten Herren auch jede elementare Kenntniß der Geschichte gänzlich abgeht. Die ganze Rede, oder vielmehr das ganze Gerede ist nichts als eine etwas erweiterte Auslegung des Vorschlags. Auch muß ich zur Ehre unserer anderen Provinzialstände sagen, daß dieser Vorschlag nirgends Anklang gefunden, obschon derselbe von einer ziemlich bedeutenden Majorität angenommen wurde. Ex ungue leonem sagt das alte Sprichwort; aus diesen einzelnen Thatsachen lernt man am besten die Tendenzen der radikalen Parthei kennen: sie verläugnet ihren antikatholischen Charakter nirgend.

Den 15. August.

XXXVII.

Churfürst Maximilians I. von Bayern Universitäts-Jahre.

(Fragment aus einem noch ungedruckten Werke.)

Maximilians wissenschaftliche Ausbildung machte so sichtliche Fortschritte, daß er nach zurückgelegtem vierzehnten Lebensjahre für geeignet befunden wurde, die Universität zu beziehen. Es war im Oktober 1587, daß er zu Ingolstadt anlangte. Der bisherige Hofmeister Wilhelm Schlüderer begleitete ihn dahin; nachdem derselbe aber bald darauf zu seinem früheren Herrn nach Speyer zurückkehren mußte, ward seine Stelle durch den Freiherrn Philipp von Laubenberg ersetzt.

Die ganze Hochschule empfing den erstgebornen Sohn ihres Landesfürsten mit großer Feierlichkeit. Bei der am Tage des heiligen Lucas vorgenommenen Rectorswahl, ward er gebeten, diese Würde zu übernehmen, welche Ehre er aber auf ausdrücklichen Befehl seines Vaters ablehnen mußte. Er besuchte einige öffentliche Vorlesungen, und studierte außerdem zu Hause sehr fleißig unter der Leitung mehrerer Lehrer. Später sah Herzog Wilhelm die Nothwendigkeit ein, den Unterricht Maximilians einem geschickten Rechtsgelehrten anzuvertrauen. Er wählte hiezu den Doktor Joh. Bapt. Fickler [1]), welcher — was in jenen Zeiten der Religions-Wirren besonderen Werth hatte, — in der Theologie nicht minder bewandert war, als in der Jurisprudenz.

1) Fickler war im Jahre 1533 zu Backnang im Würtembergischen geboren, und verdankte seine gelehrte Bildung der Ingolstädter Hochschule.

Er war bisher in erzbischöflich salzburgischen Diensten gewesen, und hatte namentlich auf dem Concilium zu Trident, und dann bei den Verhandlungen über die bayerischen Concordate sehr ersprießliche Dienste geleistet. Nachdem seine Entlassung aus dem bisherigen Dienstverhältnisse bewirkt worden, begann er im Januar 1589 seinen erlauchten Schüler in die Anfangsgründe der Rechtswissenschaften einzuweihen, indem er ihm Vorlesungen über die Institutionen hielt. Auch las er mit ihm mehrere Klassiker — Cicero, Tacitus, Xenophon. Hiebei fehlte es nicht an Gelegenheit zu lehrreichen Mittheilungen und Nutzanwendungen auf dem Gebiete der Politik, in welchem Fickler so viele Jahre besonders zum Heile der katholischen Sache nützlich gewirkt hatte. Zur Uebung in den fremden Sprachen, vorzüglich der französischen und italienischer war ein Italiener Namens Astor Leoncelli dem Prinzen beigegeben worden. Er ward später Maximilians Oberststallmeister.

Den Unterricht in den militärischen Wissenschaften zu ertheilen, wurde Carl Detti, ein berühmter Ingenieur jener Zeit, nach Ingolstadt berufen; leider war er so kränklich, daß Maximilian diesen Unterricht nur sehr spärlich genoß.

Die Briefe, welche Maximilian von der hohen Schule aus an die Eltern schrieb, sind noch verhanden, und bieten uns viele interessante Einzelnheiten [2]).

Der Prinz versäumt darin niemals, über den Fortgang seiner Studien Rechenschaft zu geben, weil er weiß, daß hieran dem Vater am meisten gelegen ist. „Ich werde die Hoffnung, die E. F. Gn. von mir hegen, nicht täuschen", schreibt er den 28. Januar 1588. Und den 24. Mai dess. Jahres bittet er, Vater und Mutter möchten ihm ein Paar gemalte Täfelein schicken, weil er sich gerne „ein schönes Studierstübel" einrichten möchte [3]). Was aber an diesen Brie-

2) Die Mehrzahl derselben hat Freiherr von Freyberg im IV. Bande seiner Sammlung histor. Schriften abdrucken lassen.

3) Den 14. Januar 1589 schrieben die beiden jüngeren Prinzen an

fen am meisten erfreut, ist der dem jugendlichen Herzen bereits tief eingewurzelte religiöse Sinn, der sich darin ausspricht. Uebrigens sind sie meistens ganz kurz; Maximilian war schon in seiner Jugend kein Freund überflüßiger Worte.

Bei Vorlesung der Institutionen nahm Fickler auch stets auf das bayerische Landrecht Rücksicht [4]).

Maximilian ließ sich dieses Studium so angelegen seyn, daß er in Bälde an den öffentlichen Disputationen Theil nehmen konnte, wobei ihm die erworbene Gewandtheit im lateinischen Ausdrucke trefflich zu Statten kam.

Fickler war kein Hofmann, sondern ein ehrlicher deutscher Stubengelehter. Wir dürfen also die Lobsprüche, die er seinem Zöglinge ertheilt, unbedenklich wiederholen. „E. F. Gn. geliebtester Sohn“ schreibt er den 9. Sept. 1589 an Herzog Wilhelm — „schreitet, wie jedermann hier weiß, glücklich fort an Verstand, im Studiren und in allem Guten, wozu er durch einen gewissen innern Antrieb und seine natürlichen guten Anlagen, oder damit ich mich richtiger ausdrücke, durch die göttliche Gnade, welche in ihm besonders sichtbar wirkt, für sich selbst geneigt ist; — wie er mir denn bisher bei allem Unterrichte unverdrüßlichen Gehorsam leistet, und die von

---

ihre Mutter: „Der Maximilian hat vnß sein studierstibel gezaigt, welliches unß gar wol gefelt, vnd gepuzt ist mit Statuen vnd schenen pildern; vnd wollen vnß auch befleißen, das wie er solliches thuet zu weltlichen Dingen, wir solliches mögen thunn zu unsern Althar vnd andern geistlichen sachen.

4) „Librum I. Institutionum haben wir heut, Gott lob, absolviret. Jezt Montag, wills Gott, wollen wir anfahen: II. librum, vnd was wir bisher in libro I. gelernet, die wochen hinein repetiren, quamvis titulos finitos singillatim repetere tractamus. Damit sein Gn. die materias desto besser zu Gedächtniß bringen. Was sich in E. F. Gn. bayerischen Landsordnung ad propositum findet, das applicier ich ad nostras lectiones juridicas. Bei neben explicire Ich Jr auch die regulas juris civilis, quas mandat memoriae“. Schreiben Ficklers vom 9. Sept. 1589.

E. F. Gn. vorgeschriebenen Anspornungen, Befehle und Ermahnungen bis jetzt, durchaus unnöthig gewesen sind. Ich kann E. F. Gn. mit Wahrheit bezeugen, daß er nach genossener Recreation stets mit erneuerter Lust zum Studieren zurückkehrt, und daß ich über das alles keine Untugend, keinen verborgenen Fehler an ihm bemerken kann. Sein Geist ist zur Frömmigkeit und zu jeder Heldentugend geneigt; in seiner keuschen Seele findet kein unreiner Gedanke Raum; überdieß ist er so ernsthaft und gesetzt, daß er an leichtsinnigen Menschen und Spaßmachern keinen Gefallen hat" [5]).

Die liebste Erholung bot ihm die Jagd. Es mag daher allerdings eine große Freude gewesen seyn, als der in Neuburg (drei Meilen von Ingolstadt) residirende Pfalzgraf Philipp Ludwig ihn nebst den Brüdern — welche ebenfalls der Studien wegen sich in Ingolstadt aufhielten — auf sein Jagdschloß Grünau einlud. Adlzreitter erzählt, des Pfalzgrafen ältester Sohn Wolfgang Wilhelm habe die bayerischen Prinzen mit einer zierlichen lateinischen Rede empfangen, welche Herzog Maximilian sogleich aus dem Stegreife beantwortet, und zwar

5) „Vnd das ich vber das alles kein vntugent oder verborgene vitia an Jme, sonder vielmer animum ad omnem pietatem et virtutem heroicam inclinatum gespürt, tum etiam quod mentem gerit castissimam et ab omni labe impudicitiae prorsus puram et immaculatam: Insuper tali gravitate praeditus, ut ne aspectu quidem levium et scurilium hominum, nedum eorum consuetudine gaudeat, et verba impudica quam maxime abhorreat. Quae bona omnia ascribenda sunt amori et timori filiali, quem erga Deum et pietatem habet, unde in illum haec beneficia Dei tanquam antidota et remunerationes redundant. Plura de his jam non scribam, ne mihi adulationis aliqua suspicio suboriatur, dum Serenitati tuae ipsissimam veritatem testari studeo: neque aliud a Deo magis expecto, quam ut huic serenitatis tuae filio eam mentem, quam ei indidit, sua bonitate divina conservet: sic enim confido fore quod res publica optimum Principem sit habitura".

in so gutem Latein, daß ein Professor der Beredsamkeit sich nicht besser hätte aus der Sache ziehen können. Hören wir den Bericht, welchen Maximilian selbst über diesen abstattet: „Als wir auf eine Viertelmeile an das Schloß gekommen, ist uns der Pfalzgraf sammt zweien seiner Söhne entgegengeritten, hat uns bewillkommt, und dann in das Schloß geführt wo seine Gemahlin uns an der Stiege empfangen. Bei dem Essen haben wir vorsitzen müssen; dann hat man gejagt, und vier oder fünf Hirsche gefangen. Den andern Tag haben wir die Meße in unserm Zimmer gehört, welche Pater Gregor gelesen. Nach dem Essen hat man zwei Jagden gehalten, u. s. w. Der Pfalzgraf hat mich gebeten, ich soll ihn sammt Gemahlinn und Söhnen E. F. Gn. in bester Form empfehlen. In Reden und Conversation ist er gar bescheidentlich gewesen, und von Religionssachen nichts sich merken lassen; was er mit uns geredet, ist gemeiniglich von Jagen oder von neuen Zeitungen gewesen. Pater Gregor hat dem Prädikanten, welcher ein Doctor der Theologie seyn will, wohl eingeschenkt und ihn dahin getrieben: daß er ihm nichts mehr hat antworten können“ 6).

Auch bei den andern Ausflügen, welche Maximilian in

6) Aus Maximilians Briefen geht hervor, daß er während seiner Universitäts=Jahre nur dieses eine Mal, und zwar in Gesellschaft seiner Brüder den neuburgischen Hof besuchte. Von einem zweiten Besuche war die Rede; er ward aber nicht ausgeführt. Ein Bericht Ficklers vom 2. September 1590 sagt, der pfalz=neuburgische Hofmeister habe geäußert, daß sein Herr gesinnt sey, den Erzherzog mit den bayerischen Prinzen einzuladen. „Aber ich vermerke „das H. Maximilian wenig Lust dazue hat“. Dennoch stellt Wolf die Sache dar, als wenn Maximilians Besuche an diesem lutherischen Hofe sehr häufig gewesen wären, und er mit Vorliebe daselbst verweilt hätte. Dergleichen Ungenauigkeiten finden sich in dem Werke Wolfs in großer Zahl, wir würden zu viel Raum verlieren, wenn wir sie alle rügen wollten. Nur wo er sich absichtliche Entstellungen erlaubt, werden wir nicht umhin können, dieselben nach den Original Akten zu berichtigen.

demselben Sommer machte, nach Eichstädt, wo er den Fürstbischof besuchte, und nach Biburg, wo er von den Jesuiten trefflich bewirthet wurde, durfte das Vergnügen der Jagd [7]) nicht fehlen. Es scheint indessen, daß Herzog Wilhelm kein großes Gefallen an der zunehmenden Jagdlust des Sohnes fand. Wenigstens dürfte in diese Zeit die geschärfte Weisung gehören, welche er eigenhändig für den Hofmeister von Laubenberg aufsetzte [8]), und worin er demselben besonders auftrug, er solle dem Prinzen „zu dem Weidwerk, Schießen, und dergleichen äußerlichen Sachen, wozu er ohne das große Lust habe, nicht noch begieriger machen, noch Andern solches gestatten; — so höre er auch, daß das Haus bisweilen voller Hunde und Vögel, was für den Studenten nicht schicklich, und daher abzustellen sei".

Die große Strenge, welche in dieser neuen Instruktion anbefohlen wird, erscheint im ersten Augenblicke wehthuend, besonders bei einem Prinzen, über dessen Wohlverhalten und wissenschaftlichen Eifer nie eine Klage geführt werden konnte. Allein wenn wir bedenken, daß Herzog Wilhelm ein sehr kluger und einsichtsvoller Fürst, und dabei seinen Kindern, wenn auch ein strenger, doch stets ein sehr liebreicher Vater war, so müssen wir wohl annehmen, daß er seine guten Gründe zu diesem Verfahren hatte. Auf die Ausbildung jener nachmals so bewunderten Charakter-Stärke, welche Maximilian in den schwierigsten Tagen seines Lebens nicht verließ, hatte diese Strenge sicher einen sehr heilsamen Einfluß wie denn schon der alte Prophet Jeremias sagt: Bonum est viro, cum portaverit jugum ab adolescentia sua.

In dem erwähnten „Memoriale für den von Laubenberg" rügt der Herzog vor Allem, daß seinem Sohne zu viel Frei-

7) „Da sein Gn. etwas zu schießen möcht antreffen, quod ipse in non minima recreatione ponit", schreibt Fickler den 29. August 1589.

8) „Memoriale für den von Laubenberg, Hofmeister" s. a. Fink, die geöffneten Archive, Jahrg. I, H. I.

stattet werde, und zu große Vertraulichkeit zwischen ihm und dem Hofmeister herrsche.

„Unsere redliche Meinung ist, daß unser Sohn dieser Zeit und bis auf weitere Verordnung anders nicht als wie ein Student, und nicht so fürstlich wie bisher gehalten werde. Der Hofmeister vertritt dieser Zeit unsere Person: unser Sohn soll billigen Respect vor ihm tragen, und nicht wie sein Gesell seyn. Alle Befehle sollen nur von dem Hofmeister ausgehen, welchem Maximilian eben sowohl wie alles Gesinde untergeben ist. Er soll unsern Sohn zu den Studien anhalten, ihn auch oft daran erinnern, was wir selbst mit ihm Maximilian deßhalb geredet und ihm auferlegt haben; denn ich will gänzlich haben, daß er nicht allein so oben hin studiere, sondern auch gelehrt werde, welches wohl seyn kann, wenn er das Seinige dabei thun will".

„Er soll ihm nicht alles, was er begehrt, zulassen, wenn es auch erlaubtes wäre, sondern ihm manchmal auch ohne Ursache das eine oder das andere verweigern oder abschlagen, damit er also auch bisweilen seine Mortificationen habe, und sich daran gewöhne, dieweil es ihm gar nutz sein wird". Herzog Wilhelm wollte auch die geringsten Fehler an dem Sohne nicht geduldet wissen. Er hatte die außerordentlichen Anlagen desselben erkannt, und hielt es für Vaterpflicht, von Seite der Erziehung nichts zu versäumen, was zur möglichsten Vollkommenheit seiner körperlichen sowohl, als seiner moralischen und intellectuellen Ausbildung beitragen konnte. Die dem Hofmeister gegebenen Vorschriften ließen daher nichts unberücksichtigt, und erstreckten sich bis auf scheinbar unbedeutende Aeußerlichkeiten. So ward ihm unter anderm aufgetragen, dahin zu sehen, „daß der Prinz nicht so geschwind rede, oder gleichsam anstoße, sondern daß er besser auf sich merke, — daß er aufrecht, mit geraden Schenkeln, und tapfer, aber doch nicht hoffärtig einhergehe, — daß er seine Sachen mit mehr Geduld thue, und nicht so jähzornig sey, wenn er etwas haben wolle, — daß er stets oder doch

die meiste Zeit, lateinisch, italienisch oder französisch rede, wie auch seine Umgebungen mit oder vor ihm nur diese Sprache gebrauchen sollten" u. dgl.

Ein erneutes Interesse gewann Maximilians Aufenthalt zu Ingolstadt, als sein leiblicher Vetter, Erzherzog Ferdinand von Grätz, diese Hochschule bezog. Es war zu Anfang des Jahres 1590, daß die Aeltern dieses Prinzen auf wiederholtes Anrathen Herzog Wilhelms ihn dahin sandten. „Da du des Ferdinands mit Verlangen erwartest", schrieb die Erzherzogin Maria den 5. Februar aus Grätz, „so hoffe ich zu Gott, er sey nun schon angekommen, und hoffe auch, er werde sich nach deinem Gefallen verhalten; thut er es nicht, so bitte ich dich um Gottes willen, übersieh ihm nichts; denn er ist furchtsam, wenn er den Ernst wird sehen, wird er folgen. Ich bitte dich auch, laß mich wissen, wie dich gedünkt, daß er ist, und was du für ein Herz zu ihm hast; schreib mir aber die rechte Wahrheit und nichts zu Liebe, und laß mich auch wissen, wie dir sein Hofmeister gefällt; mich gedünkt er ein gar feiner Mann zu seyn, gar sorgfältig und fleißig. Auch wie dir der Präceptor gefällt; ist ein guter Mann. Ich befehle dir halt Herrn und Diener insonderheit".

Der Erzherzog war damals in seinem zwölften Jahre. Er hatte ein Gefolge von mehr als vierzig Personen bei sich; der Hofmeister, Balthasar Freiherr von Schrottenbach, war angewiesen, sich in allem nach den Verhaltungsbefehlen zu richten, welche ihm Herzog Wilhelm ertheilen würde. Gegen Ende des Januars langte der Erzherzog zu München an, und setzte dann, in Begleitung des Prinzen Maximilian, seine Reise nach Ingolstadt fort. Man wird nicht ohne Interesse das folgende Schreiben des Erzherzogs Carl an Herzog Wilhelm lesen, welches nähere Nachrichten hierüber enthält.

„Ich habe aus E. L. Schreiben verstanden, daß mein Sohn Ferdinand bei Ihnen wohl angekommen ist, und daß Sie ihn gern gesehen haben, dessen ich mich gegen dieselben zum höchsten bedanke. So habe ich vom Hofmeister vernommen, was

E. L. mit ihm geredet haben, daraus ich dann abnehme, wie treulich Sie es mit unserm Ferdinand meinen, der gerade sowohl E. L. als mein Sohn ist; und bitte ich, Sie wollen alles mit ihm nach Ihrem Willen ordnen, da ich wohl weiß, daß Sie nichts Unrechtes ordnen werden; wie ich denn auch dem Hofmeister befohlen habe, daß er allem dem, was ihm E. L. auferlegen werden, nachkommen soll. Ich bedanke mich auch, daß Sie Ihren Sohn, den Maximilian, mit meinem Ferdinand gen Ingolstadt haben ziehen lassen, welches viel zu viel ist; wo ich auch solches wiederum um E. L. und die Ihrigen werde verdienen können, bitte ich, Sie wollen meiner nicht sparen, denn Sie sollen mich jederzeit willig befinden. Ich will auch meinen Ferdinand dahin halten, daß er alle ihm geleistete Wohlthaten um E. L. und alle die Ihrigen wiederum möge verdienen. Auch habe ich ihm befohlen, daß er Ihnen in Allem Gehorsam leiste; thut er es nicht, so strafen ihn E. L. nur flugs, worum ich bitte“ u. s. w.

Ungeachtet der Verschiedenheit des Alters — Maximilian war jetzt beinahe siebenzehn Jahre alt — bildete sich zwischen beiden Prinzen ein Verhältniß der vertraulichsten Freundschaft; welches auch später alle Wirren der Politik überdauert hat. Die beiden Charaktere boten viele Berührungspunkte. Ferdinand hatte zwar nicht die glänzenden Geistesgaben seines Vetters, aber dieselbe Lernbegierde, dieselbe ernste Gemüthsart. Hiezu kam noch, daß seine Erziehung und sein Unterricht von nun an ganz dieselbe Richtung nahm, welche bei Maximilians Ausbildung befolgt worden war. Am 10. Julius 1590 starb sein Vater, Erzherzog Karl, und Herzog Wilhelm, welcher einer der ernannten Vormünder war, ließ sich die Sorge um die Erziehung des geliebten Neffen jetzt doppelt angelegen seyn.

So lange Maximilian noch in Ingolstadt blieb, stand er seinem jungen Vetter als älterer Freund treulich zur Seite, theilte seine Erholungen mit ihm, und pflegte ihn, wenn er

krank war [9]). Der Erzherzog verweilte im Ganzen fünf Jahre zu Ingolstadt, in welchen er mit unermüdlichem Fleiße den Wissenschaften oblag [10]).

Nicht minder als sein Eifer in den Studien wird seine ausgezeichnete Frömmigkeit gerühmt. Als im Jahre 1593 die inneröſterreichischen Stände ihm ein Geschenk von tausend Ducaten zu den Fastnachts-Lustbarkeiten übersandten, verwendete er diese Summe, einen schönen Hochaltar in der Jesuitenkirche zu Ingolstadt erbauen zu lassen. Zu Ende des Jahres 1594 rief ihn seine Mutter nach Gräz zurück [11]); seine

9) Am 26. Januar 1591 schrieb er an Herzog Wilhelm: . . . „das sich der Erzherzog, Gott lob, etwas beßer als gestern auf befindet. Heut hat er in mein Beysein ein cassiam eingenommen, welches hart ist in ihn khommen; aber Ich habe ihn dennoch vberredet das ers fast alles hat eingenommen". Der Erzherzog war von den Varioliden befallen worden. Fickler schreibt darüber (28. Januar) an die Herzoge Philipp und Ferdinand: „Archidux ipse hisce proximis diebus in gravissimam et satis periculosam febrim incidit, qua vehementer afflictus est; eam tamen postea mitigatam morbus variolorum, juvenibus infestus, subsecutus est".

10) Vgl. H. A. *Chlingensberg*, memoria sereniss. ducum et principium, qui E. B. Universitatem Ingolstadianam studiorum causa illustrarunt. Ingolst. 1719. 4.

11) In diesem Herbste führten die Studierenden der Universität eine Tragödie vor ihm auf, welche den Märtyr-Tod der Königin Maria Stuart darstellte. Auch Herzog Maximilian kam zu dieser Vorstellung nach Ingolstadt. Daß die Königin Elisabeth, welche damals noch regierte, nicht in sehr vortheilhaftem Lichte darin auftrat, läßt sich leicht denken. Man sieht, die Politik war in jenen Tagen noch nicht so ängstlich wie jetzt. Hätte man es zu Napoleons Zeiten wohl irgendwo gewagt, den Tod des Herzogs von Enghien auf die Bühne zu bringen? — Uebrigens hatte zu Ingolstadt schon im Jahre 1588 der gelehrte Engländer Robert Turner (welcher, durch Elisabeths Grausamkeit aus seinem Vaterlande vertrieben, an der bayerischen Hochschule eine Zufluchtsstätte gefunden) eine Schrift zur Vertheidigung der unglücklichen Königin von Schottland drucken lassen.

Abreise verzögerte sich aber bis in den Februar des folgenden Jahres. Zu dieser Zeit hatte Herzog Maximilian schon längst die Hochschule verlassen. Bereits am 3. April 1591 war er den Befehlen seines Vaters zufolge nach München zurückgekehrt.

Es giebt Viele, welche über Maximilians Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung den Inbegriff alles Tadels dadurch auszusprechen wähnen, daß sie den Prinzen einen Zögling der Jesuiten nennen. Wir haben aber gesehen, daß sein Hauptlehrer kein Mitglied der Gesellschaft war. Die Vorlesungen, die er öffentlich hörte, nämlich Ethik — wie man damals die Moralphilosophie in aristotelischer Manier nannte — und Mathematik wurden allerdings von Jesuiten gehalten; auch wurden die Rectoren der Collegien zu München und Ingolstadt über die für die Prinzen entworfenen Erziehungsplane häufig zu Rathe gezogen. Dieß lag in der Natur der Dinge, da die Herzoge Albrecht und Wilhelm nun einmal, und zwar aus guten Gründen, die Leitung alles gelehrten Unterrichtes im Lande dem berühmten Orden anvertraut hatten. Soll aber Maximilian durchaus als ein Zögling der Jesuiten gelten, so haben diese wahrlich nur Ursache, sich dessen zu rühmen, und es wäre zu wünschen, ihre Gegner hätten viele so gelungene Erziehungen aufzuweisen [12]).

12) P. Ph. Wolf, welcher bei jeder Gelegenheit seinem Haße gegen die Gesellschaft Jesu Luft zu machen sucht, ist in der Geschichte dieses Ordens, trotz eines bändereichen Werkes, welches er darüber geschrieben, so wenig bewandert, daß er den berühmten Peter Canisius während Maximilians Studienjahren zu Ingolstadt als Rector des dortigen Collegiums anführt. Es ist bekannt, daß Canisius schon gegen Ende des Jahres 1580 nach Freiburg in der Schweiz kam, und daselbst bis zu seinem Tode (1597) verblieb. Rector des Ingolstadter Collegiums war von 1575 bis 1589 P. Johann Rabenstein, und von 1589 bis 1597 P. Richard Haller.

XXXVIII.

Literatur.

Gedichte eines Lebendigen. Mit einer Dedication an einen Verstorbenen. Zürich und Winterthur. 1841. (Von Georg Herweg.)

In der Nro. 210 der Augsb. Allgem. Zeitung vom 29. Julius d. J. lasen wir in einer Anzeige dieser Gedichte die Versicherung, daß „deren große Mehrzahl wohl zu den frischesten und gesundesten Jugendstimmen gehört, die seit längerer Zeit in deutschen Tönen erklungen sind — ein wahres Labsal in diesen Tagen, wo man, seitdem die Sprache für den Poeten dichtet und denkt, mit gereimtem Mittelgut bis zum Ekel überschwemmt wird". — Diesem Ausspruche waren einige Proben beigefügt, die, mit den gegenwärtigen Zeitmelodieen wohl zusammenklingend, als eine schickliche Einladung zu näherer Orientirung gelten mochten, ohne es gerade auf dem Markte auszuschreien, worin eigentlich das wahre Labsal zu suchen und zu finden sey. Weil uns aber die Natur und Oertlichkeit des gelobten Landes, wohin die meisten religiösen, philosophischen, naturwissenschaftlichen und ästhetischen Lucubrationen in den Beilagen des genannten Journals gravitiren, bereits wohl bekannt sind: so durften wir von einem so herzinnigen Zeugnisse von Sympathie etwas Ergiebiges erwarten, und wurden auch keineswegs getäuscht. Der Lebendige — wir sind befugt, uns hier mit ihm zu beschäftigen, da Versification und Reim kein freies Geleite auf religiösem und politischem Gebiete verleihen können — ist ein wilder, eifernder Musensohn mit etwas derben Gliedmaßen und Manieren, dem Gott eine volle, kräftige Stimme geschenkt hat, die er denn auch mit großer Aufrichtigkeit anbetend und fluchend, jubelnd und klagend, durch die Welt erschallen läßt. Eigentlich ist es aber nur ein gereimtes Blindekuhspiel; er hat sich eine dicke Binde von trotziger Eitelkeit und aufrührischem Hochmuth um die Augen gewunden, und wie er in selbsttrunkener Blendung schwindelnd umhertappt, gilt ihm Schwarz für Weiß,

der Teufel für Gott. Was aber unter solchen Umständen in Kopf und Herz spucken und laut werden kann, ist leicht zu errathen und auch seit längerer Zeit zum stehenden Thema endloser Variationen geworden. Gewöhnlich theilen sich aber unsere neuesten Poeten in der Arbeit; so daß der eine vorzüglich jene Sorte von Versen liefert, die in ihrer modernen Fassung zuerst auf der Oppositionsbank einer deutschen Ständeversammlung auf die Welt gekommen und allmählig in die rothe Mütze hinübergeschlüpft sind, und von welchen Goethe sagt, daß der schlechte Politiker den guten Poeten bald aufzehren werde; der andere pantheistische Hymnen, in welchen sich die Blöße des jungen Deutschlands mit den reichen Abfällen des alten Indiens zu bedecken pflegt; ein dritter die üblichen Trutzreime gegen die katholische Kirche und ein vierter endlich die pure, nackte Apotheose des Antichrists. Unser Lebendiger dagegen hat alle diese Blumen zu einem Kranze vereinigt, und das Band, das sie zusammenhält, ist der Text des neuen Evangeliums: nur in den Jungen ist Heil!

Freilich wird diese Universalität und Einrichtung dahin führen, daß bei gar vielen Lesern dieser Gedichte, die an dem einen oder andern dieser Artikel Geschmack haben, die anfängliche brüderliche Uebereinstimmung und Lust nach und nach in ein beträchtliches Mißbehagen und Aergerniß umschlägt. So wird ein zahlreiches Publikum ohne Zweifel in stürmisches Entzücken gerathen, wenn es auf Seite 116 liest:

Gegen Rom.

„Noch einen Fluch schlepp ich herbei,
Fluch über dich, o Petri Sohn!
Fluch über deine Klerisei!
Fluch über deinen Sündenthron!
Nur Gift und Galle war, o Papst!
Was du vom Pol bis zu den Tropen
Der Welt mit deinem Scepter gabst,
Mit deinem Scepter von Ysopen.
Doch spreitz' dich nicht, du stolzes Rom,
Dir ist ein baldig Ziel gesetzt;
Du bist ein längst versiegter Strom,
Der keines Kindes Mund mehr letzt;
Du bist ein tiefgefallnes Land,
Du bist das auferstandene Babel,
Der Trug ist deine rechte Hand,
Dein Schwert das Märchen in der Fabel. — — —
Du Autokrat im Höllenpfuhl,
Empfange noch mein letztes Zeter.

Du Herrscher auf St. Petri Stuhl,
Fürwahr du gleichest jenem Peter,
Dem keine Glut ins Antlitz flammt,
Wenn man ob Göttern hält Gericht,
Der, wenn sie zum Kreuz verdammt,
Noch ruft: ich kenn' den Menschen nicht! — — —
Du bist kein Fels, wie Petrus war,
Du bist nur feig und schwach wie er;
Du wirst erliegen, Lügenhirt,
Empören werden sich die Denker,
Das Brausen des Jahrhunderts wird
Zertrümmern seine letzten Henker"!

Wir nehmen gerne an, daß bei diesen vierfüßigen Gedanken und Reimen selbst manche schulgerechte Logiker, Pietisten und Diplomaten, weil Meinung und Absicht in der Hauptsache so lobenswerth erscheint, ihr kritisches Gelüsten bemeistern, und zu der plumpen Roheit und Tollheit wenigstens ein Aug zudrücken mögen. Allein auf der S. 105 wird es ihnen bei der Verklärung Huttens:

„Ufnau! hier modert unser Heiland,
Für's deutsche Volk ans Kreuz geschlagen;
Ein deutsches Mekka wär' dies Eiland,
Hätt' ihn kein deutsches Weib getragen.
Der Hutten ist's, und ihn erkür ich
Zu meines Herzens ersten Helden;
Mein Weltmeer sey dein See, o Zürich!
Von sein Mähren laß mich melden".

schon unheimlich werden, weil es allzubekannt ist, an welches französische Kreuz sich dieser deutsche Heiland geschlagen hat; weswegen eine Begeisterung, die ihn als des Herzens ersten Helden und den Züricher See als das Weltmeer anerkennt, eben so wenig mit pietistischer Zucht und correctem Royalismus als mit polizeilichem Anstande verträglich ist. Dies Gefühl wird sich aber bei den aristokratischen und demokratischen Frommen zur Bitterkeit steigern, wenn sie S. 136 die offene Beleidigung hinnehmen müssen:

„Doch haß ich das Gemüth der Pietisten,
Das frech getreten aus des Anstands Schranken,
Uns möcht' die reinsten, himmlischen Gedanken
Mit seinen Nebelworten überlisten".

Wird die evangelische Kirchenzeitung mit ihren sämmtlichen Filialinstituten, werden die Staatspädagogen und berufenen Arbeiter in geistlichen Angelegenheiten ihre Freude über das peinliche Halsgericht, wo-

mit der Lebendige alles Ultramontane bedroht, noch ungetrübt empfinden, wenn sie die argen Worte lesen:

„Wir sind nur Kinder, die mit Widerstreben
Gleich Tropfen von dem Meer sich losgemacht,
Und die vom Tode werden heimgebracht,
Und liebend an das All zurückgegeben“.
„Erwärm' den Geist am selbst geschaffnen Licht,
Und forsche heut und forsche morgen wieder,
Senk nie zufrieden deine Augenlieder,
Ruf deinen Glauben täglich zu Gericht!“ —
„Du flammst nun wieder nach durchbrochner Schranke
In Gottes Haupt ein leuchtender Gedanke“! — —

Aber auch jene zahlreichen Scharen, die mit der Milch des Tugendbundes groß gezogen, ihre politische Mündigkeit früher auf dem Wartburger Concilium verkündigt haben; die auch jetzt mit halber Narrheit und halber Affectation der Welt versichern: das wahre Deutschthum sey, wenn nicht Odinsthum, doch wenigstens Lutherthum; germanisches und romanisches Blut verhielten sich zu einander wie Lebenswein und Schlangengift, und das echte deutsche Seyn und Leben offenbare sich eben so rein und ausschließlich im Protestantismus, wie das antinationale, romanische im Katholicismus — auch ihnen soll die Lust an dem polternden Prophetenwort gegen Rom, dieses Haupt der lateinischen, antigermanischen Kirche, gar zu bald verdorben werden. Unangenehm muß es sie schon berühren, daß ein solcher Antilateiner wie der Lebendige seinen patriotischen Ergüssen wälsche Ueberschriften gibt wie vive le roi — vive la liberté, oder vive la republique, wo er sogar in einem Gedichte „beim Alpenglühen gedichtet“ auf der Brücke des echtfranzösischen Reims die *republique* erobert:

„Auf die Felsen wollte Gott
Seine Kirche bauen;
Vor den Felsen soll dem Spott
Seiner Feinde grauen!
Zwischen hier und zwischen dort
Gibt's nur eine Brücke:
Freiheit, o du Felsenwort!
Vive la republique“!

Auch die Apotheose Beranger's und die überschwengliche Liebe in den Worten:

„Theilt heute zwischen ihm und euerm Gotte,
Theilt zwischen Gott und meinem Beranger“!

wird sie eben so wenig erbauen, als daß der Dichter in seiner elegi-

schen Zerrüttung wegen des Hinscheidens des Verfassers von Danton's Tod, Georg Buchner, S. 193 ausruft:

„Zwei Pfeiler unsrer Kirche stürzten ein;
Erst als den frei'sten Mann die Gruft empfangen,
Senkt man auch Buchner in den Todtenschrein;]
Buchner und Börne, deutsche Dioscuren".

Den härtesten Schlag, müssen sie aber von dem undankbaren, verlornen Sohne S. 24 erdulden, wo er den wieder auferstandenen, so vielfach verherrlichten Arndt also anredet:

„Deß Lied man sich erfreut in Süd und Norden,
Im Feld, am stillen Herd,
Durch euere Ruthen ist verwandelt worden
Sein Pegasus zum Steckenpferd.
Und nun, da 's Zeit, daß man sie wieder zücke
Die Flammberg' allzumal,
Nun schickt ihr uns den Alten mit der Krücke!
Alt — nicht bloß durch der Jahre Zahl!
Wohl möcht' er stehn, wie wir noch, und nicht wanken
Im heißen Pulverdampf,
Doch rufen andere Fahnen und Gedanken
Und andere Götter uns zum Kampf.
Die Sterne blassen, wenn die Sonnen funkeln,
Und Sonne ist er nicht. — — —
Allein verzeiht, ihr hohen Herrn, erleuchten
Kann er die junge Welt nicht mehr".

Zwar sind wir der Meinung, der Besungene dürfe sich mit der Qualification als Einer, deß Lied man sich erfreut in Süd und Norden, und als schöner Stern, der nur erblaßt, weil die jungen Sonnen funkeln, und andere Fahnen und Gedanken und andere Götter zum Kampfe rufen, wohl begnügen. Wahrscheinlich ist es aber, daß die Verehrer Arndts lieber in der bescheidenen Nutzanwendung der Fabel von dem Fußtritte, welchen der sterbende Löwe erlitt, ihren Trost suchen.

Auf diesem Punkte angekommen, hat der Lebendige demnach schon einen großen Theil seines sympathisirenden Gefolges verloren; doch zweifeln wir nicht, daß sich unter der Masse von Pentarchisten, zahmen Bureauliberalen, Majoratsherrn und Hofleuten noch Einige finden werden, deren Neigung und Begeisterung mit dem lieben Herrgotte nichts zu schaffen hat, und die ihm also ihren Beifall bis hieher getreulich bewahrten. Doch auch diesen soll die Stunde der Prüfung schlagen.

Wir entdecken S. 120 in der Adresse „An den König von Preußen", vorerst die grellen Worte:

„Behüt' uns vor dem Frankenkind
Und vor dem Czaren, deinem Schwager". — —

nachdem bezüglich auf den letztern schon auf S. 61 in einem Frühlingsliede der Wunsch ausgesprochen worden, daß nichts von allen mailichsüßen Gaben des Lenzes erfreuen möge:

„In ihm sein sibirisch Herz"! — —

Der Lebendige fährt dann nachsichtig fort:

„Noch soll verstummen jeder Tadel!
Fürwahr, fürwahr, du thust nicht Recht,
Wenn du ein moderndes Geschlecht,
Wenn du zu Würden hebst den Knecht;
Nur wer ein Adler, sey von Adel"! — — —

Wo aber der Dichter seine Königsadler sucht, hat er uns in seiner Todtenklage um Georg Buchner und Börne bereits mit den Worten anvertraut:

„So hat ein Purpur wieder fallen müssen!
Hast eine Krone wiederum geraubt!
Du schonst der Schlangen zwischen deinen Füßen,
Und trittst den jungen Adlern auf das Haupt" — — —

Die Verse:

„Das rathlos auseinander irrt,
Mein Volk soll dir entgegenflammen;
Steh' auf und sprich: ich bin der Hirt,
Der eine Hirt, der eine Wirth,
Und Herz und Haupt, sie sind beisammen!
Das West und Ost, das Nord und Süd,
Wir sind der vielen Worte müd;
Du weißt, wonach der Deutsche glüht —
Wirst du auch lächeln und verdammen?
Der Fischer Petrus breitet aus
Aufs neue seine falschen Netze;
Wohlan beginn mit ihm den Strauß
Damit nicht einst im deutschen Haus
Noch gelten römische Gesetze.
Bei jenem großen Friedrich, nein!
Das soll doch nun und nimmer seyn"! — — —

werden zwar, ihrer trotzigen Fassung ungeachtet, bei dem übrig gebliebenen Publikum wieder allgemeinen Anklang finden; allein die folgenden:

„Noch ist es Zeit, noch kannst du stehn
Dem hohen Ahnen an der Seite, — — —

Du bist der Stern, auf den man schaut,
Der letzte Fürst, auf den man baut;
O eil dich! ehe der Morgen graut
Sind schon die Freunde in der Weite.
Nun schweig, du ehrnes Gedicht,
Des Fürsten Mund wird bitter schmollen. — —
Gleich viel, wie er auch immer schmollt,
Ich hab gethan, was ich gesollt;
Und wer, wie ich, mit Gott gegrollt,
Darf auch mit einem König grollen".

müssen den Verdruß und Unmuth über die unmanierlichen Ausschweifungen des Lebendigen vermehren, und man wird es doppelt schmerzlich empfinden, daß man nicht ganz und ohne Gefahr mit einem Herzen zusammenwachsen kann, das in seinen Wünschen und Ermahnungen den wahren Silberblick des protestantisirenden Germanenthums, den Brennpunkt zahlloser Bestrebungen und Verhüllungen, so kühn und kräftig bezeichnet.

Wir aber finden den Lebendigen in Allem und Jeden seiner geistigen und sittlichen Konstitution entsprechend, deswegen auch in der cynischen Naivetät, womit er dem Fürsten den letzten peremtorischen Termin setzt, nur folgerecht. In den zwei Schlußversen und in manchen früher angeführten hat er sich vor aller Welt von jeder landesüblichen Courtoisie losgesagt, und sich ein Ursprungszeugniß für jede Verrücktheit und Verruchtheit ausgefertigt, die aus der gährenden Verwesung eines von Gott abgefallenen Menschengeistes aufsteigen mag. Deswegen wird wohl auch der berühmte Verstorbene das ritterliche Schwert so wenig als den gespitzten Kiel gegen ihn erheben; um so weniger, weil sich auf so geist- und anmuthreiche Xenien:

„Wohl ist er unerreichbar
Der göttliche Ulyß,
Doch du bist ihm vergleichbar
Am wenigsten gewiß" —

kaum etwas Ebenbürtiges erwidern läßt.

Nach den mitgetheilten Proben sind unsere Leser ohne Zweifel damit einverstanden, daß es nicht in der Absicht des Lebendigen lag, einem ehrlichen Katholiken auch nur das kleinste Labsal anzubieten; daß aber selbst für das übrige gemischte Publikum nur dann ein ungestörter Genuß zu gewinnen ist, wenn das Buch in einzelne Tractätlein, mit verschiedenen Dedicationen versehen, vertheilt, und so das große Labsal des Referenten in der Augsb. Allg. Zeitung, weil denn doch nur wenige eine so heroische allgemeine Verdauungskraft besitzen, in mehrere kleine besondere Labsale aufgelös't und umgewandelt wird.

XXXIX.

Die aargauischen Klöster und ihre Ankläger.

(Fortsetzung und Schluß.)

Indem nunmehr die unmittelbare Veranlassung der Aufhebung der Klöster prüfend betrachtet werden soll, wollen wir von vornherein auf dem Boden des positiven Rechts der Schweiz unsern Standpunkt nehmen. Dieses Recht ist durch den Art. XII. der Schweizerischen Bundes-Urkunde festgestellt. Es kann darnach, wie der Commissionsantrag an die außerordentliche Tagsatzung dieses Jahrs aussagt, ein Recht der Aufhebung von Klostercorporationen den Kantonen nicht zustehen; diese „haben auf das Recht verzichtet, von Staatswegen oder Regierungswegen Aufhebungsacte zu beschließen". Selbst der aargauische Gesandte erklärte in der Tagsatzung von 1837: „jeder Kanton habe durch Annahme der Bundesurkunde den andern einundzwanzig gegenüber des Secularisationsrechts sich begeben", und am 18. Juli 1814 wurde von Seiten desselben Kantons erklärt: „er genehmige den Entwurf des Bundesvertrags mit der von mehrern Ständen dem Art. XII. zum Voraus gegebenen Erklärung, daß die angesprochene Garantie der Klöster dahin verstanden werde, daß die Klöster und Kapitel wegen ihrer religiösen Beziehungen nicht ohne Bewilligung der geistlichen Oberbehörde aufgehoben oder in ihrem Bestand verändert werden können". Anerkanntermaaßen also ist durch jenen Art. XII. allen Kantonen und jedem einzelnen derselben das Recht gegeben, die Aufrechthaltung der Klöster und die Zurücknahme eines einseitigen Aufhebungsbeschlusses zu verlangen; es haben aber zugleich auch alle Kantone gegenseitig die Verpflichtung übernommen, mit den ihnen zu Gebote stehenden bundesmäßigen Mitteln einer etwanigen Verletzung jenes Artikels entgegenzutreten. Es ist ein trauriger Beweis der politischen Gewissenlosigkeit, welche vor einiger Zeit auch in Luzern noch das Ruder führte, wenn dieser Kanton im Jahre 1838 das Votum abgab: „daß kein Kanton die Pflicht auf sich habe, gegenüber einem andern Kanton, der ein Kloster aufheben wolle, dieses zu hindern", in sofern nämlich damit etwas anderes gesagt seyn sollte,

als daß nicht der einzelne Kanton eigenmächtig gegen solchen Versuch einzuschreiten habe. Wer eine Garantie übernimmt, der geht allerdings eine Verpflichtung ein, und verdient den Vorwurf der Pflichtuntreue, wenn er im vorkommenden Falle nicht nach Kräften für die Erhaltung des Gewährleisteten wirkt. Es würde eine gänzlich verkehrte Vorstellung seyn, wenn man der bundesmäßigen Garantie der Klöster nur die Bedeutung beilegen wollte, daß dadurch der Bund und beziehungsweise ein jeder Kanton dem andern gegenüber ein Recht auf Erhaltung der Klöster erlangen sollte. Unzweifelhaft war es der Mehrzahl der Kantone, wenigstens der protestantischen, für sich gar nicht darum zu thun. Der Art. XII. hatte überhaupt nicht den Zweck, materiell ein Recht, das bisher nicht bestanden, erst zu schaffen; vielmehr war die Bundesgarantie in Wahrheit nur die Form, in welcher das schon bestehende Recht der Kirche, oder auch, wenn man will, der katholischen Bevölkerung, auf den Fortbestand jener kirchlichen Institute förmlich anerkannt und bestätigt wurde. Der Schutz des Bundes wurde ihnen zugesagt, weil weder den Conventen selbst, noch sonstigen Vertretern der Kirche, noch dem in der Minorität befindlichen katholischen Volke eine Macht zu Gebote stände, die von der souverainen Kantonal-Staatsgewalt etwa beschlossene, obwohl ungerechte Unterdrückung derselben abzuwenden. Jene Zusage des Schutzes aber begründet hauptsächlich und wesentlich eine Verpflichtung des gesammten Bundes und aller einzelnen Kantone, nöthigenfalls den Schutz wirklich zu gewähren, ein Recht nur in sofern, als dies nothwendig ist, um jene Pflicht zu erfüllen, als jeder Kanton sich dem Zwange der Bundesgewalt auch namentlich in der fraglichen Beziehung unterworfen hat, so wie im Staate der Richter das Recht, weil die Pflicht, hat, dem gekränkten Rechte seinen Schutz zu verleihen.

Will man nun einfach und ehrlich den Art. XII. festhalten, so muß man behaupten, daß dadurch jede Aufhebung eines der garantirten Klöster, es sey denn mit Einwilligung der geistlichen Oberbehörde, ausgeschlossen sey. Es ist schon eine Verirrung vom Pfade des Rechts, wenn in den Verhandlungen der Tagsatzung mehrfach die Meinung geäußert worden ist, daß es bei der decretirten Aufhebung der Klöster in sofern sein Bewenden behalten könne, als denselben eine Theilnahme an staatsverrätherischen Unternehmungen nachgewiesen werde. Als eigentliche Strafe kann die Aufhebung, nach der eigenen Theorie der aargauer Regierung, nicht über die Klöster verhängt werden. Denn „juristische Personen", sagt sie in ihrer Denkschrift, „können kein Verbrechen begehen und keine Criminalstrafen erleiden", also auch nicht zur Strafe

hingerichtet, d. i. ihrer Existenz beraubt werden. Nur die Mitglieder der Corporation, als einzelne physische Personen, können einen verbrecherischen Willen haben, und nur sie können eigentlich bestraft werden. Ob für sie die Unterdrückung der Corporation eine Strafe sey, ist ganz zufällig: denn es könnte ihnen allen persönlich deren Erhaltung gleichgültig seyn. Die Aufhebung geht aber über den Zweck der Bestrafung verbrecherischer Mitglieder weit hinaus, so weit der Zweck der Corporation über das persönliche Interesse jener hinausreicht. Sie ist überall nicht ein Act richterlicher Strafgewalt, so wenig wie die Zerstörung einer Räuberhöhle, sondern eine Handlung der Regierungsgewalt, ein administrativer Act, und so kann denn auch eine Rechtfertigung derselben nur aus Rücksichten des öffentlichen Wohls, aus Gründen der Zweckmäßigkeit oder Nothwendigkeit hergenommen werden, und eine solche Rechtfertigung ist es auch nur, wenn man begangene Verbrechen der Mitglieder als Grund der Unterdrückung angiebt. Nun aber haben die Mitglieder des Schweizerbundes durch den oft erwähnten Art. XII. auf jede Aufhebung der Klöster durch Regierungsbeschluß Verzicht geleistet, die „Klöster sind gewährleistet, soweit es von den Kantonsregierungen abhängt". Dadurch ist anerkannt, daß eine Aufhebung derselben aus administrativen Rücksichten gar nicht stattfinden solle, und ist also jede Rechtfertigung solchen Regierungsbeschlusses schlechthin ausgeschlossen. Die einzelnen Conventualen, wenn sie verbrecherischer Umtriebe sich schuldig gemacht haben, mögen peinlich verfolgt, und nach Gebühr bestraft werden; die Aufhebung des Convents selbst kann dadurch gegen den Art. XII. nicht gerechtfertigt werden.

Geben wir aber zu, daß eine Corporation, wenn sie sich dem (wahren) Staatszwecke feindselig und schädlich zeigt, wohl dürfe unterdrückt werden, so könnte doch im vorliegenden Falle vorerst die Untersuchung und Entscheidung darüber nur dem ganzen Bunde zustehen; es ist jedenfalls ein widerrechtliches Verfahren, wenn der einzelne Katon zuvor eigenmächtig die Unterdrückung beschließt und vollzieht, und es dann darauf ankommen läßt, ob dies dem Bunde gerechtfertigt erscheinen werde oder nicht. Wollten wir jedoch an sich auch gestatten, daß die Unterdrückung auch noch hinterher durch die Nachweisung der Unverträglichkeit mit dem Wohl des Staats gerechtfertigt werden möge, so ist wesentlich zu beachten, was die Gegendenkschrift S. 143 treffend bemerkt, daß die angebliche Unverträglichkeit mit dem Staatswohl, die Feindseligkeit oder Schädlichkeit der Corporation, „als nothwendiger Ausfluß ihres Wesens, ihres Wirkens und ihres Zweckes" sich darstellen müsse, nicht bloß eine solche sey, die „unter den Gesichts-

punkt momentaner Verirrung der Individualitäten gefaßt, und von diesem aus beurtheilt werden könne". Nun ist es aber von vornherein außer Zweifel gestellt, daß die Klöster ihrem Wesen und ihrem Zwecke nach mit dem Staatswohl nicht unvereinbar seyen. Seit einem Jahrtausend etwa haben Klöster in der Schweiz bestanden, und diese hat glücklichere Zeiten, wie die jetzigen, erlebt, als man noch nicht daran dachte, die Existenz der Klöster freventlich anzutasten. Man wußte sehr wohl, was Klöster sind, was sie seyn sollen, wie regelmäßig, auch bei der Unvollkommenheit, die Allem, wo Menschen mitzuwirken haben, anhängt, ihre Wirksamkeit beschaffen ist; dennoch sind sie durch den Bundesvertrag ohne Vorbehalt gewährleistet worden; dadurch ist unwiderleglich festgestellt, daß ihr Wesen und Wirken mit dem Bestehen des Staates wohl vereinbarlich sey, mögen auch die Lenker des Staatsruders noch so sehr der Ansicht huldigen, daß das Vermögen dieser Institute viel zweckmäßiger auf andere Weise verwendet werden könnte. Wenn nun gleichwohl der Erfahrung gemäß die Regierung einzelner Kantone vielfache Schwierigkeiten betreff der Klöster zu bekämpfen hatte, so müssen diese entweder nur von widerrechtlichem Verhalten der jeweiligen Conventualen hergekommen seyn, oder in verkehrten Anordnungen und widerrechtlichen Eingriffen der Regierung, denen soweit möglich in gesetzlichen Schranken sich zu widersetzen, Pflicht und Recht der Klostervorstände war, ihren Grund gehabt haben. In beiden Fällen war eine Beseitigung der Schwierigkeiten ohne Gefährdung der Existenz sowohl des Staats als der Klöster immer zu erreichen.

Gehen wir indessen noch weiter in unsern Concessionen und räumen ein, daß fortgesetztes widerrechtliches Verhalten der Conventualen die weltliche Gewalt auch zur Aufhebung eines Klosters berechtigen könne, so können doch jedenfalls nicht die Verbrechen aller oder einzelner jeweiligen Mitglieder desselben dazu als genügender Grund angesehen werden. Es genügte nicht, wenn auch allesammt mit den Waffen in der Hand in offenem Aufruhr ergriffen worden wären. Vielmehr wäre es in solchem Fall die Aufgabe der Regierung, nach Verfolgung der Strafbaren, unter Mitwirkung der geistlichen Gewalt auf Regeneration des Klosters ernstlich und redlich bedacht zu seyn, und die sachlichen wie persönlichen Anläße zu Unordnungen möglichst fern zu halten. Erst alsdann, wenn wiederholte redliche Bemühungen ohne Erfolg geblieben, wenn die Bestrafung und Entfernung der Schuldigen nichts gefruchtet, sonders ein gefährliches und verbrecherisches Treiben, zumal in derselben Richtung, sich längere Zeit immerfort wiederholte, dann höchstens könnte man die Aufhebung der ganzen Anstalt gerechtfertigt finden, dann

aber würde auch die geistliche Oberbehörde ihre Mitwirkung zu diesem letzten Mittel nicht versagen. Reine Willkühr ist es und ein offenbarer Bruch des Bundesvertrags, wenn man wegen angeblicher Verbrechen von dermaligen Mitgliedern der Klöster diese sofort ganz vernichtet hat.

Endlich aber wollen wir auch das Aeußerste zugeben; wir wollen es gelten lassen, daß durch Verbrechen, namentlich durch hochverrätherische Umtriebe der jetzigen Conventualen, in ihrer Gesammtheit oder selbst nur der Mehrzahl nach, gänzliche Vernichtung der Klostercorporation gerechtfertigt werde. Dann aber ist wenigstens zu verlangen, daß diese Verbrechen strenge untersucht und bewiesen seyen, daß sich der Beschluß der Aufhebung als die Folge einer reiflichen und unpartheiischen Prüfung der erhobenen Beschuldigungen darstelle. Und hier sind wir nun auf dem Punkte angekommen, wo sich das Verfahren der aargauischen Regierung gerade im allerungünstigsten Lichte zeigt, wo auch der letzte Schimmer einer Rechtfertigung desselben verschwindet, und die nackte Willkühr einer Regierung, die selbst Parthei ist, in schamlöser Blöße hervortritt. Einer weitern Nachweisung darüber bedarf es eigentlich nicht; die aargauische Regierung hat den Beweis selbst geliefert; sie hat die Klöster aufgehoben, den Geistlichen derselben aber Pensionen angewiesen. Wäre dieß möglich, wenn sie dieselben für Hochverräther hielte, oder dessen zu überführen irgend hoffen könnte? Gewiß mit vollkommenstem Recht äußerte ein Mitglied des großen Rathes in Zürich: „An der Schuld jener Geistlichen habe ich immer einigen Zweifel, denn wären sie schuldig, so denke ich, hätte man es ihnen gemacht, wie den Andern, sie in den Kerker geworfen, statt sie frei zu lassen und ihnen noch oben drein Pensionen zu geben". Wie in dieser Pensionsbewilligung sogar ein Geständniß der Unschuld enthalten ist, so wird der völlige Mangel eines Beweises der Schuld schon aus der Uebereilung des Aufhebungsbeschlusses klar. Daß schon zwei Tage nach dem Entscheidungskampfe gegen die katholische Parthei eine gründliche und ruhige Untersuchung über die Schuld der Klöster stattgefunden habe, ist schlechterdings undenkbar, und ist auch nirgend eine Spur davon zu entdecken; gegen die auf der That ergriffenen Theilnehmer des Aufstandes war noch nicht einmal eine richterliche Untersuchung verhängt; Eile der Entscheidung war aber, wenn man gerecht seyn wollte, durchaus nicht nothwendig, da der Aufstand vollständig unterdrückt war, und der Regierung eine übermäßige Schaar Bewaffneter zu Gebote stand, von denen sie ohnehin noch Monate lang das unglückliche Ländchen aussaugen ließ. In ihrer Denkschrift hat sich jedoch die Regierung Mühe gegeben, verschiedene Data zusammenzustellen, die eine Schuld der Klöster darthun sollen; ihre Nichtigkeit verräth sich größtentheils schon durch den Inhalt selbst und durch die falsche Rhetorik, womit man der Darstellung Relief zu geben sucht; sie ist vollends einleuchtend, wenn man die Anmerkungen der Gegendenkschrift (S. 124 fgg.) damit vergleicht.

Vor Allen das Kloster Muri ist schwer belastet: Denn 1) als der Abgeordnete der Regierung am 10. Januar den Prälaten auf die Zusammenrottung vor dem Kloster aufmerksam machte, „wollte dieser weder von einem Zusammenlaufe noch von andern Vorgängen etwas wissen, erklärte an Allem unbetheiligt zu seyn, und wies nach seinem eigenem Verhör jede Verantwortlichkeit von sich ab". 2) Der Prälat befahl einem Laienbruder das bereits in den Hofraum eingedrungene Volk zu entfernen; dieser gehorchte, „wies aber bei diesem Befehle die Leute dem Gerichtshause, wo die Gefangenen

saßen, zu". — Das Letzte ist Lüge und Verläumdung; aber dem abmahnenden Laienbruder drohte das Volk mit Schlägen, laut der Anmerk., wenn er nicht aufhöre. 3) Aus dem Kloster wurde die Art zum gewaltthätigen Aufbruche der Thür des Gerichtshauses (in welchem die widerrechtlich Verhafteten saßen) herbeigebracht. — Das ist möglich, aber die Conventualen wissen nichts davon. 4) Klosterknechte und Taglöhner, so zu sagen bis auf den letzten Mann, thaten sich bei den nun folgenden Gewaltthätigkeiten am meisten hervor; in der That nahmen etwa sechs oder wenige mehr von 60 bis 70 Klosterdienstleuten Theil daran, der allgemeinen Aufregung folgend, keiner mit Erlaubniß oder gar auf Befehl des Klosters. 5) Der Klosterschaffner Hauwiler führte in der Nacht die mörderische Rotte bei der Mißhandlung des Verwalters Lindemann bewaffnet an, sprengte die Thore ein, stand auf Wache vor den gefangenen Regierungsbeamten. Aber dieser Klosterschaffner war abgeschickt, als man in's Kloster einbrechen wollte, die Unthat zu verhindern, sein Zureden war ohne Erfolg; später wurde er selbst als Urheber dessen, was er verhindern sollte, angeklagt, aber nicht überwiesen. 6) In der Nacht vom 10. auf den 11. Januar hatte der Anführer der Insurgenten mit dem Abt im Kloster eine Unterredung, welchen Inhalts, wird nicht angegeben; wahr aber ist es, daß Herr Silvan Müller, der sogenannte Truppencommandant, den Abt gesprochen und demselben bei dieser Gelegenheit den aufgefangenen Brief der Frau des Regierungsrathes Waller vorgezeigt hat, worin diese ihren Mann vor dem Verbr..... des Klosters warnte. 7) Das Kloster gab den Aufrührern Lebensmittel, ihren Anführern, Anfangs zur Organisation des Aufstandes, später zur Flucht, Wagen und Pferde, es lieh Schlitten, Pferde, Sattel und Zeug und was es sonst zum Kampfe gegen die Regierung des Landes bieten konnte. — Das Letzte wird in Abrede gestellt, außer daß Manches aus dem Kloster eigenmächtig genommen worden, was den Aufrührern zum Kampfe brauchbar war. Eine Kutsche hat das Kloster auf schriftliche Requisition des Gemeinderaths hergegeben; einen Schlitten des Klosters hat der Lieutenant Stöcklin seiner Aussage gemäß ohne Wissen des Klosters zur Flucht benutzt; Proviant hat das Kloster geliefert, aber ebenfalls auf Requisition der Gemeindebehörde, unter Angabe gesetzlicher Gründe (Beil. 40. 41. der Gegendenkschrift.) 8) Am 11. Januar ließ „Morgens früh schon das Kloster inner seiner Mauern Allarm schießen", d. h. es konnte es nicht hindern, daß es geschah ohne sein Vorwissen und Befehl. „Von den Thürmen des Gotteshauses heulten die Glocken des heil. Leonzius, die seit 800 Jahren das Volk von Berg und Thal zur Andacht riefen, den Hülferuf zum Bürgerkriege. Lange schon war das Sturmgeläute in der Pfarrkirche und in den benachbarten Dörfern verhallt, und länger als eine halbe Stunde noch forderten die Glocken des Klosters Blut — Bruderblut". — „Der Abt stellt zwar das Sturmläuten beharrlich in Abrede; es ist aber dasselbe durch eine Menge Zeugen aktenmäßig bewiesen". Ja wohl! hundert und fünfundsiebzig Personen haben sich schriftlich zu dem eidlichen Zeugniß erboten, „daß sie am 11. Januar weder Vor- noch Nachmittags aus der Klosterkirche zu Muri Sturmgeläute gehört haben, obwohl sie so nahe bei dem Kloster sich aufhielten, daß sie dieses Geläute hätten hören müssen, wenn es stattgefunden hätte". (Beil. 42. der Gegendenkschr.) 9) „Dem Landsturm ließ der Abt seinen Markstaller nachreiten, um zu sehen und schnell zu berichten,

was in Villmergen (bekanntlich den Ort des Zusammentreffens der Insurgirten mit den Regierungstruppen) vorgehe". — Bei außerordentlichen Ereignissen pflegt das Kloster überhaupt einen Kundschafter auszusenden. Doch hat diesmal nicht der Abt den Befehl dazu gegeben. 10) „Für alle Gräuel, welche vom Klosterpersonal verübt oder getheilt waren, haben Abt und Convent keinen ihrer Angehörigen etwa aus dem Dienste geschickt, keinen bestraft, keinen zur Rede gestellt. Sie blieben nachher wie vorher die getreuen Knechte des Klosters und ihrer Herrn". -- So wird die Anklage gewürzt mit Spott und Hohn. Alsbald nach dem Kampfe war das Kloster von Regierungstruppen besetzt, zwei Tage nachher war der Convent aufgehoben, und nun wird ihm vorgeworfen, daß er nicht schleunigste Execution vorgenommen gegen die Untergebenen, die sich für seine Erhaltung geschlagen hatten. Indessen sind selbst von Seiten der Regierung verhältnißmäßig nur sehr wenige von den Knechten des Klosters der Theilnahme am Aufruhr beschuldigt, noch wenigere überwiesen worden. Endlich aber, 11) „wie sehr der Convent mit der Insurrektion verbündet war, läßt sich aus der fernern Thatsache ermessen. In der Nacht vom 10. auf den 11. machte die Behörde den Abt und Convent für die persönliche Sicherheit der Verhafteteten (Regierungsbeamten) verantwortlich. Der Abt bescheinigte den Empfang, und die Conventualen, um nicht in die Nothwendigkeit zu kommen, vor dem Vaterlande eine Bürgerpflicht und vor Gott eine Tugend zu üben, verließen mit Schrecken das Kloster und flohen vor ihrer Pflicht in den Kanton Zug. Als sie nachher hörten, daß das eingerückte Militär nur zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung erschienen sey — — — so kehrten sie nach und nach bis auf wenige wieder zurück, um bald von den Frevelbeladenen Mauern für immer Abschied zu nehmen". Dieses Argument ist so schlagend wie rhetorisch ergreifend! Insbesondere geht daraus recht klar hervor, wie lebhaften Antheil die Conventualen an den Ereignissen des 11. Januar, des Haupttages, gehabt haben müssen, nachdem sie dem Schauplatz derselben entflohen waren. Daß aber diese Entweichung aus Furcht vor Excessen, in einem Zeitpunkt, da die Klosterparthei noch die Uebergewalt hatte und Hoffnungen des Sieges hegte, und dann die Rückkehr nach dem Siege der Regierungstruppen als das kräftigste Argument für die Betheiligung des Klosters an dem Aufruhr geltend gemacht wird, dieß ist ein Probestück rabulistischer Sophistik, welches allein hinreicht, jedes Vertrauen auf die Redlichkeit einer Regierung, die sich solcher Mittel bedient, zu zerstören. Uebrigens hat das Kloster das fragliche Regierungsrescript gemäß Kapitelsbeschluß bekannt gemacht und vor Mißhandlungen der betreffenden Personen gewarnt, auch die Gefährdeten auf ihr Verlangen in seine nähere Umgebung genommen, um sie vor dem Angriff des Pöbels zu schützen.

Werfen wir einen Blick zurück auf die Beschuldigungen gegen das Kloster Muri, wie wir sie hier specialisirt haben, so reduciren sich dieselben, wenn man die offenbaren Entstellungen und Unwahrheiten abzieht, darauf, daß einige Untergebene des Klosters an dem Aufruhr thätigen Antheil genommen, und daß in der Nähe des Klosters, wie freilich allbekannt, die Ereignisse größtentheils vor sich gingen oder eingeleitet wurden. Außerdem bleibt nur noch die Wahrscheinlichkeit, ja wir wollen zugeben, die Unzweifelhaftigkeit einer gewissen Sympathie des Klosters für die Sache der Aufrührer übrig. Diese Sympathie aber kann ihm durchaus nicht zum Verbrechen gemacht werden,

wenn man bedenkt, daß es sich hier von einem durch willkührliches, unbilliges Verfahren hervorgerufenen Widerstreit politischer Partheien handelte, von denen die eine ihre feindselige Gesinnung gegen die Klöster offen an den Tag gelegt hatte, die andere aber vorzüglich durch die Vexationen gegen Kirche und Klöster sich verletzt fühlte. Wie wenig die Regierung selbst ihren mühsam zusammengeflickten Beschuldigungen gegen das Kloster traut, geht daraus hervor, daß nicht ein Einziges seiner Mitglieder nur einmal verhört worden ist, außer dem Prälaten, dieser aber erst am 29. Januar, und ohne Erfolg; denn er wurde frei entlassen und seine Pension ist ihm unverkümmert geblieben. So wenig ist also von Verbrechen der Klostermitglieder insgesammt oder der Mehrzahl nach die Rede; der einzige zur Sprache gebrachte Kapitelsbeschluß betraf eine durchaus gesetzliche Handlung.

Haben sich die Anklagen gegen Muri so nichtig erwiesen, so sind die gegen die übrigen Klöster noch weit unscheinbarer.

Hermetschwyl soll seine Knechte zu dem Aufruhr geschickt haben; der Meisterknecht selbst soll dabei gewesen seyn. Aber der letzte hat das Kloster gar nicht verlassen; einige andere Knechte sind gegen den ausdrücklichen Befehl der Aebtissin davon gegangen, indem sie von ihrem Recht, an Sonn- und Feiertagen Nachmittags auszugehen, Gebrauch machten.

Die Klosterleute von Wettingen sollen Lust gehabt haben, „die Auftritte in Muri und Bremgarten zu Mellingen nachzuahmen"; in Wahrheit aber hatte der Großkellner, unter Androhung des Dienstverlustes, die Theilnahme an dem dortigen Zuge untersagt, und keiner von den Dienstleuten des Klosters hat sich dazu verleiten lassen.

Als Repräsentant des Frauenklosters Gnadenthal soll auch wieder der Meisterknecht bei dem Aufstande thätig gewesen seyn; aber er behauptet, am 10. und 11. Jan. zu Hause geblieben zu seyn. Jedoch hat er sich „den Ruf eines sehr thätigen Hetzers" erworben; denn einige Tage vor dem 5. Jan. erbot er sich in einem Wirthshause zu der Wette, daß nicht vier katholische Kreise die in Vorschlag gebrachte Verfassung annehmen würden.

Nun gar Maria-Krönung! Es steht im Verdacht, den flüchtigen Guardian der Kapuziner mit Geld unterstützt zu haben! „Angenommen, sagt die Denkschrift der Klöster, solches wäre wahr; was für ein Urtheil möchte über die Beamten zu fällen seyn, welche die Polen, den Savoyerzug, deutsche Anführer mit Geld unterstützten. Aber die Angabe ist eine Lüge".

Am klarsten aber ist die Schuld des Frauenklosters Fahr dargethan. Es scheint beim Aufruhr nicht unmittelbar betheiligt, denn „es liegt dem Tummelplatz zu fern. Dessen aber ist man überzeugt, daß, wenn es im Freiamt läge, der Abt von Einsiedeln es schon längst zu einem Heerd von Umtrieben würde organisirt haben".

Endlich die Kapuzinerklöster! Abgesehen von einigen unsichern und unbewiesenen „Es soll", oder „man will wissen", tritt hier nur die specielle Beschuldigung hervor, daß der Guardian von Baden, Pater Theodosius, auf den Schauplatz der Empörung, so zu sagen, als Rädelsführer getreten sey. Aber auch diese Angabe stützt sich auf eine unzuläßige Combination unsicherer Data. Weil er bei amtlicher Durchsuchung des Klosters an dem bestimmten Tage vermißt wurde, hat man „keinen Augenblick gezweifelt, daß sich derselbe in das sogenannte Kirchspiel zur Fanatisirung des Volks begeben habe". — „Hätte man da-

gegen", so sagt die Denkschrift der Klöster, „mit gleicher Emsigkeit, mit welcher man Gründe aufsuchte, wie die Kapuziner aufrührerischer Gesinnungen und Reden zu beschuldigen seyen, Beweise ihres Wirkens zur Eintracht in Erfahrung zu bringen sich beflissen, man würde auf ganz andere Resultate gekommen seyn".

So steht es um die schwere Betheiligung der Klöster an dem Aufstande vom 10. und 11. Jan. d. J. So begreift man die so aufrichtige als unbesonnene Erklärung, welche der Regierungsrath Waller am 13. Jan. sich entschlüpfen ließ: „Wenn Sie die Untersuchung nur bis zum 5. Januar zurück walten lassen, so versetzen Sie die Regierung in Anklagezustand; ich erscheine dann als ein Verbrecher und die Regierung als Verbrecherin".

Geht man aber weiter zurück, so sind freilich auch nirgends haltbare Gründe für Entschuldigung der Regierung zu erfinden. Die regierenden Herren sind eben wirklich Verbrecher gewesen, Verbrecher gegen den Bund der ganzen Schweiz, Verbrecher gegen die Freiheit und Sicherheit der Personen und des Eigenthums in ihrem Kanton, Verbrecher insbesondere gegen die beschworne Freiheit der Gewissen und der Kirche, ja Verbrecher gegen die Grundsätze allgemeiner bürgerlicher Freiheit selbst, die sie im Munde führen, die aber freilich Leute dieser Farbe nirgendwo gehindert haben, Tyrannen zu seyn, wenn sie die Gewalt hatten. Alle Vorwürfe, welche den Klöstern in Rücksicht ihres frühern Verhaltens in den politischen Angelegenheiten gemacht werden, laufen lediglich darauf hinaus, daß sie einer Verfassung abgeneigt waren, welche ihnen und der katholischen Kirche überhaupt nicht die gebührende Stellung und freie Bewegung gewährte, daß sie und ihre Freunde bei der Revision der Verfassung eine bessere Garantie ihrer Rechte zu erlangen bemüht waren, daher auch, so viel ihnen gestattet war, der Annahme eines Verfassungsentwurfs, der ihnen ungenügend schien, sich abgeneigt erklärten oder entgegenzuwirken suchten, ohne je einer Ungesetzlichkeit sich schuldig zu machen, wie diejenigen waren, wodurch vor zehn Jahren die radikale Parthei das Uebergewicht sich verschafft hatte. Der Raum gestattet uns nicht, weiter in die Einzelnheiten einzugehen; auch müssen wir uns versagen, dasjenige näher zu beleuchten, was über die ökonomischen Verhältnisse der Klöster und die darauf bezüglichen veratorischen Anordnungen der Regierung beigebracht worden ist. Die Denkschrift der Klöster gibt über die Quälereien, wodurch man nach allen Seiten hin ihre Wohlfahrt und ihre Wirksamkeit zu lähmen statt zu fördern gesucht hat, den vollsten Aufschluß, und wer dieselbe aufmerksam gelesen, wird dadurch vollkommen bestätigt finden, was ein Mitglied des großen Rathes in Zürich ausgesprochen hat: „Es gibt keine einzige jener großen politischen Freiheitsideen, die im Kanton Aargau nicht mit Füßen getreten worden wäre. Wenn nun zu einer politischen Knechtigung und ökonomischen Ruinirung des eigenen Volkes noch das hinzutritt, daß man nicht einmal in dem, was man für das Heiligste hält, sicher seyn kann, dann darf man nur mit Bangigkeit der Zukunft entgegensehen". Möge nun die Eidgenossenschaft ihre Pflicht erfüllen, und ungeirrt durch falsche Nebenrücksichten, fest am Rechte haltend, unabhängig von politischen oder religiösen Parthei-Ansichten, des Amtes warten, das ihr gegen das ungetreue, des Rechts vergessende Bundesmitglied zusteht und obliegt!

XL.

Die neuere Philosophie.

Erster Artikel.

Welches auch die Vorwürfe sind, die man der katholischen Philosophie des Mittelalters machen kann, und auch gemacht hat; so bleibt es dennoch gewiß, daß sie, in den Wahrheiten des christlichen Glaubens wurzelnd, vor den schweren Verirrungen der neuern Philosophie geschützt geblieben. Was an ihr vielleicht am meisten auszusetzen, ist ihre zu unbedingte Annahme aristotelischer Formen und Begriffe; die, wofern sie einseitig und ohne Rücksicht auf die christlichen Dogmen verfolgt werden, zu Widersprüchen gegen die Wahrheiten des Glaubens führen können, und geführt haben. Wir erinnern hier nur an die Unterscheidung welche Aristoteles zwischen den materiellen und formellen Ursachen macht, und an seine Behauptung, die Seele sey die Form des Körpers, welche im 16. Jahrhundert einige Aristoteliker zum Leugnen der Unsterblichkeit der Seele verführt hat. Vor Verirrungen der Art wurde die Scholastik durch die Lebendigkeit des herrschenden Glaubens damaliger Zeit bewahrt.

Man hat der Wissenschaft des Mittelalters zur Last gelegt, daß sie kein selbstständiges System der Philosophie aufgestellt hat, und der Tadel rührt von Philosophen her, welche die Wahrheiten des Glaubens verkennen oder verwerfen. Voll der Zuversicht, daß die menschliche Vernunft, von aller göttlichen Belehrung entblößt, zur Erkenntniß der höchsten Wahrheiten befähigt ist, weiß man nicht genug zu sagen, von der Servilität mittelalterlicher Wissenschaft, und von dem schwe-

ren Vergehen der Hierarchie, welche die menschliche Vernunft in eiserne Banden geschmiedet, und gänzlich gelähmt hatte. Man preis't die Freiheit der mündig gewordenen Vernunft, und wir werden mit Systemen ganz verschiedener Art beschenkt. Ehe wir aber auf die Prüfung des Gehaltes dieser Systeme eingehen, wollen wir einige allgemeine Bemerkungen voranschicken, um den Vorwurf der Knechtschaft von der mittelalterlichen Philosophie abzuwälzen.

Ohne Zweifel gehen die Bestrebungen aller Philosophen dahin, die höchsten Wahrheiten, die den Grund aller andern enthalten, zu suchen und zu finden *); darüber sind alle Metaphysiker einig. Wofern nun der Vorwurf, der Glaube sey der Ausbildung der Philosophie hinderlich, begründet seyn sollte, so hätte man vorläufig beweisen sollen, daß die christlichen Dogmen keine Wahrheiten sind, denn nur unter dieser Bedingung können sie dem Auffinden der Wahrheit hinderlich seyn; es ist in der That widersinnig, behaupten zu wollen, daß irgend eine Wahrheit, der die Wahrheit suchenden Vernunft im Wege stehe. Die erste Aufgabe moderner Philosophie wäre demnach gewesen einen Beweis zu führen, daß die katholischen Dogmen keine Wahrheiten seyen, wenn ihr Tadel der Scholastik in dieser Hinsicht nicht als unbegründet und als eine petitio principii erscheinen soll. Aber einen solchen Beweis ist man uns bis auf den heutigen Tag schuldig geblieben, und noch nie ist es irgend einem Denker gelungen, zu beweisen, daß die christlichen Lehren Irrthümer sind. Man kann die christlichen Dogmen ignoriren oder verwerfen, aber nimmermehr beweisen, daß sie falsch seyen, dieß liegt in der

*) Oder genauer ausgedrückt: „Die Wahrheit zu suchen oder sich die gefundene Wahrheit zu sichern". Das Suchen nach Wahrheit allein setzt immer den Nichtbesitz derselben oder wenigstens die Fiction eines solchen Nichtbesitzes voraus. Definirt man die Philosophie als bloßes Suchen nach Wahrheit, so folgt daraus unwidersprechlich, daß weder das hebräische Volk, noch das Mittelalter eine Philosophie gehabt habe. A. d. R.

Natur dieser Lehren. Die christlichen Wahrheiten gehören zu einer die menschliche Vernunft übersteigenden Ordnung. Man kann sie daher weder strenge beweisen, noch mit Vernunftgründen widerlegen. In Hinsicht ihrer gilt nur freie Annahme oder freies Verwerfen, oder mit andern Worten, Glaube oder Unglaube. Wenn daher die neuere protestantische Philosophie die geoffenbarten Lehren zurückweist, so geschieht dieß nicht zufolge einer Beweisführung ihrer Unwahrheit, sondern zufolge eines freien Actes des Widerspruchs. Die katholischen Denker ihrerseits können zwar die Vernunftmäßigkeit der christlichen Lehren nachweisen, sind aber unvermögend ihren Gründen den Charakter einer strengen Demonstration zu geben, und der Versuch einer neuern katholischen Schule, die, im Philosophismus der Zeit befangen, dahin trachtete, dem Glauben eine vorläufige Demonstration unterzulegen, ist mit Recht von der Kirche verworfen worden.

Es bleibt nach diesem noch die andere Frage zu beantworten übrig, in wie fern die freie Annahme katholischer Grundsätze der Vernunft-Entwicklung hinderlich seyn möge?

Die theoretischen Lehren der katholischen Kirche sind so ganz eigener oder vielmehr einziger Art, daß es in der That nur von Gedankenlosigkeit oder Mangel an Einsicht herrühren kann, wenn man ihnen den Charakter blos negativer Beschränkung zuschreibt. Irgend ein Begriff kann nur unter der Bedingung von beschränkendem Einfluße seyn, daß er selbst endlicher und beschränkter Art ist, dieß aber ist nicht der Fall mit den Glaubenslehren. Diese sind ihrem Wesen nach von unendlichem und unerschöpflichem Gehalt, daher sie auch über alle Beweisführung von Seiten menschlicher Vernunft erhaben sind. Es ist aber der allgemeine Charakter alles Unendlichen, daß es nie anders als erweiternd wirken kann. Man nehme welches Dogma der Kirche man nur immer wolle, man untersuche und betrachte dasselbe von allen Seiten, und man wird bald inne werden, daß es von unermeßlichem Inhalte ist, so, daß es der Vernunft stets neue Gesichtspunkte in unabsehbarer

Menge darbietet, und immer neue Nahrung den Gedanken darreichend, zugleich zur Anbetung göttlicher und unendlicher Weisheit einladet. Der gewöhnliche Spruch, daß die geoffenbarten Lehren die Unterwerfung menschlicher Vernunft fordern, ist daher nur in einem gewissen Sinne wahr. Die Unterwerfung zufolge welcher der Mensch göttliche Belehrungen annimmt, ist kein Niederdrücken menschlicher Vernunft, sondern eine Erhebung derselben, keine Beengung sondern eine Erweiterung; die endliche Vernunft kann durch unendliche Weisheit nie beschränkt werden. Von Unterwerfung kann nur in sofern die Rede seyn, als die endliche Vernunft sich anmaaßt, sich selbst zu genügen, denn dadurch wird die naturgemäße Unterordnung gestört, und die einfache Folgsamkeit des Geschöpfs erscheint demselben, von seinem veränderten Standpunkte aus, als eine Unterwerfung; oder mit andern Worten, um sich unterwerfen zu können, muß man zuvor sich aufgelehnt haben. In solcher Lage erscheint es als eine Anmaaßung von Seiten Gottes, wenn geboten wird, die eigene Anmaaßung aufzugeben. Wer daher dem Glauben Raum giebt, der wird bald inne werden, daß alle Beschränkung vom Unglauben herrührt; denn der Glaube allein erlöst aus der Knechtschaft menschlicher und beschränkter Ansichten.

Als im 15. und 16. Jahrhunderte der trotzige Wille einzelner Parteihäupter, eines Wiclef, Huß und endlich Luthers und seine Consorten der Kirche den Ungehorsam und ihren Lehren den Unglauben entgegensetzte, begann für die Philosophie eine neue Aera; ein neues Problem ward ihr aufgegeben, die Wissenschaft ohne allen Glauben an eine göttliche Belehrung zu construiren. Das neue Problem trat zwar nicht sogleich in seiner ganzen Schärfe und Bestimmtheit hervor, als solches wurde es zuerst von Descartes ausgesprochen, daher dieser Denker von vielen als der eigentliche Begründer der neuern Philosophie angesehen wird. Seit drei Jahrhunderten beschäftigen sich nun die protestantischen Philosophen mit der Auflösung des neuen Problems, und es ist ihnen damit bis auf diese

Stunde ebenso wenig gelungen, wie den Mathematikern mit der Quadratur des Cirkels. Wie vormals auf griechischem Boden sehen wir jetzt in der christlichen Welt ein System neben dem andern entstehen; während die Menge derselben und ihre Uneinigkeit unter sich einen unverwerflichen Beweis abgiebt für ihre eigene Mangelhaftigkeit, und das absolute System, das alle Denker unter seiner Fahne vereinigen sollte, ist noch nicht erfunden worden. Wie zu Zeiten Christi die Zeugen, die seine Schuld betheuren sollten, sich selbst widersprachen, so zu unserer Zeit die Systeme, welche den Glauben der Kirche als irrig verklagen wollen. Aber so groß ist das Bedürfniß des menschlichen Geistes zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen, das der Einsturz eines Systems niemanden davon abschreckt, ein anderes anzufangen, und sich vom Neuen unter den Trümmern anzubauen.

Der katholischen Philosophie des Mittelalters erschien der Gedanke, ein menschliches System als das Fundament aller Wahrheit aufstellen zu wollen, eine Ungereimtheit. Im vollen Besitz und der göttlichen Wahrheiten gewiß, war es ihr nicht darum zu thun, ein neues System aufzubauen. Weit davon entfernt, die göttliche Weisheit durch eine andere irdischen Ursprungs ersetzen zu wollen, war es den Denkern damaliger Zeit ausgemacht, daß die Stellung der Philosophie nie anders als untergeordnet seyn könne, und auf die Verhältnisse göttlicher und menschlicher Weisheit, wandten sie den Spruch an: Misit ancillas suas, ut vocarent ad arcem. In ihren Augen war die Philosophie, die dienende Magd, sie, die zu unserer Zeit herrschende Gebieterin seyn, und ausschließlich alles ordnen und regieren will. Die Scholastik, mit der Betrachtung göttlicher Wahrheiten allein beschäftigt, benutzte in Hinsicht auf Philosophie das schon Vorhandene, und wandte die Philosopheme platonischer und aristotelischer Wissenschaft auf die Theologie an, um die erhabenen Lehren derselben der menschlichen Auffassungsweise zugänglicher zu machen, wie sie durch das Beispiel der christlichen Väter schon

belehrt worden. So tragen die Meditationen des heil. Anselmus deutliche Spuren platonischer Wissenschaft, so wie seit dem 12ten Jahrhundert aristotelische Begriffe mehr Eingang gewannen, und zur Ausbildung der dialectischen Weise der Scholastik das Ihrige beitrugen. Aber wie verschieden auch die Formen sind, ist der Gehalt doch überall derselbe; und so gewann die katholische Philosophie des Mittelalters unter den seculären Arbeiten der großen Denker jener Zeit eine Größe und Ausdehnung, die wir in der Erkenntniß unseres Unvermögens ein Aehnliches leisten zu können, tief bewundern sollten. Was heute tagtäglich vor unsern Augen geschieht, daß ein Denker dem andern widerspricht, war damals unerhört, und scheinbar bedeutende Streitigkeiten, wie die der Nominalisten und Realisten betrafen immer nur Nebensachen und Außerwesentliches, das Gebäude selbst blieb stehen, und es wurde an demselben fortgearbeitet. Nur dann, wenn Meinungsverschiedenheiten den Glauben in seinem Wesen angriffen, trat die Kirche vermittelnd ein, und entschied durch richterlichen Spruch den Streit im Sinne des Glaubens *).

---

*) Die Kirche, bestimmt die heiligen Wahrheiten des Glaubens zu erhalten, zu beleben, und mit Liebe zu beseelen, hat nie irgend eine philosophische Ansicht gut geheißen oder verworfen, außer in sofern diese mit dem Glauben in Berührung kam. Jahrhunderte lang waren katholische Denker über die Natur der allgemeinen Begriffe entgegengesetzter Meinung; aber nie erging darüber von Seiten der Kirche ein Urtheil. Roscellin wurde nicht verurtheilt wegen seines Nominalismus, sondern weil seine Ansicht ihn zur Läugnung des heil. Dogma der Trinität verleitete. Auch Abälard wurde nicht verurtheilt wegen seiner Philosophie, sondern weil er den Rationalismus in der Kirche einführen wollte, und die Kühnheit hatte zu behaupten, die Glaubenslehren wären nur Meinungen, bis die menschliche Vernunft ihre Wahrheit erwiesen habe. Das Gutheißen menschlicher Werke von Seiten der Kirche, ist mehr negativer als positiver Art, das sogenannte Imprimatur erklärt nur, daß irgend ein Buch

Alles dies hat sich in unsern Tagen gänzlich geändert. Ausserhalb der Kirche hat sich ein Feld aufgethan, auf dem eine Menge Denker mit großer Hitze daran arbeiten, eine selbstständige und vom Glauben unabhängige Philosophie anzubauen. Jedweder derselben macht Anspruch darauf, als Repräsentant der allgemeinen Vernunft sich geltend zu machen, die jedoch, ihrer Idee nach, keine andere als die Göttliche selbst seyn kann. Daher die Bitterkeit, womit sie einander verfolgen, der Hohn, mit dem sie einander begegnen, die kindische Eitelkeit, womit jeglicher sich die Proprietät seines Systems vindizirt. So sucht man eine Ehre in dem, was Nichtachtung verdient; denn das Individuelle ist gerade das Verwelkliche, was an jedem System abfallen muß, wofern sonst Wahrheit darin ist, wie es schon von Heraklit anerkannt worden. Und nicht bloß die Uneinigkeit der Systeme ist hier das allein Auffallende, sondern wir bemerken annoch die Uneinigkeit der Denker mit sich selbst, was jedem Besonnenen über die Schwäche der menschlichen Philosophie die Augen eröffnen sollte. Hier fragen wir nun jeden unbefangenen Kenner der neuern Philosophie, ob z. B. die Philosophie, die Reinhold in seinen letzten Jahren zu Kiel lehrte, dasselbe System war, das er in seiner Theorie des Vorstellungsvermögens zu Jena aufstellte? Oder hat etwa Fichte den Inhalt seiner Wissenschaftslehre bis zum letzten Athemzuge als die absolute Wahrheit behauptet? Oder sind die Ideen, die Schelling in seiner Abhandlung über die menschliche Freiheit aufstellt, dieselben, die dieser berühmte Denker in seinem System des transcendentalen Idealismus vortrug? Es wäre ein Leichtes, die Reihe ähnlicher Fragen weiter fortzuführen, und Metamorphosen dieser Art auch bei auswärtigen Denkern, wie z. B. bei Cousin, nachzuweisen; aber die genannten mögen hinreichen, um

---

nichts dem Glauben zuwiderlaufendes enthalte. Die Stellung der Kirche ist zu erhaben, um sich in die niedere Atmosphäre des menschlichen Denkens herabzulassen.

einen Gegenstand anzudeuten, der in der Fortsetzung dieser Arbeit eine größere Ausführlichkeit erwartet.

Um die durch die Uneinigkeit der Philosophen unter sich und mit sich selbst sichtbar gewordenen Blößen der neuern Philosophie zu verdecken und zu bemänteln, haben heutige Denker den Grundsatz aufgestellt, die Widersprüche der Systeme seyen nur scheinbar, an sich aber nothwendig. Die Philosophie sey, wie alles in der Welt, im Entwicklungsprocesse begriffen, und müsse demnach bis zu ihrer Vollendung verschiedene Stadien durchlaufen. Es könne somit nicht fehlen, daß die Philosophie, auf den verschiedenen Stufen ihrer Entwicklung betrachtet, den Schein der Gegensätze darbiete, die in der Wirklichlichkeit und Wahrheit nicht existiren. Irrthum sey überhaupt unmöglich, was dafür gehalten werde, sey nur eine unvollständige oder eine unvollendete Wahrheit, wie das Kind ein unvollständiger Mensch. Die entgegengesetzten Ansichten der neuern Denker seyen so weit davon entfernt, sich zu widersprechen, daß sie vielmehr sich gegenseitig ergänzten, so daß man alle Systeme der Philosophen nur zu vermengen und zu vermischen habe, um aus dem Schmelztiegel die vollständige Philosophie ganz und glänzend hervorgehen zu sehen. Diesen Versuch vorerst den Vertheidigern dieser Ansicht überlassend, wollen wir hier nur bemerken, daß die Behauptung von der allseitigen Wahrheit aller einseitigen Systeme begründet ist in der herrschenden Lehre von der göttlichen Natur aller Dinge, die mit der Idee eines möglichen Irrthums und Unwahrheit unverträglich ist.

Mit der Entstehung dieser Lehre hat es aber folgende Bewandtniß. Nachdem die neuere Philosophie, im Streben ihre Selbstständigkeit zu beweisen, eine Menge mißlungener Versuche gemacht hatte, gerieth sie endlich auf die Behauptung, Alles sey göttlich, wie Homer auch dieses vom Schweinhirten Eumaios ausdrücklich behauptet. Demnach sey alles wahr, was der Mensch auch ersinne und vorbringe, jedoch nur individuelle Wahrheit. Aber so wie alle menschliche In=

dividuen die ganze Gattung der Menschheit construiren und constituiren, so auch formiren alle individuelle Meinungen der Philosophen den ganzen Inbegriff der vollständigen Philosophie. Dieß sey jedoch nicht in dem Sinne zu verstehen, als wenn die vollständige Philosophie schon existire, und aus den zerstreuten Gliedern der Systeme zu componiren sey; denn weil sie im Werden begriffen, so könne sie erst allmählig zum Vorschein kommen, wie auch die Menschheit noch lange nicht als vollendet dastehe. So erzählt ja auch Diodor von Sicilien von der Bildung der Thiere aus dem Nilschlamm, daß dieselben mit nichten auf einmal von der Sonne ausgebrütet worden: sondern man habe lange vorher Köpfe ohne Rumpf und Rümpfe ohne Beine gesehen, und vierfüßige Thiere, die auf den zwei Vorderbeinen hüpften, einen Klumpen ungebildeten Schlammes nach sich ziehend. Es sey daher unbillig und verrathe Mangel an Einsicht, wenn man jetzt schon verlange, das vollständige System der Philosophie vor seinen Augen zu sehen. In die Zukunft müsse man blicken und warten auf das, was aus den philosophischen Laboratorien hervorkommen werde; denn sicherlich werde die vollkommene Philosophie uns dereinst überraschen, wenn wir uns dessen am wenigsten vermuthen, ja kommen wird sie, wie ein Dieb in der Nacht, über alle Geschlechter der Menschen. Wer weiß wie nahe schon diese große Zukunft ist bei den jetzigen raschen Fortschritten der Menschheit?

Es sey ferne von uns diese rosigen Träume und goldenen Hoffnungen moderner Philosophen zerstören zu wollen, im Besitz der Wahrheiten des Glaubens können wir das künftige Paradies der modernen Philosophie ruhig abwarten. Weil es aber unmöglich ist, von dem, was zukünftig, mit Bestimmtheit etwas zu sagen, wollen wir uns darauf beschränken, die bisherigen Versuche der neuern Philosophie, in ihrem Bestreben nach Unabhängigkeit vom Glauben, einer näheren Prüfung vom Standpunkte des Glaubens zu unterwerfen.

Nachdem die neuere Philosophie die unerschütterlichen Grundlagen katholischer Wahrheit verlassen hatte, um in sich selbst neue Quellen der Weisheit aufzufinden, gelangte sie unvermerkt zu den alten Systemen der griechischen Vorwelt; eine Erscheinung, die alle Beachtung verdient. Von etwaigen Verschiedenheiten der Beweisführung abgesehen, ist der moderne Materialismus, der moderne Skepticismus, der moderne Pantheismus ganz gleichartig den alten Systemen gleichen Namens, zum Beweis, daß die menschliche Vernunft einen gewissen Cyclus von Ideen nicht zu überschreiten vermag. Durch diese Bemerkung ist uns, so zu sagen, der Weg bezeichnet, den wir zu verfolgen haben, um ohne Verwirrung die Versuche der neuern Philosophen zu ordnen und zu prüfen, denn die Systeme gruppiren sich heute, wie vormals, in Schulen. Die erste Schule, die uns hier beschäftigen wird, ist die materialistische, die im letzt verflossenen Jahrhunderte ihre vollkommene Ausbildung, und in einer blutigen Revolution ihre praktische Anwendung fand.

Man hat an der Wissenschaft des Mittelalters mit Recht ausgesetzt, daß sie unvollständig gewesen, und wenn man die Theologie ausnimmt, das Gebiet der andern positiven Kenntnisse, zumal der Geschichte und der Natur, zu sehr vernachläßigt habe. Es war dies die natürliche Folge der Stellung der Gelehrten damaliger Zeit. Der Ritter war mit seinen Waffenübungen und der Landmann mit seinem Pfluge zu ausschließend beschäftigt, um für wissenschaftliche Beschäftigung Muße zu finden. Die Pflege der Wissenschaften blieb demnach im geistlichen Stande concentrirt, dessen Beruf es ist, alles was des Geistes ist, zu wahren und zu fördern. Der Gelehrte jener Zeit, zumeist in seiner stillen Zelle eingeschlossen, und ganz dem Dienste Gottes gewidmet, hatte keinen andern Gegenstand seiner Thätigkeit, als das Studium der erhabenen Wissenschaft der Theologie. Mit den Erscheinungen der Natur war man damals zwar nicht ganz unbekannt, und die Beschäftigung mit derselben gewann einen neuen Um-

schwung, nachdem die Occidentalen mit den arabischen Schulen in Spanien in Berührung kamen, sonst wurde die Naturgeschichte des Aristoteles als die eigentliche Bibel der Natur angesehen. Von den Arabern kam der alte orientalische Aberglaube vom Einfluß der Gestirne auf die Weltbegebenheiten, der Glaube an die Möglichkeit magischer Zauberkünste, und eine lange Reihe vergeblicher Versuche, die unedlen Metalle in Gold zu verwandeln, zu den Occidentalen. Ein Kloster-Bruder, der sich mit physikalischen Versuchen abgab, gerieth leicht in Verdacht des Treibens unheimlicher Künste, oder wohl gar des Verkehrs mit dämonischen Gewalten. Zeuge deß ist die Geschichte des Franziscaners Roger Baco, des größten Physikers seiner Zeit, der seine Liebe zu den Naturwissenschaften mit Gefängnißstrafe büßen mußte, und nur durch die Vermittlung Roms zu seiner Freiheit gelangte. So sehr war damals die Ueberzeugung von der Wirklichkeit der Magie verbreitet, daß, im 16ten Jahrhunderte, das Buch des Pomponatius gegen die Möglichkeit der Magie als ein äußerst gefährliches verboten wurde.

Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst und Verbreitung allerlei Kenntnisse außerhalb der Klostermauern erwachte auch Lust und Liebe und thätige Theilnahme an allen wissenschaftlichen Bestrebungen unter den Laien, denen Vermögen und Unabhängigkeit in den Städten Muße gewährten. Die Anlegung neuer Universitäten und anderer wissenschaftlicher Vereine regten ein neues Interesse an für Geschichte und Naturkunde, Kenntnisse, die den weltlichen Gelehrten näher berührten.

Als der neue, rege Trieb, in die Geheimnisse der Natur tiefer einzudringen, die Physiker zu beschäftigen anfing, hat wohl Keiner derselben vorgesehen, zu welcher Verblendung diese Bestrebungen führen würden. Sicherlich dachte damals Niemand daran, daß man auf den Unsinn gerathen würde, den rohen, bewußtlosen Kräften der Materie die schöpferische Weisheit zuzuschreiben, und die Welt als ein Produkt des

blinden Mechanismus zu betrachten. Zu lebendig war damals noch der christliche Glaube in den Gemüthern, und solche Verblendung der heidnischen Vorzeit schien für immer aus der europäischen Welt verbannt zu seyn. Selbst diejenigen, die an die Möglichkeit magischer Zauberei glaubten, erklärten sich dieselbe durch das Eingreifen geistiger Kräfte guter oder böser Dämonen. Der Irrthum, die Gestirne an der Regierung der Welt Antheil nehmen zu lassen, hing noch mit den alten sabäischen Ansichten zusammen, daß jedes Gestirn von einem eigenen Geiste beseelt und gelenkt werde, von welcher Ueberlieferung noch in der griechischen Philosophie die Spuren angetroffen werden.

Ein Gelehrter, der durch seinen verkehrten Enthusiasmus der neueren Philosophie einen kräftigen Anstoß zum Materialismus gegeben hat, war der bekannte Graf Baco von Verulam. Von vielen wird er als einer der Patriarchen der modernen Philosophie gepriesen, und ein bekannter Schriftsteller ertheilt ihm das zweideutige Lob, „er habe die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabgeführt". Der durch eigene Untreue verunglückte Staatsmann glaubte sich später zum Reformator der Wissenschaften berufen, und legte auch hier neue Beweise seiner Unfähigkeit an den Tag*). In seinem ungemessenen Eifer für

*) Baco behauptete z. B., daß je höher die Berge wären, desto größer die Wärme auf ihren Gipfeln wegen der größern Nähe der Sonne; daß altgewordene Bäume ihre Natur und Art veränderten; die Buche z. B. verwandle sich in eine Weide wegen Erschöpfung der Kräfte; so auch gingen die Getraidearten in gewöhnliche Gräser über. In Belgien pfropfe man Birnreiser auf Kohlköpfe, welche somit Birnen trügen, die zwar sehr groß würden, jedoch fade und geschmacklos wären. Wer mehrere ähnliche Erfahrungen dieses seltenen Naturkundigen verlangt, der consultire das Werk des de Maistre: Examen de la philosophie de Bacon.

A. d. R. Trotz der Mängel Baco's sollen jedoch die wirk-

die Naturforschung schloß Baco alle andern Kenntnisse vom Range der Wissenschaften aus, denn diese Würde gebühre nur der Naturkunde; der Hauptzweck Baco's, das sogenannte novum organon, hat zum Zweck, die ganze gelehrte Welt in die physikalischen Laboratorien hineinzutreiben. Theologie und Jurisprudenz seyen volksthümliche Kenntnisse, die zu keinem wahren Wissen führten. Solle aber die Naturforschung auf ihre rechte Höhe gelangen, so müsse sie einzig auf Erfahrung gebauet und sich nur der legitimen Induction bedienen. Den Syllogismus wollte er für ewig aus der Wissenschaft verbannt haben; in seinem blinden Eifer nicht bemerkend, daß die Induction nur eine besondere Form des Syllogismus ist, und mit diesem zugleich verschwinde. Sein Ingrimm gegen den Syllogismus stammte ohne Zweifel von seiner Erbitterung gegen die katholische Philosophie des Mittelalters her, die, so oft er davon spricht, seine Galle aufregt. Als eine Probe seiner Gesinnung in dieser Hinsicht mögen die folgenden Worte aus seinen Opp. phil. hier eine Stelle finden, die zugleich für die verschrobene Darstellung seiner Ideen charakteristisch ist. „Ich bin im Grunde meines Gewissens überzeugt„ sagt der eifrige Mann, „ein Brautbett gemacht zu haben, in dem der Geist des Menschen sich mit der Natur vermählen werde, Gott selbst werde in seiner Güte den beiden Gatten die Hochzeitsfackeln vortragen. Meine Hoffnung ist, daß aus dieser Braut, einem solchen Bräutigam durch legitime Induction angetraut, eine Rage hülfreicher Helden, wahrhafter Herkulesse entspringen werde, stark genug um den Syllogismus zu ersticken, und uns in unserer Noth und Jammer bis auf einen gewissen Grad zu trösten".

Aus aller Verworrenheit baconischer Denk- und Rede-

---

lichen Verdienste desselben, die Philosophie von der leeren Abstraction abgezogen und auf die Naturwissenschaften und Geschichte hingewendet zu haben, keineswegs in Abrede gestellt werden.

weise geht demnach mit Bestimmtheit hervor, daß er jeden Hinblick auf Finalursachen und Zweckmäßigkeit aus den Naturbetrachtungen verbannt haben will: man solle einzig mit Aufsuchen der wirkenden Ursachen und Räder der Naturmaschine sich bekümmern. Ihm gelten daher Democrit und Epikur mit ihrer Atomenlehre mehr als Plato und Aristoteles, die in der Natur Spuren göttlicher Ideen und Begriffe sehen wollen. Bei ihnen wittert er schon die Nähe des Syllogismus und der scholastischen Philosophie. Von der Materie hat er die erhabendsten Begriffe; sie ist ihm die Ursache der Ursachen, und selbst ohne Ursache: „Gott ausgenommen", setzt er hinzu, eine Exception, die späterhin vergessen wurde. Demungeachtet spricht er an mehreren Stellen seiner Schriften von „der Ewigkeit der Materie", und glaubt in der Genesis zu finden, daß hier nur von Erschaffung der Formen die Rede sey. Diese und andere Stellen aus den baconischen Schriften haben das Ihrige dazu beigetragen, ein System zu erzeugen, das alle Erscheinungen der Welt aus dem Mechanismus wirkender Ursachen, und materiellen Triebfedern zu erklären, sich vornahm. Indeß war die Verwirrung, die in Bacos Philosophie herrscht, und die gänzliche Abwesenheit des Syllogismus in seinen Schriften zu auffallend, als daß diese zur Grundlage eines Systems des Materialismus dienen konnten. Es waren dazu neue Beiträge und Mitwirkungen von andern Seiten nöthig, die jedoch nicht lange auf sich warten ließen.

Durch das Austreten aus der Kirche hatten die protestantischen Denker jene Grundlagen der Gewißheit verloren, auf denen die katholische Philosophie des Mittelalters ihre kolossalen Gebäude aufgeführt hatte. Die Lehre von Gott und dessen Verhältnissen zur Welt, vom Anfange der Geschichte, und der unsterblichen Bestimmung des Menschen, die nun nicht mehr als gegebene Wahrheiten angenommen wurden, bedurften jetzt von einer andern Seite ihre Begründung, oder wofern sie nicht von jenen Denkern in katholischer Weise an-

erkannt wurden, neuer stellvertretender Principien. Anfänglich und so lange die Jahrhunderte lang fortdauernde Kraft des Glaubens noch nicht ihre ganze Wirksamkeit und Wirklichkeit verloren hatte, begriff man nicht die ganze Weite des hohlen Abgrundes, über welchem die neue Philosophie schwebend hing. Ideen, womit sich die mittelalterliche Philosophie Jahrhunderte lang beschäftigt und sie von allen Seiten geleuchtet hatte, wurden von Neuem vorgenommen, und als bisher unbekannte Fragen behandelt.

Der erste, der vom protestantischen Standpunkte aus die Entstehung unserer Begriffe zu erforschen sich bestrebte, war John Locke in seinem bekannten Versuche über den menschlichen Verstand. Dieses Werk, das zu seiner Zeit so viel Aufsehen erregte, so zahlreiche Auflagen und Uebersetzungen in allen Sprachen erlebte, schien damals was Neues und Besonderes, sein Inhalt war aber schon Jahrhunderte lang von der katholischen Philosophie des Mittelalters besprochen worden. Die Theorie Locke's über die Entstehung unserer Begriffe war doch im Grunde nur eine Modification des Nominalismus des Mittelalters, dessen Consequenzen aber auf dem neuen Standpunkte viel weiter führten, als anfänglich anerkannt wurde. Locke's Ansicht, daß die Seele einer platten, leeren Tafel zu vergleichen sey; seine Hypothese, daß alle unsere Begriffe nichts seyen als Abstractionen, den sinnlichen Eindrücken entlehnt, war schon lange vor ihm in der griechischen Stoa aufgestellt, und selbst der Ausdruck der tabula rasa damals schon angewendet. Was uns sogleich hier auffällt, ist das trostlose Vacuum, worin die Seele, dieser Theorie nach, sich befindet, sie selbst eine leere Tafel, an welcher alle Spuren der Glaubenswahrheiten, durch Ueberlieferung nachgeschrieben, verwischt und ausgelöscht sind; die Sinne sind nunmehr die einzige Empfänglichkeit, die dieser armen Seele einigen Stoff zum Denken darbietet.

Eine Folgerung aus der von Locke aufgestellten Theo=

rie es, daß sie die Existenz der Idee des Unendlichen im menschlichen Geiste ausschließt, oder wenigstens keinen vernünftigen Grund derselben anzugeben weiß. Locke, der dieß wohl einsah und mit logischer Strenge alle Consequenzen seines Systems durchführte, läugnete auch die Möglichkeit der Idee des Unendlichen, die aus den von endlichen Dingen entlehnten Abstraktionen nicht gebildet werden kann. So logisch richtig und dem Systeme gemäß die Behauptung Lockes war, so verwickelte sie ihn dennoch in andere schwierigere Fragen, die er nicht beantwortete, entweder weil er sie nicht bemerkt hat, oder weil er es vermied, sich darauf einzulassen, die Incompetenz seines Systems anerkennend. Um eine Idee läugnen zu können, muß man diese Idee besitzen, und um der des Unendlichen zu entsagen, müßte Locke sie von der des Endlichen unterscheiden können. Dabei scheint es dem frommen Manne, der die letzten Jahre in Meditationen der heil. Schrift zubrachte, entgangen zu seyn, daß mit der Idee des Unendlichen auch die Idee Gottes aus der Seele verschwinden muß.

Das System Lockes verrieth noch seine Mangelhaftigkeit hinsichtlich einer andern Frage von höchster Wichtigkeit, es war in Folge desselben unmöglich einen Grund moralischer Begriffe anzugeben. Locke, seiner Theorie getreu, leitete die Begriffe von Recht und Unrecht von den mit gewissen Handlungen verknüpften angenehmen oder unangenehmen Folgen. Denn wofern alle Begriffe von sinnlichen Eindrücken abstammen, müssen auch die moralischen Begriffe von gewissen Empfindungen abstrahirt werden. Wie mißlich aber es um eine solche Theorie steht, fällt in die Augen; denn wenn Strafen oder Belohnungen nicht einen andern oder höhern Grund haben, vor und unabhängig von der Handlung, so wird alle Moralität der Willkühr preisgegeben. Den moralischen Handlungen wird dadurch aller innere Werth oder Unwerth abgesprochen, und von äußern Consequenzen abgeleitet. Diese Consequenzen selbst aber werden der Willkühr eines Gesetz=

gebers anheimgestellt, in dessen Belieben es steht, Strafen und Belohnungen zu vertheilen und zu vertauschen, und mit den Begriffen des Guten und Bösen zu schalten und walten, weil er selbst von keiner höhern Idee getragen und gehalten wird. Es ist aber einleuchtend, daß die schwankende Unbestimmtheit aller sowohl theoretischen als praktischen Begriffe, nach Locke's System, eine Folge des rationellen Standpunkts ist, auf dem es sich befindet. Den festen Boden des Glaubens hatte man verlassen, und auf dem schlüpfrigen Pfade des Empirismus und der wandelbaren Erscheinung wollte man Fuß fassen, welches ein ewig unausführbares Unternehmen ist. Eben so leicht könnte man einem Fahrzeuge mitten in den Wogen des Weltmeers Stillstehn gebieten.

Je oberflächlicher die Theorie Locke's war, um desto größeren und ausgedehnteren Beifall erhielt sie. Zur Ehre der Universität Oxford verdient es daher bemerkt zu werden, daß sie Locke's Philosophie höchlich mißbilligte, und ihn selbst und alle seine Anhänger von den Lehrstühlen der Universität ausschloß.

Das System Locke's, aller Haltung ermangelnd, weil ihm der innere Stützpunkt fehlt, führt in seiner logischen Entwicklung und Fortbildung zu zwei Extremen, zum Materialismus einerseits, und andererseits zum Skepticismus. Beide Richtungen wurden verfolgt; seine Fortbildung zum Materialismus, oder, nach moderner Benennung, zum Sensualismus, erhielt es durch Condillac; der gänzliche Mangel an innerer Haltung des Systems wurde von Hume anerkannt, und der Skepticismus und die Verzweiflung an aller Wahrheit in seiner ganzen Stärke von ihm daraus entwickelt. Die Tendenz des Systems zum Materialismus wurde in seinen Folgerungen weit bedeutender und verderblicher, als dessen Hinneigung zum Skepticismus; denn jene hat alle Motive der sinnlichen Natur auf ihrer Seite, während der Skepticismus stets im gesunden Menschenverstande einen unüberwindlichen Gegner findet. Wir wollen zuerst den Gang des Systems

in seiner ersten Richtung begleiten, und die Schicksale desselben betrachten.

Der Empirismus Locke's wurde von der englischen Insel auf französischen Boden verpflanzt, und mit der unsern Nachbarn eigenen Lebhaftigkeit und ungestümen Thätigkeit bis in seinen Extremen nicht bloß theoretisch entwickelt, sondern auch praktisch angewendet. Was uns in diesem Fortgange der Theorie besonders auffallen muß, ist das allmählige Abnehmen und Verschwinden des Antheils, den man der Seele an der Bildung der Begriffe einräumt, und das immer stärkere Hervortreten des in derselben verhüllten Materialismus. Die eigenthümliche Thätigkeit der Reflexion auf empfangene Eindrücke, die Locke noch der Seele gelassen hatte, verlor sich gänzlich in Condillacs Ansicht. Bei ihm sinkt die geistige Kraft des Menschen zu einem bloßen passiven Vermögen herab, und er tadelt an seinem Vorgänger, daß er der Seele angeborne Thätigkeiten einräumte. Nach Condillac besitzt die Seele kein angebornes Vermögen, kein Erbtheil von Kraft und Thätigkeit; alles ist hier erworbenes Gut, alle Gedanken von Empfindungen erzeugt und geboren; und die tabula rasa Locke's wurde von Condillac durch die marmorne Statue ersetzt. Nach jenem schreibt die Seele auf ihrem leeren Grunde die gehabten Eindrücke ein, und zieht aus einer gewissen Summe von Empfindungen das Facit eines allgemeinen Begriffs. Der Reflexions-Prozeß Locke's hat sich bei Condillac in ein Attentionsprozeß verwandelt; diese Attention ist selbst ein nothwendiges Resultat der Impressionen, und die Gedanken bilden sich wie die im weichen Thone gelassenen Spuren fallender Körper.

Wohin diese Theorie von der Entstehung unserer Begriffe in ihrer praktischen Anwendung und in ihrer Beziehung auf das Leben führt, fällt in die Augen. Alle Regeln der Handlungen müssen in der angenehmen Empfindung aufgesucht werden, und der praktische Sensualismus wurde nicht lange nachher in Frankreich von Helvetius, Mirabaud und der ganzen

Schule Voltaire's in aller seiner zerstörenden Wirklichkeit geltend gemacht. In unsern Tagen wird das System von den sogenannten Progressionisten, mit ihren Forderungen auf die Rehabilitation des Fleisches, gehegt und gepflegt.

Fragen wir aber nach der ersten veranlassenden Ursache dieser schweren Verirrungen der neueren Philosophie, und weshalb ähnliche Systeme nicht im Mittelalter erscheinen und sich erhalten konnten? so ist es offenbar, daß es die Lebendigkeit des Glaubens an höhern gegebenen Ideen und an der Verpflichtung gegen eine göttliche Gesetzgebung eine Schutzwehr dagegen gewesen. Sobald aber der Glaube alle Haltung verloren hatte und der Zaun niedergetreten, war allen menschlichen Verirrungen ein weites Thor eröffnet, und die Stiergefechte der menschlichen Systeme unter sich konnten von nun auf der neuen Arena ungehindert sich hervorthun.

XLI.

Das Manifest der spanischen Regierung auf die Allocution des heil. Vaters.

Unseren Lesern wird aus den Tagblättern erinnerlich seyn, daß die gegenwärtige Regierung zu Madrid am 30. Juli dieses Jahres durch ein, in Tausenden von Abdrücken verbreitetes Manifest die Klagen beantwortete, welche P. Gregor XVI. in seiner am 1. März an die Cardinäle gehaltenen Allocution vor Gott und der Welt feierlich aussprach. Wir haben zur gehörigen Zeit auf dieses denkwürdige Aktenstück aufmerksam gemacht *); es bleibt uns noch übrig, auch jenes nach seinem wahren Werthe zu beleuchten. Wir haben hie-

*) Bd. VII., H. 8.

mit gezögert, theils weil wir sehen wollten, ob das so hochtrabend abgefaßte Manifest außerhalb der iberischen Halbinsel eine Wirkung hervorbringen werde, theils die weiteren Atrocitäten erwarten, welche nach dem Ermessen Vieler jener Kriegserklärung auf dem Fuße nachfolgen würden. In Betreff des Ersten haben wir uns nicht getäuscht. So übermüthig die jetzt an der Spitze der Regierung stehenden Radicalen auch waren, so unverschämt in Sprache und Gesinnung und jenen Stolz verrathend, der glücklichen Emporkömmlingen so übel steht, das Aktenstück auch ist, so hat es unseres Wissens, und auch wohl eben aus diesem Grunde, nirgends einen besondern Eindruck hervorgebracht. Am allerwenigsten vielleicht gerade da, wo man den höchsten hervorzubringen beabsichtigte — in Rom. Der heil. Stuhl hat im Laufe der letzten drei Jahrhunderte eine so überschwengliche Erfahrung in Betreff des eigentlichen Sinnes und Endzweckes von Maaßregeln, Versprechungen, Betheurungen und Drohungen einzelner Staaten gemacht, die in kirchlichen Dingen eine gewisse Linie bereits überschritten haben, daß wir uns sehr täuschen müßten, wenn die römische Sagacität nicht gleich bei dem Ausbruche des revolutionären Sturmes in Spanien, dessen ganze Bedeutung und das volle Wehe erkannt hätte, das über Kirche und Staat kommen müßte, wenn die Factionen, die so lange schon conspirirten, ans Ruder kommen würden. Wenn daher der heil. Vater in der besprochenen Allocution sich, anstatt seine Erwartung des immer schlimmeren Zustandes auszusprechen, Hoffnungen des Besserwerdens hinzugeben schien, so waren sie zweifelsohne von der Art, wie sie der Christ bis zum letzten Lebensaugenblicke selbst von dem verstocktesten Sünder hegt. Wirkliche Hoffnung einer bessern Wendung der Dinge konnte er nur hegen in Bezug auf die unversiegbare Quelle des Edlen, die sich unstreitig in dem Charakter, in dem Herzen des spanischen Volkes findet, und von dem es sicher ist, daß ein großer Theil das schwer lastende Joch der Revolution nur des Gebotes wegen

ruhig erträgt, das dem Christen die höchste Aufopferung und Selbstverläugnung in allen weltlichen Dingen vorschreibt. Daß aber P. Gregor XVI., wenn er als oberster Hirt der Heerde Jesu Christi die Gläubigen in Spanien tröstet, die Schwerverfolgten aufrichtet, den Unglücklichen den niefehlenden Beistand des Besiegers der Welt und der Hölle verspricht — auf einen nicht geringen Anhang in dem Kerne des spanischen Volkes zählen kann, geht klar aus der ganzen Haltung des Manifestes selbst hervor. Denn was ist es weiter, als daß die Regierung den reinsten Absichten des heil. Vaters die gehässigsten Zwecke unterzulegen sucht, ohne dabei zu bedenken, wie sehr sie ihr eigenes Inneres dadurch aufdeckt, welch widerwärtigen Anblick sie dem unwilligen Auge des Lesers darbietet. Mit derjenigen Gewandtheit, die den Revolutions-Männern aller Zeiten und aller Orten eigenthümlich ist, sucht sie die Nation in den Streit mit Rom hineinzuziehen, den der radicale Uebermuth muthwillig erregte, und unter dem der bessere Theil des Volkes jammernd seufzt. Den in der Geschichte der Diplomatie zwar nicht beispiellosen, immer aber höchst niederträchtigen Recriminationen kommen diese neuen, allen rechtlichen Grund entbehrenden, maaßlosen Behauptungen über kirchliche Dinge gleich. Es ruft in dieser Beziehung das spanische Manifest das Benehmen Katharinens II. bei der polnischen Theilung in das Gedächtniß zurück, die, während die beiden übrigen Höfe sich abmühten, Rechtsgründe für ihre Theilnahme aufzusuchen, keinen aufstellte und gleich zur That schritt. So hält die Regierung ihr Recht, über die Güter der Weltgeistlichen zu disponiren, für unzweifelhaft. Sie hat es nämlich bereits gethan, ehe das Manifest erfolgte, und da sich ein solches Benehmen nicht rechtfertigen läßt, da auch nicht der leiseste rechtliche Grund dafür angeführt werden kann, erwähnt sie die dreiste Thatsache statt des unauffindbaren Rechtsgrundes. Dann aber, um Unkundige zu blenden, stützt sie sich wieder auf historische Vorgänge, auf die Brutalität eines Johann's IV., den Mordbe-

fehl eines Ferdinands von Aragonien ꝛc., bedient sich aber hie-
bei der linkischen Polemik eines Frankfurter Journals und ähnli-
cher Blätter, die sich einst höchst verwundert stellten, daß jetzt
über ein Ereigniß so großer Lärm entstünde, da doch im
Mittelalter gar viele ähnliche vorgekommen seyen.
Sonderbar, daß gerade diejenigen, die alles Neu machen wollen,
wenn sie zu dem Mittelalter ihre Zuflucht nehmen, an dessen Bar-
barei und Wildheit appelliren, um dadurch ihr eigenes Be-
nehmen zu beschönigen. Was kann und soll denn so ein Sün-
denregister früherer Zeiten beweisen, wenn nicht, daß man
in aufgeklärten Jahrhunderten der Rohheit früherer huldigt,
und der oft so kummervollen Sühne vergißt, die früher
oder später, aber immer sicher auch der Mächtigste ent-
richten muß? Wenn aber zu solchen Argumenten gegriffen
wird, werden unsere Leser wohl kaum verlangen, daß wir die
geschichtlichen Belege des Manifestes analysiren sollen. Es ist die-
sem mit der historischen Begründung seiner Behauptungen noch
viel weniger ernst als mit der rechtlichen. Daß etwas geschehe-
hen ist, beweis't ja unter Vernünftigen nie die Sittlichkeit und
Rechtlichkeit des Geschehenen, sonst müßte ein Einziges Fak-
tum der englischen oder französischen Revolution mehr gelten,
als alle sittlichen Gesetze und alle menschlichen Constitutionen.
Der ganze Inhalt des Manifestes — und das scheint der
Weisheit seiner Verfasser entgangen zu seyn — trägt unver-
holen nur einen Stempel an sich, nämlich, daß jene, wo sie
beweisen wollten, an die Gültigkeit ihres Beweises selbst
nicht glaubten, daß sie wo sie recriminirten, nur zu er-
kennen gaben, welcher Handlungen sie selbst fähig seyen, und
nur wo sie behaupten, ist eine Wahrheit, nämlich die beispiel-
loser Frechheit, einer an das Lügen gewöhnten, durch Nichts
aus der Fassung zu bringenden Schamlosigkeit der Gesinnung.
Bei solchen Tendenzen das Manifest zu widerlegen, hieße nach
den Aepfeln des Tantalus greifen; ihm Schritt für Schritt
folgen, die kostbare Zeit unnöthig vergeuden. Es liegt der
Hauptpunkt ohnehin erst im Ende, im letzten Satze, der die

Allocution für eine Kriegserklärung ausgiebt. Es ist dieß aber die eigentliche Pointe des ganzen Aktenstückes. Die Madrider Regierung, das Wesen einer päpstlichen Allocution mißkennend, will ein hostiles Verhältniß mit dem heil. Stuhle, um die Maske gänzlich fallen zu lassen, um ohne alle weitern Rücksichten von nun an mit der Kirche in Spanien so zu schalten, wie es ihr beliebt. Sie will es, und in ihren destruktiven Planen nicht mehr durch Einwendungen, durch Ermahnugen u. dgl. gestört zu werden, und fühlt sie sich nur ein wenig kräftig, so wird sie allen canonischen Bestimmungen zum Trotze zur rechtswidrigen Besetzung der vacanten Diöcesen schreiten und die unveräußerlicheu, durch Ursprung und Alter gleich sehr geheiligten Rechte der allgemeinen Kirche ebenso mit Füßen treten, wie sie es mit denen des römischen Stuhles gethan. Daher die arglistige Wendung, die sie der Allocution giebt, „des weltlichen Fürsten" von Rom, der selbst ohnmächtig und schwach in seinen Maaßnahmen von dem Willen seiner Verbündeten abhängt. Man will den Stolz, das nationale Ehrgefühl der Spanier gegen den Papst aufregen, um dann desto sicherer und ungestörter über die Kirche herzufallen. Die Regierung weiß übrigens recht gut, daß sie in ihren Unternehmungen von denen am wenigsten gehindert werden kann, die das Manifest die Verbündeten des Papstes zu nennen beliebt; sie weiß, daß wenn die Kirche allein nach dem Rathe der weltlichen Klugheit hätte regiert werden müssen, längst schon weder sie noch ihr Oberhaupt mehr vorhanden wäre, ja sie weiß sogar wie oft schon ein vom Glauben isolirtes Princip der irdischen Legitimität, im Laufe der Geschichte der Kirche entgegen getreten ist. Wenden wir daher mit P. Gregor, der zwiefach unglücklichen spanischen Nation unser inbrünstiges Gebet zu; flehen wir, daß Gott die Tage der Heimsuchung abkürze, und jene alte Weissagung sich nicht erfülle, daß, wenn England wieder katholisch, Spanien häretisch werde.

XLII.

Literatur.

Ueber Kirchen=Staatsrecht in der preußischen Rheinprovinz. Betrachtungen zum Geiste der Gesetzgebung und zum jetzigen Weltstande von Wilhelm von Schütz. Würzburg bei Voigt und Mocker 1841. VI. 90 S. 8°.

Der Titel schon des Schriftchens, daß wir anzuzeigen beabsichtigen, gibt durch die Art seiner Abfassung („Betrachtungen zum Geiste der Gesetzgebung....) zu erkennen, daß wir darin nicht auf eine überall sorgfältig abgemessene, schulgerechte Darlegung des Stoffes rechnen dürfen. Wo indessen der geistvolle und mannigfach bewanderte Herr von Schütz sich vernehmen läßt, da kann man auf dankenswerthe Belehrung und noch dankenswerthere Anregung stets rechnen, und deßwegen haben wir uns die Mühe nicht verdrießen lassen, ihm durch 90 Seiten in der allerdings etwas mühseligen, fast möchten wir sagen, geschraubten Entwicklung seiner Gedanken zu folgen. Seiner Absicht war er sich klar bewußt; er spricht sich darüber mit Klarheit aus; und die hat uns von vorn herein gewonnen. Der von Preußen ausgegangene religiöse Zwiespalt zwischen Katholiken und Protestanten, so wie zwischen Lutheranern und Antilutheranern schien ihm für Deutschlands westliche Feinde den vollen Werth und die volle Kraft einer Revolutionsarmee zu besitzen und propagandistische Dienste zu verheißen (S. II). Nur eine Wiedererweckung des Geistes von 1813 in seiner vollen Kraft schien den schon da und dort, z. B. in der Petition der Stände Ostpreußens, hervortretenden Wirkungen mit Erfolg wehren zu können. Das wundervolle Aufleuchten dieses Geistes in dem erhabenen, feierlichen Augenblicke des herzlichsten Einklangs zwischen König und Volk bei der Huldigung in Berlin, der Herr von Schütz als Mitglied der Ritterschaft beiwohnte, belebte seine Hoffnung, daß jener verhängnißvolle Zwiespalt, der ja noch nicht bis zur Wurzel des Vertrauens und der Liebe hindurchgedrungen, sich werde beseitigen lassen. Aber daß kein

bloßer Vermittlungsversuch den Frieden bringen könne, war ihm deutlich. Von einer unrichtigen, kirchenrechtlichen Theorie war das Zerwürfniß ausgegangen. „Einseitige Systematiker“, sagt der Verfasser, „haben in einer kirchlichen Angelegenheit sich durch eine falsche Ansicht und Tendenz besiegen lassen, sind auch so sehr für eine unrichtige Theorie in Leidenschaft gerathen, daß sie nicht eher ruhten, als bis sie Mittel fanden, zu Gunsten derselben, wider Wissen des Monarchen, zu wirken und den Ausbruch einer Krisis einzuleiten, die den Fürsten unwillkührlich fortriß“.

Nur durch Beseitigung dieser kirchlichen Theorie, durch die Nachweisung ihrer Unhaltbarkeit und Gefährlichkeit schien daher unserem Verfasser die Rückkehr zum Frieden möglich. Sie, meinte er, als entzweiendes Element zwischen Kirche, Monarchen und Volk hinweggeräumt, stelle sich gegenseitiges Verständniß ein, und dem Verständnisse folge dann auch das Einverständniß. Also ein Versuch zur Verständigung, hervorgegangen aus der lobenswerthen Absicht, dadurch zum Einverständniß, und zwar zum Einverständnisse im Geiste von 1813, im Geiste deutscher Freiheit und Selbstständigkeit zu gelangen, ist die Schrift, die uns hier beschäftigt. Wir begrüßen sie in dies'r Eigenschaft mit Freude, und folgen gern dem Drange, durch die weitere Verbreitung ihres Inhalts, so viel an uns ist, dem so edlen Bestreben des Herrn Verfassers uns beizugesellen. Zunächst kündigt sich seine Arbeit an als die Kritik einer unter demselben Titel: Ueber Kirchenstaatsrecht in der preußischen Rheinprovinz, in den Heften 103 und 104 des 52sten Bandes der Jahrbücher für die preußische Gesetzgebung erschienenen Abhandlung, die sich die seltsame Aufgabe gestellt hat, zu zeigen: „daß bei dem Uebergange eines Landestheiles aus früherer Landeshoheit an eine andere, derselbe hiemit zugleich auch allen den positiven Bestimmungen unterworfen und obligat gemacht sey, welche das Kirchenstaatsrecht der dem neuen Landestheile erworbenen Souverainität bilden“. Die Folgerungen, die sich daraus für die Rheinprovinz ergeben sollen, brauchen wir wohl nicht näher zu bezeichnen. Daß er gerade diese Schrift zum nächsten Vorwurf seiner eigenen Arbeit machte, dazu scheint Herr v. Schütz nicht so fast durch die Bedeutung ihres Inhalts, als vielmehr durch die der Sammlung, in der sie Aufnahme gefunden, veranlaßt worden zu seyn. Er betrachtete sie hienach (S. 29) als einen Ausfluß jener preußischen Beamten-Coalition zur kirchlichen Ablösung Deutschlands von Rom, über deren erste Anfänge, lange nachdem ihr Daseyn durch ihre Acte schon der ganzen Welt als eine unzweifelhafte

Thatsache verrathen war, die Veröffentlichung von Niebuhrs Nachlaß erst kürzlich ein helleres Licht verbreitet hat. Der Plan ging, nach der Ansicht, die Bunsen gegen Niebuhr durchgesetzt, dahin, durch Ausübung einer wohlbemessenen Protection auf die katholische Kirche in Deutschland, wozu besonders die Unterrichtsanstalten und die Einwirkung der Regierung auf die Besetzung der höheren Kirchenämter die fast unfehlbaren Mittel darzubieten schienen, es ohne Streit und Aufsehen dahin zu bringen, daß Geistlichkeit und Laien, der Autorität des päpstlichen Stuhles, durch dessen eigenes Zuthun, mehr und mehr entwöhnt, beim ersten besten Collisionsfalle zwischen den Aussprüchen dieser Autorität und ihren eigenen Ansichten und Interessen sich der Regierung in die Arme wärfen und von dem Mittelpunkte der katholischen Einheit auf immer lossagten. Wie sehr es in diesem Plane lag, dem römischen Stuhle überall bei der Anordnung der katholischen Kirchenverhältnisse bereitwilligst die Hand zu bieten, um ihm die Mühe und Gefahr zu ersparen, in schwierige Verhältnisse sich einzulassen, wo sein Ansehen mißkannt werden könnte, das leuchtet zu sehr ein, als daß es noch einer Erinnerung bedürfte. Niebuhrs leidenschaftlicher, aber redlicher Charakter widerstrebte zu sehr einer solchen Rolle: er mußte den Posten in Rom einem Anderen überlassen. Später freilich, nachdem der Plan mißglückt, mit List nicht mehr zum Ziele zu gelangen war, hätten Manche zum Zwange greifen mögen. Dafür einen gesetzlichen Anhaltspunkt zu gewinnen, schien unserem Verfasser die Absicht der gedachten Abhandlung in den Jahrbüchern für die preußische Gesetzgebung zu seyn; darum hat er dieselbe zur Widerlegung besonders ausersehen.

Sein Zweck ist, nicht bloß zu zeigen, wie unhaltbar die in der fraglichen Schrift aufgestellte Behauptung an sich, sowohl nach der Natur der Sache, als nach den positiven gesetzlichen Bestimmungen und dem bestehenden Rechtszustande ist; sondern auch zu warnen vor den Folgen eines Verfahrens, wie es, nach jener Schrift zu urtheilen, von Manchen beabsichtigt wurde. Um dieses letztere zu bewirken, hat Herr v. Schütz sich einen Standpunkt ausersehen, der an sich zwar richtig, ja nach unserer Ueberzeugung der einzige ganz richtige und wahre ist, auf den aber Wenige, besonders unter denen, die er überzeugen möchte, ihm zu folgen im Stande oder Willens seyn werden. Er fängt (S. 2 ffg.) mit der Bemerkung an, daß es nur den Barbaren von jeher eigen gewesen sey, keine andere als isopolitische Verhältnisse innerhalb eines aus verschiedenartigen Landestheilen bestehenden Staatsgebietes gelten zu lassen, hingegen alle polypolitischen Zustände für ausgeschlossen zu erklären. Schon die Griechen hätten erkannt, daß die

Umgestaltung des Rechtes, welcher eroberte Länder selten entgehen, weil die Verschiedenartigkeit der äußeren Lebensbedingungen auch eine Verschiedenartigkeit der Lebensgesetze nach sich ziehe, nicht nach Willkühr und Convenienz geschehen, sondern eben nur der Nothwendigkeit entsprechen dürfe, „wenn man sie in die Natur des Menschen wolle übergehen und hier sich eine Nothwendigkeit bilden lassen, die sich zu erheben habe zu einer Gewohnheit für gesetzmäßiges Daseyn, und der nicht anzusinnen sey, sich hinzugeben zur Beute zufälliger oder willkührlicher Veränderungen und Wechselungen". Noch deutlicher hätten dieses die Römer erkannt, deren Staatsweisheit vom Anfang an nach der Möglichkeit rang, eine Verfassung zu gründen, welche die Aufgabe lösete, mehrere verschiedenartige Völker zu vereinigen, ohne dabei das Heiligste, die Blüthe und Frucht der bisherigen religiösen, ethischen und politischen Entwicklung zu zerstören. Nur Barbarenart sey es gewesen, diese zu übersehen, und zu fordern, daß das eroberte Land sammt seinen Bewohnern übergehe in die ganze Gesetzlichkeit der erobernden Macht, auf diese Weise jedesmal Zustände vermittelnd, wie wir sie jetzt den Orient entwürdigen sehen. Selbst die in das römische Reich eingedrungenen rohen Germanen hätten einen zarteren Sinn für Recht und politische Freiheit gezeigt, und das als finster so vielfach geschmähte germanische Mittelalter habe in dem System der persönlichen Rechte, das lediglich durch freiwilliges Anschließen der Einzelnen an den Rechtszustand der Mehrheit allmählig den Uebergang zur Einheit vermittelte, eine erleuchtete Staatskunst bewiesen, welcher die Isopolitie der Orientalen trostlos gegenüber stehe. Und „zur selben Zeit", ruft Herr v. Schütz aus", wo wir diese nämlichen Orientalen durch die Einförmigkeit ihrer geselligen Zustände sich auflösen sehen, wird im Abendlande eine Theorie aufgestellt, welche nicht nur jene Rohheit förmlich systematisirt, völlig Barbarisches für die Blüthe der Civilisation erklärend; sondern man verfälscht auch sogar, um dies vage Resultat zu gewinnen, die Begriffe mittels einer trügerischen Sprachschöpfung". Hier sucht Herr v. Schütz zu zeigen, daß das Wort: Kirchenstaatsrecht an sich schon etwas Verkehrtes ausspreche, weil es die kirchlichen Verhältnisse zu staatsrechtlichen umstemple. Wir setzen voraus, daß unsere Leser damit von vorn herein einverstanden seyn werden, und wollen also nur den Hauptfaden des Gedankenganges unseres Verfassers im Auge behalten. Dieser geht nun dahin, daß die protestantischen Regierungen in Deutschland um so weniger Fug und Ursache hätten, dergleichen isopolitische Bestrebungen, wie sie in dem erwähnten Aufsatze der Jahrbücher für preußische Gesetzgebung sich aussprechen, gegen ihre katholi-

schen Unterthanen zu hegen, als eigentlich der Bestand und die Macht des deutschen Bundes, hiemit aber auch die Sicherheit und Wohlfahrt aller einzelnen Bundesstaaten davon abhänge, daß dieser Bund den Charakter der Apostolicität, d. h. also der Katholicität bewahre, der ihm durch seine Stiftung, wie durch die Geschichte der ihm vorhergegangenen Ereignisse unverkennbar aufgedrückt sey. Diese Behauptung wird freilich Viele befremden, und besonders denjenigen, welche seit Jahren gewohnt sind, die deutsche Freiheit mit dem Protestantismus, den Protestantismus aber mit dem Preußenthum zu identificiren, ganz fabelhaft klingen. Auch dürften die ersten Gründe, die Herr v. Schütz dafür anführt: daß nämlich der Bund unter Anrufung der heiligen Dreieinigkeit geschlossen und unter das Präsidium Seiner kaiserlich-königlich apostolischen Majestät von Oesterreich gestellt sey, durch ersteren Umstand aber von Seite der Protestanten die Verpflichtung anerkannt sey, niemals die abweichenden Momente ihrer Confession zu einem Motiv für die Emancipation aus der religiösen untheilbaren Einheit und Einigkeit benützen zu wollen, die nur durch das Mitwalten der heil. Dreieinigkeit Leben und Wesen gewinnen könne, während durch den zweiten Umstand die von Gott und Christus kommende Apostolicität der Kirche, von welcher allein Oesterreich ein apostolisches Verhältniß auch zu Deutschland habe, von sämmtlichen Bundesgliedern implicite und gleichzeitig anerkannt worden sey; es dürften, sagen wir, diese ersten Gründe schwerlich geeignet seyn, die etwa ungläubigen Leser auf der Stelle zu bekehren. Nichts desto weniger hat aber die Sache doch ihre volle Richtigkeit, wie der Verfolg erproben soll. Wir wollen aber vorläufig nicht mit den Gegnern rechten, sondern erst noch die Ansicht des Herrn v. Schütz vollständig darzulegen suchen. Dieser geht von der Betrachtung der inneren Grundlagen der Einheit und Selbstständigkeit Deutschlands, die er im unversehrten Bestande der katholischen Kirche erblickt, auf die äußeren Verhältnisse unseres Vaterlandes über, die er besonders in Beziehung auf Frankreich in's Auge faßt. Dabei beschränkt er sich nicht etwa auf die Ausbeutung alter Eifersuchten und Nationaleitelkeiten, mit denen man sich wohl blähen, aber nicht um eine Linie größer machen kann; sondern gewohnt, wie er ist, die Dinge immer gleich vom höchsten und allgemeinsten Standpunkte aus zu betrachten, scheint er sich unmittelbar die Frage gestellt zu haben: welcher von den großen Weltmächten, unter welchen der deutsche Bund seine Stelle zu behaupten hat, nach dem Verhältnisse ihrer Kräfte zu den vorherrschenden Interessen, das Uebergewicht in der Bestimmung der Weltgeschicke zufallen müsse? Und er hat sich die Frage einfach dahin beantworten

müssen, daß es diejenige seyn werde, die, im Dienste oder als Organ und Vertreter des höchsten und allgemeinsten Interesse der Menschheit, sich des Mittelpunktes unseres gegenwärtigen, die Welt beherrschenden europäischen Staatensystems zu bemächtigen im Stande seyn werde. Als den Mittelpunkt betrachtet er aber, eben so sehr nach dem Zeugnisse der Geschichte, als nach den Andeutungen, die in den neuesten Ereignissen zu erkennen sind, das Mittelmeer und, als die nothwendigen Stützpunkte zu dessen Beherrschung, Deutschland und Italien nebst Aegypten. Als das höchste, allgemeinste und zuletzt nothwendig entscheidende Interesse erscheint ihm aber das der Religion oder des Verhältnisses des Menschen zu Gott. Ueberzeugt nun, daß dieses Verhältniß seinen höchsten, allein wahren und befriedigenden Ausdruck in der katholischen Kirche erlangt habe, trägt er kein Bedenken, den Satz aufzustellen, daß jener Macht die Weltherrschaft gebühre und zufallen werde, welche von diesem Mittelpunkte aus die Freiheit der katholischen Kirche zu schützen übernehme. Darin können, seiner Ansicht nach, nur Frankreich und Deutschland, dieses als durch Oesterreich vertreten und mit ihm identisch gedacht, sich den Vorzug streitig machen. Er traut Frankreich zu, den Gedanken einer großen Weltpolitik in diesem erhabenen Sinne zu fassen, und will sich vorzüglich die Schritte des Herrn Thiers in diesem Sinne deuten. Nicht minder vertraut er aber der Weisheit des Fürsten Metternich, daß diesem die angedeutete Stellung Oesterreichs zu dem großen Problem der Weltgeschichte nicht entgangen sey, und er erblickt in der Kaiserkrönung zu Mailand, welche auf die Versöhnung Italiens mit Deutschland berechnet war, und in der Rolle, die Oesterreich in der Lösung der orientalischen Frage übernommen, die sprechendsten Beweise dafür. Das Natürlichste schien ihm nun freilich eine Verbindung Deutschlands mit Frankreich in dem großen gemeinschaftlichen Interesse, in welchem beide gleichzeitig das Princip ihrer Selbstständigkeit und Größe zu erblicken hätten.

In der Erwartung jedoch, daß eine solche Vereinigung nicht Platz greife, fragt er natürlich, was wohl diesmal für Deutschland geschehen werde, wenn Frankreich, fortwährend uns zu überflügeln, und auf unsere Kosten sich zu erheben trachtend, uns abermals religiös getheilt finden sollte, wie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges? Und er setzt, zur Beantwortung dieser Frage, zwei verschiedene Fälle als möglich voraus. — Entweder ist es den Franzosen gegeben, zu dem großen und schönen Werke, wozu alle Umstände sie einzuladen scheinen, sich aufrichtig und ernstlich zu erheben: dann erwächst ihnen eine Macht, der kaum eine andere in der Welt gewachsen seyn dürfte; denn von allen

Seiten strömen ihr die Heldenschaaren zu, welche die große Idee der Einheit und Verbrüderung aller Völker begeistert. Oder die Franzosen folgen bloß ihrer alten Eroberungslust und Ruhmsucht unter dem Banner der revolutionären demokratischen Propaganda; dann ist Deutschland zunächst und Italien ihr Augenmerk, und für die Völker, welche durch die Erfahrung des constitutionellen Lebens für die Täuschungen desselben noch nicht abgestumpft sind, macht sie ihre Loosung, für Italien macht sie ihre Stellung in Afrika im höchsten Grade gefährlich. In beiden Fällen kommt es darauf an, dem westlichen Nachbarn eine unzertrennbare Einheit entgegenzusetzen, und nicht bloß von den protestantischen Reactionsversuchen abzulassen, die um so gefährlicher werden, je mehr die Protestanten das Deutschthum für sich allein in Anspruch nehmen möchten, sondern auch mit dem heiligen Stuhl und dem Kirchenstaate das innigste Band zu unterhalten, um dem französischen Einfluße auch jenseits der Alpen die Spitze bieten zu können, und den Franzosen nicht die Wege preisgeben zu müssen, auf welchen sie mit ihren Waffen so leicht der ersten deutschen Macht bis in das innerste Herz zu dringen und die Widerstandskraft des ganzen deutschen Körpers so auf immer zu brechen im Stande wären. Das sind die patriotischen Gedanken, welche in Herrn v. Schütz durch die jüngsten Thaten einer Partei angeregt wurden, welche die deutsche Nationalität dadurch, daß sie sie geltend machen wollte, wo sie nicht gelten kann und soll, nämlich im religiösen und kirchlichen Gebiete *), gerade da gebrochen und fast zu Grunde gerichtet hat, wo sie vor allem glänzen und gebietend

*) In einer sehr wegwerfenden Anzeige dieser Schrift in Nro. III. der Jahrbücher für wissentschafliche Kritik sagt Marheinecke unt. and. mit seiner köstlichen Selbstzufriedenheit. „Der Romanismus wie der Pietismus bricht den Köpfen die Krone des Geistes aus; denn die Geistesfreiheit ist dahin“. Wie es aber außerhalb des Romanismus mit der Geistesfreiheit stehe, davon mag folgende Stelle aus derselben Recension als Probe dienen: „Richtig ist die Behauptung, daß die römisch-katholischen Priester nicht Staatsdiener seyn und heißen können, da sie im Dienste eines ausländischen Herrn stehen. Dieß schließt aber nicht aus, daß sie, wie alle Ausländer, wenn sie im Lande sich gegen die Staatsgesetze verlaufen, nach diesen gerichtet werden“? Herr Professor Marheinecke ist Staatsdiener, erkennt also den Landesherrn als den Herrn der Religion und der Wissenschaft, für deren Verbreitung er angestellt ist, muß als Diener dieses Herrn für ihn die Religion und die Wissenschaft betreiben, und kann nur als Organ inländischer d. h. königl. preußischer Religion und Wissenschaft als Inländer sich geriren. Das folgt aus obigem Satze. Daraus folgt aber nothwendig weiter, daß Preußen das Reich des heiligen Geistes seyn muß. Wir wollen Gott danken, wenn

hervortreten sollte, nämlich im Leben des Staates und im Verhältnisse Deutschlands zu den anderen Gliedern des europäischen Staatensystems. Durch ihre falsche Verherrlichung des Nationalgeistes ist in der That an unserem Vaterlande das Wort des Herrn bewährt worden: Wer seine Seele liebt, der wird sie verlieren; wer sie aber hasset, der wird sie erretten. Die Katholiken haben, wie Herr v. Schütz sehr gut erinnert, Deutschlands Einheit und Selbstständigkeit, besonders Frankreich gegenüber, stets im Auge behalten und vertreten, während ihre Gegner es waren, welche den Franzosen die ersten Vorschritte gegen den Rhein möglich machten, und ihnen das Recht der Einsprache in die Angelegenheiten Deutschlands verschafften. Doch unsere Absicht ist nicht zu recrimiren; sondern nur zu einer edleren und einsichtigeren Politik zu mahnen, als bisher befolgt wurde. Zu dem Ende sey uns erlaubt, den Gedanken des Herrn v. Schütz, die wir bisher, so viel wir es vermochten, unseren Lesern klar zu machen suchten, eine kurze Betrachtung nachzusenden. Hat Herr v. Schütz die Bedeutung des Katholicismus für die Macht und Selbstständigkeit Deutschlands hervorzuheben gesucht, so wollen wir einen Augenblick das Verhältniß des Protestantismus zu den allgemeinen Fragen der Zeit beherzigen. Der Protestantismus hat eine Zeit gehabt, wo, in Folge von Versäumnissen und Mißverständnissen aller Art, alle Vortheile ihm nothwendig zufallen mußten; denn in der Entwicklung der christlichen Völker war der Zeitpunkt gekommen, wo bei ihnen das Christenthum aufhören oder als das innerste und eigenste Princip unseres gesammten Denkens und Seyns, als das Reich Gottes i n u n s sich bewähren mußte; wo der Mensch den Inhalt der Offenbarung selbstständig ergreifen, und als mit seinen eigenen ursprünglichen Wesen so zu sagen identisch, in der freien unabhängigen Bestimmung seines Daseyns gelten machen, oder aber ihn als etwas ihm nur von Außen aufgedrungenes, fremdes von sich stossen mußte. Diese Zeit war, um uns eines oft gebrauchten Gleichnisses zu bedienen, die Zeit des Eintrittes in das Mannesalter, mit welcher die vorherrschende Bedeutung des Laienstandes in der Kirche eintreten mußte. Der Protestantismus hat sich zum Organ dieser natürlichen Richtung der Gemüther aufgeworfen, und, so sehr er sie mißbrauchte und entstellte, doch daraus sein Glück und seine Kraft geschöpft. Aber die Zeit, die den Protestantismus begünstigte, weil er ihr zu dienen schien, ist jetzt über ihn hinausgeschritten; denn er war nur der einsei-

---

uns wirklich unser römischer Katholicismus die Krone der Selbstverherrlichung ausgebrochen hat auf daß uns die Demuth bei Verstande erhalte.

tig entstellte Ausdruck des tieferen Motivs, das sie bewegte. Was zuerst, in Beziehung auf die Bestimmung des Glaubens, nur die Anführer der sich so nennenden Reformation, und, in Beziehung auf die Ordnung des Cultus und die Bestimmung der kirchlichen Verhältnisse nur die Häupter des Laienstandes in Anspruch nahmen, das Recht selbstständiger Entscheidung noch dem Maaßstabe subjectiver Ueberzeugung und Ansicht, das nimmt jetzt consequent auch jeder Einzelne für sich in Anspruch. Die Forderung aber der absoluten subjectiven Selbstständigkeit und Freiheit ist zugleich vom geistigen Gebiete des Glaubens fortgeschritten auf das reale und materielle des äußeren Daseins, der bürgerlichen und politischen Existenz. Die Zeit verwirft darum die aristokratischen Einflüsse, die in der Reformation so entscheidend hervortraten und in den protestantischen Staaten bis jetzt so mächtig sich erhalten hatten; sie verwirft die officielle Form der Religion und des Kirchenthums, worauf die Ordnung der protestantischen Staaten bisher gegründet war; sie erhebt sich jugendkräftig, wenn auch noch mit unstätem Beginne, gegen die Monstruositäten einer Philosophie, wie der Protestantismus sie ausgeboren, in welcher die Freiheit keine Stelle findet. Ueberall strebt die Menschheit hinweg von den Bahnen, welche die Reformationszeit ihr gebrochen hatte, und alle Zeichen verkünden den Anbruch einer neuen Zeit. Die eine subjective Richtung, welche bis zur Kirchenspaltung ausgeartet, zeigt sich im geistigen Gebiete des Glaubens und der Wissenschaft erschöpft. Die Triumphe, welche auf eine kurze Zeit der Pantheismus unter uns feiert, deuten unverkennbar das tiefe Bedürfniß der Versöhnung zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Freiheit und Gesetzlichkeit an, dem nirgend als in der katholischen Einheit seine Befriedigung werden kann. Der Uebergang der Reformationsbestrebungen auf das bürgerliche und politische Gebiet ist zugleich Veranlassung zur Entwicklung der Willenskraft und der praktischen Thätigkeit auf Kosten der Speculation und leeren Gedankenentwicklung, die seit der Zeit der Reformation eine so große Rolle gespielt hat. Von selbst wendet sich daher das Uebergewicht wieder zurück zu den südlichen, zu den katholischen Völkern. Und um die religiöse Krisis zu beschleunigen, tritt nun auf der einen Seite Rußland ein in das große Weltdrama mit seinen hierarchisch-politischen Unternehmungen, gegen welche die protestantischen Anmaaßungen nur als Kinderspiel erscheinen, und auf der anderen Seite America mit seiner schwindelnden Anarchie und anarchischen Schwindelei, um von beiden entgegengesetzten Endpunkten aus, der dogmatischen Erstarrung und rationalistischen Verflüchtigung des Glaubens, des kirchlich-politischen Despotismus und der po-

litisch=kirchlichen Auflösung, die Schwankenden zu ergreifen, und sie in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzutreiben. In einer solchen Zeit vermag ebenso wenig, wie Hegelthum und Agenden, die Pietät gegen die ehrwürdigen Rüstzeuge vergangener Zeiten, für sich allein der Politik eine genügende Stütze zu bieten. Da muß wohl ein tieferer Ankergrund gesucht werden, um das Staatsschiff zu befestigen, und wolle Gott, daß den Deutschen, den alten Trägern des heiligen römischen Reiches zur guten Stunde noch vergönnt sey, ihn zu finden! Die Politik, die sich mit dem Protestantismus identificirt, kann uns nur und sich selbst zu Grunde richten.

XLIII.

Bilder aus dem italienischen Volksleben in der Vergangenheit und Gegenwart.

Sechster Artikel.

Schluß der zweiten Abtheilung.

Verhältniß des Climas, des Stammcharakters und der historischen Entwicklung der Völker — Oberflächlichkeit der Touristen — der Winter in Italien, das Kaffeehaus und die Oper — Theaterconversation. Das Straßenleben der unteren Klassen. Die Conversation überall. Die Novelle und der Roman — das Erzählungstalent der Italiener — Franco Sacchetti und die Geschichte von den beiden Florentiner Ehrenefeln.

Jedenfalls ist das Clima nur eines jener Elemente, die bei der Beurtheilung eines Volkes zu beachten sind, ein anderes, nicht minder einflußreiches bildet, seine eigene physische und moralische Natur, wir meinen jene ihm angebornen Fähigkeiten und Schwächen, Hinneigungen und Abneigungen, die seinen individuellen Stammcharak-

ter ausmachen. Es sind dieß die Naturgaben, womit jedes Volk von Gott ausgestattet, in die Geschichte eintritt und die es unter seinen besonderen climatischen Einflüssen entwickelt. Von seiner Religion zu der es sich bekennt, von seinen Gesetzen, die es sich gibt, von seiner Erziehung, von seinen häuslichen und bürgerlichen Einrichtungen, die es bei sich einführt, hängt es alsdann ab, daß es das Schädliche sowohl in seiner eigenen Anlage wie im Clima seines Landes so viel wie möglich unschädlich mache, und das Gute in beiden fördere und benütze.

Einen Umstand aber den man, wie mir scheint, gewöhnlich nicht genug beachtet, ist der: daß die Weise, wie das Clima auf ein Volk einwirkt, keineswegs eine unbedingte ist, die für jedes Volk dieselbe wäre; sondern sie gestaltet sich verschieden, nach der verschiedenen Stammesanlage der Völker. Der Mensch, minder dem Physischen unterthan, als das Thier, hat seinem universellen vorherrschend geistigen Charakter gemäß, das vor den meisten Thieren voraus, daß er so ziemlich unter allen Climaten leben kann. Allein nichts desto weniger haben die verschiedenen Völkerfamilien, doch das mit den Thier- und Pflanzengattungen gemein, daß auch sie nur unter einem gewissen Himmelsstriche vorzüglich gedeihen, und nur hier sich wohl und heimisch fühlen. In einem Klima, welches dem einen Volke sich tödtlich erweist, kann sich ein anderes frisch wie der Fisch im Wasser fühlen. Wir dürfen daher auch wohl annehmen; daß in jener Zeit, da die Völker aus der Urheimath auszogen, und über die Erde sich ausbreiteten, und die Länder in Besitz nahmen; daß sie da von diesem inneren Naturinstinkte getrieben, so lange gleich den Israeliten ruhe- und obdachlos in der ungastlichen Wüste, im Elende und in der Fremde umherirrten, bis auch sie das Land ihrer Verheißung und Bestimmung fanden, worin ihnen Milch und Honig floß, und sie sich heimisch fühlten, weil es ihrer Naturanlage entsprach. Wie sehr übrigens jene irren, die in dem Clima die letzte Erklärung für alle Er-

scheinungen im Leben der Völker suchen und finden, das zeigen Nachbarvölker am besten, die die gleiche Luft athmend, von den gleichen Sonnenstrahlen beschienen, und aus densel- ben Quellen trinkend, doch himmelweit verschieden sind, eben weil ihre Naturanlage, eine andere ist; und weil die Fügun- gen und Ereignisse ihrer Geschichte, die auf ihre Erziehung und ihre Lebensweise und ihre Sitten und Gesetze zurückge- wirkt haben, andere waren. Trinken nicht der Deutsche, der Slave und der Ungar nahe benachbart, aus derselben Do- nau, sind sie nicht denselben climatischen Einflüssen ausge- setzt? und doch welche Grundverschiedenheit in ihrem ganzen Wesen. Man betrachte den leichten, zum Guitarrenspiel sin- genden und springenden, immer lauten, immer lustigen, be- weglichen und veränderlichen Neapolitaner, und vergleiche ihn mit seinem nächsten Nachbarn, dem ernsten, feierlichen, umsich- tigen Römer, der über die Trümmer von Jahrtausenden da- hinwandelt und verhüllten Antlitzes, dort wo seine Vorfahren dem Kampfe wilder Thiere und den Martern der ersten Chri- sten blutgierig zugeschaut, die Kreuzstationen singt und der der Bußpredigt eines Capuziners beiwohnt. Je mehr oder min- der nun bei einem Volke Stammanlage, Clima und geschicht- liche Entwicklung in Harmonie stehen, so daß es sich dadurch mehr oder minder gefördert sieht, eine um so mehr oder min- der schwierige Aufgabe hat es zu lösen. Denn wie bei den Einzelnen so sind auch bei den Völkern weder die Talente noch die von der Vorsehung ihnen angewiesene Bestimmung die gleichen. Wer darum als ein gerechter Beurtheiler die Größe oder Kleinheit ihrer Verdienste bemessen will, der darf diese drei Verhältnisse nicht vergessen, die gar Manchem zur Erklärung und wenn nicht zur Rechtfertigung, so doch zur Ent- schuldigung dienen; umgekehrt aber auch nicht minder über man- che Erscheinungen ein um so strengeres Urtheil begründen kön- nen. Hievon träumt aber dem Heere gewöhnlicher Touristen nichts; kosmopolitische Pflastertreter, die die Welt von ei- nem Ende zum anderen durchlaufen, begnügen sie sich mit ei-

nem flüchtigen Anblicke der äußerlichen Oberfläche; ohne inneres Verständniß zeichnen sie, so gut sie es eben können, die Töne, die gerade an ihr Ohr anklingen und die Ereignisse, die der Zufall ihrem Auge vorführt, in ihren Reisebüchern auf. Führen sie nun neben dieser eilfertigen Oberflächlichkeit noch ihr ganzes Patrimonium alter, eingewurzelter, confessioneller und nationeller Vorurtheile, die überall nur ihre Bestätigung suchen, und daher auch zu finden wissen, als Reisegepäck bei sich; so kann man hieraus sich einen ohngefähren Maaßstab für die Richtigkeit und Gerechtigkeit so mancher jener protestantischen Reisebeschreibungen bilden, welche katholische Länder und Völker ihrer Beurtheilung unterwerfen.

Doch kehren wir nach Italien zurück. Hier will es uns im allgemeinen scheinen, als ob die äußere Hitze dieses Sonnenlandes dazu beitrage, die innere Hitze seines Volkes, das sie in Geduld zu tragen hat, zu dämpfen und zu mäßigen. Es ist wahr, auch in Italien ist der Sommer kein ewiger, auch Italien hat seinen Frühling und seinen Herbst und es hat auch seinen Winter, und diese drei Jahreszeiten, in denen es gleichfalls durch größere Milde vor den nördlicheren Ländern begünstigt ist, könnte es allerdings gar wohl zu seinen Arbeitsstunden benützen, und seine Siesta auf die Sommermonate beschränken. Allein der Sommer und die Sonnenzeit sind doch immer die vorherrschende in dem italienischen Jahre, und von ihnen erhält das Leben seine eigentliche Farbe; wie der Italiener daher im Allgemeinen seiner sommerlichen Genügsamkeit in Speise und Trank auch im Winter treu bleibt, so will er auch im Winter wie im Sommer, der gehörigen Ruhe pflegen, und seine Unterhaltung haben. Ist es im Sommer zu heiß zu anstrengender Arbeit, so ist es im Winter zwar keineswegs an sich zu kalt dazu; allein da das Haus und die ganze Einrichtung doch vorzüglich auf den Sommer und gegen die Hitze berechnet ist, so ist man gegen die geringe Kälte zu wenig geschützt, und leidet daher bekanntlich mehr von ihr, als dort, wo sie mit aller Strenge herrscht

und man sich daher auch mit aller Vorsicht gegen sie wahrt. Wenn draußen die eigenthümliche ungeregelte Dachtraufeneinrichtung italienischer Städte alle Straßen in eine Sündfluth verwandelt, in dem Hause aber eine feuchte Frostigkeit verbreitet ist, mit der die spärliche Hitze eines Kohlenfeuers in einem alten Opferfeuerkessel einen ungleichen Kampf führt, während der Bewohner in einen Mantel eingehüllt; hinter seinem Tische sitzt, und die Füße auf einen Holzblock setzt, um den kalten steinernen Fußboden nicht zu berühren; so kann eine so fröstelnde Umgebung unmöglich den Studiosus sehr anfeuern, mit aller Kraft darauf los zu studiren; er wird aufstehen müssen, und sich Bewegung machen, damit ihm die Lebensgeister nicht, wie sein Kohlenfeuer ausgehen. Dieß ist der Grund, warum z. B. zu Padua der größere Theil der studierenden Jugend dieser Universität, im Winter den Tag bis tief in die Nacht hinein in den Kaffeehäusern zubringt, um sich an einander und an dem gemeinsamen Feuer zu erwärmen. Welche Früchte aber diese winterlichen Kaffeehausstudien ihnen in wissenschaftlicher Hinsicht bringen müssen, und um welche Gegenstände sich ihre Unterhaltungen drehen, und welcher Art ihre Beschäftigungen sind, kann man sich vorstellen, ohne dabei gewesen zu seyn.

Die feuchtkalte Winterwitterung Italiens erlaubt zwar keinen Corso, allein dafür tritt das Theater und vorzüglich die Oper ein, die vollkommen seine Stelle vertritt, und wobei namentlich die Conversation nicht zu kurz kommt. Denn in dem prächtig erleuchteten Hause ist wieder die ganze Stadt in ihren eleganten Sommitäten vereinigt; nicht nur die Schauspieler und Sänger, sondern auch das Publikum dient sich gegenseitig zum Schauspiel und zur Unterhaltung. Wie auf dem Corso der Wagen die Familie oder einen Freundekreis vereinigt; so thut dieß die Loge in noch höherem Grade im Theater, und die im Parterre entsprechen den Fußgängern dort. Jede Loge bildet alsdann wieder einen kleinen Conversationssalon, deren jeder seine eigene Nummer trägt; so kann denn auch jeder, der das

Schauspielhaus betritt, sogleich in einem Ueberblicke alle diese kleinen Salons übersehen und an den Herausschauenden sich diejenigen merken, die zu seinem Conversationskreise gehören. Und nun beginnt wieder ein allgemeines girare, ein sich gegenseitiges Besuchen, aus einer Loge in die andere, das dann die ganze Stadt in eine beständige, aber immer veränderte Conversation mit einander bringt. Das Schauspiel und namentlich die Oper dient diesem Vergnügen nur zur Begleitung und zur größeren Würze. Denn da der Opern eines Winters in der Regel nur wenige sind, und da sie daher immer wieder von neuem gegeben werden; so pflegen sie nur mehr in ihren höchsten Glanzpunkten, durch ihre ergreifende Wirkung die Conversation zu unterbrechen, die sie dagegen im Laufe des Abends mehr als einmal betäubt; so daß Sänger und Schauspieler vor Tausenden spielen, und singen, von denen kaum ein einziger auf sie achtet. Darum ist das italienische Theater etwas ganz anderes, als das deutsche, und man muß dieß wohl beachten, um seinen Einfluß auf das Leben zu beurtheilen. Es dient zu gleicher Zeit der Augen-, der Ohren- und Zungenlust und die letztere trägt vielleicht auch hier wieder den reichlichsten Antheil davon.

Die unteren Klassen, die an diesem Vergnügen seiner Kostspieligkeit wegen, nur in beschränkterem Maaße Antheil nehmen, haben dafür eine Entschädigung darin, daß mit Ausnahme der heißesten Sommer- und der unfreundlichsten Wintertage das übrige Jahr hindurch, die Straße eigentlich ihr Haus bildet; und daß sie so, in fast ununterbrochener Berührung mit der gesammten Nachbarschaft, die Straße zur Rechten und Linken auf und ab, ein wahrhaft öffentliches geselliges Leben führen, dem das Haus fast nur zur Schlafstätte dient, und wohin sie sich nicht ohne Noth zurückziehen. Auf der Straße wird geschustert und geschneidert, auf der Straße zünden die Böttícher lichterlohe Feuer an, auf der Straße wird gesotten und gebraten, und gegessen und getrunken. Ja es giebt nicht wenige, die in dem Maaße

homines publici sind, daß sie ganz und gar kein Obdach haben; für sie hat in Rom die christliche Barmherzigkeit eigene Schlafstätten errichtet, wo sie für die Nacht aufgenommen werden, andere erhalten gegen einen Bajocc (etwas mehr als einen Kreuzer) nächtliche Unterkunft; allein es gibt nichts destoweniger Viele, die weder von dem Einen noch von dem Anderen Gebrauch machen wollen; und man findet sie Abends, einfacher als Diogenes, ruhig unter den Vorhallen der Kirchen und öffentlichen Gebäude, oder auch ganz im Freien, auf dem ersten besten Stein, den sie fanden, ausgestreckt liegen, und so unbekümmert und sorglos schlafen, wie die herrenlosen Hunde ihnen zur Seite. Daß bei einem solchen öffentlichen Straßenleben der unteren Klassen der Geist der Beredsamkeit auch seine Rechnung findet, das läßt sich wohl denken; wird ja eben dadurch alles in eine beständige lebendige Conversation mit einander versetzt, aus deren Lärm die Schweigsamkeit sich in die Verborgenheit zurückziehen muß.

So wären wir denn in allen Jahreszeiten diesem hervorstechenden Nationalcharakterzuge, dem Bedürfniß nach Mittheilung, begegnet, und zu ihr finden wir den Italiener in der Regel zu jeder Stunde, und über jeden Gegenstand und bei jeder Gelegenheit aufgelegt. Wer die Straßen durchwandert, der kann oft die Bettler in einer so eifrigen Ideenmittheilung begriffen sehen, daß sie Fünfzig vorüber gehen lassen, ohne sie ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen, und die Hand nach einem Almosen auszustrecken. Denn Reden und Hören ist ein Genuß, der ihnen mehr gilt, als das armselige Stück Brod, das sie sich vielleicht mit dem Almosen würden kaufen können. Darum lassen sie sich nicht stören, und wenn der Vorübergehende ihnen auch nichts gibt, sich aber mit ihnen in ein Gespräch einläßt, so gilt ihnen auch dieses als eine dankenswerthe Wohlthat; und sie bezeugen ihre Zufriedenheit darüber auch wohl damit, daß sie ihm eine Prise von ihrem Tabak anbieten. Wer in ein Kaffeehaus eintritt, der kann

nicht selten sehen, wie die dort Versammelten mit einander in einer allgemeinen Unterredung begriffen, in einem Kreise rings an den Wänden sitzen. Der Wirth hinter dem Schenktisch bildet als Leiter den Mittelpunkt dieser vertraulichen Unterhaltung; er steht mit seinen Gästen auf völlig gleichem Fuße, und nimmt die Rede eine scherzhafte Wendung, so ficht er mit ihnen auf gleiche Waffen. Eine Stadtneuigkeit, ein Mord, ein besonderes Unglück, ein Theaterstück, eine Festivität, ein durchreisender Fürst oder sonst etwas, was die Zungen der Stadt eben beschäftigt, gibt ihm, bei dem alle Nachrichten zusammenströmen, Gelegenheit an die Hand, für den ausgehenden Stoff der Conversation zu sorgen; und fehlt es an allem Andern, so bringt er wohl auch eine Frage aus der Philosophie des Lebens oder einen religiösen Streitpunkt auf die Bahn, den er mit seinen Gästen der Länge und Breite nach durchspricht, und dabei so gut und so ungenirt, wie jeder andere, seine Meinung behauptet. Eben so behandelt der Cameriere in den Trattorien den Fremden, wenn er seiner Natur folgen darf, in der gleichen jovialen Weise, und stellt ihm die Speisen halb conversirend halb singend auf den Tisch, als sey er hier zur Bedienung, weil es ihn gerade freue, und als hinge es einzig und allein von ihm ab, den Fremden aufstehen zu machen und sich zur Abwechslung einmal von ihm bedienen zu lassen. Laden drei Facchinos einen Wagen ab, so werden sie gewiß ein Collegium, oder richtiger, ein Colloquium bilden, und ihre Arbeit conversationsweise, unter Scherzen und Lachen und gegenseitigen Bemerkungen verrichten, und von jeder Kleinigkeit Veranlassung nehmen, die Schleusen ihrer Beredsamkeit zu öffnen. Und schlägt einer einen Nagel ein, so ruft der zweite: bravo, bravo! dazu, und der dritte benutzt die Gelegenheit, daran tausend Betrachtungen und Bemerkungen aufzuhängen. Auch selbst in die Kirchen weiß sich die Conversation Zutritt zu verschaffen, und das nicht nur bei den großen, prachtvollen Kirchenfesten, die ohnehin halb wie weltliche angesehen werden, sondern man kann

auch selbst die, welche zum Beichtstuhle hintreten, manchmal sehen, wie sie vor dem Beginne der Beichte, ohne das mindeste Arg, eine kleine Unterredung mit dem Beichtvater, ich weiß nicht über welche Angelegenheiten, halten.

Daß sie diesen Charakterzug auch dem Fremden gegenüber nicht verleugnen, bedarf keiner Bemerkung, und das ist ein Umstand, der dem Reisenden, wenn er ihn zu benutzen weiß, seinen Aufenthalt in Italien leicht angenehmer, als in den meisten andern Ländern machen kann. Kömmt der Fremde in einer kleinen Stadt an, und geht er durch die Sträßen, um ihre Merkwürdigkeiten zu sehen, so darf er sich nur an den ersten Besten, den er auf der Piazza sieht, wenden. Redet er ihn als galantuomo an, und bittet ihn um die Gefälligkeit, ihm über Dieß oder Jenes Aufschluß zu geben: so wird er in der Regel nicht nur alle wünschenswerthe Auskunft auf das bereitwilligste und in der höflichsten Form von der Welt erhalten; sondern der Angeredete, gehöre er einer Klasse an, welcher er wolle, wird sich nicht selten ein Vergnügen daraus machen, ihn, versteht sich unter beständiger Conversation, zu allen Kirchen, öffentlichen Monumenten und sonstigen Merkwürdigkeiten herumzuführen, und ihm die Geschichte und alles Ruhmwürdige seiner Vaterstadt, so wie nicht weniger Fragmente aus den Memoiren seines eigenen Lebens, wie einem alten Bekannten, zutraulich mittheilen. Zuletzt wird er sich vor dem Abschied auch noch für das Vergnügen der Bekanntschaft und die angenehme Unterhaltung bedanken, obschon er die Kosten derselben vielleicht beinahe allein getragen. Durch ein gutes Wort kann der Fremde daher oft un- unendlich mehr ausrichten, als durch sein Geld. Scheint eine Sache anfänglich unmöglich, und wird sie rund als solche abgeschlagen, weiß der Fremde aber darüber ein Gespräch anzuknüpfen, so lassen sich doch zuletzt vielleicht noch Mittel und Wege auffinden, um den Schlüssel zu ihrer Möglichkeit zu erhalten. Tritt dagegen, wie dieß nicht selten geschieht, der Fremde, sobald er den Fuß auf italienischen Boden ge-

setzt hat, jedem, der ihm begegnet, mit hochmüthiger, gebieterischer Verachtung und barschem Mißtrauen entgegen: als wolle er ihm sagen: du bist auch einer von den Gaunern, die auf mein Geld speculiren und die ich für Geld zu Allem haben kann: so wird die unendliche Mehrzahl jener, die keine Gauner sind, und von denen Viele vielleicht mehr Gold als der Fremde Silber haben, sich mit Gleichgültigkeit von ihm abwenden, und ihn als einen insolenten Barbaren, der keine Sitte kennt und keiner Achtung werth ist, seines Weges ziehen lassen. Die Uebrigen aber werden in seinem Benehmen gerade eine Aufforderung sehen, all ihren Scharfsinn aufzubieten, um ihm auf die eine oder andere Weise so viel als möglich von seinem Gelde, das er so fest hält, abzugewinnen. So wird ihnen leicht die Prellerei zur Ehrensache ihrer Schlauheit und Gewandtheit. Und da sie im Besitze aller Positionen sind, so kann der Fremde, der sich in einen so ungleichen Kampf einläßt, mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß er zuletzt so oder so, und wäre es auch nur durch ein Wortspiel oder eine sonstige Sophisterei, überlistet wird und die Kosten des Spieles zahlen muß. Wird er alsdann über die offenbare Unverschämtheit wild, erhebt er im Zorn gegen den gemeinen Schurken den Stock oder vergreift er sich sonst an ihm, so muß er sich als Antwort vielleicht auf eine Coltellada, d. h. einen Messerstich in den Leib gefaßt halten. Denn die Geduld geht nur bis zu einem gewissen Punkte, und auch der Gemeinste, so feige und niederträchtig er auch sonst seyn mag, ist in einem solchen Augenblick, wo die Wuth das Uebergewicht über seinen Speculationsgeist erhält, seiner nicht mehr mächtig, und rächt den ihm angethanenen Schimpf, unbekümmert um die Folgen, die daraus für ihn entspringen mögen. Hätte er ihn dagegen anfänglich, was ihn nichts, als einige freundliche Worte gekostet, als einen Ehrenmann behandelt, so würde er sich wohl all diese Unannehmlichkeiten erspart haben, und der Gauner wäre nach einer großen Forderung mit einem billigen Ge-

bote zufrieden gewesen, und hätte vielleicht eine Ehre darin gesucht, daß sie in Frieden und gegenseitiger Zufriedenheit von einander schieden. Wie bei manchen Völkern des Alterthums der Mitgenuß des Salzes den Fremdling unter den Schutz des Gastrechtes stellte und zu einem Freundschaftsgenossen machte, so kann man in einer gewissen Beziehung sagen, daß die Theilnahme an der Conversation, diesem Salze des italienischen Lebens, in Italien ohngefähr das Gleiche bezweckt.

Dort aber, wo die Rede eine so wichtige Stelle im Leben einnimmt, kann es nicht fehlen, daß die Beredsamkeit und die Dialektik sich einer besondern praktischen Ausbildung erfreuen muß. Und in der That, abgesehen davon, daß alle Italiener mehr oder minder von Natur geborne Redner sind, und die Gabe einer geläufigen Zunge mit auf die Welt bringen, so haben sie so viel Gelegenheit im Leben, diese zu üben und auszubilden, daß gar oft der Gemeinste sich mit solcher Gewandtheit und Klarheit und einem solchen Aufwande gewählter Worte und Phrasen und rhetorischer Gesticulationen auszudrücken weiß, wie man es anderwärts nicht leicht bei den Vornehmsten findet. Die italienische Literatur rechnet es sich auch zu ihrem Ruhme an, schon vor einem halben Jahrtausend, unter ihren Trecentisten Muster in der Erzählung zu besitzen, die jeder anderen Nation den Vorrang streitig machen, und die noch jetzt den Gegenstand der Bewunderung bilden und der allgemeinen Unterhaltung dienen. Sind ja sogar die Namen der Novelle und des Romanes romanische Namen, die ihren Ursprung nicht verleugnen. Der Verfasser des Dekamerone zeigt, wie man schon damals nicht nur in frohen, sondern selbst in den traurigsten Tagen Erquickung und Erheiterung in der Conversation und im sinnreichen Redespiel suchte, worin die Rede wie ein Ball von Hand zu Hand fliegt. Läßt er ja seine Novellen im Kreise solcher erzählen, die der Pest in der Vaterstadt entflohen. Denn war das Leben Italiens in damaliger Zeit auch ein un-

endlich bewegteres und thatenreicheres als gegenwärtig, so verleugnete sich doch auch dort jene Neigung des Volkscharakters nicht, wonach Alles immer bereit ist, die Hände in den Schoos sinken zu lassen und die Zunge in Bewegung zu setzen. Der geringste Vorfall auf dem Markte reichte auch damals hin, eine ganze Stadt außer Athem zu bringen. Alles springt zu den Fenstern und eilt an die Thüren, aus allen Seitengassen kommen die Schau- und Hör- und Redelustigen herbeigesprungen. Keiner denkt mehr an sein Geschäft, jeder fragt und antwortet und schreit und rennt mit dem Haufen, und Alles löst sich zuletzt wieder in das auf, woraus es entsprungen, in Nichts oder in ein Gelächter, und dient noch einen Monat der Conversation zum ergiebigen Gegenstand, an dem Tausende ihre Rednergabe versuchen und Manchen aufs neue lachen machen.

Den damaligen Novellenschreibern, die uns gar oft in ihren Geschichten ein lebendiges und anschauliches Bild ihrer Zeit und ihres Volkes darstellen, ist diese Seite des Lebens nicht entgangen, und auch sie haben dieselbe mehr denn einmal als Stoff jener Erzählungen benützt, die uns gewiß nicht selten eine lebensvollere und wahrere Anschauung von dem Treiben ihrer Zeit gewähren, als der trockene, farblose Bericht so mancher Chroniken. Da haben wir z. B. den Franco Sacchetti, einen Canonisirten der Crusca, einen Testo di Lingua, einen der Trecentisten, einen der ältesten Novellenschreiber. Er schon hat, ohne es an scherzhafter Uebertreibung fehlen zu lassen, jenen Zug zum öfteren, bewußt oder unbewußt, mit heiterer Ironie wieder gegeben. So erzählt er uns z. B. einmal, wie ein alter Klepper, der seinem Reiter in Florenz durchgegangen, die ganze Stadt fast in eine förmliche Revolution gebracht. Wieder erzählt er uns, wie ein Rabe zwei Handwerksgenossenschaften in die bedenklichsten Streitigkeiten verwickelt, die das schöne Florenz mit nichts geringerem, als mit einem Bürgerkriege bedroht. Wie denn in der That, den Chroniken gemäß, die Stadt schon einmal

eines Hundes wegen sich zu einem Kriege bemüßigt glaubte. Denselben Charakter, wenn auch nicht so unmittelbar, trägt eine andere Novelle von zwei Eseln, die ein ehrsamer Bürgersmann von Florenz unter großer Feierlichkeit, mit Purpurdecken geschmückt, dem Herzog von Mailand zum Geschenk übersendet. Er berichtet die Reise dieser beiden Ehrenesel, und erzählt mit ausführlicher Behaglichkeit, welche Conversationen überall in den Städten, durch welche der Zug ging, das Volk auf den Straßen und die Müßiggänger in den Wirthshäusern über die Esel gepflogen, und welche Spott- und Scherzreden sie überall darüber gewechselt. Allerwärts sehen wir die Esel willkommen, allerwärts dienen sie Guelphen und Ghibellinen zum Gegenstande der einträchtigsten Conversation. Ja es ist, als ob das gesammte lombardisch-venetianische Königreich nichts Wichtigeres zu thun hätte, als seine ganze Aufmerksamkeit diesen florentinischen Ehrengesandten zu widmen.

Er begnügt sich nicht damit, dieß Alles des Breiteren zu erzählen, sondern er fügt am Ende noch bei, er müsse sich kurz fassen, und schließt mit dem Geständniß, wie es ihm rein unmöglich sey, einen genügenden Bericht aller geführten Reden abzustatten. Nachdem er nämlich von den Bolognesern namentlich angeführt, daß sie von ihrer Verwunderung gar nicht hätten zurückkommen können, und noch länger als einen Monat die Eselsgeschichte hin und her besprochen, fügt er bei: „aber das, was die von Modena darüber alles meinten, und was die von Reggio dazu sagten, und das Erstaunen deren von Parma, von Piacenza und Lodi, und alles, was darüber in diesen Landschaften geredet wurde, und wie sehr sie sich darüber verwunderten, das könnte man nicht in einem Monat wieder berichten“.

Es hat mir daher nicht unpassend geschienen, den Lesern diese Novelle, die sie mitten in das italienische Leben, wie es auch noch heute ist, hineinversetzt, hier mitzutheilen, denn sie gewährt ihnen den doppelten Vortheil: einmal, daß ihnen das

Bild, ein Genrestück, wie es ein italienischer Meister gemalt, vor Augen tritt, und dann, daß die Weise seiner Darstellung, diese zungenflüchtige, behagliche, redselige, gutmüthig boshafte Erzählungsweise selbst wieder aus diesem Leben hervorgegangen ist und ihnen ein Muster der Conversation an die Hand gibt. Denn der Erzähler, der alle die Schwätzereien über den Eselsfeierzug nacherzählt, war gewiß selbst einer, der unter den Pflastertretern und Conversirenden auf der Piazza stand, und bald auf= und abgehend, bald stehen bleibend, mit jedem eine Conversation begann, und wenn der Wind eine bunte Seifenblase dahinführte, tausend Fragen und Bemerkungen darüber in Bereitschaft hatte, und zuletzt daraus eine lange Geschichte zu spinnen wußte, so bunt und so leicht, und so durchsichtig und so glänzend, wie die Seifenblase selbst.

Wenn wir an seiner Erzählung etwas zu vermissen hätten, so wäre es allenfalls, daß er uns nicht auch alle die Sonette und die Panegyrici darüber bewahrt hat, an denen es die Bewohner jener Gegenden bei dieser Gelegenheit gewiß nicht fehlen ließen. Und eben so, daß er auch die Vorlesungen, die darüber gewiß in den verschiedenen Akademien gehalten wurden, keiner Erwähnung werth hielt. Denn wo geschähe etwas in Italien, was die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ohne daß das Sonett und sein prosaischer Bruder, der Panegyricus, in ihrem Festgewande nicht dabei erschienen, und ohne daß die Akademien den Balsam ihrer Beredsamkeit darüber ausgößen.

Doch um uns nicht selbst den Vorwurf allzugroßer Redseligkeit zuzuziehen, wenn er uns nicht schon trifft, so lassen wir jetzt den alten Florentiner seine Geschichte von den beiden herrenlosen Thieren erzählen, die einst ganz unverschuldeter Weise alle die schönen und reichen Städte dieses gesegneten Landes so unendlich viel von sich zu sprechen gemacht.

Ein spanischer Edelmann Namens Giletto, der auf einer Reise nach Jerusalem, oder auf seiner Rückkehr von dort

nach Mailand kam, hatte einen Esel bei sich, ein allerliebstes Thierchen wie es nur je eines gab: es stellte sich so zierlich auf die Hinterfüße, wie ein französischer Chevalier und wenn der Edelmann ihm ein Wort sagte, so ging der Esel auf seinen Füßen wie ein Ballettänzer, und wenn Herr Giletto ihm zu singen befahl, so schrie er ganz anders wie alle andern Esel zu thun pflegen, kurz er spielte seine Rolle wie ein Mensch und konnte vieles Andere, was man sonst bei den Eseln nicht findet. In Mailand stattete der Edelmann dem Herzog Barnabas Visconti einen Besuch ab, und ließ sich seinen Esel nach führen. Als er dem Herzog seine Ehrfurcht bezeugt hatte, fielen dessen Blicke sogleich auf das Thier und er fragte: Wem gehört dieser Esel? Der Edelmann neben ihm antwortete: Herr, er ist mein, und ist das allerliebste Thierchen, wie es je nur eines gab. Der Esel war mit einem goldenen Harnisch reich herausgeputzt, und der Herzog überzeugte sich sowohl durch das was der Edelmann sagte, wie auch durch den Anblick desselben, daß er wirklich das seyn müsse, was sein Herr von ihm rühmte. Sie gingen also mit einander in den Hof, und der Edelmann fragte den Herzog: „Will eure Herrlichkeit etwas von den neuen Kunststücken dieses Esels sehen“? Herzog Barnabas, der auf Neuigkeiten begierig war, erwiedert: Ja, ich bitte euch, Herr Ritter.

Nun war bei diesem Spektakel zufällig auch ein Florentiner zugegen, Namens Michelozzo, der alle die Stückchen, die der Esel machte, mit ansah und bemerkte, daß der Herzog Barnabas darüber fast vor Lachen erstickte. Zuletzt sagte Giletto, dem das Wohlgefallen des Herzogs nicht entging: „Mein Gebieter, ich habe keine größere Gabe euerer Herrlichkeit anzubieten, wenn sie euch gefällt, so wird es mir die größte Gnade seyn, nicht als wollte ich den Esel etwa euch lassen, ich weiß, euere Herrlichkeit begehrt ja so Geringfügiges nicht, sondern diesen eueren Hofleuten, zu einiger Unterhaltung“. Der Herzog erwiederte, daß er die Verehrung gnädig annähme und schenkte noch selbigen Tages dem spani=

schen Ritter einen reichen Zelter, der mehr als 100 Florin werth war, und erwieß ihm überdieß große Ehre, und der Spanier nahm Abschied und machte sich auf die Reise.

Michelozzo, der Alles gesehen, nahm gleichfalls Urlaub, und reis'te am selben Tage nach Florenz. Daheim verfiel er nun auf den sonderbaren Gedanken, er dachte, er würde gewiß bei dem Herzog zu großen Gnaden kommen, wenn es ihm gelänge, zwei schöne Esel zu finden, die er ihm von seiner Seite zusende. Sogleich gab er Befehl, ihrer zwei in der römischen Campagna zu suchen, und er fand zuletzt zwei von den schönsten, die ihn vierzig Florin kosteten. Als die besagten Esel nun in Florenz eintrafen, schickte er alsbald in einen Zeugladen, um zu hören auf wie viel Scharlachtuch er dort zählen könne, um seine Esel damit zu bedecken. Auf die Antwort, es sey genug vorräthig, ließ er es sogleich abholen, und schickt es wieder zurück, und ließ daraus zwei große und herrliche Decken schneiden, welche die Thiere ganz bis auf die Ohren bedeckten. Und dem Gebrauche gemäß, ließ er auf Stirne, Brust und die Seite das Wappen der Visconti und unten an den Füßen das seine anbringen. Nachdem er alles in Richtigkeit gebracht, schickte er also die bekleideten Esel mit einem Troßbuben und einen Pagen zu Pferd und einen zu Fuß, der als Führer voranging, von dannen zu dem besagten Herzog.

Kaum war dieß Wunder in Florenz, wo man gern herbei lauft, um zu gaffen, sichtbar, da war ein Fragen und Wiederfragen untereinander. Ei was ist denn das? Der Page erwiederte: „nun es sind zwei Esel, die Michelozzo meinen Herrn, dem Herzog Barnabas, übersendet“.

Der eine rümpfte die Nase, der andere zuckte die Achseln. Der Dritte fragte: ist denn Herr Barnabas ein Fuhrmann geworden, ein Vierter bemerkte, hat er vielleicht den Straßenkoth aufzukehren. Oh, sagten die meisten, wir wollen darauf einen Eid schwören, das ist ein Schwabenstreich,

wie nur je einer geschah. Und so schwatzten sie noch vieles Andere, wie es eben das Volk zu thun pflegt. Als sie mit ihrer Dienerschaft vor dem Thore von San Gallo waren, wurden aber die Decken abgenommen, und im Mantelsack verwahrt. So bald sie aber zu Bologna die Gränze berührten, legten sie ihnen dieselben wieder auf. Bei ihrem Einzug sprachen die Bolognesen: „wer sind denn die da"? Die einen meinten, es seyen Wettrennpferde, die anderen glaubten, es seyen Hengste. Sobald sie aber sahen, wie es sich in der That damit verhielt, sprach einer zum andern: beym Himmel es sind Esel! sie fragten den Pagen: „Heda! Was soll denn das bedeuten"? Er erwiederte, „nun es sind zwei Esel, die ein Florentiner Edelmann dem Herrn von Mailand zum Geschenk macht". Während sie noch also fragten, fieng einer von den Eseln zu schreien an. Darauf einige von ihnen: „beim Himmel, er hätte sie in einem Vogelkäfig schicken sollen, da sie so schön singen". Sie kamen zur Herberge des Felice Ammannati, da aber war erst ein Gefrage, da war ein Gelächter! Was ist denn das, fragte Felice und viele andere. Der Page erwiederte: „geht zum Henker, was wird es seyn, ist denn das eine solche Hauptneuigkeit, wie man nur je eine gesehen, daß man einem so großen Herrn zwei Esel zum Geschenk macht"? Während die Esel in das Hinterhaus der Herberge geführt wurden, fieng der eine an sich übel auf zu führen, und dabei etwas fallen zu lassen. Felice bemerkte: „Gab euch Michellozzo etwa den Auftrag, mir dessen Gruß und dieß Geschenk zu überbringen"? Und zum Pagen gewandt, fuhr er fort: „Gebt nur auf eins Acht, daß wenn ihr sie dem Herzog übergebt, daß sie sich nicht in dieser Weise vernehmen lassen, denn sonst könnte er euch übel für eure Mühe heimleuchten lassen".

Der Page antwortete: „wir werden schon dafür Sorge tragen, daß die Sache gut abläuft, und der Herzog wird auch wohl wissen, wie es die Esel hiemit zu halten pflegen". Felice, und alle Florentiner, die dort waren, und die Bolog-

nesen konnten gar nicht aufhören, sich über ein so unerhörtes Geschenk zu verwunderen, und als die Esel fort waren, hatten sie noch länger als einen Monat darüber zu schwatzen. Doch ich will mich kurz fassen, denn sonst würde meine Erzählung gar zu lang. Was die von Modena darüber Alles meinten — denn die Esel paradirten durch das ganze Land mit ihren Decken und Wappen — und was die von Reggio dazu sagten, und das Erstaunen deren von Parma, von Piacenza und von Lodi, und alles was darüber in diesen Ländern geredet wurde, und wie sehr sie sich verwunderten, das könnte man nicht in einem Monat wieder berichten. Wie sie nach Mailand kamen, nun da war erst ein Zusammenlauf des Volkes, um sie zu sehen. Was ist das? Und was ist das? hieß es da, und sie zuckten die Achseln, und konnten kaum so reden, wie sie gern gewollt hätten. Bei Hof angekommen, sagte der Page von den Eseln dem Pförtner, daß er von Seiten des Michelozzo käme, seiner Herrlichkeit ein Geschenk zu übermachen. Der Pförtner sieht die beiden Esel mit ihren Decken durch sein Pförtchen, geht zum Herzog, macht ihm die Anzeige und fügt hinzu wie ihm scheine, seyen es zwei Esel mit Scharlach gedeckt. Als der Herzog das hörte, wechselte er die Farbe und sprach: heiß ihn kommen. Der Page kam vor den Herzog, stattete ihm Bericht von seiner Gesandtschaft und dem Geschenke ab, das er ihm von Seiten des Michelozzo zu überantworten habe. Der Herzog gab ihm darauf den Bescheid: „du wirst dem Michelozzo sagen, wie ich bedaure, daß er mir seine beiden Gesellen zum Geschenke überschickt hat, und allein daheim geblieben ist“. Somit entließ er ihn und schickte nach einem Namens Bergamino da Crema, der all sein Saumgeschäft besorgte. Zu diesem sagte er: geh und nimm die Eseln und die Decken und laß dir und den andern, die mit meinen Saumthieren und Eseln gehen, sogleich jedem einen Mantel daraus schneiden; und jeder soll eins von den Wappen, welches darauf ist, vorn und hinten haben, und das des Michelozzo unten zu Füßen;

denen aber, die die Esel hieher geführt haben, sage, sie sollen die Antwort erwarten. Bergamino that also, ging in den Hof, nahm die Esel und die Decken, und ließ sich und drei andern Hof=, Maulthier= oder Eseltreibern von dem Scharlach Mäntel machen. Die zogen sie an, legten den Eseln die Saumsättel auf, und als sie nun hinaus durch Mailand gingen, und Getreideladungen brachten, wurde Bergamino und die andern gefragt, was sie mit ihrem Scharlach und den Wappen hinter den Eseln wollten. Bergamino gab zur Antwort: ein Florentiner Edelmann, Namens Michelozzo, hat mir diese Esel mit dem Scharlach zum Geschenk gemacht, und ihm zu Liebe habe ich mich und diese da darin gekleidet.

Nachdem sie das also gehalten, ließ Bergamino durch des Herzogs Kanzler auch ein Antwortschreiben an Michelozzo in seinem Namen aufsetzen: daß er nämlich die beiden Esel mit den Scharlachdecken erhalten habe, und daß er ihnen sogleich Saumsättel aufgelegt und sie im Dienste der Herrschaft verwendet, und daß sie die Lasten ganz besonders gut trügen; ferner habe er sich und drei andere Eselstreiber in den Scharlach gekleidet. Mit dem Wappen des Herzogs und dem seinigen tiefer unten seyen sie, um ihm mehr Ehre anzuthun, also gekleidet durch Mailand hinter den Eseln zur öffentlichen Schau gegangen, den Namen des Gebers nicht verschweigend. Nachdem der Brief noch mit vielen andern Zusätzen bereichert war, ließ er ihn schließen, sich also unterzeichnend: Bergamino da Crema, Obersaumthiertreiber des erlauchten Herren von Mailand. Und die Ueberschrift lautete: An meinen Bruder Michelozzo, oder besser, den Bambozzo da Bamboli zu Florenz.

Wie er ganz fertig und gesiegelt war, gab er ihn dem Pagen mit den Worten: Hier ist die Antwort, du kannst nun gehen, wann du willst. Der Page wollte jedoch mit dem Herzog sprechen, in der Meinung, er würde vielleicht ein Trinkgeld für das überbrachte Geschenk erhalten, allein die Antworten lauteten so, daß er nie vor ihn kommen konnte.

So kehrte er also mit dem Briefe des Bergamino nach Florenz zurück, und händigte denselben dem Michelozzo ein. Als der die Aufschrift las, wurde ihm ganz übel. Er öffnete den Brief, liest, wer ihn gesendet, und da wirds immer schlimmer und schlimmer. Nachdem er ihn gelesen, geht der Brief von Hand zu Hand, er ruft den Pagen, und fragt: „wem gabst du den Brief“. „Dem Herren Barnabas“, lautete die Antwort. „Und was sagte er dir“? „Er sagte, wie er es bedaure, daß ihr allein zurückgeblieben wäret, und ihm bloß eure Kameraden übersendet hättet“. — „Wer gab dir diesen Brief“? „Einer seiner Dienerschaft, und ich konnte ihm nie wieder zu Gesicht kommen“. „O weh“, erwiederte Michelozzo, „du hast mir übel mitgespielt: was weiß ich, wer dieser Bergamino oder Dreckmarino ist? Geh mir aus dem Hause, ich will dich nicht länger bei mir haben. Der Page antwortete: mein Gehen oder Bleiben steht in euerem Gutbefinden, aber so viel will ich euch nur sagen, daß man aller Orts sein Gespött mit uns hatte; und wollte ich euch alles wieder erzählen, was sie sagten, ihr würdet euch wohl wundern“. Michelozzo sprach seufzend: „nun was sagten sie denn? macht man denn niemal einem großen Herren ein Geschenk“. Der Knecht erwiederte: „das wohl, aber nie Esel“. „Geh zum Henker“, sagte darauf Michelozzo, „warst du denn nicht selbst bei mir, als der spanische Cavalier ihm seinen Esel schenkte, und was sagst du nun“? Der Knecht erwiederte: „das war ein besonderer Fall, und dann war es ein Extrathierchen, und das ist ein anderes“. Michelozzo entgegnete: „und der Fuß von einem der meinen war mehr werth, als der ganze spanische Esel; sind sie mich ja mit den Scharlachdecken mehr als hundert Florin zu stehen gekommen“. „Die Eueren“, erwiederte der Page, „waren aber zum Lasttragen, und so legte man sie ihnen sogleich auf“. Michelozzo entgegnete: „nein, es ist so sauber damit hergegangen, weil ich die Esel dem Herzog Barnabas schickte, und du sie dem Bergamino da Crema übergeben hast. Was Teufel habe ich

denn mit dem Dreckmarino da Crema zu thun, der laut dem Brief ein Eseltreiber ist? Geh mir aus den Augen, daß dir nur tausend Würmer im Kopfe wüchsen". Der Knecht ging, und nach Verlauf von zwei Tagen nahm sein Herr ihn jedoch wieder gern zurück. Den Michelozzo befiel indessen eine Krankheit, von der er nie wieder genas, vielleicht mehr aus Melancholie, als um eines andern Gebrechen willen. Und in der That, es war ein ungewöhnliches Geschenk, und er wurde dafür ungewöhnlich bedient, und zwar wie es sich dafür geziemte.

XLIV.

Belgische Briefe.

Fünfter Brief.

In dem inneren Kampfe, von dessen Wiederanfang ich Ihnen genaue Kunde gegeben, und dessen Ursachen sowohl wie innersten Gründe und Triebfedern ich gesucht Ihnen auseinander zu setzen, ist eine Art Stillstand eingetreten; unsere Radikalen sind es endlich müde geworden, einerseits immer dieselben Lügen und hämischen Verläumdungen gegen die Katholiken und die katholische Presse zu wiederholen, und andererseits ihre Helden immer wieder herauszuheben und ihnen Weihrauch zu streuen: besonders, da es mehr und mehr zu Tage kommt, wie Ambition und Egoismus die eigentlichen Triebfedern waren, die mehrere der abgedankten Minister leiteten, und sie dahin brachten, die bedeutendsten materiellen Interessen des Landes ihrer Eitelkeit aufzuopfern. Ich spreche hier vorzüglich von den beiden Häuptern des Ministeriums, den Herren Lebeau und Rogier, so wie von Herrn Devaux, der, ohne eben Minister gewesen zu seyn, doch das Meiste zur Bildung sowohl, wie auch sonderbarer Weise zum Sturze des Ministeriums beigetragen hat. Denn die Art und Weise, wie er das Ministerium de Theux bekämpfte, und die eitele Selbstgefälligkeit, womit er sich und

seinen Freunden Weihrauch streute, so wie die Insolenz in Behandlung der Katholiken, die er als ganz unfähig zur Theilnahme an der Leitung den allgemeinen Angelegenheiten des Landes darstellte, erweckten zuerst das Mißtrauen, und bald die Abneigung dieser Letzteren gegen ein Ministerium, welches dadurch sich genöthigt sah, die Maske abzunehmen und sich offen an die radikale Parthei anzuschließen, mit der es früher nur einen heimlichen Bund geschlossen hatte. Diese unüberlegte Sprache des Herrn Devaux macht seinen Talenten als Staatsmann und Publicist wenig Ehre, und gleichsam als wolle er es wieder gut machen, hat er seit einiger Zeit die offene Polemik in seiner Revue aufgegeben, und begnügt sich aus frühern Werken Guizots, die dieser zur Zeit der Restauration in Frankreich geschrieben, lange Auszüge zu geben, indem er durch seine Bemerkungen die Anwendung auf den jetzigen Zustand bei uns macht. Die Sache paßt nun freilich, nach dem Sprichwort wie die Faust aufs Auge, indessen das kümmert unsere radikale Presse wenig; genug daß es von Herrn Devaux kommt, um sie zu bewegen, die langen Auszüge aus dem Werke Guizots zu wiederholen, und sich in Lobeserhebungen des tiefen politischen Blicks unseres großen Staatsmannes zu ergießen, der sehr richtig die Bestrebungen aller Gemäßigten in Belgien mit den Maaßregeln, die in Frankreich unter der Restauration genommen wurden, vergleiche. Der Schluß, den unsere Radikalen freilich noch nicht offen ziehen, der aber ganz nahe liegt, ist einfach der, daß es bald an der Zeit seyn werde, an eine neue Revolution zu denken, eben weil die vom Jahre 1830 nicht ihre wahren Früchte getragen, die denn keine andern sind, als die ganze Regierung und Verwaltung des Landes einigen unwissenden und ehrgeizigen Radikalen in die Hand zu geben, die dann Stellen und Aemter natürlich nur ihren Gleichgesinnten geben könnten.

Ebenso wie es Herrn Devaux an politischem Takte fehlt, so geht dem Herrn Rogier alle administrative Geschicklichkeit ab, und das Urtheil, was ich in meinem letzten Briefe über ihn fällte, bestätigt sich immer mehr, da es sich zeigt, daß während seiner Verwaltung und durch die verkehrten Maaßregeln, die er genommen, mehrere unserer größten öffentlichen Industriezweige bedeutend gelitten haben. So z. B. unsere Eisenbahnen, die, wenn sie auch noch keine hohen Procente trugen, doch durch ihre größere Ausdehnung mehr und mehr die darauf verwandten Capitalien verzinseten, erlitten durch einen verminderten Tarif ein nicht geringes Deficit. Herr Rogier in der Absicht, sich populär zu machen, setzte die Preise der niedern Plätze herab und erhöhte den Preis des ersten Platzes: die Folge war eine sehr ansehnliche

Verminderung der Einnahme bei Vermehrung der Reisenden, und somit der Exploitationskosten; zudem war der neue Tarif so ungeschickt combinirt, daß die Reisenden auf einigen Bahnstrecken für eine geringere Entfernung mehr bezahlten, als für eine größere, auf andern dagegen durch Nehmen ihrer Plätze von einer Station zur anderen wohlfeiler reisten, als wenn sie gleich einen Platz bis zum Orte ihrer Bestimmung lösten *). Eine eigens zu dem Zwecke ernannte Commission constatirte diese Anomalien, die wahrlich große Ungeschicklichkeit oder gewissenlosen Leichtsinn von Seiten des Ministers der öffentlichen Arbeiten verrathen. Doch dieß bekümmerte Herrn Rogier wenig, ihm war es darum zu thun, seinen Ehrgeiz zu befriedigen, und er begnügt sich mit dem Weihrauch, den ihm die radikale Presse streute, die bei uns wie überall wenig für das öffentliche Wohl, sehr viel aber für ihr eigenes Privatinteresse, so wie für den Vortheil ihrer Gönner besorgt ist.

Dieselbe Bewandtniß hat es mit einer anderen, von Herrn Rogier genommenen Maaßregel, in Bezug auf Einrichtung einer regelmäßigen Dampfschifffahrt zwischen Antwerpen und den vereinigten nordamerikanischen Staaten. Diese für den Handel so wichtige Maaßregel war schon vom Ministerium de Theux vorbereitet worden; die Kammern nahmen sie an und bewilligten einen jährlichen Fond von 400,000 Franken jährlich zur Erbauung von Dampfschiffen und Organisirung der Fahrt. Das Ministerium machte bemerklich, es sey vortheilhaft den Franzosen, die ein ähnliches Unternehmen beabsichtigten, zuvorzukommen, und die Fahrt so bald als möglich in's Leben treten zu lassen. Anstatt indessen die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, ließ Herr Rogier sich verleiten, der englischen Regierung die zwei großen Dampfschiffe: der President und die Britische Königin abzukaufen; ersteres ging, wie bekanntlich, zu Grunde, letzteres aber ist vor einigen Tagen in Antwerpen angekommen. Ohne auf den übertrieben hohen Preis des Schiffes insistiren zu wollen, so ist der Kauf ein ganz verfehlter, denn

*) Folgende Data sind aus dem Rapport der obengenannten Commission genommen: ein Reisender bezahlt von Courtray nach Brüssel 8 Fr. 80 Cent., geht er indessen nur bis Vilrode, zwei Meilen von Brüssel, so muß er 9 Fr. 20 Cent. bezahlen. So wenn er von Brüssel nach Lüttich geht und seinen Platz für die ganze Reise nimmt, so bezahlt er 8 Franken; nimmt er dagegen seinen Platz nur bis Tirlemont, und von da weiter nach Lüttich, so bezahlt er nur 7 Fr. 60 Cent. Dergleichen Anomalien finden sich eine Menge in dem von Hrn. Rogier angenommenen Tarif.

erstens ist man in England selbst von dem Gebrauch der zu großen Dampfschiffe für die Fahrt nach Amerika zurückgekommen, da dieselben viel mehr Brennmaterial kosten, ohne doch eine größere Sicherheit für die Reisenden darzubieten; zweitens ist das Dampfschiff zu breit, um in die Bassins in Antwerpen hineinfahren zu können; es muß deshalb in der Schelde überwintern, und ist den Gefahren des Eisganges ausgesetzt, und drittens ist ein Schiff, welches für England als zu groß betrachtet wird, gewiß viel zu groß für uns. Auch hat man schon unwiderleglich dargethan, daß die Kosten dieser Schifffahrt bei weitem größer seyn werden, als die Vortheile, die dieselbe unserm Handel bringen könnte. Diese und andere ähnliche Thatsachen fangen doch wohl endlich an, den gemäßigten Liberalen selbst die Augen zu öffnen, und es ist wohl kein Zweifel, daß unser jetziges Ministerium in den Kammern eine bedeutende Majorität haben wird, trotz dem Geschrei der radikalen Presse, die schon den Todestag desselben für den Augenblick angekündigt hat, wo die Kammern wieder zusammentreten werden. Da unser jetziges Ministerium die lobenswertheste und verständigste Thätigkeit in allen Zweigen der Verwaltung entwickelt, und da die Wahlreform, deren eigentliche Tendenz ich ihnen in meinem letzten Briefe auseinandersetzte, nur wenig Anklang findet, indem alle Verständigeren darin eine wahre Umwälzung der Grundlagen unserer Verfassung sehen, so bleiben den Radikalen nur zwei Fragen übrig, gegen die sie ihre ganze Thätigkeit wenden werden: nämlich das Gesetz über den öffentlichen, auf Staatskosten gegebenen Unterricht und die Anerkennung der katholischen Universität in Löwen als Civilperson. Da ich Ihnen auch schon von den Absichten der Radikalen in Bezug auf das zu gebende Unterrichtsgesetz gesprochen habe, will ich einiges über die bei uns so viel verschrieene Civilperson der katholischen Universität Löwens hinzufügen.

Der höhere oder Universitäts-Unterricht mußte bei der gänzlichen Freigebung des Unterrichts nothwendig die Sorge unseres würdigen Episcopats in demselben Grade in Anspruch nehmen, wie der mittlere oder Gymnasial- und der Volksunterricht: ja man kann wohl sagen, daß der erstere von der höchsten Wichtigkeit ist in einer Zeit, die mehr als irgend eine andere unter dem Einfluße der wissenschaftlich-gebildeten Klasse der Gesellschaft steht. Die Mittel-, d. h. die gebildeten Klassen, zu der alle jene gehören, die einen gründlichen Universitätsunterricht genossen haben, sind ja fast ausschließend an die Stelle jener Stände getreten, die durch Geburt oder sonstige Vorrechte die Lenker und Hauptträger des Staats waren. Die holländische Regierung hatte dieß

sehr wohl erkannt, und hatte alles angewandt, um diese Mittelklasse unter ihren unmittelbaren Einfluß zu bringen, und derselben die Principien zu geben, die sie selbst beseelte. Drei Universitäten waren somit in Belgien gegründet worden: in Löwen, in Lüttich und in Gent; die Professuren waren zum Theil mit Ausländern, Deutschen oder Holländern, zum Theil mit Inländern besetzt worden, die sich durch sogenannte liberale Gesinnungen bemerklich machten. Fern sey es von uns, hier alle Professoren der drei Universitäten in dieselbe Klasse rechnen zu wollen; im Gegentheile gab es unter denselben zahlreiche und ehrenvolle Ausnahmen. Allein gewiß ist es, daß der Geist, der auf den Universitäten herrschte, ein antikatholischer, oder wenigstens in religiöser Beziehung indifferenter war; auf jeden Fall fehlte es an Einheit der Principien, und die jungen Leute, die auf diesen Universitäten ihre Studien machten, blieben gewöhnlich ohne feste religiöse Principien, da sie bald für, bald gegen alle positive Religion sprechen hörten. Leider besteht dieser große Uebelstand noch auf den meisten Universitäten, und besonders in Ihrem Deutschland wäre in der Hinsicht wohl Manches zu bessern. Eine natürliche Folge dieser Universitätsbildung war es nun, daß ein sehr großer Theil des Mittelstandes bei uns ohne alle Religion war und noch ist, und daß die Opposition gegen die Kirche die meisten der Männer beseelt, die als Juristen, Advokaten und Beamte den größten und einen fast ausschließenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten ausübten. Dieß wurde noch fühlbarer dadurch, daß die Familien, die sich durch wahre Frömmigkeit, so wie durch feste Anhänglichkeit an die Kirche auszeichneten, es vorzogen, ihren Söhnen nur eine häusliche Erziehung und Bildung zu geben, um sie vor der religiösen Indifferenz, welcher sie die Universitätsstudien aussetzten, zu bewahren; dadurch aber verzichteten sie für dieselben auch auf alle Anstellungen. So geschah es denn, daß, als Belgien im Jahre 1830 ein unabhängiger Staat wurde und eine große Zahl der holländischen Beamten das Land verließen, diese größtentheils nur durch Leute ersetzt werden konnten, die keine oder nur wenige, und meist sehr unsichere, religiöse Principien hatten. Daher erklärt sich denn auch ganz natürlich die selbst bei uns nicht immer richtig verstandene Erscheinung, daß die antireligiöse, oder wie sie sich selbst nennt, liberale Parthei eine bedeutende Majorität gerade in dem einflußreichen Mittelstande, den Beamten, den Advokaten, den Aerzten zählt, und somit hin und wieder eine überwiegende Herrschaft ausübt.

Die drei Universitäten Löwen, Lüttich und Gent bestanden fort nach der Trennung von Holland; allein viele der ausgezeichnetsten Leh-

rer, die Ausländer waren, hatten dieselben verlassen, und der Geist war immer derselbe geblieben, da die Lehrstühle nicht wieder besetzt werden konnten, bevor man ein neues Gesetz über den öffentlichen Unterricht gegeben hatte, ein Gesetz, welches, seit der Freigebung desselben, eine Nothwendigkeit war. Ehe indessen die Reorganisation der Universitäten durch ein Gesetz vorgenommen werden konnte, machten die Katholiken, in Verbindung mit dem Episcopat, Gebrauch von der durch das neue Grundgesetz garantirten Freiheit des Unterrichts, und errichteten eine, von der Staatsgewalt ganz unabhängige Universität, die zuerst im Jahre 1834 in Mecheln, dem Sitze des Erzbischofes, eröffnet wurde. Die Radikalen thaten einen ähnlichen Schritt, und gründeten in Brüssel eine freie Universität, die so, wie die katholische, allem Einfluß des Staates entzogen blieb. Die Katholiken konnten in der That nicht erwarten, daß die Staatsuniversitäten eine ganz katholische Organisation erhalten würden, da das neue Grundgesetz einerseits die gänzliche Trennung von Kirche und Staat feierlich stipulirt, und andererseits auf's bestimmteste ausgesprochen ist, daß es keine Staatsreligion mehr gäbe. Somit stand und steht es bei uns bei der Anstellung irgend eines Beamten, und zu diesen gehören auch die von ihm ernannten und besoldeten öffentlichen Lehrer, dem Staate nicht mehr zu, sich um deren religiöse Ueberzeugung zu bekümmern, er hat einzig und allein darnach zu fragen, ob der Anzustellende die nöthigen Kenntnisse habe, um seine Stelle versehen zu können. Wenn dieß nun auch bei den meisten öffentlichen Stellen ohne nachtheiligen Einfluß ist, so ist dieß doch keineswegs derselbe Fall bei den öffentlichen Lehrern. Religion und Wissenschaft sind so enge verbunden, daß ihre gänzliche Trennung undenkbar ist. Unsere Bischöfe erfüllten daher eine heilige Pflicht, die die Sorge für das Seelenheil der ihnen anvertrauten Gläubigen ihnen auferlegte, als sie eine Universität gründeten, bei der sie sich eine stete Aufsicht über die religiösen Principien der angestellten Professoren vorbehielten, die sie in den Stand setzte, mit der sorgfältigsten Wachsamkeit darauf zu halten, daß die Wissenschaft nicht zu einem, der Religion feindlichen Werkzeuge gemißbraucht würde. Für uns Katholiken ist die Wissenschaft nicht das Höchste, und der Glaube ist die Grundlage sowohl, als die Richtschnur des Wissens.

Das neue Unterrichtsgesetz, in sofern es den höhern oder Universitätsunterricht betrifft, erschien endlich im Jahr 1835. Bei der Gelegenheit zeigte sich wieder zum ersten Mal seit der Revolution eine Verschiedenheit der Meinungen zwischen den Katholiken und den Radikalen. Letztere fingen schon an einzusehen, daß sie in einem Kampfe mit den

Katholiken, bei Gleichheit der Waffen am Ende unterliegen müßten. Als deshalb die Frage sich erhob, wie viele Universitäten auf Staatskosten beibehalten werden sollten, erklärten sich die Radikalen für eine einzige: diese Meinung wurde besonders von Herrn Rogier mit großen Eifer verfochten. Der geheime Grund dieser Meinung, den man aber so viel als möglich zu verbergen suchte, war der, die einzige Staatsuniversität in Brüssel zu gründen, und dieselbe mit der freien von den Radikalen gestifteten Universität, die aus Mangel an Mitteln niemals auf eine dauernde Existenz hoffen konnte, zu vereinigen, so zwar, daß dieselbe einen überwiegenden Einfluß auf den ganzen Geist und die Principien des auf Staatskosten gegebenen höheren Unterrichts ausüben könne. Ein anderer Grund, den man ebenfalls offen zu gestehen sich scheute, war der, daß man dadurch hoffte der katholischen Universität, eine mächtige Rivalin entgegenzustellen, die im Stande wäre, dieselbe nach und nach zu stürzen. Dieser Plan mißlang. Die Kammern votirten das Bestehen der beiden Universitäten, Gent und Lüttich als Staatsuniversitäten und die Aufhebung der Universität Löwen. Der Magistrat dieser letzteren Stadt in Besitz eines bedeutenden Materials der alten Universität, wandte sich sogleich an die Bischöfe mit der Bitte, die katholische Universität in ihre Stadt zu verlegen. Die Bischöfe gaben dieser Bitte nach, und die von ihnen gestiftete Universität wurde nach Löwen versetzt, wo sie in würdiger Weise den Platz der alten weltberühmten Hochschule, die durch Orthodoxie und feste Anhänglichkeit an die Kirche sich immer ausgezeichnet, einnahm. Die Stiftung oder vielmehr Bestätigung der beiden Staatsuniversitäten Lüttich und Gent, war indessen nur der erste und man kann sagen, weniger bedeutende Theil der neuen Gesetzgebung über den höheren Unterricht: es handelte sich darum, diesen auf Staatskosten gegebenen Unterricht, mit der gänzlichen Freiheit desselben in Einklang zu bringen oder mit anderen Worten den freien vom Staate unabhängigen Universitäten dieselben Rechte zu sichern wie den beiden öffentlichen Anstalten. Man löste diese schwierige Frage auf eine so genügende Art, daß man in consequenter Folgerung der einmal angenommenen Freiheit selbst solche nicht ausschloß, die ohne irgend eine Universität besucht zu haben, dennoch als Advokaten oder Aerzte zur öffentlichen Praxis zugelassen zu werden wünschten. Eine Kommission oder Jury wurde organisirt, vor welcher alle Prüfungen gemacht werden mußten, und die aus eben so vielen Sektionen besteht, als es verschiedene wissenschaftliche Zweige giebt: eine philosophische Section ist bestimmt, alle jungen Leute über die nöthigen philosophischen, historischen, philologischen und mathe-

matischen Kenntnisse zu prüfen, ein Zeugniß dieser Sektion ist nöthig, um zu den juristischen Prüfungen zugelassen zu werden: zwei Sektionen sind für die verschiedenen juristischen Prüfungen niedergesetzt, eine Sektion der mathematischen und Naturwissenschaften prüft die zur Medizin sich Bestimmenden, die dann abermals noch vor zwei verschiedenen Sektionen ihr medizinisches Examen zu bestehen haben. Niemand kann zu einem höhern Examen zugelassen werden, ehe er die niedern oder vorbereitenden Prüfungen gemacht, und ein Zulassungszeugniß erlangt hat. Jede Sektion besteht aus sieben Mitgliedern; die Prüfungen sind öffentlich und zwar zuerst schriftlich und dann mündlich. Die Examen werden in den Oster- und Herbstferien gemacht.

Eine neue Schwierigkeit trat aber wieder bei Ernennung dieser Kommission, oder wie man sie hier nennt, dieser Jury ein. Ueberließ man die Ernennung allein der Regierung, so war zu befürchten, daß die Staatsuniversitäten einen überwiegenden Einfluß auf die Prüfungen erlangen würden, da doch immer die große Mehrzahl der Examinatoren unter den Professoren der Universitäten gewählt werden mußten, besonders für die theoretischen Zweige der Wissenschaften. Man wählte deßhalb die Maaßregel, die Ernennung eines Theiles des Jury den beiden legislativen Gewalten, der Deputirtenkammer und dem Senat zu überlassen, während die Ernennung der übrigen Mitglieder dem Ministerium vorbehalten blieb: da jede Sektion aus sieben Mitgliedern besteht, so wurde beschlossen, daß zwei derselben von der Deputirtenkammer, zwei andere vom Senat, und die drei letzten vom Ministerium ernannt werden sollten. Diese Maaßregel fand abermals heftigen Widerstand von Seiten unsrer Radikalen, die die Ernennung ausschließend der Regierung in die Hände geben wollten, indem sie darauf rechneten über kurz oder lang das Heft in die Hände zu bekommen, und dann die Sache nach ihrem Sinne einzurichten. Diese neue Organisation des höheren Unterrichts besteht nun bereits seit sechs Jahren und hat noch von keiner Seite Mißvergnügen erregt, es sey denn von einigen radikalen Blättern, die aber freilich nie zufrieden sind noch seyn werden, bis ihre Parthei allein eine unumschränkte Herrschaft ausübt.

So waren denn vier Universitäten im Lande errichtet und konnten mit einander rivalisiren. Ihre Stellung indessen, so wie ihre Entwicklung war sehr verschieden. Was zuerst die Mittel der Erhaltung betrifft, so waren die der beiden Staatsuniversitäten vollkommen gesichert; ein jährliches Büdget von 600,000 Franken war dafür ausgeworfen, womit die bedeutenden Gehalte der Professoren sowohl, wie die Lasten für Bibliotheken und Sammlungen bestritten

wurden, und es handelte sich bei dem jährlichen Votum über die Staatsausgaben nur darum, die den Universitäten einmal bewilligte Summe zu vermehren oder zu vermindern, je nachdem die veränderten Umstände es erheischten, doch konnte eine etwaige Verminderung nie von Bedeutung seyn, da einmal die Gehalte sowohl wie die Zahl der ordentlichen und außerordentlichen Professoren einer jeden Fakultät durch das Gesetz bestimmt waren. Dieß hindert nun aber die Radikalen nicht, unaufhörlich dasselbe Geschrei zu erheben, als wäre es die geheime Absicht der Katholiken, die beiden Staatsuniversitäten zu unterdrücken, und auf ihre gänzliche Aufhebung hinzuarbeiten. So ungegründet dieser Vorwurf einerseits ist, so beweis't er andererseits, daß die radikale Parthei sich nicht Kraft genug zutraut, um bei gleichen Waffen den Kampf gegen die Katholiken aushalten zu können, und daß sie immer darauf rechnet, sich der Gewalt bemächtigen zu können, um mit Hülfe derselben die Katholiken zu unterdrücken. Die finanzielle Verlegenheit, in der sich die von dieser Parthei gegründete freie Universität in Brüssel befindet, beweis't in der That die Ohnmacht der Parthei selbst. Nicht zufrieden von dem Gemeinderath der Stadt, eine jährliche Beisteuer von 30000 Franken zu erhalten, hat die Administration der freien Universität sich noch an die Provinzialstände der Provinz Brabant mit der Bitte um Unterstützung gewandt, und erhält seit zwei Jahren von denselben einen jährlichen Beitrag von 10,000 Franken. Die gänzliche Unabhängigkeit dieser Universität besteht somit nur dem Namen nach und die Katholiken von Brüssel sowohl, wie der Provinz Brabant tragen einen bedeutenden Theil zum Unterhalt dieser Anstalt bei, da die 40,000 Franken theils aus der Communal-, theils aus der Provinzial-Kasse genommen werden; daß dabei von einer freiwilligen Beisteuer nicht die Rede seyn kann, leuchtet jedem Verständigen ein, mit Ausnahme der radikalen Presse, die immer gewohnt ist, weiß s c h w a r z zu nennen, wenn es zu ihrem Zwecke taugt. Was die katholische Universität in Löwen betrifft, so bezieht sie ihre Mittel des Unterhalts einzig und allein von der Freigebigkeit der Katholiken, die sie theils durch größere Geschenke, theils durch jährliche, in den Häusern und den Kirchen gemachte Collekten erhalten. Da indessen eine solche Art der Erhaltung immer eine mehr oder minder prekäre ist, so hat unser Episkopat die Anerkennung seiner Universität als Civilperson verlangt, wodurch dieselbe in den Stand gesetzt würde, Besitzungen zu haben, und somit fundirt zu werden. Dieses Verlangen unseres Episcopats hat denn nun die ganze radikale Parthei in Alarm gebracht, und einen Streit hervorgerufen, der in den Kammern wieder aufs Neue ausbre-

chen wird. Ich muß die Auseinandersetzung desselben indeß auf ein anderes Mal verschieben, um meinen Brief nicht zu lang zu machen. Ich schließe mit einigen Worten über die Entwicklung der vier Universitäten. Die freie Universität in Brüssel, ist in einem gänzlichen Verfalle begriffen, und die Zahl der sie besuchenden Studenten nimmt von Jahr zu Jahr ab: Der Gründe dieses Verfalls sind viele: Uneinigkeit der Professoren in Hinsicht ihrer Doktrin; Vernachläßigung der Vorlesungen von Seiten der Professoren sowohl, wie der Studenten; gänzliche Aufsichtslosigkeit dieser Letzteren in einer großen Stadt, wie Brüssel und endlich die antireligiösen und folglich antisocialen Tendenzen und Principien der dortigen Lehrer; über diesen letzteren Punkt behalte ich mir vor Ihnen nächstens etwas Näheres mitzutheilen. Die katholische Universität in Löwen, ist dagegen immer im Fortschritt, die Zahl der Studenten nimmt jährlich zu, wie dieß die Zahl der von dem Jury jährlich Examinirten beweis't, die beinahe der Gesammtzahl der von den drei andern Universitäten Kommenden gleich kommt. Die Gründe dieser Zunahme sind eben die Entgegengesetzten derer, welche die Abnahme auf der freien Universität herbeiführen: Einheit der Lehren, die alle auf katholischer Basis ruhen; strenge Regelmäßigkeit im Geben und Besuchen der Vorlesungen; immerwährende Aufsicht der Studierenden, die einem bestimmten Reglement unterworfen sind, und endlich religiöse Principien, die auf Erhaltung socialer Ordnung basirt sind: letzteres haben die Professoren der Universität durch zahlreiche, von ihnen herausgegebenen Schriften und Handbücher bewiesen; davon auch wenn Sie es wünschen einmal etwas Näheres. Die beiden Staatsuniversitäten Lüttich und Gent, sind in einem stehenden Zustande, weder bedeutende Abnahme noch auch Zunahme ist da bemerkbar, und dieß hat seinen Grund, theils in dem Mangel an Aufsicht der Studierenden, dem unregelmäßigen Besuch der Vorlesungen, theils am Mangel der Einheit katholischer Principien der Professoren, die zwar der großen Mehrzahl nach eifrige, ihrer Religion anhängende Katholiken sind, unter denen sich aber auch solche befinden, die im Leben und in der Lehre eine gänzliche religiöse Indifferenz an den Tag legen. Es fehlt somit diesen Anstalten das eigentliche Lebensprincip.

Den 25. September.

XLV.

Album.

In **Berlin** ist vor Kurzem in der Enslinschen Buchhandlung, aber nicht für den Verkauf durch den Buchhandel, sondern zum Vertheilen in den Schulen bestimmt, „eine Volksschrift“ unter dem Titel: Friedrich Wilhelm's des Vierten Verkündigungen erschienen. Sie enthält zunächst die Cabinetsordre des Königs, durch welche das Testament seines verstorbenen Vaters, so wie das demselben beiliegende Schreiben, welches mit den Worten anfängt: „Auf Dich, Meinen lieben Fritz“, zur öffentlichen Kunde gebracht wurde; hieran schließen sich die Reden des Königs in den beiden Hauptstädten Königsberg und Berlin an. Zur ersteren macht die Schrift folgende Bemerkungen:

„So hat er ausgesprochen, und mit ihm fühlen wir Alle und sprechen es ihm nach, daß ein Volk nur groß und glücklich wird durch Einheit an Haupt und Gliedern, daß aber diese Einheit nur dann bestehen kann, wenn Alle, Fürst und Volk, festhalten an jenem Gesetze der Ordnung, welches das unendliche Sternenheer festhält in den angewiesenen Bahnen, daß keiner der glänzenden Weltkörper anstoße gegen den andern. Dieses Gesetz zu beobachten, hat Er angelobt und haben wir huldigend angelobt durch eignen Mund und durch den unserer Bevollmächtigten — und wenn wir Alle diesem Gelöbnisse treu bleiben, dann werden wir Alle, welchem der vielen Volksstämme, welchem der Glaubensbekenntnisse auch Jeder angehöre, ein Volk bilden, glücklich und frei im Gesetz und durch dasselbe stark im Innern, und mächtig nach außen — wie das mehrfache Erz, aus welchem die Glocke gegossen, Eins wird und seinen feierlichen Laut Jahrhunderte lang über weite Strecken ertönen läßt, um die Gemeinde zur Andacht zu versammeln — schöner selbst, als im ersten Glanze nach dem Gusse, durch die Farben, welche aus dem Innern des Metalls heraus die Zeit auf seine Oberfläche ruft.

Und dieses Bildes wollen wir gedenken, wir Katholiken und Protestanten, so oft uns die Glocke zur Kirche ruft. In ihr wollen wir beten für das Heil unseres Vaterlandes und es von Gott erflehen für alle seine Kinder, ob sie in unserer Form oder in anderer ihn anbeten. Wir alle glauben an Jesus Christus, den Gott im Menschen, den Versöhner durch Liebe, welcher dem Tode sich hingab zum Heile des Menschengeschlechts. Aber der Allmächtige, welcher die Weltgeschicke leitet, hat es gefügt, daß aus der alten katholischen Kirche sich eine evangelische hat entwickeln müssen, nicht um jene zu zerstören, sondern um mit ihr im Wetteifer, durch den das edle reine Streben in beiden gefördert wird, das Wahre, Gute und Rechte mit frommem Ernste zu suchen und zu vollbringen. Nicht als Feindinnen sollen beide Kirchen neben einander stehen in Neid, Haß und Groll, sondern als Töchter **eines** Vaters, als liebevolle Schwestern, welche, wenn auch verschieden an Gestalt und Gesicht, an Fähigkeit und Neigung, doch beide unverkennbar die Züge des Vaters in ihrem Angesichte und seine Ge=

müthsart im Innern tragen, und völlig in Einem übereinkommen — in der Liebe zum ewigen Vater und in treuem Gehorsam gegen sein Gebot, welches das der Liebe ist. Und dann werden diese Schwestern, weit entfernt durch ihre Verschiedenheiten gegenseitig zu schaden, dadurch nur wackerer und glücklicher werden, indem die Eine der Andern gern mittheilt, was der andern fehlt, und gern von derselben annimmt, was ihr selbst mangelt. Diejenige Kirche aber, welche, dieses Gebot des Vaters verkennend, oder vorsätzlich übertretend, sich über die andere zu erheben, oder gar sie zu verletzen oder zu beschimpfen strebt, diese verletzt und beschimpft nur sich selbst und schlägt sich tiefe Wunden, die ihrem eigenen kräftigen Gedeihen verderblich sind. Dies hat nun, wenn wir unter der Kirche die Gesammtheit ihrer Bekenner verstehen, in unserm Lande weder die katholische noch die evangelische Kirche gethan, vielmehr haben sich beide seit einer langen Reihe von Jahren als liebevolle Schwestern neben einander gehalten in Eintracht und Vertrauen. Wohl aber haben Einzelne und selbst Priester, nicht nur in der katholischen, sondern auch in der evangelischen Kirche, öfters, und vorzüglich in den letzten Jahren, ihre hohe und heilige Bestimmung vergessen, und bald aus Irrwahn, bald aus Hochmuth, bald aus Eigennutz, dieses Vertrauen, diese Eintracht und Liebe, und hiemit das beiderseitige Glück zu stören gesucht. Insonderheit haben einzelne katholische Priester ihren Glaubensgenossen die Meinung einflößen wollen, als ob ihre Religion gefährdet sey, weil der König zur evangelischen Kirche sich bekennt. Wäre nun dieses Bestreben gelungen, so würde die katholische Kirche allerdings die Schwesterkirche und den ihr angehörigen König gekränkt und verletzt, sich selbst aber die tiefsten Wunden geschlagen haben. Und hierüber hat der König bei der Huldigung in Berlin beruhigend und warnend sich vernehmen lassen. Als nämlich der Bischof von Paderborn, Freiherr von Ledebur, ein wirklich Hochwürdiger Priester nach dem Gebote Gottes, welcher die Liebe und Duldung im Herzen hat, und sie in der von Gott ihm anvertrauten Heerde zu befestigen sucht, seine Huldigung dargebracht, hat der König ihm Folgendes geantwortet".

„„Den edlen Ausdruck der Gesinnungen, den Sie, Mein hochwürdiger Herr Bischof, im Namen der katholischen Geistlichkeit dargebracht haben, nehme Ich mit Freude und Anerkennung an. Sie können Mir vertrauen, daß Ich Ihrer Kirche Meine aufmerksamste Fürsorge widmen werde. Sollten, was Ich nicht hoffe, Unbilden gegen dieselbe geschehen, so erkläre Ich es für Meine theure Pflicht, sie augenblicklich abzustellen. Sollten in der Kirche vielleicht Wunden vorhanden seyn, die sie sich selbst geschlagen hat, so werde Ich mit Entzücken zusehen, wie sie dieselben selbst ausheilt durch ihre Bischöfe und Hirten. Uebrigens ist es Mir besonders wichtig, Mein Herr Bischof von Paderborn, diese Versicherung aus Ihrem Munde zu vernehmen, da Ihre Gesinnungen Mir wohl bekannt und wohl bewährt sind"".

„Und diese Königlichen Worte mögen sich nicht nur die Katholischen, sondern auch die Evangelischen zu Herzen nehmen. Denn auch unter den letzteren giebt es solche, die sich durch Unduldsamkeit gegen diejenigen, die sich einen andern Begriff von dem Unbegreiflichen gebildet, ihrer eignen Kirche Wunden schlagen. Daß aber der König keine der katholischen Kirche zuzufügenden Unbilden dulden werde, haben sie aus obigen Worten ersehen und mögen sich darnach achten".

XLVI.

Churfürst Maximilians I. von Bayern Reisen.

(Fragment aus einem noch ungedruckten Werke.)

Von der Hochschule zurückgekehrt, blieb Maximilian am Hofe seines Vaters zu München. Er sollte jetzt vollkommene Kenntniß von dem Gange der Landesverwaltung erwerben, weßhalb er den Sitzungen des Hofraths und der Hofkammer, und bald auch des geheimen Rathes — in welchem die höchsten Regierungsgeschäfte verhandelt wurden — fleißig beiwohnen mußte. Zugleich wurden auch die Studien fortgesetzt. Fickler hielt ihm Vorlesungen über Geschichte und über bayerisches Landrecht in fortwährendem Vergleiche mit dem gemeinen Rechte [1]).

1) Fickler selbst schreibt hierüber den 21. Nov. 1591 an Quirinus Leoninus, den Präceptor der Prinzen Philipp und Ferdinand: „Princeps Maximilianus ex commissione serenissimi Parentis consiliis in aula propter seria negotia collectis interest, vacantibusque horis et juridicas et historicas a me praelectiones audit studiosissime, et sicut corpore atque virilitate crescit, ita etiam animo et prudentia caeterisque virtutibus in dies augetur. Quapropter et serenissimis parentibus charus est, caeterorumque in oculis cum admiratione summaque observantia versatur". Eben so schreibt er den 2. Julius 1592 an Barvitius: „Ingolstadio relicto, non tamen valedictis Musis, avocatus (Maximilianus) huc venit ante ferias Paschales, et nos caeteri cum ipso. Hic vero quasi viam gerens paternam, serenissimumque dominum parentem laboribus quibusdam sublevans, consilium aulicum aliquando accedens, aliquando potiorum consiliariorum ad conclave ejus accedentium negotiorum relationes exaudit,

Vom Vater selbst ward er in die Geschäfte eingeweiht; und wahrlich, er konnte keinen besseren Lehrer haben. Herzog Wilhelm war ein vortrefflicher Regent, ausgezeichnet durch gründliche Kenntnisse, Schärfe des Urtheils und tiefe politische Einsicht. Allein sein Blick war stets mehr nach oben gerichtet; die Pflichten der Herrschaft erschienen ihm oft als eine Last, welche ihn auf die Erde herabzog, während sein der Andacht geweihter Geist sich lieber mit himmlischen Dingen beschäftigte. Es war ihm daher eine Erleichterung, den verständigen Sohn an der Seite zu haben, ihm zuweilen einen Theil der Geschäfte, und damit auch der Herrschersorgen zu übertragen.

Mit wahrhaft wunderbarer Schnelligkeit wußte Maximilian nicht nur in den Gegenständen der inneren Verwaltung, sondern auch in den größern politischen Verhältnissen den gehörigen Standpunkt zu erfassen. Es sind noch Berichte vorhanden, welche er in jenen Jahren an den Vater erstattete; man

---

simulque de necessariis consultat. Serenissimus parens ei nuper aliam vivendi rationem instituit; et ampliori comitatu nobilium ornato propriam mensam, convictante simul fratre minimo natu, Alberto nomine, parari jussit. Itaque pro viribus negotiis incumbit publicis, et juxta quantum ejus per negotia et recreationes fieri potest, me praelegentem constitutiones Provinciae audit, quas cum jure communi scripto confero, ejusque legibus passim ex toto juris corpore collectis, doceo, in quibus jus hoc statutarium Bavariae cum iisdem legibus conveniat vel discrepet: adeo ut eodem quasi conatu et labore jus Provinciae suae percipiat atque in jure civili (post institutionum imperialium haustam doctrinam) versatior fiat, majoremque in eo sibi familiaritatem comparet. — Quod valetudinem ejus attinet, sospes est, et procerior factus prima lanugine obducit genas. Heri ad ecclesiam montis Antegavensis, quem sanctum nostrates vocant, religionis causa profectus est, cras, Deo dante, feliciter reversurus".

erstaunt über die Sicherheit, mit welcher der achtzehnjährige Prinz sich über so wichtige Angelegenheiten ausspricht [2]).

So hat er denn auch, wie die Folge zeigte, diese Lehrjahre so trefflich benützt, daß er, bald darauf zum selbstständigen Antheil an der Regierung des Landes berufen, die Zügel sogleich mit fester Hand zu führen verstand.

Zwei Jahre verflossen auf diese Weise. Maximilian hatte jetzt ein Alter von zwanzig Jahren erreicht, und sein Vater fand es nun an der Zeit, daß er sich in der Welt umsehe, daß er auswärtige Höfe besuche, fremde Länder und Völker kennen lerne. Vor allem aber sollte er den beiden höchsten Häuptern der Christenheit, dem geistlichen wie dem weltlichen seine Ehrfurcht bezeugen.

Die erste Reise ging sohin nach Prag, an den Kaiserhof. Der Ruf der großen Erwartungen, welche man von dem bayerischen Erbprinzen hegte, war bereits dahin gedrungen. Maximilian langte am 26. Februar 1593 in der alten Königsstadt an; Kaiser Rudolph, sonst so unzugänglich und mürrisch, empfieng ihn mit großer Freundlichkeit, sprach sehr viel mit ihm, und erwies ihm überhaupt so viele Ehre, daß die Aufmerksamkeit der fremden Gesandten dadurch erregt wurde [3]). Maximilian selbst aber zeigte bei jeder Gelegenheit so viel An-

2) Unter anderm sein Schreiben vom 9. Julius 1591.

3) Der kaiserliche Rath Barvitius schrieb an den Herzog Wilhelm: „Narrabit ipse Princeps, quanta benignitate a Caesare exceptus et tractatus fuerit, in quo se ipse et suam naturam superasse videtur Caesar, omnibus admirantibus, qui viderunt, qui audiverunt, quibus ea insolita fuerunt, ita ut omnino divinam hinc cooperationem colligamus, ut sua virtuti ac pietati gloria constet. Princeps autem ita se praeclare, heroice gessit, ut et Caesaris et omnium, tum Aulicorum, tum Oratorum atque Externorum opinionem et expectationem omnino superarit, quae res ingentem serenitatis vestrae laudem conciliavit et auctoritatem“. *Adlzreiter*, Annal. P. III. L. 1.

stand, feines Benehmen und Klugheit, daß er sich allgemeinen Beifall erwarb.

Nachdem er sechs Tage zu Prag verweilt hatte, trat er den Rückweg an, und zu Hause angelangt, bereitete er sich sogleich zu der größern Reise nach Rom. Es war am 15. März, daß er abermals München verließ; am zweitfolgenden Tage traf er zu Innsbruck einen päpstlichen Abgesandten, welcher im Namen des heiligen Vaters ihm Degen und Hut überreichte. „Es ist ein alter Brauch der römischen Päpste", schrieb ihm Clemens VIII., „daß in der Geburts-Nacht unsers Herrn Jesus Christus Schwert und Hut mit feierlichen Worten, und Ceremonien geweiht, und dabei nicht nur für seine heilige Kirche der Sieg über ihre leiblichen und geistlichen Feinde, sondern auch für Denjenigen, welchem solche Waffen bestimmt sind, Heil und Sicherheit vor seinen Gegnern erfleht werden. Demnach schicken wir dir, geliebtester Sohn, hier Degen und Hut, wie sie in letzter Weihnachten geweiht wurden, indem wir Gott anrufen, daß er dein Haupt mit dem Helme seines Segens und deine Rechte mit dem Schwerte seines Geistes bewaffne, damit die Zunahme deiner Tugenden der Kirche zum Heile und ihren Feinden zur Bestürzung gereichen mögen"[4]. Prophetische Worte, welche nachmals ihre Erfüllung fanden, wenn auch Papst Clemens dieselbe nicht mehr erlebte.

Maximilians Gefolge auf dieser Reise bestand aus dem Oberhofmeister Freiherrn von Polweiler, dem Hofrath Wolf, Conrad Freiherrn von Rechberg, den Kämmerern Wolf Dietrich und Hans Wilhelm Hund, Georg Sigmund Lösch, Maximilian Kurz, Astor Leoncelli und Hortensio von Tyriaco, Ritter des St. Stephans-Ordens, einem Grafen Gazoldo, dann dem Jesuiten Gregor de Valentin als Beichtvater, und dem Leibarzt Dr. Meermann, mit der Dienerschaft drei und fünfzig Personen. Nach kurzem Aufenthalte zu Be-

---

4) Päpstliches Breve vom 7. März 1593.

nedig ward die Reise über Padua fortgesetzt. Es war die Absicht, auch die kleineren italienischen Höfe zu besuchen. Zu Mantua trafen die Reisenden den Herzog nicht zu Hause. Die verwittwete Herzogin, war eine Tochter Kaiser Ferdinands I., mithin eine Schwester der Großmutter Maximilians. Die regierende Herzogin war ihre leibliche Nichte, eine Tochter ihrer verstorbenen Schwester Johanna, welche mit dem Großherzog Franz von Toskana vermählt gewesen. Eine zweite Tochter desselben, Namens Maria, lebte noch unverheirathet zu Florenz; sie war nur einige Tage jünger als Maximilian; ihre Tante und ihre Schwester verhehlten gegen dessen Umgebungen den Wunsch nicht, daß seine Wahl auf sie fallen möchte. Dem Herrn von Polweiler sowohl, als dem Cavalier Hortensio wurde viel von der Schönheit und dem Reichthume dieser Prinzessin erzählt. Ersterer, wie es scheint, wußte bereits, daß die Herzogin Renata, auf eine Verbindung mit dem Hause Lothringen bedacht war; deßhalb erklärte er sich vom Anfange an, gegen diese florentinische Heirath. Er äußerte sogar den Argwohn, der Herzog von Mantua sey absichtlich nach Montferat abgereis't, damit Maximilian auf dem Rückwege wieder nach Mantua kommen müßte, wo man dann diese Pläne näher besprechen könnte. Ueber den Aufenthalt zu Mantua und die Reise bis dahin, berichtet Wolf Conrad von Rechberg, der Herzog Maximilian habe „nicht allein dem Fürsten, sondern allen Privat-Personen und in Summa männiglich solche gute Satisfaction gegeben, daß er allenthalben großes Lob hinter sich verlassen“ [5]). Maximilian selbst war sehr zufrieden mit der freundlichen Aufnahme, die er in Mantua bei beiden Fürstinnen fand. Er ward bei seiner Ankunft von den zwei jungen Prinzen empfangen, welche sechs und

5) Ein anderer Berichterstatter meldet: „Serenissimus Princeps bene valet, omnibus admirationi est ob eximiam prudentiam, omnibus charus ob comitatem ac suavem agendi modum“.

sieben Jahre alt waren; „sind gar feine und holdselige Herrlein“, schrieb er seinem Väter, „nicht viel größer als die Magdalena, und reden ziemlich wohl deutsch, daß sie gut zu verstehen sind“. Im übrigem war er von dem, was er in Mantua sah und hörte, nicht sehr erbaut.

„Ich merke sonsten, daß allhier ein seltsames Regiment ist, und dünkt mich schier, beide Herzoginnen sähen gern, daß er (der Herzog) dem Schwärmen ein Ende machte.

Von Mantua nach Ferrara ward die Reise zu Wasser zurückgelegt. Am Gestade des Po, empfieng den Prinzen der Herzog von Ferrara, von seinem Neffen Don Cäsar und großem Gefolge begleitet [6]). Maximilian verweilte hier einen Tag; unter den vom herzoglichen Hofe veranstalteten Belustigungen wird in den Reiseberichten besonders eine „herrliche Musik von etlichen und sechszig Stimmen und Instrumenten“ gerühmt.

Zu Florenz wurde Maximilian von Don Juan von Medici empfangen, und im Pallaste Pitti trefflich bewirthet. Den toscanischen Hof traf er erst in Pisa, wo die Reisenden den 6. April ankamen. Der Großherzog ließ sich in einem Sessel entgegen tragen; das Podagra verhinderte ihn am Gehen. Es war dieß jener Ferdinand I., welcher vordem als Cardinal von Medici zu Rom eine so bedeutende Rolle gespielt hatte. Wir erfahren aus Maximilians Berichte, daß derselbe sowohl auf die Spanier als auf die Jesuiten übel zu sprechen war. „Was Spanien betrifft“, schreibt Maximilian, „habe ich ihm nicht replicirt, sondern mich indifferent verhalten, die Patres betreffend, habe ich sie zum Besten defen-

6) „Zu Porto am gestatt hat J. Dulc. erwart der Herzog von Ferrara vnd Don Caesare de Este mit vilen Gutschen vnd ainer Compagnia von Lanzen, so ihr Alteza Leibgardi, mit Wintliechtern vnd Laternen zu Ferrara einkhommen, seint etliche Gutschen vmbgeworffen worden, vnd von den Sperreitern in den Graben gefallen, auch nit ohne Gefahr des Leben bei etlichen abgegangen“.

dirt, wie er mir denn auch beigefallen". Es war zu erwarten, daß unsern jungen Herzog die Prinzessin Maria besonders interessiren würde [7]). „Seine Durchlaucht" — meldet Polweiler — haben die Prinzessin mehrmalen angesehen, und wiederum angesehen". — Maximilian selbst schreibt darüber folgendes: Sonsten ist an mich noch nichts gemuthet worden, die Prinzipessa betreffend; aber ich habe fleißig lassen ihr und ihren Qualitäten nachfragen. Jedermann lobt sie, und rühmt sie hoch, a pietate singulari und andern vielen Tugenden; wenn nur der halbe Theil wahr wäre! Selbst habe ich sie nicht ausnehmen können, da mir die Großherzogin nicht die Weile gelassen, viel mit ihr zu reden; so habe ich sie auch nicht recht gesehen, weil es ziemlich finster war; aber mich dünkt nicht, daß sie so gar schön sey, wie man gesagt hat. Wie sie sonsten qualificirt, oder was ich noch erfahre, kann ich E. D. besser mündlich berichten".

Nach diesem Briefe zu urtheilen, ist kaum anzunehmen, daß die Prinzessin, deren Schönheit von allen Geschichtschreibern gerühmt wird, einen sehr großen Eindruck auf den jungen Fürsten machte. Indessen scheint Polweiler doch einige Besorgniß deßhalb gehegt zu haben, da er dem Herzoge Wilhelm mit Empfindlichkeit berichtete: „Was (bei dem Besuche der Großherzogin) vorgegangen, ist mir nicht bewußt, da S. D. mir nichts communicirt, sondern nur mit dem Cavalier Hortensio davon geredet haben. Obwohl ich deßwegen billiger Weise möchte etwas disgustirt seyn, will ich es doch E. D. wegen gern alles supportiren". In einem spätern Berichte meldet Polweiler: „Ich vermeine nicht anders, als daß die florentinische Handlung bei J. D. Herzog Maximilian ziem=

7) „Es hat mein Herr vff der ganzen Reiß Verlangen gehabt, diese Fürstin zu sehen; den nit Leut gemangelt, die anreitzung geben zu dergleichen sachen. Wer vielleicht nützlicher gewesen, So hetten geschwiegen vnd dem Iren obgewartt". Bericht Polweilers, Pisa den 6. April 1593.

lich erloschen". Herzog Wilhelm aber gab in einem Briefe vom 23. April 1593 seinen Willen dem Sohne deutlich zu erkennen. „Es ist uns insonderheit lieb zu vernehmen gewesen, daß D. L., inmassen wir auch jederzeit das väterliche Vertrauen zu derselben dahin gesetzt haben, in der bewußten Sache sich von keinerlei eigenen Affectionen oder Zuneigungen zu weit einnehmen lassen, sondern vielmehr unsern und unserer Fr. L. Gemahlinn Rath und Willen hierin sich zu conformiren entschlossen sind. Denn wie D. L. hierin löblich handeln, und uns zu so viel mehr geneigtem Willen hiedurch bewegen, so sollen Sie uns darum sicherlich und wohl zutrauen, daß es Dieselben nicht reuen werde". Es ist bekannt, daß diese Prinzessin sieben Jahre später die Gemahlin Heinrichs IV. von Frankreich, und nach dessen Tode Regentin dieses Königreiches wurde. Französische Nachrichten, welche freilich meist partheiisch sind, und die Farben zu stark auftragen, schildern sie als hochmüthig, eigensinnig, zänkisch, und selbst jähzornig; auf jeden Fall läßt sich nicht läugnen, daß dem leidenschaftlichen Ehrgeize, der sie beseelte, ihre geistigen Mittel nicht entsprachen. Wenn man auch annehmen darf, daß unter der Leitung eines so einsichtsvollen, festen und sittlich strengen Mannes, wie Maximilian war, ihr Charakter vielleicht eine bessere Richtung genommen haben würde, als dieß an der Seite des schwachen und ausschweifenden Heinrichs IV. möglich war, so darf man es doch immer für ein Glück ansehen, daß eine Verbindung nicht zu Stande kam, welche jedenfalls für unsern Herzog die Quelle vieler trüber Stunden geworden wäre.

Schon am 7. April war die Reise nach Rom fortgesetzt, und am 10. kam Maximilian in der „ewigen Stadt" an[8]).

8) Der amtliche Reisebericht meldet über diese Ankunft: „Bey der lesten post vor Rom ist dero entgegen khommen der Hr. Minutius, mit des Cardinalen Montealto Gutsche; seint also Jr D. in Gutschen gesessen; zw meil hernacher seint Dero gebrueder,

Dort hielten sich schon seit mehreren Monaten seine beiden Brüder, Philipp und Ferdinand, auf, welche dem geistlichen Stande bestimmt waren, und unter den Augen des heiligen Vaters ihre Studien vollenden sollten [9]). Maximilian ward von Papst Clemens VIII. auf das freundlichste empfangen, und mit großer Auszeichnung behandelt. Am Ostertage em-

vnd die Nepotes pontificis in der Gutschen entgegen khommen, vnd zusammen in einer Gutschen selbachter gesessen; vnd also mit etlich wenig Gutschen zu Rom vmb halber fünffe vnserer Vhr einkhommen. Weil Jr D. bei der Bäpstl. Heyl. vnd sonst wo vonnöthen stark angehalten, sonder bedenkhen halber, daß sye ohne Ceremonien vnd entgegenziehen mögen deren enden einlangen, haben sie es letzlich erhalten, sonst wurde eine große Anzahl Cardinel vnderwegen ihre Complimentes persönlich verrichtet haben. Es haben doch etlich vnd vil Cardinalen ihre abgeordnete gesandt, wie auch der Spänischer gesandter, vnd sich des nitentgegenziehens halben, weil es Jr D. also gefällig, entschuldigt, vnd sich von ihrer Herrschaft wegen vil erbotten. Nachdem Jr D. zu Sct Petterskhürchen khommen, seint Sye abgestiegen vnd mit sambt ihren Brüdern und des Papst Nepoten ihr Andacht in der khürchen verricht vnd volgendt in Stüffel und Sporn beleittet mit der Schweizerischen guardi zu ihrer H. so im pedt gelegen, die füeß zu küssen gefierth worden, vnd haben Jr H. biß in die 6. Cardinell bei Jr gehabt. Jr D. haben hier nur Generalia vermelt, vnd generaliter empfangen worden, doch cum magna charitate, volgendt von den gebrüedern vnd Nepotibus ins Zimmer beleitet worden" u. s. w.

9) Wolf (Bd. I, S. 102) behauptet, die Prinzen seyen schon vor längerer Zeit zurückgerufen worden, der römische Hof habe aber durch „künstliche Ränke" ihre Abreise verhindert. Wir haben hievon auch nicht ein Wort in den vorliegenden Acten finden können. Allerdings drückte der Papst sein Bedauern über die Abreise der Prinzen aus, und versicherte, daß ihm dieselbe sehr schwer und bekümmerlich fallen werde; doch wird unmittelbar darauf beigefügt: „cum tamen Celsit. Vestra et pater sit, et eos ut merentur unice diligat, non paterimus non boni consulere quicquid ab eo hac in re deliberatum fuerit".

pfingen die bayerischen Prinzen, mit allen Cardinälen, aus seiner Hand das heilige Abendmahl. Herzog Wilhelm hatte seinen Sohn beauftragt, die Gesellschaft Jesu, in Betracht der großen Dienste, welche sie besonders in Deutschland zur Erhaltung der katholischen Religion geleistet, dem Papste angelegentlich zu empfehlen. Es war dieser Schritt nicht unzeitig; denn eben jetzt ging von Spanien, dem Geburtslande des Ordens, eine mächtige Opposition gegen denselben aus, und Papst Clemens schien wenigstens anfangs auf die Seite der Gegner sich zu neigen. Claudius Aquaviva, seit 1581 General der Gesellschaft, hatte durch seine neue Studien-Norm die spanische Inquisition und überhaupt die Dominicaner gegen sich aufgeregt, und seine ganze Geschicklichkeit war jetzt nöthig, um den entstandenen Sturm zu beschwichtigen. — Auf unsern jungen Herzog machte die Persönlichkeit Aquavivas den lebhaftesten Eindruck. „Ich kann ihn nicht genug loben", schreibt Maximilian den 24. April an seinen Vater, „man muß in ihn verliebt werden, wenn man ihn, so zu sagen, nur anschaut".

Papst Clemens hatte zwei Neffen, welche aber, so lang er selbst kräftig war, nur geringen Einfluß auf die Geschäfte übten. Um diese Zeit scheint Cinthio Aldobrandini den Vorzug gehabt zu haben; später ward er von seinem Vetter Pietro beinahe gänzlich verdrängt [10]). Maximilian gab sich große Mühe, Cinthio zu gewinnen. „Ich meine", schrieb er an den Vater, „ich habe ihn ganz und gar eingenommen; ich müßte mich denn grausam betrügen, was ich nicht glaube".

Dieser Nepote war ein großer Beschützer der Künste und Wissenschaften; auch der unglückliche Torquato Tasso hatte bei ihm Trost und Hülfe gefunden. Vermuthlich war es in seinem Hause, daß Maximilian den berühmten Dichter des befreiten Jerusalems sah, und ohne Zweifel stammt auch aus

---

10) Beide wurden noch im Herbste dieses Jahres 1593 zur Cardinalswürde erhoben.

jener Zeit das schöne Sonett, in welchem Tasso seine Huldigung dem bayerischen Prinzen darbrachte [11]).

Maximilian hatte zugleich in Rom einige für das bayerische Haus nicht unwichtige Angelegenheiten abzumachen Die Hauptsache betraf die gefürstete Propstei Berchtesgaden. Dieses kleine Ländchen, welches, mitten im wildesten Hochgebirge gelegen, seiner reichen Salzwerke wegen für die Nachbarn stets ein Gegenstand vorzüglichen Interesses war, stand von alten Zeiten her mit dem Herzogthum Bayern in mannigfacher Verbindung. Schon einmal — zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts — hatte das Erzstift Salzburg das kleine Nachbarland sich einverleibt, und den Herzogen von Bayern war es nur mit großen Anstrengungen gelungen, dessen Selbstständigkeit wieder herzustellen. Jetzt ging der unruhige Erzbischof Wolf Dietrich mit ähnlichen Planen um; er hatte mehrere Capitularen gewonnen, und bedrängte das Stift auf vielerlei Weise, damit es sich ihm gänzlich ergeben möge. Der Propst, Jakob Pütrich, ein geborner Münchner, suchte Schutz am bayerischen Hofe, wo man die Vereinigung des Ländchens mit dem Fürstenthum Salzburg in keinem Falle zugeben konnte. Man insinuirte daher dem Propste, er möge einen Prinzen von Bayern als Coadjutor erwählen; sey dieß

---

11) Al Serenissimo Signor Duca *Massimiliano*, Prencipe di Baviera etc.

Alto signor di cui piu saggio o degno
Non e quanto d'intorno il Mare inonda
L'honor che segue il merto, e ui circonda
Gia d'inchinarsi à Voi non prende a sdegno

E se fra noi scettro, o Corona o Regno
Pari a la stirpe à null' altra seconda
Roma non hà, che de thesori abonda
Celesti solo e minor pregio indegno.

Dunque conuien ch'a gli stellanti chiostri
Per agguagliarui homai la Gloria ascenda,
La ue inalzar uoi pò uirtute ardente.

geschehen, so könne man um so offener und wirksamer sich des Stiftes annehmen [12]).

Nachdem im Sommer 1590 der Erzbischof den Propst durch Drohungen und persönliche Zwangsmaaßregeln abermals zu einem nachtheiligen Vertrage gezwungen, entschloß sich Jakob Pütrich, den Vorschlag Herzog Wilhelms in's Werk zu setzen. Am 27. Junius ward die Postulations-Urkunde für dessen dritten Sohn, Herzog Ferdinand, zu Berchtesgaden

---

Ma quel che pò l'Italia e'l Ciel consente,
Com'a suoi figli Augusti a uoi risplenda
E nel fratello essalti il bisso, e gli ostri.

Im königl. Reichsarchiv befindet sich das Original, wahrscheinlich von des Dichters eigener Hand geschrieben. S. Fr. v. Freyberg, Samml. histor. Schriften, Bd. IV, S. 122.

12) Instruction für Dr. Lauther, Propst zu U. L. Frau, Dr. Gabler und Jakob Feller nach Berchtesgaden, d. d. 18. Mai 1590: „Anfenklich ist den Abgeordneten bewußt, aus was beweglichen vrsachen, auch wie starkh vnd wohlmeinend Ir fürstl. D. den Herrn Propst zu Berchtesgaden eine Zeit her vermaunt, einen Coadjutorem zu nennen, damit nach seinem khünfftigen ableiben sich succession halber ainiche angelegenheit oder praeiudicium nit errege. . . . Wann aber Ir fürstl. D. praesentem statum rerum ansehen, vnd wie Sie mit vleis gethan, was noch khünftig daraus werden künne, vnd besorglich werde, das auch Ir fürstl. D. des bayerischen Craiß halben, dessen Dieselben Obrister vnd das haupt, vnd der mit diesem Gottshauß habenden nachbarschafft, verträg, und guetten verstands halber, vnd das auch Ir D. geehrte voreltern Jederzeit für dieses Stiffts Wohlthäter gehalten worden, verbunden und schuldig, sich dieses Stiffts iederzeit mit Treue anzunemmen, khünen Sie ir nit wort finden, wie der Her Prälat und Capitl, nach gelegenheit Jetziger Zeit vnd leiff, beßer thun möchten, als das Sie Ir F. D. geliebten Söhne einen alsbald ordentlicher weis postuliren, wie auch Ir F. D. nit wohl abschlagen khünnen, in solche postulation zuwilligen, vnd dieselb aufs wenigst so lang anzunemmen, vnd zu behalten, bis man vor verrneren gwalt, eintrag vnd beschwert gesichert seyn".

unterzeichnet. Es kam nun darauf an, vom päpstlichen Hofe nicht nur die Bestätigung dieser Wahl, sondern auch, um das Stift auf immer vor den salzburgischen Eingriffen zu schützen, die definitive Exemtion desselben von der geistlichen Gerichtsbarkeit des Erzbisthums zu erlangen. Der Rath Ulrich Speer ward deshalb nach Rom geschickt; aber die Sache zog sich in die Länge, da Erzbischof Wolf Dietrich alle Mittel aufbot, die Absichten des bayerischen Hauses zu vereiteln. Erst den persönlichen Unterhandlungen unsers jungen Herzogs Maximilian gelang es, diese Angelegenheit vollkommen ins Reine zu bringen. Zwar die Bestätigung der Wahl Herzogs Ferdinands war vom Papste schon den 5. April 1593 unterzeichnet worden [13]); aber das Urtheil der Rota Romana, welches das Stift Berchtesgaden auf immer von der Oberaufsicht des Erzbischofs von Salzburg befreite, erfolgte erst am 10. Mai, am Tage vor der Abreise Maximilians [14]).

13) So meldet Hr. von Koch-Sternfeld in seiner Geschichte Berchtesgadens, Bd, II, S. 142.

14) Auch wegen einer neuen Decimation der Einkünfte der bayerischen Geistlichkeit hatte Maximilian mit dem Papste verhandelt, jedoch nur unbestimmte Versprechungen erhalten können. Cinthio Aldobrandini erließ deßhalb ein Entschuldigungsschreiben an Herzog Wilhelm (Rom, 22. Mai 1593): „Ad ea quae ser- Maximilianus Ser. Vestrae filius dignissimus a. S. D. nostro petiit, invenisset absque dubio Suae Sanctitatis animum non minus propensum, quam in caeteris gravioribus etiam sit Bavarica augustissima domus experta, si rem ipsam S. S. existimasset hisce temporibus honestam et utilem. Verum cum multae quotidie in hoc genere querelae deferantur, quasi ecclesiasticus ordo isthic non eo habeatur libertatis immunitatisque loco, quo apud Christianos piosque Principes haberi maxime debet, ac plura proinde spargantur, quae Bavaricae Religionis famam aliquo modo saltem apud imperitos denigrant, potuit merito S. S. metuere, ne si haec uno eodemque tempore cum Berchtesga-

Aus diesen Ursachen hatte sich Maximilian, welcher schon am 6. Rom verlassen wollte, vom Papste leicht überreden lassen, noch einige Tage zu verweilen.

Von Rom aus hatte Maximilian einen kleinen Ausflug nach Neapel gemacht, wo er bei dem päpstlichen Nuntius [15]) wohnte, und unerkannt alle Merkwürdigkeiten der Stadt und Umgebung besah.

Am 11. Mai verließ er Rom mit seinen beiden Brüdern, und nahm seinen Weg über Loretto, wo er anderthalb Tage verweilte. Hier in dem kleinen Hause, „in welchem das Wort Fleisch geworden, und von welchem alles menschliche Heil seinen Ausgang genommen", stiegen seine heißen Gebete zum Himmel empor. Zu Rimini trennte er sich von den Brüdern, welche über Venedig, Padua, Trient und Innsbruck nach Hause zogen; er aber schlug, den Befehlen des Vaters zu=

---

densis contraversiae exitu commiscerentur, daretur adhuc major lamentationum occasio, quam vitare et propulsare pro sua in Serenitatem Vestram, serenissimasque filios charitate singulari imprimis studuit, potiusquam procliviori quadam indulgentia invidiam graviorem concitaret".

15) „Zu deme es Ir Bäp. H. der die Neapolitanische raiß in allem bestellt, also gesellig gewesen". So sagt der amtliche Reisebericht. — Ueber den Aufenthalt zu Rom finden wir darin noch folgende bemerkenswerthe Notizen: „Es seint die Audienzen bei Ir Heiligkeit selten gewesen, weil dieselben vor dem podagram waß schmerz gelitten, gleichwol Jr. D. alle tag zu der Bäp. H. gangen vnd conversiert . . . Ir Bäp. H. haben Ir D. zu Rom nit allein in Pallatio eingelosiert, sonder die fürstlich Tafel, sambt dem ganzen Hofgesündt, Stattlich und Costfrey gehalten, auch ihr Musica meistentheils bey der Tafel aufwarten lassen, auch der Leibguardi sowol vor den Zimmern alß alweeg mit Begleitung durch die Statt derselben aufwarten lassen".

folge, den Weg über Mailand nach der Schweiz [16]) ein, um von da nach Lothringen zu ziehen.

Die Hauptabsicht war ohne Zweifel, daß er seine Basen, von welchen die beiden jüngsten — Zwillinge — im gleichem Alter mit ihm waren, kennen lernen sollte. Aber auch politische Zwecke fehlten nicht. In Frankreich war der Augenblick der Entscheidung gekommen, und Herzog Wilhelms Schwager, der Herzog Karl von Lothringen, hatte einige Hoffnung auf den erledigten Thron zu gelangen. Maximilian sollte Zeuge, und wo möglich auch Theilnehmer der großen Ereignisse seyn, welche sich hier vorbereiteten.

Es ist bekannt, auf welch grausame Weise Heinrich III. im Dezember 1588 die beiden Brüder, den Herzog von Guise und den Cardinal von Lothringen im Schloße zu Blois unter seinen Augen ermorden ließ, und wie er dann der protestantischen Parthei sich gänzlich in die Arme warf. Nach dieser Gräuelthat allen rechtgläubigen Katholiken zum Abscheu geworden, konnte er auch für den mit dem lothringischen Hause so nahe verwandten bayerischen Hof [17]) nur ein Gegenstand

---

16) Nach dem von Guidebon verfaßten Reisebericht war der Weg über den Gotthard wegen des Schnees und der Kälte sehr beschwerlich.

17) Renatus, Herzog von Lothringen, † 1508.

Anton, Herzog v. Lothringen, † 1544.		Claudius, Herzog von Guise, † 1550.	
Franz, Herzog v. Lothringen, † 1545.		Franz, Herzog v. Guise, getödtet 1563.	
Carl, Herzog v. Lothringen, † 1608.	Renata, vermählt mit Herzog Wilhelm v. Bayern.	Heinrich, Herzog v. Guise, † 1588.	Ludwig, Cardinal v. Lothringen, † 1584.
Elisabeth von Lothringen.	Maximilian I. H. v. Bayern.	Carl, Herzog v. Guise.	

tiefer Abneigung seyn, und es ist leicht begreiflich, daß die Nachricht seiner Ermordung — 1. Aug. 1589 — zu München kein Bedauern erregte [18]). In Frankreich widersetzte sich die Mehrzahl der Nation, in treuer Anhänglichkeit an den alten Glauben, den Ansprüchen, welche das bisherige Haupt der Hugenotten, der König von Navarra, als nächster Erbe auf den französischen Thron machte. Philipp II. dachte jetzt den Preis der eifrigen Unterstützung, welche er der Ligue gewährt hatte, zu erlangen, indem er hoffte, daß seiner Tochter, der Infantin Isabella Clara Eugenia als Enkelin Heinrichs II. die Krone zufallen sollte. Aber auch die Prinzen aus dem Hause Lothringen traten als Bewerber auf: der Herzog von Guise, Sohn des zu Blois ermordeten, der Herzog von Mayenne, welcher bisher an der Spitze der Ligue gestanden, und der regierende Herzog von Lothringen, der Gemahl der zweiten Tochter Heinrichs II. Eine Versammlung der Stände des Reichs ward nach Rheims ausgeschrieben, um die neue Königswahl vorzunehmen. Es kamen jedoch nur wenige Abgeordnete, und die Mißhelligkeit, welche unter den Häuptern der Ligue herrschte, ließ es zu keinem Beschluße kommen. Maximilian war den 9. Junius, sehr ermüdet von der Weite des Wegs, und erschöpft von der großen Hitze, zu Maria Einsiedeln in der Schweitz angelangt (die Reise wurde, wie damals allgemein gebräuchlich war, zu Pferde gemacht), der Leibarzt Dr. Meermann widerrieth die Fortsetzung des Zuges nach Lothringen; aber nach kurzer Ruhe fühlte sich der Herzog so erstarkt, daß er am 10. über Basel den Weg nach

---

18) Daher erklärt sich jene Freudensbezeugung Maximilians (in einem Briefe an den Vater aus Ingolstadt v. 29. Aug. 1589), welche von neuern Geschichtschreibern dem jungen Prinzen so übel gedeutet wurde. Wolf (Bd. I, S. 106) stellt übrigens die Sache, vermuthlich um sie gehäßiger zu machen, so dar, als sey von einem Mordversuche gegen Heinrich IV. die Rede gewesen.

Nancy antrat. Sein Vater hatte ihm nach Italien geschrieben, und ihm die Gründe auseinandergesetzt, welche, im Falle der Herzog von Lothringen sich noch zu Rheims aufhielte, die Ausdehnung der Reise bis dahin wünschenswerth machten. „Nachdem wir bei uns erwogen, daß nicht allein des Herzogs von Lothringen Liebden, sondern auch der päpstlichen Heiligkeit Legat, wie auch die spanische Botschaft, und fast alle oder doch die vornehmsten Herren aus der katholischen Liga, besonders des lothringischen und guisischen Geblüts, sich jetzt zu Rheims befinden, und wegen der Krone Frankreichs tractiren sollen, so möchten wir, da es Weges halber ohne Gefahr geschehen könnte, gnädigst wohl gedulden, und nicht ungern sehen, daß deine L. sich gar hinein begeben hätten, denn wie sich vermuthlich nicht bald eine Gelegenheit zutragen wird, daß dein L. denn so viele an einem Orte zusammen antreffen, und mit denselben Kund- und Freundschaft machen könnten, so ist die Sache an sich selbst, weßhalb sie der Zeit und dieß Orts beisammen sind, also wichtig und ansehnlich, daß dabei wohl etwas zu erfahren, so nicht wohl anderer Orten und Zeiten zu geschehen". Herzog Wilhelm meint daher, sein Sohn solle „mit allem Fleiße dahin trachten, daß er bei dieser wichtigen Transaction selbst auch eine Ehre schöpfen, oder sich eine wohlgewogene Gunst oder Freundschaft erwerben möge". Er sollte zwar vor allem die Ansprüche des Herzogs von Lothringen unterstützen; würde sich aber die Wagschale auf Seite Spaniens neigen; so solle er die Sache so einrichten, daß es nicht ohne seine Mitwirkung geschehe, und er sich wo möglich diese Krone verpflichte [19]).

Alle diese Vorschriften waren jedoch überflüßig. Schon im Januar 1593 hatten die meisten Theilnehmer der Ligue Rheims wieder verlassen, und der Herzog von Mayenne hatte eine neue Versammlung der Reichsstände nach Paris ausgeschrieben, wo die Wahlfrage schließlich verhandelt wer-

19) Schreiben H. Wilhelms d. d. Chiemsee den 1. Mai 1593.

den sollte [20]). Hier aber zeigte sich bald das Uebergewicht der sogenannten dritten Parthei, welche eine Aussöhnung mit dem Könige von Navarra und die Berufung desselben auf den französischen Thron beabsichtigte; vorausgesetzt, daß er zuerst in den Schoos der katholischen Kirche zurückkehre. Auf diese Weise — nämlich durch die Abjuration Heinrichs IV. — fand denn auch die große Frage noch in demselben Jahre ihre Erledigung.

Maximilian traf daher den Herzog von Lothringen wieder in seiner Residenz zu Nancy [21]). Er verweilte vom 16. bis zum 26. Junius an diesem Hofe; der ungezwungene Ton, den er fand, fiel ihm zwar auf, da an den italienischen Höfen, die er besucht hatte, die spanische Etiquette herrschte. Doch gewöhnte er sich bald daran; seine Briefe bezeugen, daß er diese zehn Tage in dem Kreise der ihm so nahe verwandten Familie sehr angenehm verlebte.

Auf dem nächsten Wege kehrte er dann nach München zurück, wo er am 4. Julius wohlbehalten eintraf.

---

20) Es ist schwer zu begreifen, und zeugt jedenfalls von dem geringen Verkehre, der damals noch zwischen den verschiedenen Ländern statt fand, daß H. Wilhelm am 1. Mai noch keine Kenntniß von der Auflösung der Versammlung zu Rheims und der Berufung der Reichsstände nach Paris hatte.

21) Er kam also nicht nach Rheims, und somit fällt alles hinweg, was Hr. von Hormayrs lebhafte Einbildungskraft von Maximilians, Theilnahme an dem „wilden Convent der Ligisten zu Rheims" zu erzählen weiß. (S. Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, 1839 S. 92.)

XLVII.

Die neuere Philosophie.

Zweiter Artikel.

Wenn ein neues Princip aufgestellt und angenommen wird, geschieht es wohl selten, daß man alle Folgen, die es mit sich bringt, sogleich in deren ganzen Umfange voraussehe. Als Luther zuerst sich mit der Kirche in Opposition setzte, hinsichtlich eines scheinbar unbedeutenden Disciplinargesetzes, dachte er schwerlich daran, daß er dadurch den Anfang legte zur gänzlichen Zerstörung aller christlichen Dogmen. Die Behauptung, daß die menschliche Vernunft nicht verpflichtet sey, der göttlichen sich zu unterwerfen, wäre seiner Zeit als eine Ungereimtheit, ja als eine unerträgliche Vermessenheit erschienen; und dennoch gab Luther den ersten Anstoß zu dieser empörenden Anmaaßung. Als sein Kämpfer gegen die christliche Kirche bis zu dem Grade gesteigert war, daß er ihre Unfehlbarkeit öffentlich geleugnet und verworfen, fiel es ihm dennoch nicht ein, sich aller höhern Autorität gänzlich entschlagen zu wollen, und für seine persönliche Meinung die Unfehlbarkeit in Anspruch zu nehmen. Zwar ließ er in der Hitze des Streits, von Zeit zu Zeit, die Worte erschallen: „Dr. Martin Luther hat es gesagt: Dr. M. Luther will es so„. Im Allgemeinen aber, und wenn er in ruhigerer Stimmung war, beharrte er auf seine an das Conzil von Worms ergangene Aeußerung: daß es der heil. Schrift allein gebühre, seinen Streit mit der Kirche zu entscheiden. Indem er aber wohl einsah, daß der Buchstabe allein, das verlangte Urtheil nicht

zu sprechen vermochte, und auch nicht der individuellen Vernunft das Recht der Auslegung einräumen, und sie zur höchsten Autorität in Glaubenssachen machen wollte, berief er sich auf die Mitwirkung des heil. Geistes, der nicht ermangeln werde, alle fromme Gemüther beim Lesen der Bibel zu erleuchten. Luther hielt demnach, unter einer neuen Wendung noch immer das Dogma fest, daß in Glaubenssachen der heil. Geist einzige Autorität sey. Und in der That wäre es ein offenbarer Widerspruch gewesen, die menschliche Vernunft zum Richter über Glaubenslehren aufzustellen, denn es hieße die göttlich geoffenbarten Wahrheiten in Erfindungen der Menschen verwandeln, den Gedanken der Sterblichen das Gepräge göttlicher Würde aufdrücken, und den Begriff des Glaubens vernichten, indem man ihn in das Gebiet des Wissens versetzt. Wo die Beweise der Vernunft anheben, hört der Glaube auf; einem andern kann man glauben, aber niemand glaubt sich selbst.

Indem Luther jedem frommen Individuum den Beistand des heil. Geistes verhieß, behauptete er die persönliche Unfehlbarkeit aller Frommen; denn wo der heil. Geist sich vernehmen läßt, kann vom Irren nicht mehr die Rede seyn. Die Verheißung, die Christus selbst nur den Aposteln gegeben: der heil. Geist werde sie in alle Wahrheit leiten, erhielt demnach in Luthers Munde eine Ausdehnung, die bisher unerhört war. Aber die von Luther gemachte Verheißung des heil. Geistes bewährte sich nicht, es kamen unter den Anhängern der kirchlichen Opposition so bedeutende Divergenzen zum Vorschein, daß der Glaube an Luthers Worte bald zu schwinden anfing; und man sah sich genöthigt, die heil. Schrift mit den bloßen Kräften seiner Vernunft bestens zu beleuchten und zu deuten.

Wohin die rein vernünftigen Auslegungen der heiligen Schrift die verschiedenen Secten geführt hat, dieß zu erörtern, gehört nicht hieher. Für unsern Zweck genügt es zu

bemerken, daß die unter den vernünftigen Auslegern obwaltenden Streitigkeiten nothwendig dahin führen mußten, die Vernunft selbst, das nunmehr isolirte Werkzeug der Interpretation, einer neuen Prüfung zu unterwerfen, und von der Prüfung der Schrift gelangte man zur Prüfung der Vernunft. So sind wir bis an die Wiege der neuern Philosophie gelangt; sie ist außer dem Glauben geboren, und verschmäht es dessen Kind zu seyn.

Mit dem Glauben war man fertig, dafür aber thaten sich Schwierigkeiten anderer Art hervor. Es wäre ungebührliche Anmaaßung, ja baarer Unsinn gewesen, wenn individuelle Vernunft als solche auf allgemeine Anerkennung Anspruch gemacht hätte. Ein Recht, was man der allgemeinen Kirche versagt, konnte man nicht gesonnen seyn, einem Einzelnen einzuräumen. Wolle der Philosoph also für seine Ansicht allgemeine Geltung gewinnen, so habe er zu beweisen, daß er nicht im Namen einer individuellen, sondern im Auftrage der allgemeinen Vernunft rede und lehre. Somit war er gehalten, sein System vom Anfang bis zum Ende strenge zu beweisen, um allem Zweifel den Eingang zu versperren. Dieß ist aber nicht so leicht, wie es beim ersten Anblick erscheint. Denn irgendwo muß man dennoch anfangen, und den Anfang kann man nicht wieder und wieder beweisen, denn sonst ginge das Beweisen in Ewigkeit fort und man käme vor lauter Beweisen nicht zum Anfange. Wie es nun auch um diese Anfänge der verschiedenen Systeme steht, so ist es doch soviel klar, daß die katholische Philosophie des Mittelalters dadurch, daß sie geoffenbarte Wahrheiten gläubig annahm, nicht gleich anfangs in Verlegenheit gerieth. Was aber die neuere Philosophie betrifft, so kann niemand leugnen, daß sie verschiedene Anfangspunkte zu finden versucht hat, und zu entgegengesetzten Resultaten gelangt ist: sie hat daher nicht ein, sondern viele Systeme erzeugt, die alle gleiche Ansprüche auf Unfehlbarkeit machen.

Wollen wir daher die Versuche der neuern Philosophie, ein vom Glauben unabhängiges System des Wissens aufzuführen, richtig beurtheilen, so müssen wir vor Allem auf die Anfangs= und Ausgangspunkte der verschiedenen Systeme unsere Aufmerksamkeit richten. Ist das Princip gegeben, so ermangelt die Vernunft selten, die logischen Consequenzen daraus zu entwickeln, und wir werden sehen, daß der erste Grund zu den Divergenzen der Systeme in den Differenzen der angenommenen Principien gegeben sey. Wir haben schon bemerkt (erster Artikel), daß Locke von dem Grundsatz ausging, daß alle unsere Begriffe aus der Erfahrung geschöpft seyen. Der Grundsatz war schon den griechischen Sensualisten bekannt, die ebenfalls behaupteten: Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu, woraus dann folgen würde, daß die Idee Gottes qui nunquam fuerit in sensu im Menschengeiste unmöglich sey.

Der Grundsatz Locke's empfahl sich durch Simplicität und Oberflächlichkeit, scheint auch in der Sphäre der blos abstracten Begriffe sich zu bewähren. Die tiefer gehende Frage aber, wie die abstrahirende Thätigkeit des Verstandes zuerst angeregt werde, die, so weit die Geschichte weiß, die Einwirkung eines schon gebildeten Verstandes voraussetzte, lag außer dem Gesichtskreise Locke's. Wie aber Ideen und Begriffe im Menschen vorhanden seyn können, die über alle Sphären des Endlichen hinausgehen, dies ist in seinem Systeme durchaus unerklärlich.

Locke's System wurde von Condillac weiter verarbeitet; Er war es, der „durch seine scharfsinnigen Analysen", wie er selbst sie nannte, zur Verbreitung des Empirismus in Frankreich am meisten beitrug. Der rohe Materialismus war im Anzuge, aber ihm fehlte noch die Vollendung. Weder Locke noch Condillac fiel es ein, das Daseyn der Seele zu läugnen oder zu bezweifeln. Dennoch aber bemerken wir schon eine Abnahme der Seelenkräfte; der Antheil, den Locke dem

Verstande in Bildung der Begriffe einräumte, war um ein Bedeutendes verringert, und in ein passives Aufmerken verwandelt. Mit einiger Divinationsgabe war es voraus zu sehen, daß die Seele schon im Abzuge sey und sich reisefertig mache. Um sie aber gänzlich hinauszuschaffen und durch physiologische Functionen zu ersetzen, dazu gehörten noch andere Vorkehrungen und neue Gesichtspunkte.

Nicht ohne Bedauern sind wir genöthigt, in der Stammtafel der Vorfahren des Materialismus einen Gelehrten einzuschalten, der durch Geist, christliche Gesinnung und edeln Charakter ehrwürdig, selbst von allem Verdacht materieller Ansichten, weit entfernt war. Dennoch aber hat der Genfer Naturforscher Charles Bonnet durch seine philosophischen Ideen dem Materialismus bedeutenden Vorschub geleistet. Seine geistige Wirksamkeit fiel in eine Periode, wo der Empirismus Locke's und Condillac's schon allgemein herrschend geworden war. Wir haben darüber Bonnet's eigene Aussage: „Alle Philosophen sind heutiges Tages darüber einig, daß unsere Begriffe von den Sinnen abstammen, daher ich meine Aufmerksamkeit auf diese Seite gerichtet habe“ (Essay analytique). So ward Bonnet vom Strudel der Zeitphilosophie mit fortgerissen. Bevor er aber seinen Beitrag zur Vollendung der herrschenden Schule lieferte, suchte er auf alle Weise den Verdacht des Materialismus von sich abzuwehren und allen Mißverstand über den Sinn seiner Worte vorzubeugen.

Der Unterschied der zwei Substanzen unseres Wesens dürfe nicht übersehen werden; das Selbstgefühl und Bewußtseyn eigener, innerer Thätigkeit bezeuge unwidersprechlich das Daseyn unserer geistigen Ichheit; aber in den Ansichten seiner Zeit befangen, zweifelt Bonnet nicht im mindesten: „daß wir alle unsere Vorstellungen lediglich durch die Sinne erhalten; daß der Leib die erste Quelle aller Modificationen der Seele sey: so daß diese alles sey, was der Leib sie hat werden lassen“. So weit war denn also der mate-

rielle Gesichtspunkt gediehen, daß die Seele, ihrer geistigen Natur ungeachtet, dennoch dem Leibe untergeordnet wird, und von ihm auf alle Weise modificirt, nur so weit gehen könne, wie es ihr von jenem verliehen werde. Demnach wandte nun Bonnet seine ganze Aufmerksamkeit auf die Function der waltenden leiblichen Organe; und ihm, dem forschenden Physiologen, konnte es nicht entgehen, daß alle unsere sinnlichen Empfindungen im Nervensysteme ihren Grund haben. Da aber, der herrschenden Theorie zufolge, alle unsere Begriffe aus Sensationen entspringen, und diese durch das Nervensystem bedingt sind, so müsse man vor Allem den Antheil der Nerven an unsern Ideen zu erforschen suchen. Von Ideen und Begriffen, die von Gott gegeben und geschichtlich fortgepflanzt worden, war nun nicht mehr die Rede; an die Stelle der Offenbarung war die Anatomie der Nerven getreten.

Bonnet war so sehr von der Richtigkeit der Ansichten Condillac's überzeugt, daß er ohne Bedenken dessen Experimente mit der marmornen Statue gläubig annimmt, in der Absicht, sie tiefer zu begründen. Man müsse nicht bei den Sinnen, bei dem Aeußern stehen bleiben, sondern die Empfindungen in ihrer Wurzel, im Nervensysteme selbst nachspüren. Einsehend aber, auf welchen gefährlichen Abhang er das ganze System hinstelle, protestirt er noch einmal gegen die Vorstellung, daß die Seele im Raume wohne, oder körperlicher Bewegungen fähig sey. Dennoch aber, fügt Bonnet hinzu, kann ich, ohne in den Verdacht des Materialismus zu gerathen, „die Bewegung an die Stelle der Vorstellung setzen und Betrachtungen über die Bewegungen des Gehirns machen, als wären sie selbst die Vorstellungen“ (Essays de Physiologie). So glaubte Bonnet, man könne, um den Mechanismus der menschlichen Vorstellungen — la mechanique de nos idees — zu erklären, füglich von der Seele abstrahiren. Die zum Behufe des Experiments vorgeschlagene Abstraction wurde aber im Fort-

laufe der Schule so fest gehalten, daß von einer Seele nicht mehr die Rede war.

Die Theorie Bonnet's ist bekannt: Jede Sensation habe im Gehirne ihre eigene Fiber, eine andere ist die Fiber der Sensation des Rosengeruchs, eine andere die des Nelkengeruchs. Eindrücke von außen erschüttern die Fibern und erzeugen die Empfindungen; die Spuren derselben bleiben den Fibern eingedrückt und können von der Seele reproduzirt werden. So wie gleichgestimmte Saiten mit tönen, wenn einige derselben berührt werden, so pflanzen sich die Erschütterungen fort zu den gleichartigen Fibern. Da nun, seiner Theorie nach, die Seele nur unter Vermittlung des Leibes thätig seyn kann, so mußte Bonnet, um die Unsterblichkeit des individuellen Bewußtseyns zu retten, zu einer andern Hypothese seine Zuflucht nehmen: daß schon in diesem Leben ein feinerer Organismus im gröbern des Leibes sich bilde, in dessen Fibern dauerhafte Bewegungen eingedrückt waren, welche die Rückerinnerungen aus diesem Leben aufbewahrten. Diese Hypothese hing mit seiner organischen Einschachtelungs-Theorie innig zusammen.

Wir wollen uns hier mit der Prüfung und Widerlegung der Bonnetschen Hypothesen nicht aufhalten, die durch keine Erfahrung begründet ist; denn alle mikroskopischen Beobachtungen am Gehirn haben nicht die geringste Spur weder der besondern Fibern, noch der in ihnen nachgelassene Spuren früherer Erschütterungen entdecken können. Das Daseyn allgemeiner Begriffe in unserer Seele kann aus einzelnen Sensationen nicht abgeleitet werden, denn so wie die bewegten Saiten eines Instruments immer nur denselben Ton wieder geben, so auch kann die von innen oder außen erschütterte Fiber immer nur dieselbe individuelle Sensation hervorrufen. Bonnet scheint selbst dieß eingesehen zu haben; denn er betrachtet das Abstractionsvermögen als eine reine, intellectuelle Thätigkeit der Seele, im Reflexionsvermögen derselben be-

gründet. Dadurch werden aber jene andere und höhere Ideen unseres Denkvermögens, die den Charakter des nothwendigen und ewigen tragen, keineswegs erklärt, so wenig wie die Idee Gottes und des Menschen. Der verunglückte psychologische Versuch Bonnet's schmälert indeß nicht die andern großen Verdienste des Genfer Naturforschers: so wenig wie Newtons Exegese der Apocalypse seine unsterblichen Verdienste um das Weltsystem der Bewegungen.

Der zum Materialismus hinneigende Geist der Zeit faßte die Hypothesen Bonnet's mit Vorliebe auf, und erzeugte in den Händen der Anatomen und Physiologen das beliebte System, welches die Seele als ein vorübergehendes Resultat des Organismus betrachtete. Demzufolge seyen die Erscheinungen intellectueller Kräfte und Vorzüge der Menschengattung von den andern Thiergeschlechtern durch die Vollkommenheit seines Nervensystems bestimmt. Von der Unsterblichkeit der Seele konnte keine Rede mehr seyn, und Rücksichten auf ein künftiges Leben seyen Ueberbleibsel einer abergläubischen Vorzeit. Diese materialistische Schule, als deren Haupt und Repräsentant in Frankreich Broussais betrachtet wird, hat auch Anhänger und Exemplare genug in Deutschland aufzuweisen. Sie ist aber eine Folge der veränderten und von allen christlichen Principien unabhängigen Stellung der neuern Philosophie und Wissenschaft. Denn wäre die christliche Lehre: Gott habe die Seele und zwar nach seinem Ebenbilde geschaffen und zur Unsterblichkeit bestimmt in den Gemüthern lebendig gewesen, so hätte diese Theorie weder aufkommen noch Anhänger finden können.

Aus dem Schooße der christlichen Kirche fließt ein Strom geistigen Lebens, die das sinnliche Feuer des Geschlechts mildert und mäßigt: Kräfte einer höhern Welt ergreifen die gläubigen Gemüther, und neue Keime des ewigen Lebens fangen an sich zu entwickeln. Sobald aber der freiwillige Unglaube die Wirksamkeit der göttlichen Kräfte hemmt und ausschließt, kehrt das Leben in die alten Gleise wieder zurück; die Triebe

der rohen Natur erwachen von neuem, an die Stelle des Glaubens tritt der Aberglaube, und die Laster der alten Heidenwelt beginnen ihren gewohnten Kreislauf. Als mit der sogenannten Reformation die Verläugnung der christlichen Kirche anfing, ward ein großer Theil Europas in das heidnische Leben zurückgeschleudert.

Der erste Grund wurde durch die im 15ten Jahrhundert erwachte Begeisterung für die heidnischen Schriftsteller und die Pracht der abergläubigen Vorwelt gelegt. Die eifrigsten Anhänger und Beförderer seines Reformationswerkes fand Luther in der sich damals bildenden humanistischen Schule, die den Glauben und die Philosophie des Mittelalters von sich stieß: der eine Ulrich von Hutten galt ihm eine ganze Armee. Eine neue Philosophie und rein menschliche Weisheit, schon durch die bloße Behauptung ihrer selbstständigen Unabhängigkeit, mit den heiligen Wahrheiten der Kirche in Opposition, griff immer mehr um sich. Vom protestantischen Boden Englands wurde sie in das katholische Frankreich verpflanzt, und fand im Boden des Lasters reichliche Nahrungsstoffe. Die sensualistische Richtung der neuern Philosophie, von Gassendi und Condillac weiter gefördert, wurde von der damals Ton angebenden Schule der Encyclopädisten aufgegriffen und bis in ihre letzten Consequenzen entwickelt. Die höhere Welt göttlicher Ideen, welche die Philosophie des Mittelalters beseelte und den Mittelpunkt aller ihrer Forschungen bildete, war nunmehr ganz verschwunden. Baco hatte auf die Naturbeobachtung und das physicalische Experiment, als auf die einzige Quelle unfehlbarer Wahrheit hingewiesen. Locke wußte keinen andern Ursprung unserer Begriffe anzugeben, als sinnliche Empfindungen. Condillac sprach selbst der Seele die arme Kraft der Reflexion ab, um alle geistige Thätigkeit in sinnlichen Motionen zu begründen. Gassendi's Hauptbestreben ging darauf hin, die Weisheit Epikurs wieder zu Ehren zu bringen. Durch alle diese und noch andere Vorarbeiten bereitet, war endlich die christliche Welt reif geworden, um das berüch-

tigte Systeme de la nature, den Triumph des neuern Materialismus, aufzunehmen.

Ob Baco, falls er es erlebt hätte, sich beim Anblick der Resultate der von ihm angegebenen Methode zur Erforschung der Principien der Dinge gefreut haben würde, ist sehr zu bezweifeln. Die Ewigkeit der Materie und deren Bewegung wird als Axiom aufgestellt; die freien Bewegungen des Geistes als die nothwendigen Folgen eines allgemeinen Naturmechanismus construirt, und alles dem schweren Joche der Nothwendigkeit unterworfen. Eine andere Antwort war von der blinden Göttin nicht zu erwarten; ihre Schuld war es nicht, wenn der freie Mensch ihre Gesetze als die seinigen betrachtete, mit Verzichtleistung auf seine edlere Natur. Consequent war es demnach, daß der Verfasser des Natursystems alles von den Verhältnissen der Naturkräfte ableitete. Dieselben Kräfte, die in der Gährung Wein und Bier und Essig hervorbringen, erzeugen unter andern Verhältnissen Pflanzen, Thiere, Gedanken, Leidenschaften, Willensentschlüsse; Anziehung und Abstoßung, Sympathie und Antipathie, Freundschaft und Feindschaft, Liebe und Haß, sind nur verschiedene Benennungen derselben Kraftäußerungen. Eine und dieselbe Tendenz beseelt alle Naturen; jede derselben convergirt gegen sich selbst, und gravitirt um den eigenen Mittelpunkt; hier heißt man sie Schwere, dort Selbstliebe. Wie in einem spätern Systeme, die Ichheit als letztes Produkt der organisirenden Thätigkeit der Natur angenommen wurde, so auch in der frühern Naturphilosophie, ward die Intelligenz als eine besondere Organisation der Natur betrachtet. Das Gehirn ist die Seele, wie es Condillac und Bonnet schon angedeutet haben. Wer die Seele vom Körper trennt, thut nichts anderes, als daß er das Gehirn von sich selbst unterscheidet. Der Geist ist ein Wesen, dem kein — materielles — Merkmal zukommt, von dem wir irgend einen Begriff haben, also eine bloße Negation. Alle sogenannten intellectuellen Kräfte sind die Resultate der Empfindungen; was wir Ideen nennen, sind Abbil-

dungen äußerer Gegenstände im Gehirn, wie es Locke schon gelehrt hatte. Der Mensch unterscheidet sich von den minder empfindlichen Thieren und leblosen Geschöpfen durch die größere Beweglichkeit seines Gehirns. Wie die Kunsttriebe der Thiere Producte seiner Organisation sind, so die Tugenden der Menschen die Producte seines Temperaments. Die Freiheit ist der Traum unserer Unwissenheit und Unkenntniß der bestimmenden Ursachen; denn alle menschlichen Handlungen sind physisch determinirt, alle Gedanken fließen im Strome der Ideenassociation unaufhörlich fort. Die ganze Logik ist demnach ein Traum, und das System der Natur, es sey nun, daß der Baron Hollbach dessen Verfasser gewesen oder einer seiner Tischgenossen, ein Produkt der Ideenassociation der Encyclopädisten.

Der Glaube an die Unsterblichkeit ist ein simpler Lebenswunsch, der über die jetzige Existenz hinausgeht; denn mit dem Leben hat die Empfindung ein Ende, und somit auch die Gedanken, die keinen andern Grund haben. Daß man den Tod fürchtet, ist natürlich: kleine Kinder fürchten auch die Dunkelheit. Aber was schlimmer gewesen, Theologen haben sich der vagen Aussicht in ein anderes Leben bemächtigt, und daraus einen Zustand der Vergeltung gemacht, um den freien Genuß des Lebens zu verkümmern. Selbstmord ist nicht nur erlaubt, sondern kann sogar Pflicht werden für den, dem das Leben eine Last ist; denn mit der Natur, die uns ohne unser Wissen und Willen ins Leben gerufen, haben wir keinen Vertrag gemacht oder eine Verpflichtung, das Leben zu erhalten, von ihr übernommen. Princip aller Moral ist das Gefühl des Wohlseyns und das Streben nach demselben. „O Mensch“, ruft uns der Verfasser zu, „den die Thiere fressen, den das Feuer verzehrt und das Meer verschlingt, du bist ein Kind der Nothwendigkeit und des Schicksals, wie das übrige Weltall“. Denn was die Idee Gottes betrifft, so ist sie nichts weiter als ein Product menschlicher Unwissenheit. Der Mensch begreift nicht die Natur, und wähnt, sie habe einen Werkmeister; er fingirt diesen nach sei-

nem Ebenbilde, und stellt sich denselben als eine Intelligenz vor, welches jedoch baarer Unsinn ist. Denn wenn eine solche Intelligenz existirte, so müßte sie denken können, das heißt, sie wäre der Ideen fähig; aber die Ideen entspringen aus den Empfindungen; die Empfindungen sind durch Sinne bedingt, die materieller Art sind; eine immaterielle Intelligenz ist mithin ein Widerspruch und ein unzuläßiger Gedanke. Ein Wesen ferner, das anders sey, als alles. was existirt und was wir kennen, ist im Grunde nur eine negative Idee. Man schreibt demselben eine Menge Attribute zu, die sich widersprechen, und die nimmermehr ein Individuum constituiren können.

Die angeführten Principien und Grundzüge des Systems der Natur reichen hin, um den Geist desselben zu beurtheilen. Unsere Absicht ist es nicht, auf die Widerlegung aller der leeren und widersinnigen Behauptungen dieses Machwerks einzugehen und den Leser durch die Wiederholung des so oft Gesagten zu ermüden, um so mehr, da heutigen Tages kaum irgend ein denkender Mensch dadurch geblendet wird. Unsere Absicht war es, die Genesis dieser Lehre nachzuweisen, den ersten Keim derselben aufzusuchen, und dessen allmählige Entwicklung bis zur gänzlichen Gotteslängnung zu verfolgen. Ein anderes ist, die wunderbaren Gesetze und das herrliche Leben der Natur zum Gegenstande der Betrachtung zu machen; ein anderes, die höchsten Wahrheiten des Denkens in der Materie auffinden zu wollen. Das letztere war Baco's Ansicht: in physikalischen Experimenten und Beobachtungen sollen forthin alle Denker sich vereinigen, um die Ergoterien der Scholastik los zu werden. Baco's Vorschlag wurde angenommen, und er trug seine Früchte. Die Augen der Denker waren unabläßig auf die Natur gerichtet, und die Folge war, daß man zuletzt nichts sah als Materie. Alle Hierarchien geistiger Wesen, von der menschlichen Seele an bis zum höchsten und ewigen Geiste, erschienen von nun an als leere Hypothesen. Der Verfasser des Natursystems erklärt, die An=

nahme einer Seele oder eines Gottes seyen Hypothesen, die zu nichts dienen. Die Gesetze der Nothwendigkeit, denen die gedankenlose Natur auf göttlichen Befehl unterworfen ist, wurden als die höchsten Gesetze des Weltalls erklärt, und alles in die Eisenbanden der Nothwendigkeit geschmiedet, der Egoismus der Natur zum obersten Gesetze freier und moralischer Wesen erhoben.

Die ganze Stellung dieser Schule war schon im Princip der christlichen Lehren entgegengesetzt, aber diese feindliche Richtung derselben wurde nicht sogleich erkannt. Baco widmete durch ein erhabenes Gebet sein großes Werk: de augmentis scientiarum, der heil. Dreifaltigkeit; und ein Werk, das dem Baco selbst wenig Ehre macht, sollte zur Ehre Gottes dienen! Ein ähnliches Beispiel menschlicher Kurzsichtigkeit und Verblendung liefert uns die Geschichte Descart's. Im Begriff, eine Philosophie zu erfinden, die bestimmt war, den Glauben in seinen Grundfesten zu erschüttern, und denselben überflüssig zu machen, machte der von seinem Plane begeisterte Mann eine Wallfahrt nach Loretto, um durch Vermittlung der göttlichen Mutter den Segen des Himmels auf die neue Wissenschaft herabzuflehen. Aber so mächtig ist annoch die corrosive Kraft cartesianischer Philosophie, daß, nach Bemerkung eines neuern französischen Denkers, der Glaube weniger junger Leute stark genug ist, um auf Universitäten die Probe cartesianischer Philosophie zu bestehen.

Den verhaltenen Ingrimm der materialistischen Schule gegen die göttliche und positive Religion des Christenthums sprach endlich der Verfasser des Natursystems unverholen aus. Den Glauben der Christen an ein künftiges Leben, als eine unbegründete Hypothese im Allgemeinen verwerfend, macht er noch insbesondere auf die schlechte Gesellschaft des christlichen Himmels aufmerksam, in den man eine Menge Bösewichter versetzt habe; zu diesen rechnet er Moses, Samuel, David, den heil. Cyrillus, Athanasius, Dominicus et tant d'autres brigands religieux et zélés persecuteurs, qui

daß schon dieses schwer auf ihnen lastet. Die Katholiken, welche das Unglück hatten, durch die Welt und ihren zerstörenden Wechsel zu religiösen Neuerungen fortgerissen zu werden, mögen bedenken, daß die Scheu des gläubigen Volkes vor ihren Lehren und Grundsätzen eine Mahnung des Gewissens ist, tiefer und mächtiger, als der verzweifelte Beifall zerrissener Gemüther, und die altgläubigen Katholiken; die festhalten an ihrer Kirche, und darum von der Welt verstoßen sind, und die Kränkungen des Hohns und der Beschämung mit stillem Kummer dulden, nicht geeignet, den wortreichen Hochmuth der Absprecher in seiner Nichtigkeit blos zu stellen, seyen sie vertrauensvoll beruhigt, ihr Kummer wird Worte, ihre Duldung Sprache bekommen".

„Die unerfreuliche Geschichte unsers Kirchenwesens und die Beschwerden der Katholiken in Baden sind offen dem Publikum vorgelegt, wir wissen nicht, wie die Gegner darüber wegkommen wollen, aber wohl, daß sie es nicht können. Sind die Beschwerden ungegründet? diesen Beweis mögen sie versuchen; sind sie herrschsüchtig? verletzen sie die Rechte des Staates, der protestantischen Kirche? davon werden sie keinen Verständigen überzeugen. Die klügeren Feinde, welche wohl einsehen, daß mit den Stichwörtern der Mode, wie Obscurantismus, Jesuitismus u. dgl. gegen diese positiven Fundamente nichts mehr zu gewinnen ist, auch wenn man sich Mühe gäbe, noch schreckendere Wortererfindungen zu machen, werden dieses Spiegelgefecht dem Troß ihrer Anhänger überlassen, um in den niedern Regionen den Lärmen zu unterhalten, während sie selbst den Schein der ruhigen Kälte erzwingen, und von einer vornehmen Abfertigung sich eine Wirkung versprechen möchten, die sie umsonst erwarten. Still und ruhig stehen die Katholiken da, ohne Furcht und ohne Uebermuth, sie haben Niemand getäuscht, bedroht oder gedrückt, aber sie lassen sich auch nicht täuschen, nicht drohen, nicht bedrücken, Eintracht und Frieden wollen sie durch Gerechtigkeit".

II.

Hrabanus Magnentius Maurus. Eine historische Monographie von Dr. Friedrich Kunstmann. Mainz bei Kirchheim, Schott und Thielmann 1841.

Seinen Freunden am Rhein ein literarisches Angedenken zu hinterlassen, war nach dem Vorworte des Herrn Verfassers *) das Motiv,

*) Herr Dr. Kunstmann erhielt bekanntlich zu Anfang dieses Jahres einen Ruf

welches ihn bestimmte, diese Schrift noch vor ihrer vollständigen Reife dem Publikum zu übergeben. Sie ist in der That eine schöne Gabe, wohl geeignet, ihrem Autor auch an der Isar und überall, wo sie gelesen wird, seine ältern Freunde zu bestärken, und neue zu gewinnen, und das Interesse des Stoffes, welches einen so tüchtigen Bearbeiter anzog, wird, erhöht durch die gefällige Form der Einkleidung, auch nicht verfehlen, sich einen zahlreichen Leserkreis zu erwerben. Hrabanus Maurus, eine der anziehendsten und großartigsten Erscheinungen in der deutschen Kulturgeschichte, stand an der Wiege der Bildung unseres Volkes. Schon als Knabe dem vom heiligen Bonifacius gegründeten Kloster Fulda übergeben, erhielt er hier die christliche, und in Alcuins Schule die gelehrte Bildung. Sein reicher, schöpferischer Geist verbunden mit unermüdlichem Fleiße stellte ihn bald hoch über seine Zeitgenossen, ja, nach Trithems Urtheil, über die gesammte Vorzeit, und so hat er sich als Abt von Fulda, Erzbischof von Mainz und Schriftsteller in beinahe allen damaligen Gebieten des menschlichen Wissens einen unverwelklichen Kranz des edelsten Ruhmes errungen. Er kann ein „deutscher Gelehrter" im prägnantesten Sinne dieses heute zu Tage so oft mißbrauchten Prädicates genannt werden. Die Furcht Gottes war der Anfang seiner Weisheit, die Ehre Gottes ihr Ziel, und es schienen nur um ihm die Erreichung dieses Absehens möglich zu machen, seinen Geist die schönsten Gaben zu schmücken, welche die Vorsehung in den deutschen Nationalcharakter gelegt hat. Die Quellen, welche uns diese Kunde gewähren, hat der Herr Verfasser sorgfältig mit scharfsinniger Kritik durchgearbeitet, und die gewonnene Ausbeute mit geschmackvoller Auswahl in engem Rahmen zu einem Bilde des großen Mannes zusammengestellt. Nach einer kurzen literär-historischen Einleitung folgt die Biographie, in welche die Geschichte des Klosters Fulda verflochten ist, und hieran schließt sich im letzten Viertheile des Buches ein Anhang mehrerer bisher ungedruckter Stücke von Hrabans Schriften. Bei der gründlichen Anlage des Werkchens und der fleißigen Zurichtung des Materials können wir es im Interesse der Sache nur bedauern, daß dem Herrn Verfasser nicht die Zeit gegönnt war, die letzte Hand an die Arbeit zu legen; es wäre jetzt nicht mehr schwierig gewesen, den Stoff vollkommen selbstständig zu beherrschen, und sofort durch allseitige pragmatische Durchdringung, freie effektreiche Anordnung, scharfgezeichnete Charakteristik und lebendige Färbung, besonders aber durch har-

---

nach Lissabon als Religionslehrer bei der Prinzessin-Tochter der Frau Herzogin von Braganza, Kaiserin Wittwe von Brasilien.

monische Unterordnung des gesammten Cyclus der von der Monographie umschlossenen Begebenheiten unter die Eine Hauptpersönlichkeit, zu deren vollendeten Reproduction vor dem geistigen Auge des Lesers ja alles Uebrige nur Mittel seyn sollte, — den strengeren Anforderungen der historischen Kunst zu genügen. Indeß wäre es überspannt zu nennen, wollten wir uns dadurch, daß das Geschick, das gewiß eben so sehr von dem Herrn Verfasser, wie von uns gewünschte Bessere versagt hat, den Genuß des wirklich geleisteten vielen Tüchtigen verkümmern lassen; wir sprechen vielmehr den herzlichen Wunsch aus, es möge der thätige Autor, wenn er nach nicht zu langer Zeit aus der Fremde heimkehrt, dem Vaterlande einen ebenso erfreulichen literarischen Gruß bieten, als sein Souvenir aller Ehre werth war.

XLIX.

Wie sollen sich die Katholiken der sie anfeindenden, außerkirchlichen Presse gegenüber verhalten?

Ein katholisches Blatt veröffentlicht nachfolgende, vom 13. Juli datirte Beschwerdeschrift der Vertreter der Katholiken in Danzig an Herrn v. Rochow.

„Hochwohlgeborner Herr, Gnädigster Herr Geheimer Staats-Minister! Ew. Excellenz gaben der Königl. Regierung zu Danzig unterm 28. Febr. d. J. den Auftrag: zufolge unsers tief gehorsamsten Vorstellens vom 2. Febr., worin wir uns über Zurücksetzung gegen die evangelischen Glaubensgenossen beklagten, Bericht zu erstatten, und verlangten besonders dahin benachrichtigt zu werden: ob Thatsachen vorgekommen seyen, durch welche von Seiten der Katholiken und deren Geistlichkeit Unduldsamkeit und Verachtung der evangelischen Kirche dargelegt, und in Folge einer unvermeidlichen R e a c t i o n jene intolerante Stimmung gegen die Katholiken hervorgerufen worden. In einem zweiten tiefgehorsamsten

Vorstellen vom 24. April d. J. bemühten wir uns, Ew. Excellenz zu überzeugen, daß die Katholiken und ihre würdigen Geistlichen in Danzig sich in dieser Hinsicht Nichts hatten zu Schulden kommen lassen, — führten dagegen Klage über einige evangelische Geistliche, die von der Kanzel herab, und selbst in öffentlichen Blättern die katholischen Christen unwissend und verächtlich, schlecht durch einen Aberglauben, den seine Kirche lehren soll, schildern. Zu jeder andern Zeit und an manchem andern Orte wäre die Verbreitung solcher groben Intoleranz vielleicht minder sträflich; aber nachdem Ew. Excellenz in vorgedachter hohen Verfügung vom 28. Febr. c. Einer Königl. Regierung zu Danzig aufgegeben, mit doppelter Sorgfalt jeden Schritt zu vermeiden, welcher den Argwohn der katholischen Bevölkerung erregen könnte, so ist es um so trauriger, wenn ein Königl. Consistorialrath unter den Augen der Königl. Regierung nach Allem dem sich zum Chorführer einer intoleranten Geistlichkeit aufschwingt. In Danzig und dem nahe gelegenen Oliva ist in diesem Jahre das Frohnleichnamsfest in ruhiger, würdevoller Haltung gefeiert worden; aber selbst dieß mußte dem Consistorialrath Herrn Bressler, als Redacteur des hier erscheinenden Sonntagsblatts, Gelegenheit geben, unser Fest im Blatte Nro. 24 hämisch zu beleuchten, und den Werth dieses, dem Katholiken heiligen Festes durch grobe Lügen zu entstellen. Wie wenig sich überhaupt dieser Gegenstand für ein Blatt schickt, das seiner Tendenz nach nur für evangelische Christen geschrieben ist, um so mehr wird die Verbreitung jener groben Anschuldigung straffällig. Herr C.=R. Bressler erzählt in jenem Aufsatz als vollkommen glaubwürdig: es werde den Katholiken, welche an diesem Festtage der Messe beiwohnen, ein hunderttägiger Ablaß, ja unter Bedingungen ein vier und vierzig tausendtägiger (???) Ablaß von allen Sünden ertheilt, die vierzigtägige Befreiung vom Fegfeuer ungerechnet. Ein so unterrichteter Mann, wie Herr C.=R. Bressler, kann in der Angabe so genauer Daten und Zahlen

nicht irren; hier ist also absichtlich von der Wahrheit abgewichen. Geschähe diese boshafte Lästerung unseres Glaubens nicht jetzt und in Danzig, so würden wir sie mit Stillschweigen übergehen; aber Herr C.-R. Bressler ist das Organ einer Parthei, die an seine Worte und an sein Sonntagsblatt bei lang genährtem Vorurtheile wie an das Evangelium glaubt, und aus jener Blasphemie unserer Glaubenslehre in gerader Schlußfolge folgert: der katholische Christ ist ein unwissender, abergläubischer Götzendiener, ein verabscheuungswürdiger Sünder, und dazu macht ihn seine Religionslehre, die durch Ertheilung eines Ablasses ihn in seiner Immoralität und Schlechtigkeit stärkt; denn das Mährchen vom Ablaß findet hier unbedingten Glauben durch den Rang, Stand, Zuversicht und Anhang des Erzählers. Der Katholik in Danzig ist um so bedaurungswürdiger, da fast alle Stände seiner Glaubensbrüder, selbst die gelehrten Stände nicht ausgenommen, in solcher befangenen Ansicht über den Katholicismus sind. Die gereizten Zustände beider Religionspartheien gegen einander sind Herrn C.-R. Bressler unmöglich entgangen; aber gleichsam um die Flamme der Zwietracht anzufachen, läßt derselbe den Aufsatz: „der sechste Juli", in Nro. 28 desselben Blattes, und in Nro. 29 den Aufsatz: „Bericht eines Jesuiten über die Veranlassungen zur Reformation" folgen. An Ew. Excellenz wenden wir uns Namens der katholischen Gemeinden ehrfurchtsvoll mit der tief gehorsamsten Bitte: uns gegen dergleichen Anfeindungen in Schutz nehmen zu wollen, und dem Herrn C.-R. Bressler mit Hinweisung auf die schon früher anempfohlene Toleranz aufzugeben, weder von der Kanzel, noch in seinem Sonntagsblatte die Katholiken in den Augen ihrer evangelischen Glaubensbrüder herabzusetzen, und durch falsche Angabe die Lauterkeit ihrer Glaubenslehre zu schwächen oder zu verdächtigen, — so wie es denn wünschenswerther und ehrenvoller bliebe, alle Gegenüberstellungen der beiden Glaubenslehren zu vermeiden. Um eine ähnliche Zurechtweisung des Herrn

Dr. Lasker, Redacteur der hier erscheinenden Zeitschrift „Danziger Dampfboot“, müssen Ew. Excellenz wir gleichfalls in tiefster Ehrfurcht bitten. Im beiliegenden Nr. 74 jenes Blattes wird in dem Aufsatze „Dobberan“ der Verehrungsglaube der Katholiken an Reliquien auf eine hämische Weise lächerlich gemacht, und auch dieß würde bedeutungslos vorübergehen, wenn nicht bei den hiesigen Zeit- und Orts-Verhältnissen Alles zu vermeiden bliebe, was Anlaß zu Reibungen zwischen den verschiedenen Religionspartheien gäbe. Eine Zurechtweisung in die zeitgemäße Bahn einer lobenswerthen Toleranz würde nur die Tendenz jenes Blattes erhöhen. Gesetzt den Fall: es erschiene hier ein katholisch-theologisches Blatt, bei der bekannten Toleranz wäre der hohe Ministerial-Consens hiezu wohl zu erlangen — und es würde in demselben, als Gegensatz des, durch das genannte Sonntagsblatt geschilderten Ende Hussens die Verbrennung des Michael Servet in Genf durch Calvin, oder die Hinrichtung des Kraut und seiner beiden Genossen in Jena durch Melanchthon veröffentlicht, — dem folgten dann die bluttriefenden Greuel des Hussiten-Krieges, die Schandthaten der Camisarden in Frankreich, endlich die Schilderung der Des-Adrets, Montgomery, Sonoy, Wilhelm von der Mark, Christian von Halberstadt, Sickingen, Grumbach — würden nicht die Anhänger der Reformation klagschreiend bis zu den Stufen des Thrones dringen, nachdem sie belehrt, daß die bis dahin für unwissend gehaltenen Katholiken schlagender als sie ihre grausam erlittenen Verfolgungen schildern könnten? Was würden die Folgen gegenseitiger libellistischer Umtriebe sein, wenn zudem der Katholik so handeln würde, wie sein evangelischer Glaubensbruder, der sein katholisches Gesinde mitunter herbeiruft, und ihm dann mit sarkastischem Hohne jene bezeichneten Stellen des Sonntagsblattes vorliest, von dessen evangelischer Weihe er gläubig überzeugt ist? Ew. Excellenz wollen gnädigst diese Anführungen mit als Schilderungen der katholischen Zustände Danzigs

annehmen. — Es ist beklagenswerth, daß, nachdem die Katholiken lange Jahre unter dem milden und gerechten Scepter Preußens beglückt und beschützt worden, jetzt so angefeindet werden können. Der größte Theil der arbeitenden Klasse in Danzig gehört der katholischen Confession an. Unwissend aufgewachsen, denn wir haben jetzt erst drei winzige katholische Schulen, roh durch seine harte, mühevolle Beschäftigung, verwildert durch den Umgang mit dem fremden Schiffsvolk, verwegen, weil es Nichts zu verlieren hat, — ist diesen Menschen Alles möglich. Es ist auf die Gefahr aufmerksam zu machen, wenn die Masse gereizt und gekränkt am Heiligsten, seinem Glauben, in fanatischer Wuth losbricht. Alsdann überlassen wir die Verantwortung denen, welchen sie zufällt. Nur wenn die höchsten Landesbehörden ihren Einfluß geltend machen, damit alle Ursachen solcher Ruhestörung vermieden werden, und dagegen wahre religiöse Duldsamkeit gelehrt wird, kann jene angedeutete Gefahr abgewendet werden. Fest bauen wir auf Ew. Excellenz frühere großherzige Zusicherung: den Anfeindungen der Katholiken von ihren evangelischen Glaubensbrüdern zu wehren. Zwar können augenblickliche Störungen eintreten, aber die uns als freien Unterthanen des glorreichen preußischen Staats zugesicherte Glaubensfreiheit und Toleranz wird nie wegfallen. Es wird die Zeit wiederkehren, in welcher auch der katholische Christ neben seinem evangelischen Glaubensbruder unangefeindet leben und sich bewegen kann".

„In tiefster Ehrfurcht ersterben Ew. Excellenz treugehorsamste Repräsentanten der katholischen Gemeinden".

Dieses Aktenstück wirft einerseits auf die Lage unsrer Glaubensgenossen in jenen Landestheilen Preußens ein überraschendes Licht, andrerseits legt es die Frage nahe: ob der in dieser Bittschrift eingeschlagene Weg zur Abhülfe jener nur zu gerechten Beschwerden der richtige sey?

Daß wir gegen das Gefühl, welches den arg Gemißhandelten den Nothschrei abpreßte, keine Einsprache thun, versteht sich von selbst. Im Gegentheil wir loben es, und wünschen den Verfassern der Bittschrift Glück, daß ihnen noch die Fähigkeit geblieben ist, sich durch das zum Himmel schreiende Unrecht empört zu fühlen, welches ihrer und unserer Mutter, der Kirche widerfährt. Denn leider ist diese Fähigkeit vielen ihrer Kinder selbst schon in dem Grade abhanden gekommen, daß diese taub- und fühllos gegen die gehässigsten Verläumdungen, mit denen der Irrglaube die Wahrheit verfolgt, nicht nur nicht müde werden: Friede, Friede zu rufen, wo kein Friede ist, sondern auch nicht Anstand nehmen, die größere Hälfte des Unrechts und die Schuld des Zwistes jenen Katholiken aufzubürden, welche in gerechter Selbstvertheidigung das Wort ergriffen haben, gegen die maaßlose Lüge und den dämonischen Haß der Gegner der Wahrheit. Je tiefer dergleichen dem Indifferentismus dargebrachte Huldigungen verletzen müssen, desto verdienstlicher, — wir wiederholen es! — ist die Klage der Danziger Katholiken. — Nur über die Mittel, deren sich diese zur Verfolgung ihres guten Rechtes bedienen, sind wir anderer und zwar der sehr bestimmten Meinung, daß diese weder dem wahren Interesse der Kirche, noch der Lage der Dinge in unsern Tagen angemessen sind, und daß es insbesondere weder klug noch wohlgethan war, wenn die Danziger Katholiken in Preußen und im Jahr 1841 sich hinter die polizeiliche Staatscensur zu flüchten suchten.

Prüfen wir zunächst den Inhalt der in Rede stehenden Beschwerdeschrift. — Ein protestirender Prädikant hat die Katholiken von der Kanzel herab geschmäht, — ein in derselben Stadt erscheinendes Blatt den katholischen Glauben und die heiligen Gebräuche der Katholiken gehöhnt und gelästert. — Hiergegen giebt es eine nahe liegende, durch das göttliche und natürliche Recht den Angegriffenen selbst in die Hand gegebene Waffe. Man muß, wo der Angriff gestattet ist, der

Lüge die Wahrheit, der Verdrehung die Berichtigung, der Unwissenheit die Belehrung entgegenstellen. Daß dieses unbeschadet alles Nachdrucks in einer der Würde und dem Ernste des Gegenstandes angemessene Form geschehe, sind die Katholiken der Heiligkeit ihrer Sache schuldig. — Eben dieses, und nur dieses, hat die weltliche Macht zu fordern, — sie kann verlangen: daß beide streitende Theile sich an die Ueberzeugung, nicht an die Leidenschaften ihrer Zuhörer und Leser wenden. — Die Gränze in dieser Hinsicht ist aber genau nach dem Grundsatze der Reciprocität zu ziehen, und die Linie bis zu welcher die Katholiken, der außerkirchlichen weltlichen Macht gegenüber, gehen dürfen, wird haarscharf durch das Princip gezogen: was dem Einen recht, das ist dem Andern billig. — Ob nicht die Katholiken, wie bemerkt aus eigener, freier Bewegung und gutem Willen, aus Achtung vor sich selbst, wohl thun werden, sorgsam den Ton ihrer Gegner zu vermeiden, ist eine andere jedenfalls zu bejahende, hier aber nicht näher zu erörternde Frage des Geschmacks und des literarischen Gewissens. Genug, daß der Polizei gegenüber allein und einzig der Grundsatz der strengen Parität entscheidet. — Was sie den Protestanten gestattet, muß sie den Katholiken einräumen und umgekehrt. Thäte sie dieß nicht, entzöge oder verkümmerte sie dem Einen das Wort, das sie dem Andern frei ließe, dann wäre es Zeit Klage über Gewalt und Unrecht zu erheben, vor den vorgesetzten Lokalbehörden, vor den Ministerien, vor dem Throne des Königs, vor der öffentlichen Meinung der europäischen Mitwelt und Nachwelt, einer Gewalt, die heute auch eine Art Obrigkeit, somit nicht minder eine Dienerin Gottes ist, — und langsam zwar, doch sicher ein unsichtbares, aber scharf schneidendes Richtschwert schwingt, zum Schutze der Guten und zur Rache über die Uebelthäter.

Hat nun in dem vorliegenden Falle die preußische Regierung jene durch die Natur der Sache, so wie durch Ver-

trag und Gesetz verbürgte Parität verletzt? Aus der Beschwerde der Danziger Katholiken ergibt sich, streng genommen, das Gegentheil. — Die Eingabe sagt: daß der Ministerial-Consens zu einem in Danzig erscheinenden katholisch-theologischen Blatte „bei der bekannten Toleranz wohl zu erlangen wäre. — Eine Erlaubniß solcher Art ist also zum wenigsten bis jetzt nicht verweigert, die durch göttliches und menschliches Recht den Katholiken gestattete Nothwehr ihnen nicht unmöglich gemacht worden. Ja, der Minister hat indirect sogar die rechtliche Statthaftigkeit der letztern anerkannt. Auf die Beschwerde der Katholiken vom 2. Februar über Zurücksetzung gegen die „evangelischen“ Glaubengenossen, wurde unterm 28. desselben Monats der Regierung aufgegeben, Bericht zu erstatten: ob nicht von Seiten der Katholiken und deren Geistlichkeit, Unduldsamkeit und Verachtung der „evangelischen Kirche“ dargelegt, und in Folge einer unvermeidlichen Reaction“ jene intolerante Stimmung gegen die Katholiken hervorgerufen worden sey. — Weiser und gerechter Ausspruch eines erleuchteten Staatsmannes, der, als solcher, nicht erst von der Danziger Regierung zu erfahren braucht, wer in dem vorliegenden Falle, wie überhaupt seit dreihundert Jahren der Angreifende, wer der Geschmähte und Mißhandelte gewesen sey? der sich aber dieser diplomatischen Wendung bedient, um den Katholiken zu verstehen zu geben, daß, wenn die Protestirenden und deren Prediger Unduldsamkeit und Verachtung gegen die katholische Kirche an den Tag legten, auch von der katholischen Seite, eben nach dem Princip der Parität, die „Reaction“ „unvermeidlich“ sey, daß also den gekränkten Katholiken die Vertheidigung eben so wenig wie im entgegengesetzten Falle jenen verübelt werden solle und könne. Leider haben die Danziger Katholiken diese sinnreiche Wendung des gewandten Administrationschefs nicht verstanden, und ein Gesuch an das Ministerium gestellt, welchem dieses selbst bei dem besten Willen nicht entsprechen konnte. —

Die Danziger Katholiken verlangen nämlich: daß die

Staatspolizei und Censur sie gegen aufreizende Verläumdungen, gegen grobe Ehrenkränkungen der protestantischen Kanzelberedsamkeit und Journalpresse in Schutz nehme, oder wie die Worte der Eingabe lauten: „den Anfeindungen der Katholiken von ihren evangelischen Glaubensbrüder (?) wehre“.

Allein wie billig diese Zumuthung an sich auch seyn möge, so gelangt eine genauere Prüfung dennoch sehr bald zu dem Resultate: daß hiermit, in heutiger Zeit, mehr verlangt werde, als die preußische Regierung zu gewähren im Stande ist.

Das eine große, nicht wegzuläugnende und nicht zu verschleiernde Faktum ist die, vor dreihundert Jahren geschehene Losreißung eines großen Theiles der christlich-europäischen Welt von der Kirche. — Dieser Bruch ist nicht langsam und durch allmählige Entwöhnung, sondern plötzlich und unter der heftigen, mit Hartnäckigkeit festgehaltenen Anklage geschehen: daß das Papstthum vom Teufel gestiftet, daß das Oberhaupt unsrer Kirche der Antichrist, unser Kultus ein Götzendienst sey. —

Dieser Zustand der Spaltung der Christenheit ist ein so durchaus unnatürlicher, widersinniger, ja recht eigentlich vernunftwidriger, daß er auf eine Art ein Ende erreichen muß, und zuverläßig, wenn nicht alle Zeichen trügen, in nicht gar langer Zeit erreichen wird. So lange er dieses Ende aber nicht erreicht hat, muß Streit seyn, so tief dieß auch die Glieder der Kirche, ja die Bessern unter den Losgetrennten selbst betrüben möge. — Wir behaupten noch mehr: dieser Streit ist ein nisus naturae zur Heilung der Wunde, so wie das Fieber ein Streben der Natur zur Wegschaffung des Krankheitsstoffes aus dem Körper, eine Kraftanstrengung zur Wiedergewinnung der Gesundheit ist. Unendlich viel bedenklicher war jener kalte Brand der indifferentistischen Toleranz, welche gleichbedeutend mit der Verachtung der Wahrheit gegen Ende des vorigen, und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts die Gemüther angefressen hatte. Wer gegen die Wahrheit streitet, huldigt ihr, selbst wenn er bei diesem Streite nicht im guten Glau-

ben wäre; er zeigt, eben durch seinen Streit, daß für ihn die Wahrheit, wenn auch als unbequemes Object, welches er gern los werden möchte, immer noch vorhanden, daß sie folglich für ihn keine abgemachte und längst vergessene Sache ist. Wer gegen die Wahrheit streitet, zeigt durch das Factum, daß sie ihn peinigt und beunruhigt; von Islam oder der Religion der alten Merikaner nimmt, aus dem entgegengesetzten Grunde, der heutige Europäer, wenigstens im Leben, keine Notiz. — Eben so wenig ereifert sich die außerkirchliche Schriftgelehrtheit gegen den Jansenismus, trotz seines Lehrbegriffes und seines Kultus, die, wenige Punkte ausgenommen, der katholischen Regel nicht widersprechen. — Er ist vergessen, Niemand haßt und fürchtet ihn, Viele wissen selbst kaum um seine Existenz, — und dieß zwar aus dem einfachen Grunde, weil der Protestantismus sich, der Secte gegenüber, nicht in der Gefahr fühlt, die ihm stündlich von der Kirche droht. Angesichts der katholischen Wahrheit dagegen trauen die herzhaftesten nnd lautesten Schreier unter den Gegnern sich selbst am wenigsten; eine geheime Stimme flüstert ihnen, mitten unter ihren donnernden Tiraden gegen Pfaffentrug und Dünkelsucht leise in's Ohr: Nimm dich in Acht! bist du denn deiner selbst so ganz sicher? — Und gerade um diese leise Schicksalsstimme zu überschreien, toben sie so laut und geberden sich so ungehalten. — Wenn sie ganz fest an ihren eigenen Unglauben glaubten, würden sie uns nicht eines Wortes würdigen.

Ist nun die heutige, in protestantischen Ländern obwaltende Aufregung gegen die Kirche ein pures Resultat der Furcht, und in sofern ein nothwendiges Symptom — und an sich sogar ein gutes Zeichen; ist es ferner klar und erwiesen: daß es bei der heutigen Spaltung nicht sein Verbleiben und Bewenden haben könne, sondern daß der Streit, als Krankheitsproceß, seinen fernern Verlauf bis zur Heilung haben muß, so leuchtet es von selbst ein, daß das Gebiet der Literatur von dieser Spaltung und Aufregung nothwendig und

vorzugsweise berührt werden muß. Wir haben oben bereits erwähnt, welche Stellung die weltliche Regierung hierzu allein nehmen könne und dürfe. Was sie aber wenigstens in Deutschland nicht wagen darf, und factisch nicht einmal wagen kann, wäre der Versuch: die Literatur und mit ihr das geistige Leben der Nation gänzlich todtzuschlagen, oder was dasselbe wäre, zu verlangen: daß Niemand etwas schreibe, was irgend Jemanden mißfallen könnte.

Gilt dieß von der gesammten Literatur, so hat es insbesondere seine volle Anwendung auf den Gebieten der Theologie und der Geschichte. — Seyn wir billig! — An dem Tage, wo der Protestantismus aufhört die katholische Glaubenslehren zu entstellen, an dem Tage, wo er beginnen wird, die Geschichte der Kirche zu schreiben, wie sie sich zugetragen hat, an dem nämlichen Tage hat er sich selbst gerichtet. Daß er aber jenes unterlasse und dieses thue, dazu ihn zu zwingen, ist keine Macht auf Erden im Stande, und somit auch nicht die preußische Regierung. Diese würde vollkommen ihrer Aufgabe genügen, wenn sie gleiches Maaß und Recht für beide Theile führte, beiden die gleiche Freiheit ließe, daneben aber die gewaltsame Störung des äußern gemeinen Friedens verhütete, und im Uebrigen Gott walten ließe, der die Sache zu seiner Zeit schlichten wird. Dieß und nicht mehr kann und darf von ihr verlangt werden.

Von diesem Standpunkte ausgehend, können wir uns also in keiner Weise damit einverstanden erklären, wenn die Wortführer der Danziger Katholiken von dem preußischen Minister verlangen: daß er dem Prädikanten (einem Schwiegersohn des dortigen Regierungspräsidenten), welcher die Lehre vom Ablaß entstellt hat, aufgebe: „weder von der Kanzel noch in seinem Sonntagsblatte die Katholiken in den Augen ihrer evangelischen Glaubensbrüder*) herabzusetzen, und

*) Diese bis zum komischen unpassende Bezeichnung kann höchstens durch große Ungeübtheit des Concipienten entschuldigt worden.

durch falsche Angaben die Lauterkeit ihrer Glaubenslehre zu schwächen oder zu verdächtigen". — Zunächst wird der Verfasser, mit dem wir über einen übelgewählten Ausdruck nicht rechten wollen, gewiß mit uns einverstanden seyn: daß alle außerkirchlichen Prädikanten der Welt, einzeln oder zusammengenommen, nicht im Stande sind, die Lauterkeit der katholischen Glaubenslehre zu schwächen. — Hiervon abgesehen, bürdet er aber dem Minister ein Geschäft auf, in Hinsicht dessen auch der geringste Grad von Billigkeit wird zugeben müssen, daß es weit über die Competenz, ja über die factische Macht der preußischen Regierung hinausgeht. — Hat denn der Minister v. Rochow den Beruf, das Recht, ja auch nur die äußern Mittel: einen Canon aufzustellen, welche Lehre vom Ablasse, geschichtlich und theologisch betrachtet, die wahre, ächte, unentstellte sey? Und wenn er, die Gränzen seines Berufs überschreitend, ja den Versuch machte: eine Regel dieser Art (natürlich für beide Theile!) hinzustellen, könnten und dürften die Katholiken damit zufrieden seyn? Noch mehr sind wir über den Nachsatz erstaunt: „so wie es denn wünschenswerther und ehrenvoller bliebe, alle Gegenüberstellungen der beiden Glaubenslehren zu vermeiden". Im Gegentheil! Da der Grundsatz für jeden Gläubigen über allen Zweifel erhaben feststeht: daß außer der Kirche kein Heil ist, so muß der Bittsteller, wie jeder wahre Katholik, die Rückkehr derer, die außer der Kirche stehen, wünschen; ja in so fern sie von ihm abhängt, aus allen Kräften zu befördern suchen. — Für die Außerkirchlichen ist also die „Gegeneinanderstellung" der verschiedenen Glaubenslehren das einzige Mittel, sie aus dem dumpfen Dahinbrüten des Indifferentismus zu wecken; sie darauf aufmerksam zu machen, daß zwei verschiedene Religionssysteme in der Welt sind; daß diese Verschiedenheit eine Sache von unendlicher Wichtigkeit betreffe; ja daß von der Wahl, die zwischen dem einen und dem andern getroffen werden muß, das ewige Heil des Menschen abhänge. — Und diesen großen Zweck: den Geistesschlummer der Indifferentisten

zu stören, das Eis der religiösen Erstorbenheit zu brechen, welche auf einem großen Theile der Norddeutschen lastet, die Aufmerksamkeit wieder auf Religion und Glauben, wenn auch in ganz verkehrter Weise, zu richten, diesen Zweck erfüllt selbst die Bosheit des Prädikanten, welcher die Lehre des Heils entstellt, verhöhnt und lästert. Bloß durch das Factum, daß er von ihr spricht, dient er, wider seinen Willen und gegen seine Absicht, Gott und der Wahrheit, und lockert, ohne zu ahnen, was er thut, den Boden auf, in den dann die Kirche die Saat des wahren Glaubens zu streuen die Sendung hat. Mögen jene Lästerungen auch aus dem erklärten Haße und dem übelsten Willen dessen hervorgehen, der sie ausstieß, die Schaar der Zuhörer und Leser ist zum größtentheile wirklich gleichgültig, ja in Manchem lebt selbst eine dunkle Sehnsucht nach der Wahrheit. Welche Frucht also bei diesen das einmal geweckte Nachdenken erzeugen werde, das weiß Niemand, und jener Wortsdiener am wenigsten, welcher der Vorsehung vielleicht als blindes Werkzeug diente. Uebrigens hat es, zumal im nüchternen Norddeutschland, gute Wege, daß die Parthei desselben an seine Worte und an sein Sonntagsblatt, wie an das Evangelium glaube. Höchstens mag dieß in einem ganz andern Sinne wahr seyn, als der redliche Bittsteller meint. — Dieselbe Kritik, die dort den Glauben an das Evangelium vernichtet hat, bohrt auch das Vertrauen an die Autorität dieses oder jenes Predigers in kürzester Frist in den Grund, wenn je eine solche sich auf der geometrisch=reinen Fläche des dortländischen Indifferentismus, als neuer babylonischer Diminutivthurm zu erheben Anstalt macht. Und wenn der Pastor Primarius, von dem die Rede ist, eine Parthei hat, die an ihn glaubt, so mögen die dortigen Katholiken mit Zuversicht darauf rechnen, daß eine andere Parthei unter den Danziger Protestanten ihn und sein Sonntagsblatt in einer Weise verachtet, daß jeder, an sich des Wortes mächtige, öffentliche Widerspruch gegen das

letztere, ihnen im innersten Herzen wohlthun, und ein wahres Labsal seyn würde. —

Zu diesem Widerspruche, zu dieser Selbstvertheidigung, die in dieser Zeit nun einmal Gottes Wille ist, müssen sich aber auch die Danziger Katholiken entschließen, sie müssen sich selbst mit den Mitteln helfen, die Gott in ihre Hand gelegt; sie müssen diese, ohne Privatleidenschaft, lediglich zur größern Ehre Gottes, mit so viel Talent als zu ihrem Gebote steht, unerschrocken und im Vertrauen auf den gerechten Richter im Himmel führen, und statt von Herrn v. Rochow Schutz für einen Glauben zu verlangen, den dieser bekanntlich nicht theilt, selbst thun, was sie nach Zeit und Umständen thun dürfen, und irgend thun können. Dann wird Gott mit ihnen seyn. Und um ihnen unsren unvorgreiflichen Rath ganz und vollständig darzulegen, so dürften es vornämlich folgende Punkte seyn, auf die sie in diesem nothwendigen Kampfe die Aufmerksamkeit zu richten hätten: 1) Sie sollen nie schmähen und nie angreifen. Ihre größte Stärke und ihre wahrhaft unüberwindliche Kraft liegt in der Vertheidigung. 2) Bei dieser sollen sie sich immer derselben Art von Waffen bedienen, wie die Gegner. Greifen diese unsern Glauben in Predigten an, so sind wir in unserm vollkommenen Rechte, ohne den Angreifer namentlich zu nennen oder ihn persönlich zu bezeichnen, was nicht nöthig ist, ebenfalls in Predigten die wahre kirchliche Lehre der lügenhaften Verdrehung punktweise gegenüber zu stellen. An Hülfsmitteln zu diesen Zwecke fehlt es nicht, und läßt der katholische Prediger im gläubigen Vertrauen auf Gott, schlicht und einfältig die Kirche durch sich durchreden, so wird es ihm weder an Zuhörern, selbst unter den Protestanten, noch seinen Worten an Kraft, Salbung und Segen mangeln. Das Talent findet sich, wenn der katholische Priester den Glauben hat, und wenn vor Gott seine Absicht rein ist. Dann wird er aber freilich auch nicht seine Ehre, sondern allein die seines Herrn suchen. 3) Zur Widerlegung der Verläumdungen, die in öffentlichen

Druckschriften ausgesprochen werden, ist der beste Rath, daß die Wortführer der Danziger Katholiken, nicht bloß dem Ministerium eröffnen, was Alles sie in einer etwa zu errichtenden, katholischen Zeitschrift, Zweckdienliches erwiedern könnten, sondern, daß sie diese Zeitschrift, wozu ja „bei der bekannten Toleranz der Ministerial-Consens wohl zu erlangen wäre", wirklich beginnen; die in der Eingabe an den Minister namhaft gemachten interessanten Themata wirklich ausführen, mit einem Worte, daß sie ebenfalls sprechen und dann Gott, und das Publikum entscheiden lassen, statt im Widerspruche gegen die einfache Natur der Dinge und den Geist der heutigen Zeit, zu verlangen, daß ihren Gegnern Schweigen geboten werde. 4) Fehlen ihnen zur Errichtung einer solchen Zeitschrift für jetzt noch die Mittel, so mögen sie gegen die Schmähartikel der dortigen Lokalblätter einfache, kurz und bündig abgefaßte Vertheidigungen mit specieller Beziehung auf die Nummer des angreifenden Blattes, und nöthigenfalls gegen Erlegung der Insertionsgebühren in das dortige Intelligenzblatt rücken lassen. — Es wäre z. B. eben so interessant als lehrreich, auf die höhnischen Angriffe gegen den Ablaß in das besagte Anzeigeblatt mitten unter die Dienstgesuche und neben die Liste der eingehenden und auslaufenden Schiffe etwa folgendes Inserat zu setzen: „In Nro. *** des hier erscheinenden Blattes N. N. findet sich ein Artikel, der die Lehre der katholischen Kirche vom Ablaß, wahrscheinlich aus Unkenntniß derselben, entstellt und dadurch die hiesigen Katholiken in den Augen ihrer nicht katholischen Mitbürger herabsetzt und lächerlich macht. Die unterzeichneten Vorsteher der hiesigen katholischen Gemeinden (oder etwa die Geistlichkeit, oder sonst ein achtbarer katholischer Privatmann) bringen deshalb zur Ehrenrettung der katholischen Kirche, zur Berichtigung der irregeleiteten öffentlichen Meinung, und aus aufrichtiger Liebe zum Frieden nachfolgende Stelle aus der Schrift des königlichen preußischen Herrn Geheimenrath Ludolph von Beckedorff. „An gottesfürchtige, protestantische Christen" Zweites Wort. Weissenburg a. d. S. 1841 S. 12

u. ff. hier mit zur öffentlichen Wissenschaft“. Dann könnten, allenfalls in mehreren auf einander folgenden Nummern aus dem besagten, höchst interessanten Büchlein die Abschnitte vom Ablasse, vom Fegfeuer, von der Buße wörtlich abgedruckt werden. Dieß kann keine Censur verbieten, wenn sie den Angriff gestattet hat, und will sie dergleichen Veröffentlichungen, die freilich dem Protestantismus nicht ganz gelegen seyn dürften, zuvorkommen, so bleibt nur die Unterdrückung des Angriffs übrig. Läse dann etwa eine protestantische Herrschaft dem katholischen Gesinde die betreffenden Stellen des Sonntagsblattes vor, so könnte der katholische Dienstbote der Herrschaft, vielleicht schon des Montags, mit der Antwort aus dem Intelligenzblatte dienen. 5) Den gemeinen Mann zurückzuhalten, daß er nicht „in fanatischer Wuth losbreche“ ist weit weniger Sache des Einflusses der höchsten Landesbehörden, als der katholischen Geistlichkeit. Jene thun genug, wenn sie sich aller Kränkungen des Besitzstandes, und aller rechtswidrigen Eingriffe in die katholische Religionsfreiheit enthalten. Diese dagegen wird wohl thun, die Katholiken der arbeitenden Klasse zu ermahnen: daß sie alle Religionsdispute mit Unkatholischen vermeiden; sie wird das katholische Gesinde auffordern können, daß es, wenn seine Herrschaft sich selbst durch Spott und Angriffe auf den katholischen Glauben entehrt, diesen Dienst unverweilt aufkündige; — sie wird es allen Katholiken zur Pflicht machen, weder das Sonntagsblatt noch das Dampfboot zu lesen. — Wenn die Geistlichkeit durch diese und ähnliche Vorkehrungen den Anlaß zum Streite möglichst aus dem Wege räumt, so ist nach unserm Bedünken, von dem Zorne der arbeitenden Klasse, zumal wenn diesen die reine katholische Lehre recht bestimmt und positiv, innig und kräftig an's Herz gelegt, und der Geist des Gebets in ihnen geweckt, die Jugend in der Christenlehre nach besten Kräften unterwiesen wird, nach unserer Ueberzeugung und Erfahrung schlechterdings nichts zu fürchten.

Dieß ist der freundschaftliche Rath, den wir unsern Glaubensbrüdern im fernen Norden, nach bestem Wissen und Gewissen, zu geben hätten. — Wenn diese Zeilen ihnen zu Gesichte kommen sollten, empfehlen wir uns ihrem Gebete, wie wir Gott bitten, daß er ihnen in ihrer Bedrängniß Trost und Hülfe sende.

L.

Die päpstlichen Legaten.

I.

„Da das Oberhaupt der Kirche, menschlicher Natur gemäß, nicht an verschiedenen Orten sich zugleich befinden, noch auf Windesflügeln in entlegene Gegenden sich begeben kann, so sendet es, damit der Gang der Geschäfte nicht Noth leide, seine Legaten als abgeordnete Richter". Also schreibt der große Papst Innocenz III. an den Dechanten von S. Hilarius zu Poitiers und drückt mit diesen Worten ein durch die menschliche Natur begründetes Regierungsprincip aus, ohne welches überhaupt gar keine Leitung von Völkern statt finden kann. Allein eben dieses Princip hat auch noch eine tiefere Grundlage, denn es giebt keine Gewalt auf Erden, die nicht auf einer Mission beruhte. Führen doch die Engel, die Gott zu den Menschen gesendet, um ihnen Seine Befehle zu verkünden, darnach den Namen (Angeli, Boten), aber nicht bloß Engel, sondern Seinen Sohn sendete Gott und dieser sprach zu seinen Jüngern: So wie mich der Vater gesendet hat, so sende Ich Euch! Darnach heißen auch die Jünger Gesendete, Apostel, und wird die Lehre des Heiles: Evangelium, die frohe Botschaft genannt. Unter den Aposteln hat aber wiederum Petrus die unmittelbarste Sendung von Gott. Der Gesendete

ist aber der Stellvertreter eines Andern, so ist der Papst der zu allen Völkern Gesendete Gottes, der aber, da er menschlicher Natur gemäß sich nicht an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit befinden, auch nicht auf Windesflügeln in entfernte Gegenden sich begeben kann, seine Boten zu den Völkern sendet. Die ganze Kirche beruht auf der Mission Petri, mithin ist er zum Zwecke der Regierung der Kirche berechtigt und verpflichtet, Legaten auszusenden." Diese sind Stellvertreter des Primates, in ihrer Person erscheint der Papst. Wären alle Nachrichten der Vorzeit über päpstliche Legationen verloren gegangen, dennoch müßte es sich von selbst verstehen, daß von jeher der Papst Legaten gesendet habe. Doch die Geschichte entfernter Jahrhunderte giebt Zeugnisse in Menge; galt es die Verbreitung des Christenthums, die Aufnahme eines Volkes in die Kirche, waren kirchliche Streitigkeiten zu schlichten, sollte ein öcumenisches Concilium gehalten werden, bedurfte es einer Mahnung an christliche Fürsten zum Beistande der Kirche, war ein Streit unter ihnen beizulegen, kurz war irgend eine Angelegenheit, welche die Förderung der Kirche anbetraf, ins Werk zu setzen, so erschienen Legaten des Papstes, um in seinem Namen zu thun, was persönlich zu vollführen ihm nicht möglich oder thunlich war.

II.

Daß der Gebrauch, Legaten zu senden, nicht erst von den Päpsten aus der römischen Reichsverfassung erlernt und übernommen zu werden brauchte, versteht sich von selbst. Es wird jedoch auch in einer Gesetzesstelle (Cap. 2. d. off. leg. in 6to) ein Vergleich der päpstlichen Legaten mit den römischen Proconsuln angestellt, und in vielen Schriften, die über diesen Gegenstand handeln, die Parallele mit den verschiedenen Gesandten, die bei den Römern vorkamen, mit einer gewissen Vorliebe weiter ausgeführt. Auf die einzelnen Arten päpstlicher Legaten angewendet, scheinen jedoch diese

Vergleiche nicht ganz passend zu seyn, eher möchte in so fern eine Analogie sich finden, daß, da die kirchliche Roma, wie dereinst die weltliche, von dem öcumenischen Princip durchdrungen ist: ihr gebühre die Herrschaft über den Erdkreis, hier wie dort Legaten gesendet werden, theils nach außen hin, um die noch fremden Völker in das Bündniß aufzunehmen, theils nach den einzelnen, schon wirklich zu dem Reiche gehörenden Provinzen, um die verschiedensten inneren Angelegenheiten zu ordnen. Mehr aber als die ältere römische Verfassung bietet die der germanischen Reiche in dem Institute der Missi dominici, als der alle Gegenden des Reiches bereisenden Stellvertreter der königlichen Curie, welche Bedeutung auch die englischen Judices itinerantes (Justices of the Cyre) haben, einen passenden Vergleich, wenigstens für diejenige Art päpstlicher Sendboten dar, welche Legati a latere genannt werden. Drei Arten nämlich von Legaten pflegt man gegenwärtig zu unterscheiden. Der eben erwähnte Ausdruck dient zur Bezeichnung der unmittelbar von dem Papste gesendeten Cardinäle; für Andere, welche diese hohe Würde nicht bekleiden, hat die Schule, vielleicht nicht mit ganz richtiger Anwendung der Worte Innocenz IV. (Cap. 1. d. off. leg. in 6to), den Kunstausdruck Legati missi festgestellt; sie heißen auch Nuntii apostolici, oder bei niederem Range Internuntii. Von diesen werden als eine dritte Art päpstlicher Gesandten die geborenen Legaten (Legati nati) unterschieden, welche das Recht der Legation ohne besondern Auftrag, sondern schon durch ein bestimmtes Kirchenamt, zu welchem sie emporsteigen, erlangen. Es läßt sich nicht verkennen, daß schon in den ältesten Zeiten der Kirche auch die Grundlagen für diese Unterscheidungen anzutreffen sind, allein ganz identisch sind die ältern Institute der Art mit den spätern nicht. So ist es allerdings wahr, daß der Ursprung der Legati nati aus dem Institute der apostolischen Vicarien herzuleiten ist, aber es wäre doch nicht richtig, wenn man ohne genauere Unterscheidung jene apostolischen Vicarien, die freilich wesentlich von denen

des heutigen Rechts verschieden sind, sammt und sonders für Legati nati erklären wollte.

III.

„Wirksamer führen Wir die himmlischen Vollmachten aus, wenn wir die auf uns lastende Bürde mit unsern Brüdern theilen", schreibt der heilige Papst Leo I. an Maximinian, den Bischof von Syrakus. Es mußte in der That für den Zweck der kirchlichen Regierung als ein sehr geeignetes Mittel erscheinen, wenn der Papst in verschiedenen Gegenden einzelne Bischöfe damit beauftragte, an seiner Stelle gewisse, ihm unmittelbar und zunächst obliegende Regierungsgeschäfte zu versehen, und ihm dann von Zeit zu Zeit darüber Bericht zu erstatten. Solche Bischöfe waren also recht eigentlich Stellvertreter des Papstes, Vicarii apostolici, an Ort und Stelle, indem sie, wie ebenfalls Leo der Große an den damaligen Bischof von Thessalonich, Anastasius, schreibt, den von dem Papste entfernten Gegenden gleichsam die Gegenwart seines Besuches verschaffen. Wurde, wie es öfters geschah, der jedesmalige Nachfolger eines zum apostolischen Vicar ernannten Bischofs ebenfalls mit dem nämlichen Amte bekleidet, so konnte sich leicht die Vorstellung bilden, dieser Auftrag sey mit dem Bischofssitze verbunden, und so schien ein solches Institut die Sendung besonderer Legaten von Rom aus überflüßig zu machen. Somit wurde für solche Vicarien der Ausdruck Legati nati gebräuchlich; allein keineswegs ist jene Verbindung der Legation mit dem Amte in allen jenen Fällen vor sich gegangen, und selbst da, wo sie geschah, erfolgte regelmäßig die Wiederbestätigung des Nachfolgers des früheren Vicars, gleichwie in dem Lehenswesen, trotz der Erblichkeit der Lehen, die jedesmal erforderliche Erneuerung der Investitur deutlich genug an die ursprüngliche Beschaffenheit des Institutes erinnert.

IV.

Zuverläßige historische Nachrichten über die Bestellung apostolischer Vicarien reichen nicht weit über das vierte Jahrhundert zurück. Das älteste Beispiel der Art, dessen Geschichte aber auch zugleich sehr belehrend ist, ist das Vicariat des Bischofs von Thessalonich über ganz Illyricum, welches nach dem älteren Umfange die Provinzen Achaja, Thessalonien, Alt- und Neu-Epirus, Kreta, das mittlere und Ufer-Dacien, Mösien, Dardanien und Prävalis umfaßte. Die Errichtung dieses Vicariats rührt von Papst Damasus her; Siricius und nach ihm Innocenz I., der in seiner deshalb erlassenen Decretale auf das Beispiel des Apostels Paulus hinwies, welcher an Titus und Timotheus die Verwaltung von Kreta und Kleinasien übergeben hatte, haben die Vollmachten jenes Vicars näher bestimmt, wie dieß Alles in einer unter dem Vorsitze Papst Bonifacius III. zu Rom gehaltenen Synode, mit Vorweis der betreffenden Urkunden, ausführlich erörtert wurde. Es waren demnach die Vollmachten des Illyrischen Vicars sehr ausgedehnt, ja es hatte der Papst fast alle seine patriarchalischen Rechte auf ihn übertragen; nur dann, wenn es selbst bei dem Dazwischentreten des apostolischen Vicars nicht gelang, eine verwickelte Streitsache zu schlichten, sollte diese an den Papst gebracht werden. In Folge der Theodosischen Reichstheilung fiel ein bedeutender Theil von Illyrien an den oströmischen Kaiser, ein Umstand, welcher alsbald zu kirchlichem Unfrieden die Veranlassung bot. Die illyrischen Bischöfe wollten nunmehr auch von dem römischen Patriarchate getrennt seyn, und daher auch von dem apostolischen Vicariate sich lossagen; bei Theodosius II. fanden sie Unterstützung, allein der Papst beharrte bei seinem Rechte, und Theodosius, dem auch Honorius, sein Mitkaiser, in einem der Nachwelt erhaltenen Briefe wegen seines ungeeigneten Verfahrens heftige Vorwürfe machte, erließ ein Gesetz, wodurch der frühere Zustand wieder

hergestellt wurde. Man hat, da dieses Edict sich in dem Theodosianischen Codex nicht findet, wohl an der Existenz desselben zweifeln wollen; allein selbst solche Kritiker, welche der Kirche eben nicht günstig sind, gestehen dessen Existenz zu, und meinen nur, dasselbe sey ohne alle Wirkung geblieben. Daß dem nicht so sey, geht zur Genüge daraus hervor, daß Kaiser Justinian I., nach eifrigem Bemühen, es beim Papste durchsetzte, daß dieser die Provinz Justiniana I. von Illyricum als ein besonderes apostolisches Vicariat, dessen Verwaltung dem Bischofe von Acrida, Justinians Geburtsstadt, übertragen wurde, trennte. Wenig später wurde noch ein eignes Vicariat dem Bischofe von Corinth übertragen, aber bis zu den Zeiten Leo's des Isauriers fand die ungestörte Ausübung des apostolischen Vicariats in allen diesen Gegenden Statt; zu jenem Zeitpunkte hörte sie auf.

V.

Außer dem illyrischen Vicariate wurde ein solches auch für Gallien, und zwar zu Arles errichtet. Der Bischof Patroclus von Arles rühmte sich dessen, daß Trophimus, der erste in der Reihe seiner Vorgänger, auch zuerst das Christenthum in Gallien verkündigt habe (ex cujus fonte totae Galliae fidei rivulos acceperunt); dazu kam, daß Arles, freilich nicht im Einklange mit den Constantinischen Anordnungen, der Sitz des praefectus praetorio Galliarum, die Metropolis, geworden war. Diese Gründe waren es, aus welchen, den Vorstellungen jenes Bischofes nachgebend, Papst Zosimus ihm im Jahre 417 ganz ähnliche Privilegien, wie dem Bischof von Thessalonich, verlieh, und ihm die Bischöfe Galliens und Septimaniens unterordnete. Den Nachfolgern des Patroclus wurde von verschiedenen Päpsten diese Gerechtsame bestätigt, und so bildete sich hier in der nämlichen Weise, wie in Illyrien, ein mit dem Kirchenamte verbundenes apostolisches Vicariat aus. Die Zeiten der spätern Merowinger brachten großes Verder-

ben über die Kirche, und es läßt sich nicht leugnen, daß, so viel Ursache zur Dankbarkeit die Christenheit auch immer gegen Karl Martell wegen seiner siegreichen Kämpfe gegen die Mauren haben mag, er dennoch einen großen Theil der Schuld an dem Verfalle der Kirchenzucht trägt. In jenen stürmischen Zeiten wurde daher der organische Zusammenhang der einzelnen Kirchen Galliens mit dem Nachfolger Petri vielfach gehemmt, wie denn auch der heil. Bonifacius schreibt: „seit mehr denn achtzig Jahren haben die Franken keine Synode gehalten und keinen Erzbischof gehabt“. So möchte denn das gallische Vicariat ungefähr um die nämliche Zeit mit dem illyrischen aufgehört haben. Daß es außer dem von Arelate noch ein anderes im Frankenreich gegeben habe, ist sehr zweifelhaft; denn wenn auch wirklich der Brief des Papstes Hormisdas oder Symmachus an den heil. Remigius echt seyn sollte, was jedoch dahingestellt bleibt, so ist doch ein Uebergang auf die Nachfolger desselben nicht anzunehmen. Eben so unterscheiden sich auch die übrigen, in der Zeit bis zum achten Jahrhunderte vorkommenden Vicariate wesentlich von dem illyrischen und gallischen. Rein persönlich waren die Privilegien, welche der heil. Augustinus als erster Erzbischof von Canterbury und der Bischof Maximian von Syracus erhielten; dem Bischof Zeno von Sevilla war vom Papst Simplicius keine eigentliche Jurisdiction, eben so auch nicht dem Bischof Johannes von Elche geliehen. Vergleicht man also diese apostolischen Vicarien mit denjenigen Würdeträgern, welche in der späteren Zeit Legati nati genannt werden, so waren es eigentlich nur die Bischöfe von Thessalonich und Arles, welche mit diesem Namen bezeichnet werden dürfen.

VI.

Ein Blick auf den Zustand der Kirche zu Anfang des achten Jahrhunderts lehrt, wie der Wirkungskreis derselben ein

äußerst beschränkter war; der ganze Orient in der größten Verwirrung, Afrika und Spanien dem Islam unterworfen, Frankreich in völliger Auflösung aller kirchlichen Ordnung begriffen, in Deutschland das Christenthum ohne tiefe Wurzeln und Italien selbst seit Jahrhunderten der fortwährende Schauplatz des Krieges, jetzt die Kirche zu gleicher Zeit von den bilderstürmenden Kaiser und den zum großen Theile arianischen Langobarden bedroht. Da erschien in der That Britanien allein noch als dasjenige Land, von wo aus einige Abhülfe erwartet werden konnte. Schon waren im siebenten Jahrhunderte aus irischen und britischen Klöstern viele Glaubensboten ausgegangen, welche in Deutschland den Saamen des Evangeliums ausgestreuet hatten, jetzt brachte auch das sächsische England in mehreren von heiligem Glaubenseifer erfüllten Männern der Kirche seinen Zoll der Dankbarkeit. Unter diesen hatte sich Gott aber insbesondere den heiligen Bonifacius ausersehen, und er war es, der nachdem er zuerst den Friesen gepredigt, vom Papste nicht bloß zur Bekehrung Deutschlands gesendet, sondern auch mit der Wiederherstellung der Kirchenzucht im ganzen fränkischen Reiche beauftragt wurde. So erschien denn der heilige Bonifacius als päpstlicher Legat mit den ausgedehntesten Vollmachten und auch, nachdem er Erzbischof von Mainz geworden war, und durch Versammlung von Concilien das große Werk der Durchführung kirchlicher Disciplin gefördert hatte, vergaß er nicht den ersten ihm gewordenen Auftrag; er ging im Jahre 754 zu den Friesen, um ihnen das göttliche Wort zu verkünden und fand bei ihnen den ersehnten Martyrertod. Der heilige Bonifacius war als päpstlicher Legat mit größeren Vollmachten ausgerüstet, als wohl je einer vor und nach ihm, und es wurden nachmals hierauf die Vorrechte des erzbischöflichen Stuhls von Mainz gegründet, wie auch die Bischöfe von Canterbury, wenn auch nicht die unmittelbaren Nachfolger des heiligen Augustinus späterhin mit Berufung auf diesen in die Reihe der Legati nati eintraten.

VII.

Durch die Entwicklung, welche in einzelnen Ländern das apostolische Vicariat erhielt, hat dasselbe eine doppelte Gestalt gewonnen, es war bald ein persönliches, bald ein mit einem hohen Kirchenamte verbundenes geworden; für die Fälle der letzteren Art wurde der Ausdruck Legati nati technisch als Bezeichnung für die mit jenem Amte Bekleideten. Seither geschah es, daß an mehrere Erzbischöfe die Würde päpstlicher Legaten verliehen wurde. Dieß geschah in Frankreich zu Gunsten des Erzbischofs von Rheims, jedoch nur für seine Provinz, des von Bourges für Aquitanien, worin er sich aber mehrmals mit dem Erzbischof von Bourdeaux theilen mußte; ferner nach langen Streitigkeiten mit dem Erzbischof von Arles erhielt der Metropolit von Vienne durch Calixtus II. die Legation über Septimanien, so wie ihm auch, als dem Primas, der Erzbischof von Tarantasia in Savoyen untergeordnet wurde; auch der Erzbischof von Lyon hatte die Würde eines Primas erlangt, und hierin schloß sich leicht die Idee eines apostolischen Vicariats an, so daß auch er den Titel eines Legatus natus geführt hat; diesen ihm lange streitig gemachten Titel hat auch der Erzbischof von Sens bis zu den Revolutionszeiten behauptet. In England war es vermuthlich der heil. Dunstan zuerst, der als Erzbischof von Canterbury zum Legaten ernannt wurde; nachmals erhielt auch, auf dringendes Ansuchen König Heinrichs II. der Erzbischof von York vom Papst Alexander III. diese Würde. Die schottischen Bischöfe standen bis zum fünfzehnten Jahrhunderte unmittelbar unter dem Papste; die Erzbischöfe von Canterbury und von York hatten zwar stets darnach gestrebt, auch bis hierher ihre Metropolitanrechte auszudehnen, allein selbst nachdem ihnen dieß auf einige Zeit gelungen war, erklärte Papst Paul II. im Jahre 1456 diese Ansprüche für

nichtig, und erhob den Bischof von S. Andrew zum Erzbischof, den dann Sixtus IV., auf Bitten des Königs von Schottland, zum Legatus natus ernannte. In Spanien hatte der Papst (s. oben V.) mehrmals einzelnen Bischöfen das Vicariat übertragen; hierauf und auf das höhere Alter ihrer Kirche gestützt, wollten sich mehrere spanische Erzbischöfe dem von Urban II. zum Primaten und Legaten erhobenen Erzbischofe von Toledo nicht unterordnen; die Streitigkeiten dauerten selbst da fort, als Papst Martin V. demselben die Prilegien und Insignien des Patriarchen gewährte, so daß bis auf die neuern Zeiten der Erzbischof von Toledo nicht viel mehr als den Titel eines Legatus natus geführt hat. Eben diese Würde war dem Erzbischof von Pisa anfänglich für Corsica, dann auch für Sardinien verliehen worden. In Deutschland waren es die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Cöln, Salzburg und Magdeburg, welche zu Legati nati erhoben wurden; die deutschen Diöcesen Meißen, Bamberg und Regensburg wurden, nebst Leutmeritz, Breslau und Olmütz, der Legation des von Papst Urban V. im Jahre 1365 zum Legatus ernannten Erzbischofs von Prag untergeordnet, doch hat derselbe niemals in jenen dreien dergleichen Rechte ausgeübt. Für Polen bekleidete aber diese Würde der Erzbischof von Gnesen; in Ungarn der von Gran (Strigoniensis). Wir können jedoch bei Gelegenheit der Aufzählung der einzelnen Legati nati nicht umhin, auch des historischen Curiosums zu gedenken, daß einzelne Könige ebenfalls hin und wieder solche Vicariate ausgeübt haben. Schon Karl der Kahle nahm dergleichen Rechte in Anspruch, besonders aber vermerkte es Roger, der damals noch den Titel eines Comes Calabriae et Siciliae führte, übel, als Papst Urban II. im Jahre 1098 einen Legaten für Sicilien ernannte, da er es vorzüglich gewesen war, der es bewirkt hatte, daß der Patriarch von Konstantinopel dem päpstlichen Stuhle so viele Kirchen hatte herausgeben müssen. Die Echtheit der Urkunde, in welcher damals der Graf von Sici-

lien als päpstlicher Legat eingesetzt worden seyn soll, wurde von Baronius angefochten, und in Folge dessen von Papst Clemens XI. die prätendirte Legation des Königs beider Sicilien, welche man gewöhnlich mit dem Namen Monarchia Sicula bezeichnet, für nichtig erklärt. Da indessen viel über die Sache hin= und hergestritten und der kirchliche Friede dadurch bedroht wurde, so erkannte Benedict XIII. die Monarchia Sicula mit einigen Beschränkungen an.

VIII.

Wenn die Päpste sich einen Bischof zu ihrem Vicar oder Legatus natus auserſahen, so wurden doch gewöhnlich in der Einsetzungsurkunde eines solchen die Rechte der Erzbischöfe gewahrt. Dieß war auch ganz natürlich, da die erzbischöfliche Würde ihre bestimmte Sphäre hatte, in welcher sie sich, unbeschadet des päpstlichen Primats, bewegen konnte, es sollte daher auch der päpstliche Vicar sich nicht mehr Gerechtsame beilegen, als der Papst selbst sie den Erzbischöfen gegenüber ausübte, und es kam nunmehr nur darauf an, welche päpstliche Rechte es waren, die der Vicar im Verhältnisse zu den übrigen Bischöfen, die zu seiner Legation gehörten, auszuüben hatte. Dafür lassen sich allgemeine Regeln nicht aufstellen, sondern die Vollmachten, die den einzelnen Legaten gegeben wurden, waren sehr verschieden, und zwar in der älteren Zeit umfangreicher als späterhin. Für jene frühere Zeit scheint man aber die mit Kirchenämtern verbundenen apostolischen Vicariate so denken zu dürfen, als ob der Papst hier keine seiner Primatialrechte, sondern vielmehr nur die Rechte seines occidentalischen Patriarchates auf einzelne Bischöfe übertragen habe. Demgemäß bestanden die Befugnisse der ersten Legati nati, nämlich der Vicarien von Thessalonich und Arles, hauptsächlich in Folgendem: Sie hatten die Oberaufsicht über die gesammte kirchliche Disciplin, die Consecration der

Bischöfe durch die Metropoliten war an ihre Zustimmung gebunden, die der Erzbischöfe ging von ihnen aus, sie konnten die sämmtlichen Bischöfe ihres Vicariats zu Synoden berufen, von den Provincialconcilien kam die Entscheidung solcher Sachen, die hier keine Erledigung finden konnten, an sie, von ihnen erst wurden schwierigere Fälle an den Papst gebracht. Daß sie unter den Bischöfen des Vicariats den ersten Rang einnahmen, versteht sich von selbst, auch waren sie es, welche der Papst zuerst, seitdem dieser Gebrauch aufkam, mit dem Pallium zierte. Dieser Wirkungskreis der beiden genannten apostolischen Vicarien ist ihnen allmählich durch eine Reihe päpstlicher Decretalen vorgezeichnet worden, von denen aber nur wenige in die spätern Sammlungen eine Aufnahme fanden, weil das Institut nicht in dieser Weise fortbestanden hat. In allen späteren Fällen hing der Umfang der Rechte der päpstlichen Vicarien immer von den jedesmaligen Vollmachten ab, von denen, mit Ausnahme der des heil. Bonifacius, keine den früheren gleichkam; Bonifacius erhielt außerdem auch noch die Befugniß, Bischöfe abzusetzen, was jenen ältesten Vicarien nicht zustand. Waren nun aber auch, wie bemerkt, die Vollmachten der späteren Legati nati viel beschränkter, wozu die Zeitumstände die Veranlassung boten, indem die Päpste sich genöthigt sahen, mehrere derjenigen Rechte, die bis dahin von gebornen Legaten verwaltet worden waren, durch eigene wirkliche Gesandte ausüben zu lassen, so darf man doch nicht annehmen, daß die Befugnisse derselben die gewöhnliche Jurisdiction der Erzbischöfe nicht übertroffen hatten. Eine Stelle der Decretalen (Cap. 1. d. off. leg.) sagt dieß ausdrücklich und sie läßt sich auch nicht durch den Einwand beseitigen, der Brief, aus welchem sie entnommen, sey an die zur Provinz des Erzbischofs von Canterbury gehörenden Suffragane gerichtet, Thomas Becket aber sey von dem päpstlichen Stuhle mit besondern Priveligien begnadigt gewesen. Allein, wenn dem auch so ist, daß dieser Brief ursprünglich nur das Verhältniß der Pro-

vinz Canterbury angegangen hat, so ist demselben gerade durch die Aufnahme in die Gregorianische Decretalensammlung eine allgemeine Bedeutung beigelegt worden. Zu den den gebornen Legaten auch in späterer Zeit öfters noch ertheilten besonderen Vollmachten pflegten, außer dem Rechte in dem Umfange der Legation das Pallium zu tragen und sich das Kreuz vorantragen zu lassen, folgende zu gehören: Absolution von Häresie, Verleihung von Beneficien in den päpstlichen Monaten, das Recht auch in außergewöhnlichen Zeiten zu ordiniren, Dispensation von dem Eheverbote wegen zu naher Verwandschaft beim vierten und dritten Grade unter solchen Personen, die von ihrer Hände Arbeit leben, und endlich die Entscheidung in solchen besonderen Fällen, wo eine Gefahr im Verzuge liegt. Die früheren Gerechtsame in Betreff der Annahme der Appellationen sind durch das Concilium von Trient überhaupt für alle päpstlichen Legaten restringirt (Sess. 24. c. 20. d. Ref.).

(Schluß folgt.)

LI.

Die neuere Philosophie.

Dritter Artikel.

Wir haben gesehen, wie der Versuch alle menschlichen Begriffe von Empfindungen abzuleiten, und die Basis der Gewißheit auf Sensationen zu bauen, stufenweise zum Materialismus hinunterführte. Der Empirismus enthält aber noch ein anderes, alles menschliche Wissen nicht weniger zerstörendes Element, nämlich das des Zweifels in sich. Ist die Erfahrung die ausschließliche Quelle unserer Begriffe, so können diese nie auf universelle Geltung Anspruch machen. Die Erfahrung liefert immer nur einzelne Thatsachen, durch Induction gelangt man zu einer comparativen Allgemeinheit, zu einem gewissen Grade vom Probabilität; die Gewißheit, die keinen andern Grund hat, gewährt dem Geiste keine vollkommene Beruhigung; die Möglichkeit der Ausnahmen erregt das unangenehme, schwankende Gefühl der Ungewißheit. Dieß im Lockischen Empirismus versteckte Element des Zweifels wurde von Hume entwickelt.

Hume bekämpft nicht die Wahrheit der Theorie Locke's, er nimmt sie vielmehr als die seinige an, er weiß von keinem andern Ursprung unserer Begriffe. Von diesem Standpunkte aus, der ihm als der einzig mögliche erscheint, bekämpft er die Zuverläßigkeit aller unserer Begriffe, selbst der heiligsten. Unser ganzes Wissen von den Dingen außer uns besteht doch nur in Vorstellungen, die offenbar von den Dingen verschieden sind; denn manchmal bleiben unsere Vorstellungen dieselben, nachdem die Dinge schon anders geworden.

Aus unsern Vorstellungen bilden wir uns Begriffe, und tragen sie auf die Dinge über. Aus einer subjectiven Ansicht wollen wir objective Gewißheit ableiten, und objective Wahrheit kann doch nur in den Objecten sein, wenn von diesen die Rede ist. Wir bleiben aber nicht bei den zufälligen Begriffen stehen, wir gehen von denselben zu allgemeinen, absoluten Begriffen und zur Behauptung unwandelbarer Gesetze über, die jedoch keinen andern Grund haben, als die wandelbar stets fließenden Erscheinungen. Aus ihnen haben wir uns Begriffe von Ursachen und wirkenden Kräften gebildet, und als ein allgemeines Gesetz festgestellt, daß alles, was erscheint, eine Ursache haben müsse. Daß jede Wirkung ihre Ursache hat, versteht sich von selbst; denn dieß sind correlative Begriffe. Ein anderes ist es aber zu behaupten, daß jede Erscheinung eine Ursache haben müsse. Und woher wissen wir es, aus der Erfahrung? Aber die Erfahrung offenbart uns weiter nichts, als eine gewisse Folge von Erscheinungen; und aus den Phänomenen der Succession haben wir ein System der Dependenz und Ursächlichkeit gemacht, deren Existenz in der Natur außer uns wir nicht beweisen können.

Mit diesem selbst gemachten Begriffe der Ursächlichkeit ausgerüstet, gehen wir auf Entdeckungen aus, und finden nun ganz richtig in allen Verhältnissen ein Grundgesetz wieder, was wir hineingelegt haben. Wir wenden es auf unser Verhältniß zu den Dingen außer uns an, und behaupten die Dinge seyen die Ursachen unserer Vorstellungen, welches jedoch von keinem Philosophen ist erwiesen worden. Aber das ist uns nicht genug, sondern mit einem kühnen Sprunge erheben wir uns über die ganze Welt, und behaupten, dieselbe habe auch ihre Ursache; und was nicht einmal von den Erscheinungen dieser Welt bewiesen werden kann, soll nunmehr da gelten, wo von Erscheinungen nicht mehr die Rede ist. Mittelst des unbewiesenen Gesetzes der Causalität beweisen wir das Daseyn einer außerweltlichen Ursache, Gott genannt. Daselbst angelangt machen wir aus der allgemeinen physischen Ursache nun auch

eine moralische Ursache, welche die freien Handlungen der Menschen in einem andern Leben belohnen und bestrafen werde. Hier nun verräth sich am auffallendsten der innere Widerspruch zwischen objectiver Existenz und subjectivem Begriff. Denn da alle unsere Begriffe aus Erfahrungen abstammen, so wäre es doch interessant zu wissen, aus welchen Erfahrungen man die Existenz eines künftigen Lebens abgezogen, und mit Evidenz bewiesen hat; denn Analogien und Vermuthungen reichen hier nicht aus. Was uns einzelne Personen, deren Anzahl höchst unbedeutend ist, von Wiedererscheinungen der Verstorbenen vorgeben, kann doch unmöglich auf die Autorität Anspruch machen, so wenig wie die Fieberträume der Kranken. Alle unsere Erfahrungen lehren die Vergänglichkeit; Thierseelen sind sterblich, warum denn nicht auch Menschenseelen. Im Leben theilen Leib und Seele dasselbe Schicksal, warum nicht auch im Tode? Von einem Leben der Seele, die vom Leibe unabhängig ist, haben wir auch nicht die mindeste Erfahrung. Unser instinctartiger Wunsch nach einem andern Leben beweis't doch wahrlich nicht dessen Wirklichkeit. Und was insbesondere unsere Idee von Freiheit und daraus entspringender Moralität betrifft, so ist dieß doch nicht mehr als ein negativer Begriff; wo wir die Triebfedern unserer Handlungen nicht anzugeben wissen, wähnen wir uns frei zu seyn. Den Selbstmord verdammt man, und dennoch kann der Selbstmörder sehr legitime Triebfedern seiner That haben.

Alles, was wir Sittlichkeit nennen, beruht im Grunde auf bloßen Gefühlen, deren Daseyn man nicht schlechthin leugnen kann; denn allerdings giebt es Triebe der Großmuth, der Nächstenliebe, des Wohlwollens die nicht aus der bloßen Eigenliebe abstammen. Aber wie mißlich es um eine Sittlichkeit steht, die auf Gefühlen basirt wird, sieht wohl jeder denkende Mensch ein. So steht es auch mit den religiösen Trieben und Forderungen, die von zahllosen Ursachen und Umständen abhängen, und sich auf so mannigfaltigen, ja

entgegengesetzten Weisen in den verschiedenartigsten Religionssystemen umgestaltet haben. Möge man immerhin von der Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit einer Religion für die menschliche Gesellschaft viel Gerede machen, der denkende Mann wird nichts desto weniger einsehen, in welche undurchdringliche Nebel des Zweifels die ganze Sache gehüllt ist; und kluge Leute sind billig auf ihrer Huth gegen die, welche von Religiösität und Frömmigkeit viel Rühmens machen.

Wir haben in diesen kurzen Zügen die Skepsis Hume's, in ihrer ganzen Stärke wiederzugeben gesucht. Seitdem die Philosophie auf sich genommen, alle möglichen Zweifel aus dem menschlichen Gemüthe zu zerstreuen und zu vertreiben, geht man nicht selten über die gewichtigsten hinweg, berührt sie leise, und sucht die Stärke derselben zu verhüllen. Man stellt andere aus der reinen Vernunft geschöpfte Gründe dagegen auf, welches alles gut und löblich und sogar Pflicht ist; man vergißt aber oft, daß man Vernunftgründe mit Vernunftgründen bekämpft, menschliches Räsonnement gegen menschliches Räsonniren aufstellt. Seyen dann auch die Gründe auf Seiten der Wahrheit noch so vorwiegend, so kann es doch leicht geschehen, daß ein subjectives Interesse in die andere Wagschale gelegt, dieser das Uebergewicht giebt; denn von höhern Gesetzen, Verpflichtungen und Kräften ist keine Rede. Nebstdem war die Skepsis Hume's eine logische Consequenz der von ihm angenommenen Prämisse, daß die Erfahrung alleiniger Grund alles menschlichen Wissens und Gewißheit sey. In diesem Mittelpunkt seiner Philosophie mußte er angegriffen und überwunden werden. Was von dieser Seite von andern Denkern unternommen worden, werden wir sogleich vernehmen; zuvor aber einen geistreichen katholischen Philosophen hören, welcher der Meinung ist, man könne die Schäden der Philosophie mit der Philosophie heilen, wie den Biß des Skorpions mit dem zerquetschten Thiere.

Rixner in seiner verdienstvollen Geschichte der Philosophie wiederholt häufig die Behauptung, daß die Irrthümer der

Denker aus Mangel an Vollendung der Speculation herrühren. Demnach müsse sobald diese ihre letzten Höhen erreicht hätten, alle Irrthümer des Menschengeistes verschwinden, die nur in den untern Regionen des Denkens walten, wie Nebel und Wolken nur die mittlern Höhen der Gebirge umgeben, deren Gipfel im klaren Sonnenscheine glänzen. Nach diesen Voraussetzungen des genannten Gelehrten ist es interessant zu erfahren, welches die Vernunftgründe sind, mit denen er Hume's Skepsis widerlegt, und ob diese blos aus der reinen Vernunft geschöpft sind. Auf den Zweifel Hume's am Daseyn Gottes erwidert Rixner *). „Der physiko-theologische Beweis für das Daseyn Gottes ist kein wissenschaftlicher und mithin für die Philosophie ganz unbrauchbar. — Allein auf Gottes Daseyn braucht man auch nicht erst zu schließen, denn dasselbe ist vielmehr selbst das erste und unmittelbar gewisseste das allen Schlüssen zu Grunde liegt, und ohne welches gar keine Wahrheit seyn würde". Aber eben diese unmittelbare Gewißheit des göttlichen Daseyns ist es ja, was Hume in Anspruch nimmt: eine Behauptung wird also hier der andern entgegengesetzt: Hume gibt Gründe für seinen Zweifel an; Rixner keine für das Gegentheil, auf die Weise ist aber die Wahrheit nicht zu entscheiden. Auf Hume's Einwürfe gegen die Unsterblichkeit der menschlichen Seele antwortet Rixner: „Nicht aus der Analogie mit der sinnlichen und thierischen Natur beweist die wahre Philosophie die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, sondern aus dem ihr eigenthümlichen Vorzug eines lebendigen Ebenbildes Gottes zu seyn, und aus der Ewigkeit der Bestimmung nicht nur der gesammten Gattung, sondern auch jedes Individuums als solches, weil jedes eine besondere göttliche Idee ausdrückt, und deßwegen der Ewigkeit angehört". Was bei dieser Widerlegung zu wissen uns am meisten intressirt, wäre gewesen, daß Rixner uns gesagt hätte, aus welchem philosophischen Systeme er den Satz genommen

*) Rixner Gesch. der Phil. 3ter Band. S. 253 ff.

hat, daß die Seele ein lebendiges Ebenbild Gottes und für die Ewigkeit bestimmt sey? Aus dem philosophischen Grunde den er selbst hinzufügt, daß jede Seele eine besondere göttliche Idee ausdrückt, könnte man füglich die Ewigkeit aller Individuen der Thier- und Pflanzenwelt beweisen: denn auch diese sind Ausdrücke göttlicher Ideen, auch sie haben keine andern Vorbilder.

Auf Humes Rechtfertigung des Selbstmordes entgegnet Rixner: „Die Sündhaftigkeit des Selbstmordes ist unverkennbar, sobald man erwägt, daß es offenbar eine unsittliche Ansicht ist, das Leben, welches eigentlich der Verherrlichung Gottes angehört, nur um der Lust und des angenehmen Genußes, oder um des zeitlichen Nutzens willen zu schätzen und werth zu halten; es aber trotzig oder verzagt wegzuwerfen und abzuschütteln, sobald es nur lästige Pflichten auflegt". Wir fragen abermals, in welchem philosophischen Systeme es bewiesen wird, daß das menschliche Leben zur Verherrlichung Gottes bestimmt sey, denn darauf kommt doch alles an, da außer dieser Verpflichtung einem jeden frei steht, den Zweck seines Lebens nach Willkühr zu wählen, und es auch, wenn es ihm beliebt wegzuwerfen und abzuschütteln. Von den religiösen Wahrheiten endlich sagt Rixner: „Die Grundwahrheiten der Religion sind nie einem vernünftigen Zweifel unterworfen, sondern vielmehr unmittelbar durch sich selbst jedem Gebildeten gewiß und einleuchtend, wie das Licht der Vernunft selbst". Ohne Zweifel, wenn der Verfasser unter dem Gebildeten den christlich Gebildeten oder gläubigen Christen versteht; denn, daß die christlichen Religionswahrheiten so einleuchtend seyen, wie das Licht der Vernunft selbst, ist eine Behauptung, die von der ganzen Geschichte der Philosophie widersprochen wird.

Diese kurze Zergliederung der Worte eines geübten Denkers und tiefen Kenners der ganzen Geschichte der Philosophie, soll hier nur als Beweis dienen, daß die christliche Philosophie ihre eigentliche Haltung im Glauben habe, und denselben nicht entbehren könne. Wir bemerken zugleich, mit wel-

cher Leichtigkeit ein christlich gesinnter Denker, Glaubenssätze mit Vernunfttheorien verwechselt und vermengt. In solcher innern Unklarheit geschieht es dann, daß man glaubt, Irrthümer mit Gründen der bloßen Vernunft widerlegt zu haben, die doch in Wahrheit aus der Offenbarung geschöpft sind, und so preißt man die Macht der Vernunft, wo man Gott danken sollte. Ungläubige Denker aber treiben ihren Spott mit derlei Argumenten, verlachen das ungeschickte Benehmen katholischer Philosophen, als ob sie nicht den Muth hätten, ihren Glauben frei auszusprechen, und sich die Miene des Philosophen und Selbstdenkers geben wollten.

Die nenere Philosophie hatte durch ihren Anspruch auf gänzliche Unabhängigkeit von allen gegebenen Wahrheiten, sich in dieselbe Lage versetzt, in der sich die alte griechische Weisheit befand. Die Folge war, daß längst verschollene Ansichten und Behauptungen wieder zum Vorschein kamen. Von Skepticismus war im Mittelalter nicht die Rede; was in unsern Tagen als solcher erscheint, wurde damals mit Recht als Unglaube betrachtet, und als solcher verworfen. Weil die mittelalterliche Wissenschaft im Glauben wurzelte, so war die Verneinung derselben eine Verneinung des Glaubens und wurde als Häresie behandelt. Mit dem Abfalle vom kirchlichen Glauben gestalteten sich diese Verhältnisse anders. An der Richtigkeit einer rein menschlichen Weisheit zu zweifeln ist erlaubt; man räsonnirt für und wider, hin und her, und jeder bleibt bei seiner Meinung. Wir sind in die alte griechische und heidnische Welt versetzt, wo die heterogensten Systeme und Schulen, neben einander bestanden, und niemand wußte, auf wessen Seite das Recht war. Daß unter solchen Verhältnissen die Skepsis wieder kehren mußte, ist ganz begreiflich. Auch finden wir, daß von den beiden Hauptperioden der griechischen Philosophie, zwischen denen Sokrates in der Mitte steht, die erste sowohl als die zweite in Zweifel und Ungewißheit geendigt haben. Unmittelbar vor Sokrates walteten die Sophisten, welche die Widersprüche der frühesten

Systeme benützten, um alles Wissen zu erschüttern und umzustürzen. Hierzu dienten ihnen zumahl die zwei entgegengesetzten Systeme der Eleaten und des Heraklit. Auch waren die beiden Häupter der Sophisten, Gorgias und Protagoras in directem Wiederspruch mit einander, jener leugnete alle Wahrheit, dieser alle Unwahrheit. Aber so wie der Schatten die Gegenwart des Lichtes bezeugt, liegen den Sophismen jener Männer große Wahrheiten zu Grunde. Gorgias leugnete, im Geiste der Eleaten, alle Existenz und alle Kenntniß, weil wir das Wesen der Dinge mit unsern Sinnen weder erkennen noch mittheilen können. Wenn aber Protagoras im Gegentheil behauptete, daß alles menschliche Denken wahr sey, so war dieß eine richtige Folgerung aus der Theorie des Heraklit, daß es nichts Bleibendes gäbe, sondern alles in ewigem Werden begriffen sey, eine Ansicht, die in unsern Tagen von Hegel und seinen Anhängern erneuert worden. Denn wenn diese Behauptung wahr ist, so hat jede Erscheinung und jeder Gedanke eine momentane Geltung und momentane Wahrheit. Demnach ist alles recht und wahr zu seiner Zeit, oder wie unsere tiefen Denker sich ausdrücken: Es ist alles vernünftig, welches dann auch von ihren eigenen Systemen gilt.

Gegen die so eingeleitete Skepsis der Sophisten, fand damals eine doppelte Reaction statt, eine von Seiten des Gemeinsinnes und eine zweite von Seiten der speculativen Vernunft. Sokrates war der Repräsentant jener, während Plato eine logische Widerlegung versuchte. Die Skepsis Humes erzeugte in der neuern Philosophie dieselben Bewegungen und Erscheinungen. Sie rief eine Reaction des Gemeinsinnes in der schottischen und eine speculative Reaction in der kantischen Schule hervor. Aber die versuchten Reactionen sowohl der alten als neuen Zeit haben zu denselben Resultaten geführt und dargethan, daß die Zweifelsucht nicht mit menschlichen Waffen zu bekämpfen sey: Die von Plato versuchte wissenschaftliche Widerlegung der Skepsis, und um diese war es hier eigentlich zu thun, streckte so zu sagen alsbald selbst die

Waffen und ergab sich ganz unbedingt dem Zweifel. Dieß Schicksal hatte die alte, von Plato selbst gestiftete Akademie; sie ward von einer mittlern und neuen Akademie verdrängt, deren die erstere das Motto des Sokrates wieder aufnahm, daß der Mensch nichts wissen könne, und daß alle menschliche Weisheit nichts sey, die neuere dagegen mit einer mehr oder minder weit getriebenen Wahrscheinlichkeit sich begnügte; eine Ansicht, die auch von Cicero vertheidigt wurde. Da nun zugleich die schon um sich greifende Lehre des Pyrrho von Sextus Empiricus mit trifftigen Gründen unterstützt und verbreitet wurde, so war zur Zeit der Menschwerdung Gottes alle menschliche Weisheit in Dunst und Nebel der Ungewißheit eingehüllt. Was aber in unsern Tagen von Seiten der Philosophie gegen die Skepsis ist versucht worden, und mit welchem Erfolg, dies bedarf einer ausführlichern Prüfung, mit der wir uns nun zu beschäftigen haben.

Die im 18ten Jahrhundert sich bildende schottische Schule, als deren Häupter Reid, Oswald, Beattie angesehen werden, stellte sich, in Bezug auf die Skepsis Humes, auf denselben Standpunkt, auf dem sich Sokrates befand, als er gegen die Sophisten seiner Zeit auftrat; jener wie dieser beriefen sich auf die Autorität des schlichten Menschenverstandes. Wir wollen Reid selbst darüber hören. In jedem natürlichen und ungekünstelten Verstande, behauptet dieser, gebe es gewisse unbewiesene und unbeweisbare Grundwahrheiten, die von aller künstlichen Wissenschaft unabhängig sind; die Wissenschaft könne derselben so wenig entbehren, daß sie umgekehrt die Wurzel aller Philosophie sind. Nach der Ansicht bedürfe also die Philosophie eine Basis, und diese sey ihr gegeben in gewissen nothwendigen Begriffen des gesunden Verstandes. In dieser Behauptung herrscht indeß eine große Unbestimmtheit, denn gewisse Urtheile des gesunden Menschenverstandes zugegeben, bleibt es immer unentschieden, wie weit das Gebiet des natürlichen Verstandes sich erstrecke, und über welche Erkenntnisse dieser in letzter Instanz zu richten habe.

Daß eine natürliche Logik jedem Menschen beiwohne und die Bedingung alles vernünftigen Denkens sey, ist unwidersprechlich. Diese natürliche Logik ist es, welche die wissenschaftliche Logik entwickelt und in ihren abstracten Formen darstellt. Dieses war einem so scharfsinnigen Denker, wie Hume, keineswegs entgangen, und nirgends hat er sich dagegen ausgesprochen. Ebensowenig hat Hume die allgemeinen Erscheinungen des Lebens und die allgemeinen Bedingungen desselben geleugnet; und in dieser Hinsicht hätte er hierauf erwiedern können, was Sextus, das Haupt der Skeptiker seiner Zeit, zu den Stoikern sagte: „Wir verwerfen nicht den Schein der Dinge, sondern wir lassen denselben gelten; wir unterwerfen uns auch allen Bedingungen des Lebens, so gut wie andere Philosophen; die wissenschaftliche Begründung dieser Erfahrungen aber vermissen wir, und was die Philosophen darüber als Dogmen festgestellt haben, befriedigt uns nicht". Dieß war auch die Meinung Humes, von der Rixner sagt: „daß durch bloße Berufung auf den Gemeinsinn keine Philosophie als Wissenschaft entstehe, und daß sie besonders gegen Humes Skeptis unkräftig sey, ist wohl offenbar: das erstere, weil ein bloßes, unerwiesenes und unerweisliches Gefühl doch nimmermehr ein verständiges Wissen begründen kann; das zweite, weil Hume das Daseyn dergleichen unmittelbar gewisser Erkenntnisse des Gemeinsinns nicht nur nirgends leugnet, sondern auch ihre unwiderstehliche Nöthigung für das handelnde Leben überall zugesteht". — Um was es eigentlich zu thun gewesen wäre, war die Frage über das begreifliche Fundament jener Gewißheit: „ob nämlich diese Wahrheiten wegen der Beständigkeit der Erfahrung, oder ob umgekehrt die Beständigkeit der Erfahrung selbst durch jene Wahrheiten begründet werde; und gerade hierüber sucht man bei Reid vergebens eine Auflösung" (a. a. O. S. 260).

Die Skepsis Humes berührt aber noch andere und viel wichtigere Fragen, die weit über alle Erfahrungen hinausgehen, und worüber der gesunde Menschenverstand weder Stimme

hat, noch Antwort zu geben weiß. Wenn von der Existenz und Einheit des persönlichen Gottes, von Entstehung der Welt, von der Unsterblichkeit der Seele, von dessen Zustande nach diesem Leben die Rede, wird der natürliche Menschenverstand sich bescheiden müssen, seine Incompetenz einzugestehen. Und gerade gegen die christliche Fassung dieser Wahrheiten hat Hume seine Zweifel gerichtet, und was die schottischen und englischen Anhänger der Philosophie des Gemeinsinnes hierauf erwidert haben, ist in jeder Hinsicht schwach und ungenügend. Hier ist es, wo die Nothwendigkeit des Glaubens in seiner ganzen Stärke hervortritt, wofern man nicht ewigen Schwankungen sich preisgeben will. Wenn daher diese Philosophie auch hinsichtlich dieser Probleme sich auf den schlichten Menschenverstand berufen, so haben sie offenbar die Tiefe derselben nicht ergründet. Es findet sich aber hier noch ein anderes, ziemlich allgemein verbreitetes Mißverständniß, was selten berücksichtigt wird.

Die Anhänger der Theorie von den angebornen Ideen haben Locke vorgeworfen, daß er, um das Gegentheil dieser Ansicht zu beweisen, sich auf die Verworrenheit der Begriffe barbarischer Völker, unwissender Kinder, selbst wahnsinniger Menschen beriefe. So wenig man die Gesetze der Physiologie aus krankhaften und abnormalen Zuständen erkennen kann, eben so wenig könne man die Begriffe des gesunden Verstandes aus den Abnormitäten der Menschheit herauslesen. Man müsse daher, um auf diese Frage eine verständige Antwort zu geben, die Vernunft in ihrem normalen Zustande betrachten. Demnach ist die Frage: wie und wo der Normalzustand der Vernunft zu finden sey? Nun aber ist es ein geschichtliches Factum, daß die Vernunft nur in der Gesellschaft ihre Ausbildung erhalte, deshalb man auch, die Beweise aus kindischen Gedanken genommen, verwirft, weil die Kinder noch nicht durch die Gesellschaft ihre volle Ausbildung erlangt haben. Indeß leben aber doch barbarische und wilde Völker auch in einer Gesellschaft; und dennoch verwirft man Zeug-

nisse, daher geschöpft, als unhaltbar, das heißt mit andern Worten, man betrachtet die Gesellschaft der Wilden als einen abnormalen Zustand, indem die Vernunft nicht ihre volle Bildung erlangen kann. Daraus folgt denn, daß die menschliche Vernunft nur in einer normalen Gesellschaft ihre normale Ausbildung erlangen könne. So führt uns die Frage nach der Normalität der Vernunft zu der andern: wie und wo der normale Zustand der Gesellschaft gefunden werde.

Hier stehen wir nun, wie der junge Herakles, als er über die künftige Bestimmung seines Lebens sinnend nachdachte, an einem Scheidewege, oder vielmehr an einem Knotenpunkte, wo viele Wege zusammenlaufen, nicht wissend, welchen wir zu wählen haben, um bei der normalen Gesellschaft anzugelangen, denn viele sind der Gesellschaften und mancherlei und verschieden die Antworten, die man auf die obigen metaphysischen Fragen in den verschiedenen Gesellschaften vernimmt. In der vielgepriesenen normalen Welt der Griechen lehrte man die Existenz vieler Götter: und wenn auch einer der größten, tiefgebildeten Geister dieser Welt, Plato, hierüber anderer Meinung war, so lehrte er andererseits die Ewigkeit der Materie; Pythagoras die Seelenwanderung; Aristoteles die Ewigkeit der gebildeten Welt, und wie es scheint, die Vergänglichkeit des individuellen Bewußtseyns; Epikur die Entstehung der Welt aus dem zufälligen Zusammentreffen ewiger Atome. Es sind dieß allbekannte Sachen, wir halten uns dabei nicht auf. In der christlichen Gesellschaft lauten die Antworten auf alle diese Fragen anders, und es bleibt nur die Wahl zwischen entgegengesetzten Ansichten übrig; denn wenn die griechischen Begriffe normal sind, so sind die christlichen abnormal und umgekehrt. Es ist also offenbar, daß, wenn von den Aussprüchen des gesunden Verstandes über die höchsten und wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit die Rede ist, diese in jeder so oder so gebildeten Gesellschaft anders ausfallen.

Wenn daher Reid behauptet, daß der Mensch, der sitt-

lich handelt, nach verständigen Principien der Vollkommenheit des Ganzen und seiner eignen erkannten Pflicht handle, so hat er die seit Jahrhunderten gebildete christliche Gesellschaft seiner Zeit vor Augen. Die höchsten Gesetze der Sittlichkeit sind kein Gegenstand der Erfahrung, der natürliche Mensch hat davon keine anderen Begriffe, als die der Zeit und der Gesellschaft, in der er lebt; ihm scheint moralisch, was diesen Begriffen entspricht, unmoralisch, was denselben entgegen ist. In Bengalen ist das Verbrennen der Wittwen eine moralische Pflicht, und bei den Arabern ist die Blutrache eine heilige Familienverpflichtung.

Die Theorie des Reid wurde von James Beattie angenommen, auch er wollte die Skepsis mit den Waffen des gesunden Verstandes bekämpfen. In seiner Zuversicht auf die Unfehlbarkeit des natürlichen Verstandes geht er bis zu der Behauptung: „daß der Gemeinsinn (common sense) des schlichten Menschenverstandes die Quelle aller Sittlichkeit, aller Religion (d. i. alles Glaubens an Gott) und aller Gewißheit sey“. Die Allgemeinheit dieser Behauptung schließt das Bedürfniß aller höhern Offenbarungen aus; der gute Mann vergißt aber dabei, daß er alle seine Begriffe von Gott und Sittlichkeit seiner christlichen Erziehung verdankt, und wenn er unter Kamtschadalen geboren und erzogen wäre, er über Gott und Sittlichkeit ganz andere Begriffe haben würde. Wenn daher Beattie in seinem Sinne fortfährt und sagt: „Wahrheit ist für mich, was mich die Beschaffenheit meiner Natur zu glauben nöthigt“; so hat er Recht in Bezug auf die Welt der Erscheinungen. Will er aber die Nöthigung auf die geoffenbarten Wahrheiten anwenden, so kann ihm die Beschaffenheit seiner Natur darin keinen Zwang auflegen, weil diese Wahrheiten weit über seine Natur hinausgehen, und in göttlichen Mittheilungen begründet sind. Hier hört alle natürliche Nöthigung auf, um freien und verdienstlichen Acten des Glaubens Platz zu machen. Dieß war der Grundirrthum des Systems der Nothwendigkeit, welches Hermes

aufgestellt, daß er die freien Acte des Glaubens auf eine natürliche Nöthigung basiren wollte. In denselben Irrthum gerieth Lamennais, als er die geoffenbarten Wahrheiten des Glaubens als solche, die dem Sens commun eingeboren waren, betrachtete.

Dem Thomas Oswald ist „das Daseyn des göttlichen Wesens schlechthin Thatsache, über alles Raisonement und allen Zweifel schlechthin erhoben, und für den sittlichen Gemeinsinn unmittelbar gewiß". Dieser Satz hat seine Richtigkeit, wenn unter sittlichem Gemeinsinn christlicher Gemeinsinn verstanden wird, denn dieser allein weiß, was sittlich ist, und was Gott ist. Die bloße Idee eines ewigen Wesens, das schon von den Eleaten bis zur Evidenz bewiesen worden, ist noch lange nicht die wahre Idee von Gott. Der abstracte Begriff eines ewigen Wesens kann auf mancherlei Weise mißverstanden werden; die Pantheisten, die das Daseyn eines persönlichen, von der Welt verschiedenen Gottes läugnen, nehmen auch das ewige Wesen an, und wissen von nichts als dem ewigen Wesen, und treiben damit so zu sagen ihr ewiges Wesen, und dennoch ist das ewige Wesen der Pantheisten himmelweit verschieden von dem Gott der Christen.

Ein anderer englischer Philosoph, der berühmte Physiker Joseph Priestley, hat auch eine Lanze gegen Hume gebrochen. Er verwarf die Berufung auf den Gemeinsinn, und zwar aus dem Grunde, weil dieß zuletzt auf einen Machtspruch hinausliefe; denn es hieße den blinden Instinkt zum Schiedsrichter in Sachen der Vernunft und Wissenschaft machen wollen, und dadurch zu unabsehbaren Streitigkeiten Anlaß geben. Die Wahrheit, sagte Priestley, sey etwas Absolutes, das Gefühl dagegen etwas Relatives und Persönliches. Offenbar versteht Priestley hier den Gemeinsinn im allgemeinen und abstrakten Sinne und von diesem behauptet er mit Recht, daß auf denselben sich berufen, aller Streitigkeit Thür und Thor öffnen heiße, denn jeder Gemeinsinn hat denselben Anspruch auf Autorität, und keiner ist verpflichtet, sich der

Entscheidung eines andern zu unterwerfen. Priestley versucht daher die Streitfrage auf das Gebiet der Vernunft und Wissenschaft zu versetzen. Die Quelle aller Evidenz ist ihm die Identität des Subjects und Prädicats, wie z. B. Gott und höchstes Wohlwollen; Begriffe, die sich nothwendig verbinden wegen gegenseitiger Angemessenheit und Beziehung. Priestley will demnach die Idee Gottes auf ein analytisches Urtheil zurückführen; aber die Identität der Begriffe: Gott und höchstes Wohlwollen ist eine Idee, die er aus christlichen Religionsbegriffen geschöpft hat. Wir wollen uns nicht damit aufhalten, nachdem die kantischen Untersuchungen diese Sache in ihr wahres Licht gestellt haben.

Wir haben durch diese kurzen Bemerkungen nur darauf aufmerksam machen wollen, wie die von der schottischen Schule versuchte Widerlegung Humes ihre ganze Beweiskraft der stillschweigenden Voraussetzung christlicher Religions-Begriffe entlehnen, und von denselben abgesehen, sogleich alle Haltung verlieren. So oft sie Gefühl und Gemeinsinn in Anspruch nehmen, ist bei ihnen von christlichen Gefühlen und Begriffen die Rede. Wenn hievon abstrahirt wird, so hat ohne Zweifel Hume das volle Recht sein eigenes Gefühl und seinen eigenen Sinn geltend zu machen. Ihm vorzuhalten, daß die Gefühle und Begriffe anderer anders gestaltet sind, dient im Grunde zu nichts, denn wo ist hier für ihn die Verpflichtung seine Ansichten denen anderer Individuen, die anders organisirt sind, als er, aufzuopfern? Auf dem Gebiete rein natürlicher Verhältnisse haben alle Gefühle dieselben Rechte, sich geltend zu machen. Wo aber positive, göttliche Gesetze eingreifen, hat die Egalität ein Ende, und die Unterwerfung wird heilige Pflicht.

Eine viel tiefer gehende und wahrhaft spekulative Widerlegung Humes ist von Kant versucht worden. In wie fern sie aber gelungen, und wohin sie dieser Denker Deutschlands geführt hat, darüber nächstens einige Worte.

LII.

Das Testament des letzten Generalvicars des kölnischen Erzstiftes auf dem rechten Rheinufer.

Im vierten Hefte des laufenden Bandes unter XXII: theilten wir einige Nachrichten über den letzten Generalvicar des kölnischen Erzstiftes auf den rechten Rheinufer zu Deutz, den Priester und apostolischen Protonotar, Herrn J. W. C. Schmitz, mit. Erst jetzt werden wir in den Stand gesetzt, dem Publikum ein Actenstück vorzulegen, welches uns den klarsten und sichersten Blick in die große Seele dieses ehrwürdigen, verdienstvollen Mannes thun läßt. Es sind die Worte, welche er drei Monate vor seinem Tode eigenhändig schrieb; es ist sein Testament. Wir beschränken uns auf die Testamentsstellen, welche öffentlichen Werth haben. Es lautet im Auszuge: „Im Namen der allerheiligsten Dreieinigkeit".

§. 1. „Ich wünsche im Glauben der römisch-katholischen und apostolischen Kirche und im kirchlichen Verbande mit dem sichtbaren Oberhaupte derselben, dem Papste, zu sterben. Meine Seele befehle ich in die Hände meines Schöpfers, und bitte Ihn um Gnade und Barmherzigkeit im Vertrauen auf den Versöhnungstod meines Erlösers Jesu Christi, und auf die Fürbitte der heiligen Jungfrau und Friedenskönigin Maria".

§. 2. „Wenn ich meine sämmtliche Hinterlassenschaft zur Förderung kirchlicher Zwecke bestimme, so liegt dieser meiner Verfügung nicht Kälte, noch Geringschätzung gegen meine mir sehr theuere Familie, deren frommem Andenken ich mich auch nach dem Tode empfehle, sondern lediglich der Umstand zum Grunde, daß mein Vermögen als Kirchengut zu betrachten

ist. Die Kirche erhalte also mit Dank zurück, was sie mir anvertraut hat und ich zu meinen Bedürfnissen nicht gebraucht habe. Wenn ich noch Familienvermögen besäße, so würde ich's bis zum Pfennig meiner lieben Familie zurückerstatten.

§. 3. „Mit Bezugnahme auf die nachfolgenden Paragraphen vermache ich meine sämmtliche Hinterlassenschaft der Pfarrkirche .... mit der Bestimmung, daß diese meine Hinterlassenschaft als Stiftungsfond für die zweite Curat-Caplanei in der besagten Kirche unter dem Titel beata et immaculata Virgo Maria de pace diene“.

„Diesen Caplan ermahne ich wohlmeinend, daß er die Priester- und Seelsorgerpflichten am Altar, im Beichtstuhl, auf der Kanzel, beim Katechisiren, am Krankenbette, bei der Armenpflege mit gewissenhafter Treue und reiner Absicht, in der schuldigen Unterwürfigkeit gegen den zeitigen Pfarrer und in brüderlicher Eintracht mit dem ersten Caplan erfülle“.

„Daß er den Glauben der römisch-katholischen und apostolischen Kirche rein bewahren und verkünden, daß er dem Papste und dem Erzbischofe in allen Dingen kirchlicher Ordnung gehorsamen, und daß er in priesterlicher Sittenreinheit stets vor Gott wandeln müsse, versteht sich von selbst. Aber ich ermahne ihn auch, daß er seinen priesterlichen Charakter durch die Kleidung, durch die Tonsur und durch die Zurückgezogenheit vom Geräusche der Gesellschaft beweise“.

„Diese Stelle meines Testaments werde dem zeitigen Caplan beim Amtsantritt vom zeitigen Pfarrer vorgehalten und abschriftlich mitgetheilt“.

Die übrigen Testaments-Paragraphen haben für das Publikum keinen besondern Werth; in den angeführten aber tritt uns ein Ideal eines katholischen Priesters, ein Priester entgegen, der es bis ins Mark und Blut ist, der seine Abhängigkeit vor Gott lebendig fühlt, und im Bewußtsein der eigenen Sündhaftigkeit sein Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes und die stellvertretende Genugthuung Jesu Christi ausspricht, so wie die kindlichste Liebe gegen Diejenige äußert, welche Jesus

vom Kreuze herab uns in Johannes als Mutter empfahl, und die von der Bruderschaft, welcher Schmitz als Präses vorstand, unter dem trostreichen Titel „Friedenskönigin" gepriesen und angerufen wird.

In den obigen Testaments-Paragraphen tritt uns ein Priester entgegen, welcher im Glauben der römisch-katholischen Kirche, in jenem Glauben, den er in seiner Stellung heftiger und vielfacher, als jeder Andere, angefochten sah, dennoch zu sterben wünscht. Wie beruhigend und ermunternd ist dieser Zug für uns! Der Katholik hat manche unumstößliche Beweise für die Göttlichkeit seines Glaubens; nichts macht aber einen so tiefen, nachhaltigen und in allen Stürmen des Lebens so beruhigenden Eindruck auf das Gemüth, als die Thatsache, daß man niemals einen Katholiken gefunden, der bei der Annäherung des Todes in irgend einer andern Religion zu sterben verlangt hätte; während viele durch Gelehrtheit, besonders durch theologische und Geschichtskenntniß hervorragende Protestanten in jenem Augenblick sich mit der katholischen Kirche auszusöhnen suchen.

Und wie achtenswerth erscheint uns nicht der Soldat, der bei Todesgefahr Anhänglichkeit an seinen Fürsten an den Tag legt? Und imgleichen, wie spricht es nicht an, daß Schmitz gerade in dem ernsten Augenblick, da er sich mit den Vorbereitungen auf seinen Tod befaßt, seine Freude ausspricht, mit dem Mittel- und Einheitpunkte der Kirche in Gemeinschaft zu stehen, und den Wunsch äußert, im Frieden mit dem von Manchen seiner Zeitgenossen und seines Standes sogar so schnöde behandelten Papste zu sterben.

Im zweiten Paragraph berührt Schmitz seine verwandschaftlichen Beziehungen, verwahrt sich ausdrücklich gegen den Verdacht von Kälte nnd Gleichgültigkeit gegen diejenigen, die ihm, obgleich in sehr entfernten Graden verwandt sind, und bezüglich derer ihm keine Alimentationspflicht obliegt; er empfiehlt sich ihrem frommen Andenken und versichert, daß er

kein Familiengut in Händen habe, und daß, wenn er dergleichen besäße, er es ihnen bis zur kleinsten Landesmünze erstatten würde. Nun bespricht Schmitz eine canonistische Frage, und entwickelt seine Ansichten über das materielle Vermögen, welches der Priester als Priester und durch Wahrnehmung der priesterlichen Pflichten erworben hat. Schmitz betrachtet dieses Vermögen als Kirchengut und erstattet den Rest davon, der ihm bei seinem Tode verbleibt, der Kirche als ihr Gut zurück; er sieht sich als Nutznießer davon an, hält sich zur Dankbarkeit dafür gegen die Kirche, die ihn nährte, verpflichtet, und verwendet, was er erübriget, zu kirchlichen Zwecken. „Mein Vermögen ist als Kirchengut zu betrachten. Die Kirche erhalte also mit Dank zurück, was sie mir anvertraut hat, und ich zu meinen Bedürfnissen nicht gebraucht". Vade et tu fac similiter, — et invenies requiem pro anima tua.

Im dritten Paragraph liefert uns Schmitz den sprechendsten Beweis für seine pastoralistischen Kenntnisse und entwirft in der Mahnung an den Caplan, dessen Stelle er stiftet, das trefflichste anmuthigste Bild eines praktischen Seelsorgers. Altar und Beichtstuhl, Kanzel und Katechese, Krankenbett und Armenpflege bilden den Kreis, in welchen sich der Caplan als Priester und Seelsorger bewegen solle, und zwar mit einer Treue, wobei sich das Gewissen, dieser Richter in uns, der einst mit zu Gericht sitzen wird, befriedigt fühlt, — und aus Beweggründen, die vor Gott als reine befunden werden, — und „in schuldiger Unterwürfigkeit gegen den zeitigen Pfarrer und in brüderlicher Eintracht mit dem andern Caplan". O wenn drei Männer von solcher seelsorglicher und friedsamer Gesinnung in jeder Gemeinde wirkten, wie sehr würde alsdann das Reich Gottes auf Erden an äußerem Umfang und an innerem Gehalte gewinnen!

Wie fest Schmitz an Glauben der Kirche hielt, wie innig er sich freute, in der Gemeinschaft mit dem Papste zu stehen, haben wir bereits gehört. Daß er also auch von dem durch sein Vermächtniß in seiner Existenz gesicherten Caplan

erwarte, dieser würde und müßte keine falsche Lehre in sich aufnehmen noch in der Gemeinde verbreiten, — dieser würde und müßte nie einen offenkundigen oder versteckten Widerstand gegen die Obrigkeit bilden, — dieser würde und müßte sich der priesterlichen Sittenreinheit befleißen, und der Gemeinde in allem Guten mit eigenem Beispiele vorleuchten, war vorauszusehen. Aber die Schlußstelle in angezogenen Paragraphen verdient besonders hervorgehoben zu werden. „Ich ermahne ihn auch, daß er seinen priesterlichen Charakter durch die Kleidung, durch die Tonsur und durch die Zurückgezogenheit vom Geräusche der Gesellschaft beweise".

Schmitz wußte recht gut das Kleid, überhaupt das äußere Wesen am Manne, am Priester wie an jedem Anderen zu würdigen. Aber wie er keine gute Nuß ohne gesunden Kern kannte, so erschien ihm auch die Nuß ohne passende Schale als Unding; beides gehöre beisammen, und das Aeußere müsse das innere vor schädliche Einflüßen schützen, und sogar nicht selten zur vollen Entwicklung ihm verhelfen. Das Kleid *), die Tonsur, die eingezogene Lebensart, die überhaupt von den Canones geforderte und durch Herkommen geheiligte Außenseite des Priesters erschien diesem praktischen, erfahrnen Manne als der Ausdruck, als ein Schutz- und Förderungsmittel des innerlichen, priesterlichen Lebens und Wesens. In diese kirchenzüchtliche Anforderung fügte er sich selber sowohl als Weltpriester wie früher als Benediktiner, und verlangt mit Recht ein ähnliches Ver-

---

*) Als Napoleon im Jahre 1805 nach Brienne kam, besuchte er die dortige Militärschule, die Wiege seiner Erziehung. Er erkundigte sich angelegentlich nach einem Geistlichen, der Unteraufseher einer Klasse der Schule gewesen war. Dieser Priester, nun Pfarrvikar in einem benachbarten Dorfe, kam eilends, in einen braunen Rock gekleidet herbei. „Warum tragen Sie Ihren Priesterrock nicht? sagte Napoleon streng zu ihm, — ein Priester muß nie sein Kleid ablegen, er soll keinen Augenblick seinen Stand verbergen können; gehen Sie, kleiden Sie sich an".

halten von dem Geistlichen, dem er seinen Spar- und Nothpfennig zur Nutznießung anweiset.

Möge jeder Priester von gleicher guter Gesinnung durchdrungen seyn, und die Gnade, die ihm durch sakramentalische Händeauflegung geworden ist, nicht vernachläßigen, vielmehr in sich aufwecken und pflichtgemäß gebrauchen, daß er im Glauben standhaft, gegen die Obrigkeit unterwürfig, im Amte treu und an guten Werken reich einst vor Gott befunden werde!

LIII.

„Die katholischen Zustände in Baden" und die Aufklärung.

Nicht nur an der Dreisam und weiter hinab, wo das Land die Tauber begränzt, sondern auch oben im Lande am Wogenschlage des alten Brigantinus klagt die Aufklärung, jammern ihre Priester mehr und mehr über „Obskurantismus", über „Hierarchie" und „ultramontanes Kirchenthum". Seit geraumer Zeit aus den Ruinen des Mittelalters (worunter die Aufklärung ihn für immer eingesargt und begraben wähnte), sich erhebend, gehe der alte Unhold neuerdings, so sagen sie, gespensterhaft um im Lande. Und so unheimlich scheint sein Wesen, daß er jetzo wie Grabesschauer und Todesschrecken die Aufklärung anschaudert und mit Entsetzen erfüllet. Dieses unheimliche Gefühl vor einer heranziehenden Macht, welche nicht meistern zu können die Aufklärung die bange Ahnung hat, wurde um ein Bedeutendes gemehrt, seit „die katholischen Zustände Badens" die Keckheit hatten, unverhohlen an das Licht zu treten. Sie fühlt wohl die ganze Schwere und Gewichtigkeit dieser kleinen, aber inhaltsgroßen Schrift;

sie fühlt wohl und sieht es recht gut ein, wie gefährlich es für sie und ihren Bestand im Lande sey, das katholische Baden über sich und seinen religiösen Zustand zum Bewußtsein zu bringen; sie sieht gar wohl ein, und hat dessen jüngst im „badischen Kirchen- und Schulblatt“ Zeugniß gegeben, daß es schnurstraks gegen das Interesse der Aufklärung und ihren weitern Fortschritt laufe, das katholische Baden auch einmal darüber „aufzuklären“, wie gut es der Protestantismus im Bunde mit der Aufklärung mit den Katholiken im Lande gemeint habe, wie man nicht etwa blos bei der religiösen Bedrängung und Verkürzung stehen geblieben, sondern auch politisch den katholischen Theil des Landes in höchst wichtigen Rechten verkürzt habe (man sehe die Eintheilung der katholischen und protestantischen Wahlbezirke S. 39 rc.), und wie alles dieses dem Protestantismus nur, unterstützt und gefördert durch die katholische Aufklärung, auszuführen möglich war. Denn es liegt auf der flachen Hand, daß der Protestantismus in dem numerischen Verhältniß, in welchem er zu den Katholiken steht, vollkommen von Sinnen hätte seyn müssen, wenn er es je für möglich gehalten hätte, gegen 852000 Katholiken solcherlei auszuüben nud durchzusetzen, wie es in „den katholischen Zuständen Badens“ in aeternam rei memoriam aufgenommen und einregistrirt ist, wenn nicht solche, welche regierend und dozirend an der Spitze der katholischen Zustände gestanden, in Folge ihres „hellen und aufgeklärten“ Sinnes, freundschaftlich die Hände sich geboten hätten, zu jenem Verheloten der Katholiken in Baden, wie Napoleon in seiner Note an Baden sagt.

Was jedoch für die Aufklärung und ihren sonst nicht schwachen Magen unendlich herber zu verdauen ist, als diese tempi passati und das, was der „freie Geist“ des Protestantismus und die aufgeklärte Gewissenlosigkeit darin Löbliches und Memorables geübt hat, ist weitaus ein Andres, ist ein ganz Andres. Die Aufklärung nämlich, wie wir männiglich wissen, ist schon so aufgeklärt, daß sie recht wohl einsieht,

daß „die Todten todt sind und todt bleiben", — somit von ihnen weiter auch nicht das Mindeste zu befahren ist. Das Vergangene ist es daher nicht, nicht jenes Sündenverzeichniß, „katholische Zustände Badens" betitelt, daß sie winseln macht. Wohl ist in selbiges alles eingetragen und hübsch fein mit Urkunden und Briefschaften belegt und bezeugt, was die Katholiken im Lande einst besaßen, jetzt aber desideriren, was sie zu fordern berechtiget sind, aber nicht erhalten; — doch alles dieses, was sonst auch ein sehr weites Gewissen noch beengen könnte, ist es nicht, was die Aufklärung, was ihre Priester, ihre hohen und niedern Gönner in Verlegenheit setzt und beim ganzen Handel eigentlich allein wahrhaft in bange Besorgniß bringt. Auch schwerlich wohl die Furcht, daß die wahren Katholiken im Lande täglich sich mehren möchten, selbst beim Volke wiederum. O Nein! Ist dieses ja doch nur „dumme Masse", der die Klugheit und pfiffige Intriganz schon Meister zu werden sich beredet. Noch weniger ist es die Angst, es möchten die Katholiken durch „die katholischen Zustände Badens" „aufgehetzt", Verlornes wieder reklamiren, Entzogenes wieder zurückfordern, Altes und Abrogirtes wieder, wie ein Recht, in Anspruch nehmen. Ließen sich ja solch vermessenem Begehren durch hohe Vermittlung immerhin noch starke Riegel schieben. Sondern, was in der That wie Alpdruck die Brust der Aufklärung bedrängt, ihr den ohnehin schon schwachen Athem engt, das ist die nicht mehr zu läugnende, durch die Art, wie „die katholischen Zustände Badens" dargelegt sind, neuerdings bestätigte Wahrheit, daß auf der Seite des „Ultramontanismus" Wissenschaft und Bildung, Feuer und Geist sich findet; es ist die unselige Ueberzeugung, daß Wissenschaft und Bildung gerade jener Waffengattung zugehören, welche im Lager der badischen Aufklärung komplet vernagelt ist; es ist die hoffnungslose Gewißheit, daß just diese Waffen es sind, durch deren geschickte Führung vorzugsweise in einem Streite, wie er in der Gegenwart sich streitet, der endliche Sieg sich erringen lasse.

Woher aber Sieg, wenn die Waffen zum Siege fehlen? Jene tauben Phrasen von „Licht und Recht“, von „Freiheit und Gleichheit“, von Ultramontanismus und Pfaffenthum“, von „Obskurantismus und Jesuitismus“, ꝛc. ꝛc. sind endlich zur blinden Ladung herabgesunken, womit blos die öde Leerheit an positiver Bildung zur Zeit noch Schreckschüße auf die blöde Einfalt thut und von Zeit zu Zeit dem abgestandenen, todesmüden Rationalismus den matten Trost signalisirt: „Der Letzte habe noch nicht geschossen“. Kurz gerne, recht gerne sähe die Aufklärung von der enthüllten Vergangenheit hinweg und von dem, was ihre Diener Uebles darin gethan; gerne, herzlich gerne ließe sie „die Todten ihre Todten begraben“. Aber daß sie nicht todt sind, die todt sie wähnte, daß sie noch leben, auf die sie so lange schon Feuer gegeben, daß sie sich regen, daß sie reden sogar, — das schmerzt sie. Und Was reden? Katholisch reden. Gegen wen reden? Gegen die Aufklärung und ihr Antichristenthum. Und Was thun? Schreiben. Und Was schreiben? Die katholischen Zustände von Baden. Und Wie schreiben? So schreiben, daß, wenn alle Aufklärung im Lande, vom tiefgelehrten Vorstande der hohen Synode von Schaffhausen bis zu ihrem letzten Handlanger in der Schulstube herab, zuerst sich addiren, dann zum Kubus potenziren würde, sie dennoch impotent sich fühlte, auch nur Ein Faktum vom Mysterium iniquitatis, wie es in den fatalen „Zuständen“ offenbar worden, wankend zu machen.

Das ist nun freilich traurig, sehr traurig! Drum aufgezogen alle Schleußen, ruft Ein Wässerer dem Andern zu, losgelassen alle Wässer bei Ehren-Pflanz und Consorten, ausgelöscht, weggeschwemmt, was nicht aufgeklärt, nicht ausgeleert, nicht emanzipirt seyn will von der Kirche und ihrer Einheit! Aber

„Claudite jam rivos, pueri; sat prata biberunt“!

ruft die aufklärungsmüde Welt, d. h. zu deutsch: Verschont uns doch mit euern Wässern; zu lange schon haben wir davon getrunken und sind dennoch nicht satt, immer durstiger

nur geworden nach dem wahren Tranke, nach dem Wasser des ewigen Lebens. Lasset endlich ab statt des ewigen Quells, den ihr allzulang uns abgeleitet, das faule und schlammige Wasser eurer Cisterne uns zuzuleiten; übergenug haben wir es gekostet. — So ohngefähr lautet jetzt auf die Strophe die Gegenstrophe im Lande, wo die Säulen der Aufklärung stehen und der Hort, auf den sie die „deutsch-katholische Kirche“ zu bauen gedacht. Doch seyd darum nicht muthlos, ihr Männer des Lichtes allum im Lande! Euer Verdienst, es muß euch bleiben, und wahrlich es ist nicht klein. Denn lichtend und zündend mit eurem Lichte habt ihr die Welt — a contrario — die Wahrheit gelehrt: Das Licht ist ewig, aber nicht euer menschliches, sondern nur jenes, das, ein göttliches, in der Kirche leuchtet und wärmet!

LIV.

Der Abend des dreißigsten Oktobers 1840 in Rom. Das Hinscheiden der Fürstin Gundalina Borghese.

(Nach dem Italienischen des Cäsare Cantu.)

Der Oktober, den man überall den Spaziergängen, dem Vergnügen der Jagd, der Landlust, zu widmen pflegt, ist für Rom ein zweiter Carneval, ein unverkennbarer Ueberrest jenes alterthümlichen bacchischen Lusttaumels, den man daselbst auf so vielen Vasen und alten Urnen dargestellt findet. Während die Gerichtshöfe von ihren Geschäften feiern, Bibliotheken und Gallerien geschlossen bleiben, läßt die feinere Welt bei Landpartieen sich wohl seyn: das Volk entschlägt sich der Anstrengungen, und weiß auch seinerseits sich heraus zu machen; und insonderheit die von ihrer Hände Arbeit lebenden Mädchen, welche man Minenti nennt, durchrasseln zu Neun, zu Zwölfen, in Carossen die Stadt, unter fröhlichem Gesange lusti-

ger Weisen, und das Tamburin schlagend, in vollem Pompe ihrer Reize und ihres Schmuckes, bis sie zuletzt in irgend einer Kneipe vor der Stadt ihre Einkehr nehmen; was alles an die Abkunft von jenen erinnert, deren Begehren an die Cäsarn Brod war und Spiele.

Die heiterste unter den Ergötzlichkeiten ist das Lustwandeln in dem Borghesischen Parke, welcher seinen Eingang vor der Porta del popolo hat, am Fuße des Pincio, der die Thaten und das Mißgeschick des Belisarius in die Erinnerung zurückruft. Hier, im Umkreis vieler Miglien, wo Gebüsche und Auen und Felder mit Palästen, mit alten Grabsteinen und Statuen, bald zerstreut, bald in Museen zusammengestellt, und alte Gebäude mit ihnen nachgebildeten neuen abwechseln, strömt an jedem Sonntage und jedem Donnerstage die Masse der Wagen und der Fußgänger zusammen, der Fürst ununterschieden von dem Obsthöcker, und ganz ohne jene stolze Herablassung, welche in andern Städten von vielbesungener Zwanglosigkeit den Armen von der Theilnahme an den Ergötzungen der Reichen ferne hält. Dort genießt man der unvergleichlichen Anmuth der Oertlichkeit, und der großartigen Gastfreundlichkeit des Fürsten Borghese, der, nicht zufrieden jeden Zugang zu seinem Parke den Einströmenden zu öffnen, ihn noch mit neuen Erheiterungen belebt, von festlichen Spielen, und jauchzenden Volksbelustigungen, und Luftballonen, und Gesangeschören, die von der Insel des Aesculapius aus, das sanfte Gleiten der Barken über den See begleiten, und fröhlichen Musikbanden, die auf grünendem Circus die Menge zum Saltarello aufregen, und zu andern Tänzen, die um so belebter sind, je weiter sie entfernt sind von Künstlichkeit.

Nachdem der Fremde ein so mannigfaltiges Schauspiel bewundert hat, geht er zum Borghesischen Palaste, um neuem Staunen sich hinzugeben, in der Betrachtung der Gemälde eines Raphael, Garofalo, Domenichino, und so mancher andern Meister ersten Ranges, deren auch nur ein einziges an jedem andern

Orte als in Rom genügen würde, den Ruhm einer Gallerie zu begründen.

Auch ich zollte daselbst den Tribut meiner Bewunderung, und da ich mehr noch den Menschen als den Dingen nachzuforschen liebe, erkundigte ich mich, von welcher Art denn die Herren so vieler Herrlichkeiten seyen, und ob nicht auf Anderm noch als auf den von ihnen dargebotenen Vergnügungen jene Volksgunst beruhe, deren sich vor andern Familien dieses Haus bei den Römern erfreut. Einstimmig erwiederte man mir, wohl auf Anderem; und vornehmlich vereinigten sich alle in den schrankenlosesten Lobsprüchen, welche sie der Catharina Gundalina Talbot ertheilten, der Tochter des Lord Schrewsbury, welche, nachdem sie von ihrer Kindheit an, eine Zierde Englands, ihres Geburtslandes gewesen, in der Blüthe von 18 Jahren Gemahlin des Fürsten Marcantonio Borghese geworden war, und ihn zum Vater dreier Knaben und eines Töchterleins gemacht, und mit jenen häuslichen stillen Freuden beglückt hatte, die man irgend sich selbst oder dem am heißesten geliebten menschlichen Wesen von der Huld des Himmels erflehen möchte. Angebetet in dem häuslichen Kreise, verehrt außerhalb desselben, verschont selbst von der Mißgunst, unnahbar jeder ungünstigen Nachrede, die so sinnreich ist in Erfindungen, wenn nicht von anderm, wenigstens von Nebenabsichten bei schönen Handlungen, in der frischesten Jugendblüthe von 22 Jahren, und mit unvergleichlicher Schönheit des Leibes geschmückt, verbarg sie in sich die Seele eines Engels.

Ach, warum ist meine Feder, sonst karge Spenderin von Lobeserhebungen, jetzt verschwenderisch in diesen, die, der Schönheit und dem Reichthume dargebracht, so leicht in der Ferne mit Schmeichelei könnten verwechselt werden? Weil ich nur der allgemeinen Stimme Worte gebe, weil die Schönheit, die ich preise, schon an der Stätte verweilt, wo Schmeichelworte sie nicht mehr erreichen, weil ich spreche im Angesichte eines Grabes.

Nur drei Tage waren vorübergegangen, und wieder eintretend in jene Gallerie fand ich sie schwarz behangen; von den Gemälden war keines unverhüllt geblieben, als nur etwa eines und das andere von jenen, worin Sanzio oder der selige Angelico das süßeste der Bilder und den trostreichsten der Gedanken dargestellt hatten, die mütterliche Liebe vereint mit der göttlichen, und die Mutter eines Gottes Vertreterin geworden für den Menschen; und da, unter den klagenden Psalmodien der Mönche lag die entseelte Hülle der Fürstin Borghese.

Ganz Rom war davon erschüttert, Rom, die Stadt, wie erzählt wird, des arbeitscheuen Volkes, der reichen Zerstreuten, der neugierigen Fremden, der schmarotzenden Bettlerhaufen, ganz von Betäubung erfaßt bei der Schlag auf Schlag erschallenden Kunde, — die Fürstin ist unwohl, — ist kränker; am Morgen tröstete man sich, als es hieß, es gehe besser mit ihr, und Gebete für sie stiegen empor, an vielen der gefeiertsten Andachtsstätten, und Einer fragte den Andern, was er Neues wisse, um es den Hinzugekommenen zu wiederholen, und leicht glaubten sie an die Besserung, weil sie sie wünschten; aber um Mittag war sie entschlafen!

Man müßte Rom kennen, um sich einen Begriff davon zu machen, wie groß der Ausdruck dieser Allgemeinheit des Schmerzes war, der von dem stolzen Quirinale bis zu den Baracken des Quartiers der Berge, von den Palästen der Herzöge bis zu den Kneipen von Trastevere, die Wirkung hervorrief, daß nur ein einziges Wort sich Luft machte, eine einzige Kunde, der Jammer über den Tod der Borghese; und sie riefen es jedem Fremden zu, da sie es nicht unpassend fanden anzunehmen, derjenige, der zu den Riesentrümmern des Colloseum und der Thermen her gepilgert sey, um die Ruinen so vieler Generationen und eines so gewaltigen Reiches zu beweinen, auch an dem neuen Schmerz werde Theil nehmen, und mit der Klage aller auch sein Mitgefühl vereinigen, um die arme Borghese.

Das Volk, das den Vergnügungen jene Leidenschaft zuwendet, mit welcher es eines Tages in dem Circus sich würgte, für die Grünen und für die Blauen, enthielt sich in diesen Tagen mit freiwilliger Entsagung des Lustwandelns nach dem Pincio oder nach dem Parke; denn am Abende war es von keiner andern Sorge getrieben, als Theil zu nehmen an dem Leichenbegängnisse der Theuern, die, zuvor Gegenstand der Bewunderung aller, jetzt Gegenstand der allgemeinen Klage war. Dem Wagen, der die geliebten Ueberreste führte, jetzo von Niemanden mehr umgeben als von den Priestern jener Religion, ohne welche das Grab so entsetzenvoll ist, wollten viele Bürger das Geleite geben, welche das Bedürfniß ihren Schmerz an den Tag zu legen, zu diesem Dienste drängte.

Langsam bewegte er sich heran, zwischen den Fackeln und dem Gefolge von Bedienten und von Kutschen: aber wenn dieß ihre irdische Hoheit in die Erinnerung rief, so wurde ihren Tugenden Zeugniß gegeben durch das Gewühle der Volksmassen, die vor und hinter dem Zuge sich drängten; so daß die endlose Straße des Corso, dann alle die andern, die gerade und geräumig nach Santa Maria Maggiore führen, von Menschen wimmelten, die, ihrer Beschäftigungen, ihrer Neigungen, ihrer Vergnügungen, ihrer Ruhestunden vergessend, zusammenströmten, um das Geleite zu geben, um sich in Fürbitten zu ergießen. Während sie dem Leichenzuge sich anreiheten, herrschte unter dieser sich selbst überlassenen Masse eine heilige Stille, nur durch Schluchzen unterbrochen; dann von Augenblick zu Augenblick senkte sich aus den Fenstern oder flog in den Wagen, ein Regen von Blumen, Sinnbild der Schönheit derselben und ihrer flüchtigen Dauer.

Der Fremdling kömmt nach Rom mit der falschen Idee, nichts sonst daselbst zu finden, als Contraste zwischen der vergangenen Hoheit und der jetzigen Versunkenheit des königlichen Volkes, zwischen der einstigen Rastlosigkeit und der heutigen Schlaffheit; auch sind die ersten Eindrücke nicht geeignet derartiges Urtheil zu berichtigen. Er konnte daher leicht in

dem allem nur eine Augendienerei erblicken gegen die von der Volksgunst am theuersten gehaltene Familie, oder ein Zusammenströmen müßigen Volkes, das jedem Neuen nachzieht, wie es eines Tages zusammenlief, bald jubelnd bei der Heimkehr Cicero's, bald entsetzt bei der Krankheit des Germanicus, oder grausam sich ergötzend beim Anblick der durch die Todesmartern der Nazarener erleuchteten Gärten Nero's. Aber eine ganz andere Ansicht mußte derjenige sich bilden, der an diesem Abende sich mit dem Volke mischte, und es vernahm und befragte. Es war in der That ein ganz unerhörter Fall, desgleichen sich die ältesten Personen nicht erinnerten, daß Rom solchen Antheil nahm an der Trauer einer Familie; Rom, gewöhnt in seinen Straßen so vielen Fürsten zu begegnen, weltlichen wie geistlichen, einheimischen wie fremden; Gastrecht zu üben gegen die großen Verbannten und die gestürzten Herren der ganzen Welt. Und jetzt, in der rührenden Vereinigung ungebotenen Schmerzes, ließ sich fühlen, wie, in der belebten Sprache des niedern Volkes, nicht minder als in der gehaltenen der Reichen, durch tausend Variationen nur das eine nämliche Motiv durchwaltete; und wie jeder in seiner Weise in das gleiche Lob der Tugenden der Borghese sich ergoß, und irgend eine neue Thatsache aus dem Bereiche seiner eigenen Kunde beizufügen wußte. Denn die zahllosen Thaten, die von der Demuth waren in Verborgenheit gehalten worden, hielt man sich jetzt verpflichtet, ans Tageslicht zu ziehen: jetzt hob man den Schleier von der Menge von Wohlthätigkeiten, wozu die Aerzte und die Priester, von der Vorsehung zur Wache hingestellt an die Hütten des Elends, geheime hülfreiche Hände geboten hatten. Beobachter, welche von ihr den Glanz ihres Ranges zu unterscheiden wußten, priesen wiederholt die häuslichen Tugenden dieses Muster der Schwiegertöchter, der Gattinnen und der Mütter; die heitere Standhaftigkeit, mit der sie die Dornen ertrug, die auch unter den Schritten der Beglückten dieser Welt hervorwuchren, und die Kunst, dieselben nicht allein vor den Blicken der Andern zu

verbergen, sondern gewissermaaßen vor sich selbst geheim zu halten, oder sie in Anlässe der Liebe umzuwandeln. Andere mehrten die allgemeine Rührung durch Schilderungen, wie erfinderisch sie gewesen sey in der Menschenliebe, indem sie nicht allein den reichen Ertrag ihres Nadelgeldes verwendete, sondern, wo dieß nicht ausreichte, zu wiederholtenmalen noch die Güte des Gemahles in Anspruch nahm; dann war sie selbst es, die in eigner Person ausging um Flachs einzukaufen und Hanf, und ihn hingab zum Spinnen, und zum Verkauf, oder um Leinwand zu weben; und den Ertrag verwendete sie zu neuen Almosen, nachdem sie auf solche Weise ihren Schützlingen die unschätzbare Gewöhnung der Arbeit beigebracht, und sie gewöhnt hatte, keinen Bissen Brodes zu betteln, so lange sie in der Lage seyen, ihn sich zu verdienen. Zu diesem Zwecke eröffnete sie kleine Kramläden, um daselbst irgend einer Alten, irgend einem Gebrechlichen Unterkunft zu geben; und nachdem diese davon ihren Unterhalt genommen, kam sie mit dem Ueberschuß andern Armen zu Hülfe.

Indem sie gar wohl einsah, in welcher traurigen Täuschung sich derjenige befinde, der das Geld als das Heilmittel gegen jedes Unglück betrachtet, sondern daß vielmehr in demselben ein Balsam gegeben sey, den die Menschenliebe allein in die Wunden der Menschheit zu träufen vermag, ging sie in Person aus, um von Haus zu Haus die Kranke aufzusuchen oder die schamhafte Arme, oder eilte sie um irgend einer bedrohten Unschuld, irgend einer umgarnten Tugend Beistand zu leisten. Widrige Baracken wurden mehr denn einmal gefegt und gesäubert von derselben Hand, welche den Kuß der Fürsten zu empfangen oder an regierende Häupter zu schreiben gewöhnt war. Das verhängnißvolle Jahr, da die Cholera so furchtbare Verwüstungen anrichtete, sah sie gehen von Thüre zu Thüre, um Hülfe zu erbetteln für die von der Geißel getroffenen Familien; und die Waisen, zu deren Mutter sie damals sich machte, hatten wohl einige Ursa=

che, die Straßen mit Geheule zu erfüllen, durch welche ihr entseelter Leichnam zur letzten Ruhestätte geführt ward.

„Aber ihr kanntet sie"? so fragte ich ein altes Mütterchen, deren Thränen in Strömen floßen, mitten in dem Gewühle, mit dem ich an diesem Abende mich fortwälzen ließ. „Ach, ob ich sie gekannt"! erwiderte mir die dankbare Weinende; „zwei Tage war ich bettlägerig und ohne Brod, als die Fürstin in meine Hütte trat, dort in den Kellern des Theaters des Marcellus, und als sie meinen Zustand vernommen, ging sie fort und kam wieder, unter ihrem Shawl Brod und Fleisch mitbringend zu meiner Erquickung; und von dem Augenblicke an hatte ich nie mehr Mangel an dem, was Noth that".

Jene fromme Bruderschaften, welche die Welt verlacht und das Elend segnet, und Gott in das Buch des Lebens einzeichnet, hatten sie immer an ihrer Spitze, voll warmen Eifers zu helfen, zu trösten, zu unterweisen.

Als zur Schwesterschaft der Menschenliebe gehörig, hatte sie zur Freundin (süßer Name, wo er die Reiche mit der Nothleidenden verbindet!) ein altes Mütterchen von der Art derer, bei denen oft mit der Dürftigkeit Stolz und ausschweifende Anmaaßung sich paaren; diese, nachdem sie krank gewesen, weigerte sich das Bett zu verlassen, wie der Arzt es verordnet hatte, wenn sie nicht ein Kleid habe von einem gewissen Stoffe. Am andern Morgen brachte es ihr die Borghese, sie selbst zog es ihr an, aber als die Unholde sich noch darüber beklagte, und es zu lang für ihre Statur fand, knieete sich die Fürstin vor ihr auf die Erde, und machte ihr selbst einen Einschlag ringsum an den Füßen.

Gelehrter Hochmuth, der mit dem Namen von Philanthropie die Gleichgültigkeit bemänteln, oder die Berechnungen eines gesetzlich abgewogenen Almosens den Bewegungen der Menschenliebe unterschieben will, lächle immerhin; aber uns giebt der Gedanke Trost, daß solche Tugenden nur Ausflüße seyn können jener Religion, deren unerschütterlicher Grund-

stein in Rom niedergesenkt ist. Und diese Religion war es, welche die Borghese zum Muster und zur allgemeinen Erbauung werden ließ, so oft sie in den Kirchen mit feuriger Andacht den Pflichten der frommen Andachtsübungen oblag; sie war es, die ihr eine heitere Freude einflößte, bei Vollbringung von Thaten heroischer Menschenliebe, gleichsam als ob es sich um weiter nichts handle, denn um eine Schuldigkeit; so daß, während sie zum Besten Anderer sich abmühte, gleich dem Engel des Rathes, wie dieser, nur von demjenigen vernommen ward, dem sie Hülfe brachte, und Niemand Anderm, der zu ihrem Kreise gehörte, dadurch Eintrag geschah, vielmehr alle die Ihren sie thätig sahen bei den Gebeten ihrer Kleinen, bei der Pflege der Schwiegermutter und des Gemahles, wie bei dem Geräusche der festlichen Gelage und dem Prunke der Feste, deren Zierde sie war. Denn nie hatte die Tugend einen schönern Leib sich zur Hülle erlesen, hervorragend selbst in einer Stadt, die so reich an reizenden Frauen ist; und der Fremde blieb stehen zu fragen, wer sie sey; in solchem Maaße waren ihre edlen und in reinstem Ebenmaaße wohlgefälligen Formen von dem Strahle inwohnender Tugend durchleuchtet, von der Gewöhnung liebevoller Gedanken, von den keuschen Freuden des Wohlthuns.

Und wenn man erwog, daß dieses Wesen nicht mehr hienieden weile, daß sie im Alter von 22 Jahren gestorben sey *), daß in ihr die Schützerin so vieler Schuldlosen, die Zuflucht so vieler Reuigen, die Mutter so vieler Waisen dahingeschieden sey, so begriff man wohl, warum die Poesie des Schmerzes sich so übermächtig ergoß. Wahre Poesie, sage ich, da ich inmitten der trüben Außenseiten und der ungehobelten Weisen, die nur allzuoft die Abkömmlinge der alten Suburanen und Esquilinen erkennen lassen, damals gewisse Feinheiten des Gefühles wahrnahm, welche beweisen, daß Italien fort-

*) Sie war geboren in London am 3. December 1817, vermählt in Rom am 11. Mai 1835; sie starb am 27. October 1840.

während die Heimath der Künste der Einbildungskraft sey. „Ihr Töchterlein“, so sagte zu mir ein Weib, „liegt krank an den Masern, und jeden Augenblick wird es nach der Mama fragen, und weiß nicht, daß seine Mama im Paradiese ist“.

Und dort auf der Höhe des Quartiers der Berge, in dem am wenigsten gebildeten Theile der Stadt, deutete mir ein Schmied hinüber fern nach der reizenden Höhe von Frascati, und sprach: „Der Fürst ist da drüben, der Arme! vielleicht daß er eben jetzt heraustritt auf den Balcon, und die Hügel von Rom diesen Zug von Lichtern hinankommen sieht, die seine Wonne zum Grabe geleiten!“ Und hier, indem das Gespräch sich mehr belebte, wußte der Eine dieß, der Andere jenes zu erzählen von dem Schmerze jenes Wittwers, und der Weise wie er ihn an den Tag legte. — Unglücklicher! ich aber will schweigen, um nicht durch Ahnungen über die ganze Bitterkeit seines Jammers die Größe desselben zu steigern.

Aufmerkend auf diese einstimmige Mannigfaltigkeit begleitete ich den Haufen, und aus den Augen waren mir entschwunden die Herrlichkeit des Forums und der Palläste, und die bei jedem Schritte neu auftauchenden Erinnerungen, indem mir kein Sinn übrig blieb, als nur für die Anhörung jener Gespräche, und kein Gefühl, als das der Theilnahme an dem allgemeinen Leid. So folgte ich dem Leichenzuge, vorüberstreifend an der Säule Antonins, dann an dem vormals venezianischen Palaste, und zur Seite des Forums des Trajanus stieg ich hinan durch die Bäder des Paulus nach dem majestätischen Quirinal; und weder die Schweizerwachen, die dem heiligen Palaste zur Hut stehen, noch die Gesänge der beständigen Anbeterinnen des Sacraments, zogen irgend ein Auge auf sich, so wenig als die Colossen des Monte Cavallo, oder die erstaunenswürdige Aussicht der Quattro Fontane. Hierauf, als man angelangt war bei Santa Maria Maggiore, der schönsten der alten Basiliken, deren Grundlinien, wie die kirchliche Sage berichtet, einst ein Engel in den Schnee nie-

dergezeichnet hat, und die mit dem ersten aus Amerika herübergebrachten Golde geschmückt ward; als nun die in reichster Pracht strahlende Familienkapelle jenen frühzeitigen Raub in sich aufnahm, und die Priester ihr die letzten Abschiedsworte zuriefen, indem sie sie den Engeln empfahlen, die ihre reine Seele emporgetragen hatten, und ein Kammerdiener heraustrat an die Thüre und dem Kutscher ankündigte, daß „die Herrin seiner fortan nicht weiter benöthigt sey“, da erhob sich eine Verdoppelung des Schluchzens, und das Auslöschen der Lichter schien ein Ausdruck der Verlassenheit zu seyn, die nun das Loos war, nicht eines Fürstenhauses, sondern der großen Familie der Armen. Diese, indem sie sich über den Viminalischen Hügel ergoß und zwischen den beiden Esquilinischen, nach den Gärten des Sallustius, und durch das Thal des Quirinalischen, rastete nicht in ihrem Schluchzen und ihren Lobpreisungen; während andere, unter den Hallen der Liberianischen Basilica, oder am Fuße der Fontaine und der Säule, noch vom Morgendämmer begrüßt worden, Fürbitten für ihren Seelenfrieden emporschickend, den letzten Tribut der Dankbarkeit, zu dem ein Glaube begeistert, der über das Grab hinaus die Gefühle der Anhänglichkeit bewahrt und sie heiligt.

Und demjenigen, der sie kannte, der sie liebte, der sie besaß und verlor, welcher Trost könnte irgend ihm gegeben seyn in so großem Leide, wenn nicht jener Glaube selbst ihm zur Seite stünde, und ihn, seine Augen gen Himmel emporrichtend, sie erblicken ließe, des Lohnes endloser Freuden genießend in dem Schooße dessen, der Ewigkeit verleiht dem was ihm gleicht?

Und ich, indem ich, überwältigt von dem Uebermaaße des Gefühls, diese Zeilen niederschrieb, — der Himmel ist mein Zeuge, daß ich nichts erfunden, nichts übertrieben habe, sondern nur allein wiederholte, was ich aus den einstimmigen Reden der Menge, wie aus ernstem Nachsinnen, geschöpft.

von den Lippen der feinsten, wie der hochstehendsten Personen vernommen habe. Und jetzt, wo ich diese Blätter wieder lese, unter dem bezauberndem Himmel und den nie versiegenden Wundern von Neapel, welche Mischung finde ich darin wieder von Fröhlichkeit, von Schmerz, von Erinnerungen, von Wehmuth! Aber das Leben selbst, was ist es, wenn nicht eben eine Mischung solcher Art, und wo anderwärts mehr denn in Rom fühlt man diese Verschmelzung und diesen Gegensatz des Vergangenen mit der Gegenwart, der Hoheit mit dem Sturze, der stolzen Herrlichkeit mit der erhabenen Demuth? Aber mitten unter dem nie endenden Staunen, von welchem sich jeder Mensch von Einsicht und Gefühl ergriffen fühlen muß in der Stadt der Cäsarn und der Oberhirten, findet sich auch noch Raum für den Erguß der den Einzelnen erfassenden, dennoch allgemeinen, der augenblicklichen, dennoch großartigen Gefühle, dann, wann das Grab ungeahnet sich aufthut unter den Füßen der Schönheit und der Glückseligkeit; dann wann eine Stadt, wie diese, der Lustbarkeiten vergißt, des Gepränges und der Geschäfte, und Alle, als ob ein einziges Herz in ihnen schlüge, sich vereinen, um Blumen zu streuen auf den Grabhügel der Fürstin Borghese.

LV.

Album.

Nichts ist häufiger im Munde der Staatsmänner, als der Satz: die Regierung darf nicht Parthei seyn. — Ganz richtig: die Staatsgewalt darf nicht ihre souveräne Stellung verlassen, und einseitigen Zwecken einer bloßen Parthei als Werkzeug dienen. Sie darf nicht der Spielball untergeordneter Privatleidenschaften werden; sie darf nicht durch die gefärb-

ten Brillen der Privatinteressen sehen; sie darf nicht dem unversöhnlichen Haße, der Kleinlichkeit, der Rachsucht der Partheien Gehör geben, und die aus solcher Quelle fließenden Wünsche zur Regel ihrer Handlungsweise machen. — Alle diese Maximen sind unbestreitbar, und in diesem Sinne ist es vollkommen wahr und richtig, wenn man sagt: die Regierung (oder richtiger: der Souverain) soll über den Partheien stehen. — Dieß heißt im Wesentlichen nichts anderes, als: er soll als mächtiger, von keinem andern Menschen abhängiger Herr, nach dem Maaße seiner Macht, unpartheiische Gerechtigkeit üben, und auf dieses Ziel sein höchstes Augenmerk richten, während seine Unterthanen, je nach ihren individuellen Interessen, Meinungen oder Vorurtheilen, besondere und einseitigere Standpunkte nehmen. — Aber wehe dem Fürsten, der das: „über den Partheien stehen" in dem Sinne versteht, als müsse er aller Orten eine Art mittlerer Stellung nehmen; oder es, nach besten Kräften, Allen recht machen; oder Niemanden erzürnen; oder sich nie in irgend einem Sinne mit Entschiedenheit aussprechen; oder immer, sobald irgend ein Schritt vorwärts gethan wurde, daran denken, wie man denselben des ehesten wieder zurück thun könne; oder, wenn heute zu Gunsten der einen Parthei gehandelt wurde, morgen der entgegengesetzten schmeicheln; oder darauf ausgehen: die Reihe herum alle Partheien glauben zu machen, man sey eigentlich und im Geheimen ihr Mann. — Diese schlechten Künste einer kleinlichen Falschheit führen ohne alle Rettung, auf einer abschüssigen Eisenbahn, in's Verderben. — Wer sich darauf verlegte, würde, weit entfernt die Welt zu täuschen, sich selbst verlieren, und nach kurzer Frist nicht mehr wissen: was er will, noch wo er steht, noch wer er ist. — In dieser ernsten Prüfungszeit kann nur eine Regel, zur Folie eines Fürstenspiegels dienen, und diese lautet: sey ein Mann! sey wahr! sey ehrlich! sey Du selbst! fürchte Gott! halte sein Gebot! und im Uebrigen versteh' Deinen Vortheil und sey Deine eigene Parthei! —

Es ist eine der unheilvollsten Täuschungen der Schule, in denen der größte Theil unserer juristischen und nicht juristischen Beamtenwelt gefangen liegt, daß es außer dem Staate kein Recht gebe. — Die Wurzel dieses Satzes ist die atheistische, machiavellistische Ansicht: daß die souveräne Gewalt durch ihre nackte Willkühr das Recht mache, — als wodurch freilich die Gewalt in die Stelle Gottes gesetzt wird, aus dessen Wille allein die Rechte und Pflichten der Menschen fließen. Die Folgen jenes großen Fundamentalirrthums zeigten sich besonders seit der Theilung Polens, auf dem Gebiete des Völkerrechtes, vornämlich aber im Verhalten der politischen Gewalthaber gegen die Kirche und ihr Oberhaupt. — Wie könnte, solcher Politik gegenüber, die Kirche Heilighaltung ihrer Rechte mit Erfolg in Anspruch nehmen. Wenn sie ihrerseits behauptet, wie sie nach der Lehre ihres Stifters es muß, daß sie in geistlichen Dingen Gott allein unterworfen sey, so liegt andererseits in dem Grundsatze: daß es außer dem Staate kein Recht gebe, die vollständigste Läugnung ihrer Freiheit und ihres Rechtes, ja der Möglichkeit ihrer unabhängigen Existenz überhaupt. Freilich hat aber auch jener falsche Grundsatz, so wie die aus ihm fließende Praxis, welche auf eine Anbetung des nackten jus fortioris hinausläuft, ein Correctiv in dem Umstande, daß der Starke immer einen noch Stärkern findet, der ihn mit demselben Maaße mißt, mit dem er Andere gemessen hat. Die Alten nannten dieß Nemesis. Sie fürchteten diese, weil sie einer geistigen Beobachtung und Auffassung des Lebens in der Natur und in der Geschichte bei weitem näher standen, als das moderne Heidenthum des 18ten Jahrhunderts, welches in der Natur bloß die Materie erblickte, und von der Geschichte keine Notiz nahm. So lange auch die Gegenwart noch an dieser Verlassenschaft des geistlosesten Zeitalters seit dem Beginn der Geschichte zehren wird, so lange ist an bessere Zeiten für die Sache der Wahrheit nicht zu denken.

„Der wahrhaft Freigesinnte“, sagen die bekannten Seeblätter, „will keine störenden Eingriffe der Kirche in jene politischen Acte dulden, zu welchen wir z. B. die Ehe zählen; er will keine Scheidung von Protestanten und Katholiken, sondern eine engere Verschmelzung derselben, und die Anerkennung völliger Gleichheit; ja er hofft sogar, daß die Zeit kommen werde, in welcher die Religion einem Ehebündnisse zwischen Christ und Nichtchrist kein Hinderniß mehr seyn werde. Das hat die echte Philosophie schon seit Jahrhunderten erkannt, und daß diese Erkenntniß keine praktische Geltung erlangen konnte, daran sind lediglich Jene schuld, nach deren Sinn und Bestreben heute wieder die confessionelle Trennung schärfer als je einmal durchgeführt werden sollte. Zu dieser Klasse zählen wir jene Menschen, welche den Erzbischof von Cöln und seine Handlungsweise unbedingt in Schutz nehmen; sie nennen sich Anhänger der kirchlichen Freiheit, sie sind aber Vertheidiger kirchlichen Zwanges. Allerdings soll auch der Staat sich überall der Eingriffe in Glaubenssachen enthalten, seine Aufgabe ist lediglich, darüber zu wachen, daß allen Staatsangehörigen gleicher Schutz und gleiche Rechte werden, ohne Ansehen der Religion, und daß jede Confession gleiche Achtung genieße, daß mit einem Worte keine Staatsreligion anerkannt werde. Das ist vernünftige Freiheit in kirchlichen Dingen, im Gegensatze zu jener, welche die vorgeblichen Verfechter der katholischen Freiheit aufgeworfen haben“. Wir heben diese Worte deshalb hervor, weil sie einen neuen Beleg für die alte Wahrheit liefern, die nicht oft genug wiederholt werden kann: daß Radikalismus und Absolutismus, trotz des entgegengesetzten Ausgangspunktes, in ihrem Ziele völlig identisch sind. Beide wollen den Indifferentismus als Mittel für ihren Zweck, und dieser heißt: unbedingte, schrankenlose Herrschaft für sich und die Ihrigen. Deshalb ist beiden die Kirche ein Gräuel, und ihr rastloses Streben auf deren Vernichtung gerichtet. Ob die dabei als Hebel in Bewegung gesetzte Phraseologie ra-

tionalistisch oder pietistisch gefärbt sey, thut schlechterdings nichts zur Sache.

Ein Sonnet in der Leipziger allgemeinen Zeitung, welches den Professor Krug zum 17. Oktober 1841 ansingt, behauptet von diesem: er sey der Mann, der im Reiche der Gedanken lange geherrscht habe,

> Ob er die röm'sche Schlange bannt in Schranken
> Die schlau allüberall in's Fleisch sich bohrt,
> Ob er die Satzungen an ihren Ort
> Verwies, die weltverheerenden der Franken.

Recht so! Warum sollte auch die Leipziger allgemeine Zeitung und die Parthei, welche sie vertritt, sich Gewalt anthun, und den Mund nicht überströmen lassen von dem Grimme, dessen das Herz voll ist? — Besser der offen schmähende Haß, als jene tückische, hinterhältisch-pietistelnde Heuchelei, welche uns, zum Hohne der Geschichte der drei letzten Jahrhunderte, und im frechen Widerspruche mit dem eigenen Gebahren, unaufhörlich versichert: der geringfügige Unterschied zwischen der Kirche und den außerkirchlichen Confessionen sey kaum der Rede werth. Mögen sie frei und offen ihre Meinung sagen, dann aber auch das Gesetz der Reciprocität frei walten lassen, ohne welches der Kirchenfriede in Deutschland nicht denkbar ist!

> Große Dinge hat die Zeit geboren,
> Groß und wunderthätig ist die Zeit!

sang im Jahre 1830 der Dichter Karl Simrock, damals in Berlin, in einem zur Verherrlichung der Julirevolution gedichteten, in einem Berliner Blatte abgedruckten Liede. — Diese Verse traten uns lebendig vor die Seele, als wir, in der Berliner Kirchenzeitung des bekannten R h e i n w a l d, nachfolgenden Artikel lasen. „In den letzten Tagen des verflossenen Monats hat hieselbst eine Versammlung der geistli-

chen Notabeln des Altlutherthums stattgehabt. Die entschiedensten Partheihäupter aus Danzig, Posen, Erfurt u. s. w. waren alle hier. Sonach scheint es, daß die im preußischen Staate zerstreuten, alt-lutherischen Gemeinden jede ihren Repräsentanten dazu gesendet hatte, und man findet sich veranlaßt, dem Gerüchte Glauben zu schenken, daß jene Parthei gesonnen sey, sich in pleno durch ihre Deputirten an des Königs Majestät mit einer Vorstellung behufs der künftigen Verbesserung und Feststellung ihrer dermaligen, noch immer in suspenso gehaltenen Verhältnisse zu wenden. Ich wünsche ihnen, schon um der Unirten willen, die noch immer in ihren Gemeinden mit den harten Köpfen solcher Verlutherten zu thun haben, Heil und Segen zu ihrem Vorhaben, aber auch, daß sie in Zukunft mehr Weltklugheit zeigen mögen, als bei Gelegenheit der Aufnahme ihres Bruders Krause, dessen Aventuren doch ein gar ungünstiges Licht auf eine Sache werfen, der man mit solchen Werkzeugen des Zornes mehr, denn der Gnade, dienen zn dürfen glaubt. Wie sehr sind doch alle dergleichen sektirerische Bestrebungen dem ehrgeizigen Spiele unreiner Neigung und Interessen, und der Täuschung durch unwürdige, unehrliche und selbstsüchtige Menschen ausgesetzt! Ich halte den Genannten für zu gutmüthig, um ein zweiter Stephan zu werden, und auch für zu charakterlos, aber zugleich auch für einen Renomisten, der auf dem Gebiete des Glaubens dieselbe Rolle zu spielen trachtet, wie die, welche er in den letzten Jahren seines Breslauer Universitätslebens nicht ohne Glück durchgeführt hatte. Er war auf der Schule ein fleißiger, ordentlicher, wohlgelittener Mensch, der sich einen hübschen Schatz gelehrter Kenntnisse erworben hatte, aber gegen die Mitte seines akademischen Lebens schon in ein rohes und wüstes Treiben hineingerissen ward, dessen Folgen ihn in seine Kandidatenjahre begleiteten und mit einem Vergehen schlossen, das ihn nöthigte, sein Glück außerhalb Schlesiens zu suchen. Er ging nach Berlin in das Jänickesche Missionsinstitut, hielt es aber

dort nicht lange aus und benutzte später die lutherischen Unruhen, um ein vermeintlicher Eiferer gegen die sogenannten Abgefallenen von der reinen Lehre zu werden. In der Nähe von Breslau, wo er auf wiederholtes Ansuchen von einem akademischen Freunde auf die Kanzel gelassen wurde, war er roh und lieblos genug, alle Rücksicht auf Anstand und Sitte gegen den, dem er durch freundliche Unterstützung verpflichtet war, außer Augen zu setzen, und wider ihn und die übrigen „Baalspfaffen" von der heiligen Stätte herab auf höchst fanatische Weise zu peroriren. Seinem Treiben ward natürlich bald ein Ende gemacht, er durchreis'te aber später wieder als von Scheibel ordinirter Diener der lutherischen Kirche das geplagte Vaterland, verwickelte sich auch in die Erfurter Umtriebe der Altlutheraner und ging dann nach Amerika; was er sodann dort, und dann wieder bei uns und in Hamburg getrieben, haben Sie ja ausführlich genug geschildert (Nr. 77.) Fürwahr, wenn die Altlutheraner fernerhin solche Subjecte in ihren Schooß aufnehmen, und unter sich dulden, wird ihre Glaubenseinheit und Glaubensreinheit bald eine große Lüge werden, und der Ruhm der Charakterfestigkeit, dessen sie sich bisher erfreuten, schnell erbleichen. An einen dauerhaften, ruhigen und glücklichen Bestand ihrer Gemeinschaft für die Länge habe ich ohnehin nie geglaubt, und sehe in der Krause'schen Angelegenheit nur einen Grund mehr, diesem Zweifel auch fernerhin mich hinzugeben". Dieß also ist das Schicksal der von Luther vor dreihundert Jahren gestifteten Religion: in dem Lande, welches eine Vormauer des heutigen Protestantismus ist, durch solche Feder beschimpft zu werden, und als verächtliche, kleine, im Finstern schleichende Winkelsekte zu enden. Wahrlich, das Lutherthum wäre ruhmvoller untergegangen, wenn es den siegreichen Waffen Karl's V. oder Ferdinands II. erlegen wäre. — Aber so zu enden, durch sich selbst, an seiner eigenen innern, nothwendigen Entwicklung zu Grunde zu gehen, das ist eine Strafe, die selbst unser Mitleid im

Anspruch nehmen könnte, wenn sie weniger reichlich verdient wäre!

Der allgemeine Anzeiger der Deutschen schreibt Folgendes: „Von Berlin, aus ist ein Vorschlag zur Gründung eines deutschen National=Vereins für Aufrechthaltung der Eintracht unter den deutschen Volksstämmen, und für Verbreitung allgemeiner religiöser Duldsamkeit im ganzen deutschen Vaterlande ergangen. Eine feurige und schöne Begeisterung scheint dem Vorschlage zum Grunde zu liegen, und er hat mannichfachen Anklang gefunden. So schreibt ein dafür Begeisterter aus Berlin dem Herausgeber d. Bl. Folgendes: „„Bald werden wir, die geschmähte und getretene Nation von andern Gerechtigkeit erzwingen; bald werden wir die Schmach unseren Namen im Auslande mißachtet zu sehen, nicht mehr erdulden; wir ertrotzen es durch unsere Einigkeit, durch unsern großen Familienbund, welchen wir nun schließen wollen im National=Verein, wie wir so lange ihn ersehnt. Den Frieden aller Confessionen im Bunde des Kreuzes feiern wir dann, wenn wir die großartige Idee, die nur von einem hochherzigen, ächt deutschen Manne ausgehen konnte verwirklicht sehen. Alle kleinlichen, erbärmlichen Streitigkeiten und Spitzfindigkeiten werden alsdann beseitigt und das große Wort des Größten, des Besten aller Menschen, das Wort des Stifters unserer Religion der Liebe, dringt endlich nach langen Jahrhunderten des Kampfes und der Zwietracht durch das Gekreisch niedriger Seelen, und durch das Gekläff des wilden Heeres der Leidenschaften und der Parteisucht"". Der geneigte Leser wird ohne unser Erinnern merken, worauf es auch bei diesem Bunde abgesehen ist. Die durch den Frieden aller Confessionen vermittelte Eintracht aller Deutschen soll sich auf das Bekenntniß gründen, daß der Sohn Gottes: „der größte, der beste aller Menschen" gewesen. Wie wohlfeil und wie wohlmeinend.

Ein beachtenswerther Artikel in einem Hamburger Blatte, welcher über „das dießjährige Herbstmanöver der österreichischen Poeten“ (einen Wiener Almanach) Bericht erstattet, schließt mit folgenden Worten: „Hier ist nicht bloß das imitatorum pecus zu schelten, hier ist eine zerrüttete Natur zu beklagen, die allen Jünglingen, deren Jugend den Schmerz mit der Grimasse vermischt, als schreckender Hohlspiegel dienen kann. Wenn dieser tolle Hader mit sich und der Welt, ein Hader der so unnatürlich ist, weil er aus nichts entspringt, auch in Oesterreich heimisch werden sollte, so würden die muntern Phäaken einst dem Lehrer fluchen müssen, der ihnen das leichte fröhliche Herzblut vergiftete und ihnen den heiteren Klang der Stimme, die naive Einfachheit, den sanften Reitz, der Wahrheit und Offenheit nahm, und ihnen dafür heiseres Stöhnen, häßliche Geziertheit und abscheuliche Lüge darbot“. Der Schmerz, den diese Dichterschule cultivirt, ist nicht bloß Grimasse, aber der ungeheuere „Weltschmerz“ reducirt sich seiner Wahrheit nach auf ein Fünklein Censurschmerz. Dieser ist das wahre, aufrichtige und originelle Element in ihrer Poesie, und ihm ist selbst der tiefe Groll gegen die Kirche untergeordnet, der sich als charakteristisches Merkmal durch die Leistungen der Matadore jener Schule zieht. Kraft eines Mißverständnisses, welches nur auf dem untergeordneten Standpunkte eines ganz platten Indifferentismus möglich ist, erscheint ihnen die Kirche als eine Filialanstalt der Censur, und der Priester als Polizeicommissär im schwarzen Rocke. Daher der Aerger. Eine Ahnung des Verhältnisses der Kirche zur Freiheit von Europa ist in die Sphäre jener Dichterschule, welche manche große poetische Talente zu den ihrigen zählt, noch nicht gedrungen.

Warum hat Haller's ausgezeichnetes Werk über die Restauration der Staatswirthschaft, den wirklichen Staat des 19ten Jahrhunderts nicht nur nicht restaurirt, sondern prak-

tisch gar nicht berührt? Antwort: weil überhaupt das Leben nicht durch die Wissenschaft, sondern allein durch den Glauben wiederum auf die Bahn des Rechts und der Wahrheit zurückgeführt werden kann.

LVI.

Das Anglo-Preußische Bisthum zu Jerusalem.

Ueber die eigentlichen Absichten, welche durch diese in Folge einer zwischen der Preußischen und Englischen Regierung getroffenen Uebereinkunft neu zu gründende Institution erreicht werden sollen, haben die deutschen Blätter, soviel uns bekannt ist, bisher nur unsichere und in vager Allgemeinheit sich haltende Angaben geliefert; interessanter sind die Verhandlungen der Englischen Zeitungen über diesen Gegenstand. Wir wollen das Wesentliche davon unsern Lesern mittheilen, und einige Bemerkungen anknüpfen.

Es war der durch seinen Antheil an der Kölnischen Angelegenheit wohlbekannte Herr von Bunsen, der als ein in kirchlichen Negotiationen bereits geübter Diplomat, den Auftrag erhielt, sowohl mit der Englischen Regierung, als mit den Anglikanischen Bischöfen wegen eines in Jerusalem zu errichtenden Bisthums in Unterhandlung zu treten. Lord Palmerston scheint bereitwillig entgegengekommen zu seyn; zugleich verwandte sich Lord Ponsonby, damals noch Englischer Gesandter in Konstantinopel, in Verbindung mit dem dortigen Preußischen Gesandten bei der Pforte für dieselbe Sache. Die Englischen Bischöfe, der Erzbischof von Canterbury namentlich, ließen sich auch bereitwillig finden, an der Einsetzung des neuen Bischofs durch Ertheilung ihrer Ordination Theil zu nehmen; sie mögen um so weniger Bedenken getragen haben,

als in der letzten Parlamentssitzung ein Beschluß durchging, der die Einsetzung von Bischöfen in den Englischen Kolonien erleichtern soll; auch ist bereits Malta, wo die Königin Wittwe eine große Englische Kirche bauen läßt, zum Sitz eines Englischen Bischofs bestimmt.

Der erste, der zum Hirten dieser noch nicht existirenden Heerde in Vorschlag gebracht wurde, war ein gewisser M'Caul, der sich als Judenbekehrer einigen Ruf erworben hat. Man scheint dabei die Hoffnung gehegt zu haben, daß er dieses sein Talent auch in Jerusalem selbst durch zahlreiche Bekehrungen unter den dortigen Juden bewähren, und sich also, da die Aussicht zu einer aus gebornen Christen bestehenden Gemeinde vor der Hand noch sehr gering ist, eine solche aus dem Samen Israels sammeln werde. Dabei würde dann noch auf die Sache, die durch ihn vertreten werden soll, ein besonders günstiges Licht fallen; der Protestantismus würde sich nämlich in der Folge rühmen können, in Palästina zwar etwas spät, aber ganz in derselben Weise, wie die apostolische Urkirche, nämlich mit einer aus Judenchristen bestehenden Gemeinde begonnen zu haben. Allein M'Caul lehnte die ihm zugedachte Ehre ab, und empfahl zu derselben einen der von ihm Bekehrten, einen Hrn. Alexander. Ob dieser die in ihn gesetzten Erwartungen rechtfertigen, und Viele von seinen ehemaligen Glaubens- und Stammesgenossen seinem Beispiele zu folgen bereden werde, muß die Zeit lehren; doch ist nicht zu zweifeln, daß, falls reichliche Geldmittel und das dort so wirksame Englische Patronat zu seiner Verfügung gestellt werden, es ihm gelingen dürfte, alljährlich ein paar derartige Bekehrungen aus der dort so gedrückten und schwer mißhandelten Judenschaft nach Europa zu berichten, die dann in den Zeitungen als die, wenn auch spärlichen und hie und da wurmstichigen Früchte des neugepflanzten Baumes aufgeführt werden können.

Inzwischen hat die Sache in England weniger Anklang und eine minder günstige Aufnahme gefunden, als die Urhe-

der wohl erwartet hatten. Abgesehen nämlich von den dissentirenden Secten, welche — etwa mit Ausnahme eines Theils der Methodisten — allem Episcopat, dem wirklichen eben so gut, wie einem imaginären, auf die bloße Möglichkeit einer künftig etwa zu Stande kommenden Gemeinde gegründeten, von Herzen gram sind — abgesehen von diesen, mußte auch eine einflußreiche und angesehene Parthei in der Anglikanischen Kirche, deren Gesinnungen und Bestrebungen uns nächstens ausführlicher beschäftigen werden, ihren Grundsätzen gemäß das Unternehmen mit argwöhnischem und mißfälligem Blicke betrachten; sie mußte darin ein Aufrichten von Altar gegen Altar, eine bedenkliche Usurpation, ein schismatisches sich Eindrängen in den Sprengel eines rechtsmäßigen Bischofs sehen. Demzufolge hat das Bedeutendste der englischen Tagesblätter, die Times, als Organ dieser Parthei, den Plan mit scharfen Worten gerügt. Der britische Einfluß in Syrien, sagten sie, sollte wesentlich dazu verwendet werden, die Consolidation der alten rechtgläubigen Kirche des Orients als eine Stütze des britischen Interesses gegen die Intriguen Rußlands zu befördern, und „den einzig möglichen Mittelpunkt christlicher Einheit im Osten, wenn man die Suprematie Roms nicht annehmen wolle, zu stärken;“ durch die Aufstellung eines neuen Bischofs von Jerusalem würden aber dem einen wie dem andern fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg gelegt. Dem Lord Ponsonby wurde in diesem Artikel vorgeworfen, daß er, nachdem er schon unverantwortlicher Weise zur Absetzung des Patriarchen von Constantinopel aus blos politischen Ursachen beigetragen, nunmehr die Vorurtheile der „rechtgläubigen“ Orientalen gegen England noch verstärke, indem er jene Partheien unterstütze, welche „eine protestantische Secte in Jerusalem zu gründen, und den Protestantismus zur Aufstellung eines Prätendenten gegen den rechtmäßigen Nachfolger des heil. Jakobus (to lift up its heels against the legitimate successor of St. James) zu befähigen suchten.“ Zuletzt hieß es: „Wir sind überzeugt, daß die Ankündigung entweder vor=

eilig ist, oder daß der Plan nur dann verwirklicht werden wird, wenn der orthodoxe Patriarch von Jerusalem zu der Aufstellung eines eigenen Bischofs für Engländer und andere Protestanten innerhalb seiner Jurisdiction seine freie Zustimmung ertheilt. Wir müssen dieß um so mehr annehmen, als es allgemein bekannt ist, daß der Erzbischof von Canterbury und der Bischof von London erst im vorigen Jahre den griechischen Prälaten zu Athen und Constantinopel Anerbietungen von Freundschaft und Beistand (cooperation) machen ließen, und daß der Agent, dessen sie sich dabei bedienten, ausdrücklich jede Verantwortlichkeit auf Seite der englischen Kirche für die schismatischen Handlungen protestantischer Missionäre im Orient ablehnte. Auch ist es nicht denkbar, daß unsere Kirchenhirten die friedliche und verfolgte griechische Kirche, von welcher sie nicht excommunicirt sind, angreifen sollten, während sie die römische, von welcher sie es sind, unberührt lassen. Es gibt eine große Menge englischer Protestanten, welche beständig in Italien residiren, und doch haben wir nie von einem Plane gehört, einen in England verfertigten Bischof (an English-made Bishop) nach Rom zu senden. Bisher ist es der charakteristische Vorzug der englischen Kirche gewesen, die Autorität andrer katholischer Kirchen in ihrer eignen Sphäre, nicht nur wenn sie theilweise von ihr abweichen, sondern selbst wenn sie sie schismatisch angreifen, zu achten. Sie hat noch nie Böses mit Bösem vergolten, viel weniger sich irgend einen Akt muthwilliger und nicht provocirter Anfeindung zu Schulden kommen lassen. Wir wiederholen es, wir können und wollen der Angabe keinen Glauben beimessen, daß unsre Bischöfe plötzlich, ohne Berathung, ohne die allgemeinen Gesinnungen der Kirche zu befragen, ohne die Folgen, welche ein solcher Schritt sowohl in England als auswärts nach sich ziehen kann, zu bedenken, ohne irgend einen scheinbaren Vorwand, Reiz oder Beweggrund, diesem friedfertigen Charakter zu entsagen, und die schlimmsten Eigenthümlichkeiten des römischen Systems nachzuahmen beschlossen haben."

So die Times. Um diese merkwürdige Sprache zu verstehen und zu würdigen, wird eine genaue Kenntniß der neuen Oxforder Theorie und Schule erfordert, ein Gegenstand, über welchen die hist.=polit. Blätter demnächst vollständigere Mittheilungen machen werden. Vorläufig wollen wir nur bemerken, daß nach dieser Doctrin die wahre christliche Kirche gegenwärtig aus drei Hauptabtheilungen besteht, der römisch=katholischen, der griechischen und der anglikanischen Kirche, welche zwar durch mancherlei Mißverständnisse, durch die Schuld früherer Jahrhunderte, und wegen eingeschlichener Mißbräuche gegenwärtig von einander getrennt sind, aber doch wesentlich zusammen gehören, und ohngeachtet der vorübergehenden Trennung die Eine und untheilbare katholische Kirche ausmachen, wogegen die Anhänger dieser Schule mit Widerwillen und mit unverhohlener Geringschätzung auf die protestantischen Parteien Großbritanniens und des Continents herabblicken, und zwischen diesen und den „katholischen Kirchen“ eine breite Demarkationslinie ziehen. Unterdeß wollen wir doch die hier ausgesprochene Behauptung, daß die englische Kirche nur von der römischen, nicht aber von der griechischen Kirche excommunicirt sey, etwas näher beleuchten. Die Distinction ist in der That ungegründet. Ist von der Excommunication einer ganzen Parthei oder Kirche die Rede, so wird darunter entweder die feierlich gefällte Sentenz des Kirchenbannes, oder die stillschweigende, practische Excommunication, welche in der thatsächlichen Aufhebung aller kirchlichen, sakramentalen und gottesdienstlichen Gemeinschaft besteht, verstanden. Ist eine Excommunication der erstern Art gemeint, so kennen wir keine andere, als die der Synode von Trient; diese ist aber keineswegs gegen irgend eine Kirche namentlich gerichtet, sie ist nur in jenem Anathem enthalten, mit welchem die Synode die neuen Lehren des Protestantismus, und natürlich auch die Bekenner dieser Lehren, seyen es nun Individuen oder ganze Kirchengesellschaften, belegt hat. So lange die englische Kirche diese Lehren beibehält, oder auch nur duldet, so lange trifft

sie jenes Anathema und die darin begriffene Excommunication; an dem Tage, an welchem sie von den protestantischen Lehren ernstlich und vollständig sich lossagt, und das katholische Dogma in seiner Integrität wieder annimmt, an demselben Tage hört sie auf, excommunicirt zu seyn. In dieser Lage befindet sich aber die englische Kirche noch zur Zeit nicht nur gegenüber der abendländisch-katholischen, sondern auch gegenüber der griechischen Kirche. Denn auch diese hat bei mehr als einer Gelegenheit die protestantischen Lehren als häretisch verdammt, und die Bekenner derselben mit dem Anathem belegt. Um nur Eines anzuführen: dieselbe Kirche, in welcher jetzt einem protestantischen Bischofe Raum gemacht werden soll, die Kirche von Jerusalem, hat im J. 1672 auf einer Synode zu Bethlehem unter dem Vorsitz ihres Patriarchen Dositheus alle Hauptlehren des Protestantismus als eben so viele Häresien verworfen, und sich dabei darauf berufen, daß auch alle schon vorlängst abgefallenen orientalischen Kirchenpartheien, die Nestorianer und Monophysiten, die Armenier, die Kopten und Abyssinier in jenen Punkten, in welchen die Protestanten irrten, mit der katholischen Kirche völlig übereinstimmten, was sie, die Christen zu Jerusalem, von den täglich aus allen Theilen der christlichen Welt dort zusammenströmenden Pilgern in der evidentesten Weise erführen *).

Soll aber jene andere Art der Excommunication, die Verweigerung der kirchlichen Gemeinschaft, gemeint seyn, so hat die griechische Kirche zwar weniger Gelegenheit, dieß zu zeigen, es ist jedoch nicht zu bezweifeln, daß sie, da ihre Grundsätze hierüber die gleichen sind, in vorkommendem Falle eben so, wie die abendländisch-katholische verfahren werde. Oder bildet man sich etwa in England ein, daß die Gültigkeit anglikanischer Ordinationen griechischer Seits anerkannt, und ein zur griechischen Kirche übertretender Priester nicht reordinirt werden würde? Man frage nur an, oder man versuche es, die

*) Harduini Concil. Collectio. T. XI, p. 267.

dortigen Bischöfe zu der Erklärung zu bringen, daß ein Grieche die Eucharistie auch aus den Händen eines anglikanischen Geistlichen empfangen dürfe; die Illusion wird sogleich schwinden. Doch kehren wir zu den Verhandlungen der Englischen Blätter zurück.

Auf jenen Artikel der Times erwiederte ein anderes Londoner Blatt: die Sache verhalte sich anders, und der neue Bischof dürfe nicht als ein unrechtmäßiger Eindringling betrachtet werden, da der Griechische Patriarch, der den Titel von Jerusalem führe, nicht dort sondern in Constantinopel residire, und in Jerusalem noch andere eine bischöfliche Autorität ausübende Personen verschiedener Religionspartheien sich befänden, die protestantischen Kirchen aber die einzige Abtheilung der christlichen Welt seyen, welche, zu ihrer Schande müße man es gestehen, bisher keinen Repräsentanten in der heiligen Stadt gehabt hätten. Große Veränderungen seyen dort in jüngster Zeit vorgegangen, oder stünden noch bevor, ein englischer Consul sey eingesetzt worden, Palästina werde das Centrum vieler Hoffnungen und Erwartungen, Juden und Christen zeigten eine steigende Neigung sich dort niederzulassen. Für Protestanten sey aber die Abwesenheit einer bekannten und anerkannten kirchlichen Autorität bisher ein sehr fühlbarer Mangel gewesen, weshalb übergetretene sowohl als geborne Protestanten von den Türken kaum anders denn als Vagabunden angesehen worden seyen.

Die Times zögerten nicht, hierauf zu antworten: Auf die Residenz des griechischen Patriarchen komme hier nichts an; wenn er auch zu Konstantinopel wohne, sey er doch der rechtmäßige Prälat, in dessen Ansprüche nicht eingegriffen werden dürfe. Der Verfasser des Artikels suchte dann durch Beibringung von Zeugnissen zu zeigen, daß die griechische Kirche von den Anglikanern als rechtgläubig betrachtet werde, und daß das fragliche Unternehmen ein in jeder Weise illegitimes sey, wenn ihm nicht „die Zustimmung der kirchlichen Autoritäten des Orients“ zu Theil werde. — Diese Replik veran-

laßte zwei Männer, die sich zu der sogenannten anglo-katholischen Parthei oder Kirche rechnen, das Wort in der Sache zu nehmen. Der eine, der sich Anglo-Katholikus unterzeichnete, bemühte sich zu erweisen, daß die neue Ernennung nicht aus einer feindseligen Gesinnung gegen die Orientalische Kirche hervorgegangen sey, daß die Englische Kirche vielmehr die geheime Zustimmung und die guten Wünsche der Orientalischen Prälaten für sich habe, und brachte dann Citate aus Bingham's kirchlichen Antiquitäten herbei, welche darthun sollten, daß ein Fall der Noth ein Verfahren rechtfertige, welches unter gewöhnlichen Umständen allerdings schismatisch seyn würde.

Der andere, der das Wort nahm, war einer der angesehensten Oxforder Theologen, Palmer. Sein Schreiben ging von derselben Ansicht aus, enthielt aber folgende merkwürdige Aeußerung.

„Zuvörderst bin ich ermächtiget, auf die höchste Autorität hin *) zu erklären, daß mit der Aufstellung eines Bischofs für Palästina keineswegs ein Eingriff in die älteren Ansprüche und die Jurisdiction der rechtgläubigen orientalischen Kirchen beabsichtiget wird; es handelt sich dabei blos darum, den etwa in Palästina residirenden Gliedern unserer Kirche die Vortheile geistlicher Oberaufsicht und Fürsorge nach dem Ritus und der Disciplin der Kirche zu gewähren. Man wird sich erinnern, daß der ehrwürdige Prälat, der an der Spitze unserer Kirchen steht, öffentlich (bei einer Versammlung wegen Gründung eines Fonds zur Dotation von Bisthümern in den Colonien) im Namen der anglikanischen Kirche jede Absicht in Abrede stellte, unter den christlichen an's Mittelmeer gränzenden Kirchen Proselyten zu machen. Demnach ist die Ernennung eines Bischofs für Palästina blos eine vorübergehende und provisorische Einrichtung (a temporary and

---

*) D. h. ohne Zweifel: aus Auftrag des Primas und Erzbischofs von Canterbury.

provisional arrangement) zum Vortheil unsrer Landsleute, bis die Gemeinschaft, welche so viele Jahrhunderte hindurch zwischen unseren Kirchen und denen des Orients bestanden, wiederhergestellt seyn wird."

„Der freundliche Verkehr, welcher zwischen den Häuptern unserer Kirchen und denen der Orientalischen Kirchen stattfindet, bietet an sich schon hinreichende Gewähr dar, daß der nach Palästina zu sendende Bischof mit solchen Instructionen versehen werden wird, welche vielmehr auf Beförderung als auf Hemmung der Kirchenvereinigung berechnet sind. Er kann ohne Anstand bei den Orientalischen Patriarchen eingeführt werden als Repräsentant der Anglo-katholischen Kirchen, und als einer der beauftragt ist, so weit es möglich, jeden Eingriff in ihre Autorität und jeden Versuch unter ihren Angehörigen Proselyten zu machen, zu verhindern. Ausgerüstet mit solchen Instruktionen und geleitet durch solche Principien, sorgfältig jede Collision mit der Orientalischen Kirche vermeidend, und zugleich in der Beförderung ihrer besten Interessen sich hülfreich erweisend, kann der für Jerusalem bestimmte Bischof die günstigste Stimmung für unsre Kirche hervorrufen, kann der Kanal häufiger und freundlicher Communicationen zwischen unsern Kirchenhirten und dem Orient werden, und wesentlich zur Wiedervereinigung lange getrennter Brüder beitragen".

Hierauf haben nun die Times, in ihrem Blatte vom 29. Oktober, sich nochmals erklärt; sie bestätigen, daß die in den beiden Sendschreiben enthaltenen Angaben auf höherer Autorität beruhten, versichern zwar im Allgemeinen damit befriedigt zu seyn, unterlassen aber doch nicht, auch hier wieder ihre Zweifel und Bedenklichkeiten anzubringen.

„Wir müssen hier — sagen sie — bemerken, daß wenn die Absichten unserer Bischöfe in dieser Angelegenheit von der Art sind, wie sie dargestellt werden — und wir können nicht da-

zu zweifeln — es in der That höchst seltsam und befremdlich erscheint (it does seem not a little extraordinary), daß Jerusalem und nicht Konstantinopel zum Sitz des neuen Prälaten ausersehen worden, daß man, in Verbindung mit diesem Umstande, einen Geistlichen Jüdischer Abkunft zum Bischof erwählt hat, und endlich daß der Plan von dem Könige von Preußen ausgegangen ist. Es ist offenbar unglaublich, daß dieser ehrenwerthe Monarch sich gerade durch jene Motive dabei habe leiten lassen, welche „Anglo-katholikus“ als diejenigen, die für den Englischen Antheil an den Geschäften entscheidend gewesen, angeführt hat. Hr. Palmer behauptet, des Königs Majestät habe diesen Plan als einen Umweg (a circuitous mode) zur Einführung eines regelmäßigen Episcopats im protestantischen Deutschlande gewählt, aber wir müssen in der That Bedenken tragen, einer so seltsamen Meinung beizustimmen. Andere haben sich vernehmen lassen, es handle sich darum in Palästina eine Gemeinde von Juden-Christen zu Stande zu bringen. Wir erwähnen diese Dinge, weil wir der Ansicht sind, daß aus dem wahren Charakter des Plans kein Geheimniß gemacht werden sollte“.

Wenn nun auch, wie man aus diesen Auszügen ersieht, Manches bei dieser Negotiation noch in Dunkel gehüllt ist, so ergibt sich doch mit völliger Gewißheit so viel, daß die Theilnehmer ganz verschiedene, fast dürfte man sagen, theilweise entgegengesetzte Interessen dabei im Auge haben. Das Englische Ministerium hat wahrscheinlich, wie auch die Englischen Blätter zu verstehen geben, zunächst nur die Absicht gehabt, den neuen Bischof als Schildwache zur Ueberwachung Rußischer Absichten in Syrien zu gebrauchen. Der hochkirchlichen Partei in England liegt eine Annäherung und Befreundung mit der Griechischen Kirche sehr am Herzen, sie würde Viel darum geben, wenn sie die dortigen Prälaten zu Handlungen bewegen könnte, welche als eine Anerkennung des Anglikanischen Ebiskopats, oder gar der Anglikanischen Orthodoxie ausgelegt werden könnten; sie sieht daher in dem

neuen Bischof hauptsächlich einen Agenten und Vermittler, dessen Aufgabe es ist, als Organ dieser freundschaftlichen Gesinnungen zu dienen, jeden einer Annäherung günstigen Umstand zu benützen, in allem nach den Aufträgen seiner Englischen Gönner und Patrone zu handeln, und vorzüglich auch sich, so weit dieß möglich sein wird, in ein collegialisches Verhältniß zu den östlichen Prälaten zu setzen, welches dann als Uebergangs- und Vermittlungspunkt zu einer vollständigen und ausdrücklichen Anerkennung dienen könnte. Daß der Bischof an der Geburtsstätte der Christenheit den Protestantismus repräsentiren solle, wie in Deutschland erklärt worden ist, daran denkt freilich die Anglikanische Kirche so wenig, daß sie vielmehr, wie wir eben gesehen, deutlich genug dagegen protestirt. Nicht die protestantischen Kirchengesellschaften sondern jene Kirche, welche sich die Anglo-katholische nennt, und, die Gemeinschaft der protestantischen Partheien verschmähen, Anspruch darauf macht, neben den älteren Schwestern und Stammkirchen des Orients und Occidents, als drittes Glied der katholischen auf apostolischer Succession ruhenden Kirche zu gelten — diese soll Herr Alexander in Jerusalem vertreten; und damit Alles, was das kirchliche Gefühl der Griechen verletzen könnte, vermieden werde, hütet man sich, ihn als Bischof von Jerusalem zu bezeichnen, und nennt ihn nur Bischof in Palästina.

Demzufolge wird Herr Alexander allem Anschein nach in seiner neuen Würde in eine ziemlich schwierige Lage kommen, und sich vielleicht bald nach den Fleischtöpfen Aegyptens, d. h. nach dem Hörsaal in Cambridge, wo er bisher Hebräische Grammatik docirt hat, zurücksehnen. Es kann nicht fehlen: der Spruch, daß Niemand zwei Herren dienen könne, wird sich auch an ihm bewahrheiten, denn es ist nicht recht abzusehen, wie er seine Aufgabe, in Palästina als Agent und Repräsentant der „anglo-katholischen“ Kirche aufzutreten, und als akkreditirter Geschäftsträger bei den Patriarchen des Orients die Befreundung und Einigung beider Kirchen zu befördern,

mit der ziemlich heterogenen Rolle eines Repräsentanten des Protestantismus und eines Wahrers der protestantischen Interessen in Palästina vereinbaren werde. Er müßte wie Janus zwei Gesichter tragen, und den Behörden in Jerusalem wie den orientalischen Prälaten bald ein Anglo=katholisches bald wieder ein Deutsch=protestantisches Antlitz zuwenden. Und doch ist nicht zu zweifeln, daß jene Macht, von welcher der Gedanke ausgegangen, und welche auch die Geldmittel zur Besoldung des neuen Bischofs angewiesen hat, dabei nur die letztere, die protestantische Rolle im Auge gehabt habe, und dort erwartet man auch sicher, daß nach dem alten Sprichworte der Bischof das Lied deren singe, deren Brod er essen wird. Um nun nur eines Falles zu erwähnen, in welchem eine Collision der Pflichten und Instructionen unvermeidlich sich ergeben wird: die Schutzmacht des Protestantismus muß natürlich wünschen und erwarten, daß sich unter den Auspicien des jungen Episcopats recht bald protestantische Gemeinden, theils durch Ansiedelung, theils durch zu gewinnende Proselyten, in Palästina und Jerusalem bilden; sie muß wünschen, daß der jetzige Zustand, der bei den klugen Orientalen leicht ein geringschätziges Lächeln wecken dürfte, das Verhältniß nämlich, nach welchem Hirt und Heerde nahezu in Einer Person vereinigt sind, sich in ein naturgemäßeres verwandle, und das protestantische Episcopat auch die feste Basis gehorchender Gemeinden erhalte. Hiebei ist nun aber mit Gewißheit vorauszusehen, daß die griechischen Geistlichen und Prälaten die Festsetzung dieses neuen Elementes religiöser Zwietracht in dem ohnehin so zerrissenen Orient mit dem entschiedensten Widerwillen wahrnehmen, und sich demselben mit allen Kräften widersetzen werden. Man erinnere sich hier nur der Vorgänge, die in jüngster Zeit in Griechenland stattgefunden haben. Für diesen Fall lauten die Instructionen, die Hr. Alexander in England und von den Bischöfen, in deren hierarischen Verband er eingetreten, empfangen hat, daß er sich nach den Wünschen und Interessen der griechischen Kirchenhäupter richten, alles ih=

nen Misfällige vermeiden, ihnen vielmehr hülfreiche Hand reichen solle. Was wird er wohl thun?

Auf die Unbekanntschaft der Orientalen mit dem Charakter des Protestantismus oder auf ihre Gleichgültigkeit gegen denselben wird man nicht rechnen dürfen. Das Andenken an die Kämpfe und Wirren, welche im siebzehnten Jahrhundert durch die Versuche eines Cyrillus Lukaris, den Protestantismus in die griechische Kirche einzuführen, hervorgerufen worden, ist dort noch nicht erloschen; und wäre es auch erloschen, so haben die vielgeschäftigen amerikanischen Missionäre dafür gesorgt, daß der griechische Clerus mit dem protestantischen Lehrbegriffe, und mit der weiten Kluft, welche denselben eben sowohl von der Lehre der anatolischen, als von der der abendländischen Kirche trennt, hinlänglich bekannt ist. Man weiß dort, daß der Protestantismus kein Episcopat, keine bischöfliche Succession, keinen Mönchsstand, kein Priesterthum und kein Opfer besitzt, daß er von den sieben Sacramenten der orientalischen wie der occidentalischen Kirche nur zwei, oder genauer (wegen Verwerfung des Priesterthums) nur eines übrig gelassen hat; daß er die Anrufung der Heiligen und die im Orient so hoch getriebene Verehrung der religiösen Bilder als Götzendienst brandmarkt; daß er die Autorität der Tradition, die reale Gegenwart Christi in der Eucharistie, das Gebet für die Verstorbenen verwirft, und die bei den Orientalen so strenge gehaltene Fasten verachtet. Alles dieß wissen die Orientalen, sie wissen auch, daß sie in allen diesen Punkten mit der abendländischen Kirche übereinstimmen. Sollte es nun auch dem Protestantismus gelingen, sich wirklich in Palästina und der heiligen Stadt festzusetzen, vielleicht auch — Hr. Alexander wird wohl nicht von den nöthigen Mitteln entblößt gelassen werden — eine Anzahl Proselyten zu machen, so wird die Wirkung davon die seyn, daß in den Gemüthern der orientalischen Christen schon durch den Contrast und durch die Gegenwart und die Bestrebungen des gemeinsamen Gegners das Bewußtseyn der Uebereinstimmung

mit Rom und der westlichen Kirche in allen wesentlichen Dingen neu erwacht. Indem sie die bis zur Unkenntlichkeit entstellten und verzerrten Züge der Fremden betrachten, die jetzt in ihrem Hause Platz zu nehmen begehrt, wird ihnen die vollständige Aehnlichkeit, ja Gleichheit der Physionomie, worin sich der gemeinsame Ursprung der beiden Schwestern, der orientalischen und occidentalischen Kirche so deutlich zu erkennen gibt, um so mehr einleuchten; und sollte dann nicht auch die alte schwesterliche Zuneigung wieder aufleben?

Von protestantischer Seite wird gewöhnlich die gemeinsame Lossagung von dem Primat des Papstes hoch angeschlagen; hierin wenigstens hofft man die Sympathie der Orientalen für sich zu haben, und einen Anknüpfungspunkt wo nicht zu engerer Anschließung, doch wenigstens zu vereinter Feindseligkeit gegen die abendländische Kirche zu finden. Aber diese Rechnung dürfte sich als eine falsche erweisen. Die Griechen haben, wenn sie auch dem Papste eine Jurisdiction über ihre Kirchen zuzugestehen sich weigerten, ihn doch stets, auch in Zeiten leidenschaftlichen Haders, als den rechtmäßigen Patriarchen des Occidents anerkannt, welchem über alle Kirchen des Westens dieselbe Autorität zustehe, wie sie die östlichen Patriarchen über ihre Diöcesen ausüben. Diese Gewalt ist, namentlich bei den Patriarchen von Konstantinopel, in mancher Beziehung noch größer und umfassender, als die des Papstes. Sie können daher in jenen Kirchengesellschaften, welche sich in Europa gegen den Patriarchen von Altrom aufgelehnt, und von ihm und den unter ihm vereinigten Kirchen getrennt haben, nur schismatische Vereine erblicken, Rebellen gegen die rechtmäßige kirchliche Autorität, denen man um so weniger den Zutritt in das Gebiet der orientalischen Kirche zu gestatten geneigt seyn dürfte, als die dortigen Kirchenhäupter natürlich befürchten müssen, daß der Same kirchlicher Empörung und Anarchie, welcher im Occident so giftige Früchte getragen, durch sie nun auch im Orient ausgesäet werde.

Selbst das Volk, welchem bisher die Existenz des Protestantismus wohl größtentheils unbekannt war, wird, wenn nun ein protestantischer Cultus in Jerusalem eingerichtet wird, gleich von Anfang an den Eindruck empfangen, daß hier eine Genossenschaft sich niedergelassen habe, welche nicht, wie bei den orientalischen Kirchenpartheien, den Armeniern, Kopten, Nestorianern, Jakobiten der Fall ist, in gewissen spekulativen, dem Volke wenig verständlichen und im öffentlichen Gottesdienste nicht wahrnehmbaren Dogmen von den übrigen abweicht, deren gesammte Religion vielmehr im Glauben, im Cultus und im Leben etwas durch und durch Verschiedenes ist. Wenn die Katholiken, die Griechen, die Armenier, die Maroniten, Kopten und Nestorianer alle in Jerusalem ihre Altäre haben, auf denen die drei zuerst Genannten täglich das heilige Opfer darbringen, so wird in der zu erbauenden protestantischen Kirche kein Altar, wie kein Opfer, sondern nur eine Kanzel und ein Tisch zu finden seyn. Wenn dort Alle die heiligen Stätten täglich feierlich incensiren *), so wird dieser Ritus von den Protestanten als Aberglaube geschmäht werden. In den protestantischen Gesinnungen hinsichtlich der Bilderverehrung wird das Volk einen Widerhall der Muhamedanischen Grundsätze finden, und schon die Unterlassung des Kreuzeszeichens wird ihm als bedeutungsvolle Scheidewand auffallen.

Und was wird die Wirkung seyn, wenn das neue Bisthum zu Jerusalem, statt, wie man sich schmeichelt, den orientalischen Christen ein Bild der Einheit des Protestantismus darzustellen, vielmehr gerade dazu dient, ihnen die unversöhnliche innere Zerrissenheit desselben, welche weit tiefer geht als die Spaltungen und Differenzen der östlichen Kirchenpartheien, recht anschaulich zu machen? Auf den ersten Blick zwar sollte man glauben, Hr. Alexander werde keine Schwierigkeit finden, seine bischöfliche Oberaufsicht und Jurisdiction über die

*) De *Géramb* Pélérinage à Jérusalem. I, 162.

anderthalb protestantischen Seelen, die er etwa in Palästina vorfinden mag, geltend zu machen. Sieht man aber näher zu, so zeigen sich Hindernisse ohne Ende. Die Amerikaner und ihre Missionäre, die sich in den letzten Decennien in Versuchen, den orientalischen Christen ihr „evangelisches“ System zu inoculiren, vorzüglich geschäftig erwiesen haben, werden ohne Zweifel die Zumuthung, sich von nun an den Anordnungen des Hrn. Alexander zu unterwerfen, und sich innerhalb der durch seine englischen Instructionen vorgezeichneten Schranken zu halten, mit Entrüstung von sich weisen. Sie, deren Vorväter, um dem Episcopat zu Hause zu entgehen, nach Amerika auswanderten, werden sicher nicht die durch nichts getragene, nicht einmal auf eine wirklich existirende Gemeinde sich stützende Autorität des neuen Bischofs anerkennen. Von Seite der englischen Dissenters, die nach Palästina kommen werden, und die den Haß gegen die bischöfliche Gewalt schon von Haus aus mitbringen, wird es ihm begreiflicherweise nicht besser ergehen. Schweizerische und holländische Protestanten werden auch keinen Grund finden, warum sie unter ein Institut, welches ihren heimathlichen Kircheneinrichtungen so völlig fremd ist, im Auslande sich beugen sollen. Selbst über die der bischöflichen Kirche angehörigen Engländer wird Hr. Alexander Mühe haben, seine Autorität zu behaupten, denn diese Kirche ist gegenwärtig in zwei Heerlager, das „evangelische“ und das „Anglo=katholische gespalten, zwischen denen die Kluft sich täglich erweitert, und die vielleicht nicht lange mehr auch nur äußerlich verbunden bleiben. Die Instructionen, die man ihm mitgegeben, sind, wie wir gesehen, ganz im Sinne der letzteren, der Anglo=katholischen Parthei abgefaßt, und schon dieß dürfte die „Evangelicals“, falls solche nach Palästina kommen, bestimmen, ihm und seinen Weisungen die Unterwerfung zu verweigern. Kurz: die bischöfliche Amtsführung des Hrn. Alexander wird ein fast ununterbrochener, unerquicklicher und fruchtloser, aber dabei doch lehrreicher Kampf mit Widerspenstigen und offenen Ver=

ächtern seiner Autorität, eine wahre Danaidenarbeit werden; was er mühsam aufgebaut zu haben wähnt, wird ihm jeden Moment wieder unter den Händen zu zerrinnen drohen, und wenn er nach zehn Jahren einmal seine große Diöcese visitirt, so dürfte es ihm ergehen, wie jenem englischen General in Irland, welchem bei einer großen Heerschau auf die Frage: Wo ist der leichte Trupp von Donegal? von einer einzelnen Stimme geantwortet wurde: Hier bin ich, Ihr Gnaden!

Und diese Seite der Sache ist vielleicht auch diejenige, welche die orientalischen Bischöfe bestimmt, das Unternehmen mit minder ungünstigen Augen zu betrachten. Vielleicht finden sie es noch dankenswerth, daß man ihnen aus Europa mit großen Kosten einen Professor zugesendet hat, der ihren Untergebenen gratis einen praktischen Cursus über die Tendenzen und Wirkungen der protestantischen Principien und über die Beschaffenheit des protestantischen Kirchenwesens liest, und Alles gleich mit den anschaulichsten Beispielen belegt.

LVII.

Der „Lebendige“ und Lewald's Europa.

(Aus einem Schreiben an die Redaction.)

Den „Lebendigen“ und seine ungeschlachten Verse kennen Ihre Leser aus dem siebenten Hefte des achten Bandes dieser Blätter zu Genüge; neu und ergötzlich mag es aber mehrern derselben seyn, zu vernehmen, in welcher Weise derselbe seine Apotheose auch in Lewald's Europa gefunden hat. Weil jedoch diese Zeitschrift, ungeachtet, oder vielmehr wegen ihres Beinamens „Chronik der gebildeten Welt“, sich nur auf eine besondere Qualität von Bildung zu beziehen scheint, so ist es vielleicht erlaubt, zu einiger Orientirung über solche wenigstens dies zu bemerken: „daß sie, seit 1835 bestehend, den Jahrgang 1841 mit ihrer eigenen, etwas sonderbaren Entstehungsgeschichte eingeleitet, und versichert hat, die ganze Unternehmung sey eigentlich nur für die vornehme Welt be-

stimmt; daß sie hierauf wegen dieser angeblichen Genesis und Bestimmung eine harte Zurechtweisung von der A. allgem. Zeitung erdulden mußte, welcher Hader allerdings überraschen konnte; daß endlich als politisches Orakel der Europa gegenwärtig Hr. Dr. Lohren gefeiert wird, der vor kurzem erst in einem für das Jubiläum König Wilhelms von Würtemberg geschriebenen Artikel den Beweis lieferte, daß es sogar der Würtenbergischen Regierung nicht gelingt, sich von den kirchlich und politisch Liberalen einen Dank zu verdienen, indem der bescheidene Mann meint, so lange nicht Freiheit des Gedankens, Reform des Rechts und allgemeine Bewaffnung bewilligt wären, sey alles Andere nur Kinderspiel.

Bezüglich auf den „Lebendigen“ findet nun zwischen der A. allgem. Zeitung und der Europa kein Zwiespalt, sondern herzinnige Harmonie statt. Mit übereinstimmendem Freudenruf wurden seine Gedichte von beiden Journalen begrüßt; nur genügt das „wahre Labsal“ des erstgenannten Blatts der Europa nicht; dies Lob ist ihr „zu dürftig“; sie verlangt überschwenglichen Enthusiasmus für ihren Schützling; sie möchte, daß er allenthalben mit dem Liede: „Seht, der Held und Sieger kommt“! empfangen würde, und als die würdigste Ovation giebt sie in einem der neuesten Hefte ein köstliches curriculum vitae desselben, aus welchem ich Ihnen Einiges mittheile.

Georg Herwegh, so heißt der „Lebendige“, ist der Sohn eines „schlichten Bürgersmannes“; er studirt zu Tübingen; aber bald behagt ihm das trockene Universitätsstudium nicht mehr. Er kömmt nach Stuttgart, um „frei von den Einflüssen der Professoren, frei von dem Umgange der Studenten in der Umgebung der größeren Stadt seinem stillen Denken und Brüten nachzuhängen“. Hier angelangt stellt er sich unverweilt bei Herrn Lewald, dem Redacteur der Europa ein, dem er schon früher seine praktischen Jugend-Ergüsse zugesandt hat. „Ein hochaufgeschossener bleicher Mensch, mit straff herabhängenden kohlschwarzen Haaren, ein brennendes, schwärmisches Auge im Kopfe; früher bedeutenden Nerven-Krankheiten ausgesetzt, in seinem Gange etwas Schwankendes, Schwebendes“. Welche poetische Schilderung! Nur der „derbschwäbische Dialekt“ will nicht recht dazu passen.

Herr Lewald ahnt sogleich das hohe Dichter Genie in dem Neuangekommenen. Er versichert dessen besorgten Vater, sein Sohn werde „Uhland und Schwab überflügeln, und ein neuer Schiller werden“, — und freut sich jetzt, daß „der junge Dichter ihn wenigstens nicht ganz zum Lügner werden ließ“. — Um den Vater jedoch einigermaaßen zu beruhigen, wird dem

künftigen Schiller „eine kleine Stelle bei der Redaktion der Europa angeboten, welche damals noch im Werden war“. Aber das grausame Geschick zerreißt auf einmal dieses schöne Verhältniß; der junge Mann wird conskriptionspflichtig, und muß als Rekrut in die Kaserne. Von dort aus schreibt er klägliche Briefe an seinen Protector, welcher auch sogleich dahin eilt, und den angehenden Kriegsmann „knirschend vor Wuth“ antrifft. Herr Lewald sucht ihn zu trösten und versorgt ihn „mit Wein und mit Büchern“; zugleich macht er Schritte bei den Behörden, und wendet sich zuletzt an den König selbst, um des Dichters Befreiung zu erlangen. Aber darüber vergehen mehrere Wochen; Herwegh muß in der Kaserne bleiben, die Unterofficiere und Soldaten verstehen nichts von dem „Weltschmerz“, der ihn erfüllt; sie lachen ihn aus, wenn er mit den Worten Nicolaus Lenaus ihnen zuruft: „Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig“! u. s. w. Da er keine Idee von Subordination hat, kömmt er endlich in Arrest bei Wasser und Brod, aus welchem ihn nach vierzehn Tagen die königliche Gnade befreit. Er wird vom Dienste dispensirt, und darf wieder in der Stadt seinen früheren Beschäftigungen obliegen. Da geschieht es ihm, daß er auf einem Balle (der Weltschmerz erlaubte ihm solche Zerstreuung) einen Officier insultirt, und die Strenge der militärischen Strafgesetze fürchtend, besinnt er sich nicht lange, sondern desertirt in die Schweiz.

Edle, deutschthümliche Brutusseele! In deinen geharnischten Trutzreimen grollst du mit Gott und Welt, zermalmest Päpste, Könige und Ritter, rufst mit wilder Glut dein junges Deutschland zu Kampf und Sieg, und während dieses im kriegslustigen Unisono aller Orten singt und lehrt, wie alle deutschen Zungen und Schwerter zu einem ringfertigen Ganzen zusammenwachsen sollen: folgt der Theorie die Praxis, das Vaterland fordert dich zur Uebung des Waffendienstes, du gerathest in Verzweiflung, brichst deinen Fahneneid und desertirst in's Ausland.

Die Europa aber — diese Zeitschrift „für die Vornehmheit“, preiset den „Lebendigen“ als den Dichter der „Nation“ *), und versichert ihm, daß diese letztere „jetzt keine anderen Thaten von ihm erwarte, als seine hochherzigen Gedanken, seine hohen Träumereien in gepanzerten Rhythmen ertönen zu lassen“. Wann die Zeit zu „andern Thaten“ gekommen seyn wird, behält sie sich vor, ihm kund zu thun.

*) In einigen Gegenden von Bayern und Oesterreich gilt das Wort Nation im Scherze zuweilen gleichbedeutend mit Gesindel.

LVIII.

Briefliche Mittheilungen

aus Würtemberg.

Aus Würtemberg den 11. Nov. Mein letzter Brief, den Sie im 5ten Hefte des 8ten Bandes Ihrer Zeitschrift mitgetheilt, hat hier viel böses Blut gemacht. Doch hat man gegen die von mir angeführten Thatsachen, mit Ausnahme einer einzigen, nichts einzuwenden vermocht. Ueber diese eine Blöße ist man aber dafür um so heftiger und derber hergefallen. Es ist die von mir erwähnte Weisung an den Pfarrer von Hohenrechberg, die Messe daselbst vor Sonnen-Aufgang zu lesen, die man als eine abgefeimte, ja volksaufwieglerische Verläumdung der würtembergischen Regierung in Abrede stellte. Die Weisung ist indessen doch ergangen — der vorige, nun verstorbene Pfarrer von Hohenrechberg hat es selbst meinem Gewährsmanne erzählt, dessen Glaubwürdigkeit über allen Zweifel erhaben ist — aber sie ging nicht von der Regierung, wenigstens nicht unmittelbar aus, sondern von dem damaligen, noch lebenden Decan von Gmünd und beschränkte sich namentlich auf die Wallfahrtszeiten. Der Regierung bin ich überdieß die Erklärung schuldig, daß dieser Decan allerdings der Mann ist, eine Weisung der Art auch in seinem eigenen Kopfe auszuhecken. Der Pfarrer, an den sie erging, hat sich nicht daran gekehrt; das hat mir ein Berichterstatter das erstemal zu bemerken vergessen. Uebrigens wird es Sie freuen, bei diesem Anlaß zu vernehmen, daß die hist.-polit. Blätter gegen die gedachte Beschuldigung abgefeimter und volksaufwieglerischer Verunglimpfung der würtemberg'schen Regierung und dem Gmünder Intelligenzblatte einen freiwilligen Vertheidiger gefunden haben, der mit Nennung seines Namens die Beschuldigung als mit dem wissenschaftlichen Charakter dieser Zeitschrift unvereinbar zurückwies. Es erfolgte darauf von Seite des Anklägers, eines Herrn Baumeisters Fritz, eine heftige Diatribe, worin derselbe unter andern den wissenschaftlichen Charakter der hist.-polit. Blätter mit dem Bemerken leugnete, daß die darin abgehandelten Gegenstände gegen eine vorherrschende Wissenschaftlichkeit zeugten! Darüber nun natürlich kein Wort mehr. — Man ist hier sehr gespannt auf das Auftreten der katholischen Mitglieder unserer Ständeversammlung. Mehrere Petitionen wegen der Bedrückung der katholischen Kirche sind bereits eingegangen, sowohl von Seite des Volkes, als der Geistlichkeit. Von einigen Standesherrn hegt man sehr günstige Erwartungen, und Freiherr von Hornstein dürfte in der Kammer der Abgeordneten auch nicht mehr so allein stehen, wie früher. Hat doch der Herr Bischof von Rottenburg selbst eine Motion angekündigt über die Verhältnisse der katholischen Kirche in Würtemberg! Ueber den Inhalt derselben hat er sich aber gegen Niemand geäußert. Das Zurücktreten Preußens im Conflicte mit Rom scheint die hiesige Regierung in große Verlegenheit zu setzen. Man spricht sogar von Unterhandlungen mit den übrigen deutschen protestantischen Regierungen aus diesem Anlaß. Dergleichen Gerüchte könnten wohl die Katholiken in der Ständeversammlung veranlassen, ihre Klagen noch einsweilen zurückzuhalten, um nicht zur Unzeit zu erbittern. Doch ist zu hoffen, daß sie sich jedenfalls dadurch nicht so lange werden hinhalten lassen, daß man ihre Beschwerden unter dem Vorwande des Mangels an Zeit auf die Seite schieben könne.

LIX.

Die Preßfreiheit unter Joseph II.

Das achtzehnte Jahrhundert liegt der Gegenwart so nahe, daß die eigne Erinnerung derer, welche heute die fünfziger Jahre zurückgelegt haben, noch in die antediluvianischen Zeiten vor der Erstürmung der Bastille zurück reicht. — Und dennoch, wie wenig sind diese von der jüngeren Generation gekannt und verstanden! Die öffentliche Aufmerksamkeit hat sich, des klassischen Alterthums nicht zu gedenken, bei weitem mehr dem Mittelalter zugewendet, und so ist es geschehen, daß unter der Mehrheit der Jetztlebenden die allerwunderlichsten Vorstellungen über den Charakter jener merkwürdigen Periode zwischen der Thronbesteigung Friedrich's von Preußen und dem Ausbruche der großen französisch-europäischen Revolution in Schwang kommen konnten. Während die Einen in jener Zeit, und insbesondere in der Regierung des Kaisers Joseph, den Sieg des Vernunftlichtes und der freien Neuzeit begrüßen, blicken Andere mit sehnsüchtigem Verlangen auf das Regiment der „alten, guten Ordnung" zurück, wo die unumschränkte Herrschaft eines souverainen Einzelwillens jede Schranke überspringen oder niederwerfen konnte. — Beiden Partheien wäre zu wünschen, daß sie durch recht genaues Studium jener Periode zu der Ueberzeugung gelangten: wie viele jener bittern Früchte, die sie selbst schon heute kosten, und deren voller Genuß einer nicht fernen Zukunft aufbehalten scheint, in eben jenem bon vieux tems, mit großer Mühe und in Treibhäusern, zur frühen Reife herangezogen wurden.

Bekanntlich hatte Kaiser Joseph II., bald nach seiner Thronbesteigung, seinem Volke Preßfreiheit gewährt, fand

sich jedoch nach kurzer Zeit schon veranlaßt, das blanke Spielzeug zurückzunehmen, nachdem sich wider Erwarten gezeigt, daß es nicht bloß schneidend, sondern zweischneidig war. Dieser Hergang ist bekannt, bei weitem weniger jedoch das Einzelne jener, für Oesterreich höchst charakteristischen Erscheinungen, welche die Preßfreiheit in's Leben rief, und noch weniger die Gründe, warum dieselbe so schleunig wieder gegen eine, keine Ausnahme gestattende Censur vertauscht ward *).

Die fast gänzliche Einstellung jeder Beschränkung der Presse hatte Oesterreich, nach verschiedenen Richtungen hin, in eine wahrhaft fieberhafte Aufregung versetzt. — Man kann sich von dieser nur dann eine ungefähre Vorstellung machen, wenn man den Contrast dieses Lärms mit der unmittelbar vorhergehenden, wenigstens auf dem geistigen Gebiete, so ruhigen, windstillen Regierungsperiode der großen Kaiserin erwägt.

In Beziehung auf Maria Theresien's Regiment ist zunächst ein großer Irrthum zu beseitigen, der, kraft unaufhörlicher Wiederholung, zuletzt bei Vielen Glauben gefunden hat. Wer einen dumpfen und verdummenden Geistesdruck, als Princip und Devise dieser Regierung bezeichnet, greift völlig fehl, ja! er weiß nicht, wovon die Rede ist. Oesterreich war unter der letzten Erbin des Habsburgischen Stammes, kraft des vorschlagenden Grundton's seines regierenden Hauses, und des, in allen Provinzen überwiegenden Elementes deutscher

*) Schon unter dem 3. März 1783 wurde im Königreich Böhmen, und wahrscheinlich auch in allen andern Ländern der Monarchie, „sämmtlichen Buchhändlern, Buchdruckern und demjenigen Theil des Publikums — — welche ein Werk zum Druck zu befördern oder abzugeben haben“, befohlen: „das Original jedesmal und zwar ohne Ausnahme der Person und Eigenschaft des Werks, mit Einbegriff auch der mindesten Anzeigezetteln, doppelt, beide Exemplarien rein und lesbar geschrieben, mit Beisetzung des Namens des Verfassers bei dem k. k. Büchercensuramte einzureichen“.

Bildung, ein deutsches, und aus denselben Gründen, ein katholisches Land, wie jedes andere. Die katholische Kirche war dort, dem Namen nach von jeher, und obwohl seit Leopold's Zeiten mannigfach beschränkt, wenigstens zum größten Theile, auch noch der Sache nach, die herrschende geblieben, bis in der letzten Hälfte der Regierung Maria Theresien's der im Zeitgeiste liegende Pseudopoliticismus der Regierungsbehörden, trotz der persönlichen Andacht der Kaiserin, immer drohender sein Haupt erhob. Nicht minder nagte dort der Wurm des Jansenismus heimlich schon lange an der katholischen Wurzel; von den Niederlanden her hatte sich die Secte unvermerkt in Oesterreich eingeschlichen, und hier ein Netz gewoben, welches sich immer enger um den großen Geist der Monarchin zusammenzog. Endlich kann dem katholischen Clerus derselbe Vorwurf gemacht werden, der ihn überall treffen wird, wo die Kirche lange Zeit hindurch, wie in Oesterreich, in einer äußerlich geschützten und wohlhäbigen, bequemen und sichern, scheinbar oder wirklich herrschenden Stellung gestanden hat. Damals, wie überall in ähnlichen Lagen, hatte ein großer Theil des österreichischen Clerus der menschlichen Natur seinen Tribut entrichtet, und war, der Wachsamkeit und des Gebets vergessend, ruhig eingeschlafen. — Vielleicht mag die Mehrheit, selbst der bessern Hirten und Kirchenfürsten, ein größeres Vertrauen auf die fürstliche Schutzmacht, als auf den Geist gesetzt haben, der am ersten Pfingstfeste der Kirche mitgetheilt worden ist, um bei ihr zu bleiben bis an's Ende der Zeiten. Die Summe aller hieraus fließenden Uebelstände und Mißbräuche, somit also auch die Nothwendigkeit von Reformen, kann und muß zugegeben werden, während der Vorwurf des Obscurantismus gewöhnlich auf baarem Mißverstande und einseitigem Religionshaß der Außerkirchlichen beruht, denen, kraft langer Angewöhnung, dunkel und katholisch gleichbedeutende Begriffe sind. Der Raum erlaubt es hier nicht, auf den literarischen und wissenschaftlichen Zustand Oesterreichs unter Maria Theresia näher einzugehen.

Nur so viel ist zu bemerken, daß um die Mitte des Jahrhunderts diese Monarchie in Hinsicht des soliden, tüchtigen Wissens seiner Gelehrten mit jedem andern deutschen Lande einen billigen Vergleich aushalten konnte, und jeder fernern Entwickelung zum Guten fähig war. Begreift insbesondere der Vorwurf des Obscurantismus, seiner landüblichen Geltung nach, in sich: die Hemmung aller, auch der unschädlichen und nothwendigen, geistigen Bewegung, durch eine übelwollende oder stupide Censur; den Haß gegen alle, nicht unmittelbar für materielle Zwecke verwendbare Wissenschaft; das erdrückende Einschnüren der öffentlichen und Privatstudien in zwecklose und geisttödtende, alles Leben hemmende und den Volksgeist verknöchernde Formen; das mechanische und gewaltsame, von staatswegen getriebene Einpferchen des jugendlichen Geistes in den todten Buchstaben veralteter Compendien; endlich die geistige Absperrung Oesterreichs von jeder freundlichen Beziehung zum gemeinschaftlichen Leben Deutschlands, ja Europa's; — begreift man, sagen wir, dieses Alles unter dem Gemeinnamen des Obscurantismus, — so ist es für jeden, der geschichtlichen Verhältnisse Oesterreichs einigermaaßen Kundigen nicht nöthig, die grobe, auf handgreiflichen Anachronismen beruhende Ungerechtigkeit solcher Anklagen, wenn diese gegen die Regierung der kaiserlichen Mutter Joseph's II. erhoben würden, auch nur eines Wortes zu würdigen.

Trotz des eben Gesagten soll jedoch nicht geläugnet werden, daß die Masse des österreichischen Volkes, außerhalb der gelehrten und gebildeten Stände, kraft nationeller Naturanlage und Gewöhnung, fast noch mehr wie das übrige katholische Deutschland, dem Geiste des unruhigen, zweifelsüchtigen Ruminirens und Forschens völlig fremd war. Durch althergebrachte, im Laufe der Zeiten gemilderte, für Herren und Unterthanen gleich wohlthätige Verfassungsverhältnisse in ihren leiblichen Interessen gesichert; auf dem Felde des Glaubens beruhigt durch die unangefochtene Bürgschaft der Kir-

che; zuletzt vierzig Jahre lang regiert durch die milde Hand einer Fürstin, welche männliche Klarheit des Geistes, mit weiblicher Nachsicht und Anmuth vereinigte, hatten sich die Bewohner der Erblande ihrem angebornen Hange zur Ruhe und zum heitern, mehr körperlichen als geistigen Lebensgenuß überlassen, ohne erhebliche Veränderungen zu wünschen, oder sich mit desfallsigen, sonderlichen Befürchtungen für die Zukunft ihre Freude an der Gegenwart zu verkümmern. Es war ein Zustand behaglich gutmüthiger Indifferenz, deren nothwendige und unerläßliche Voraussetzung in einem schrankenlosen Vertrauen lag, welches die Pupillen in die Macht, die Weisheit und den guten Willen ihrer geistlichen und weltlichen Vormünder setzten. Heute, im Jahrhundert des systematischen Mißtrauens, haben wir Mühe, uns in diesen Zustand der Unbefangenheit auch nur hineinzudenken, wo es so gut wie gar keine Zeitungen, freilich aber auch weder Handel mit Staatspapieren noch Coursschwankungen gab. Neben dieser politischen Sorglosigkeit war das Volk im Ganzen, (und einzelne, jansenistische Streifschatten in der höhern, geistlichen Sphäre abgerechnet!) der katholischen Kirche, seinen geistlichen Führern, seinen gewohnten Andachten, zwar nicht mit dem Eifer der Südländer, aber mit einer zähen, lang aushaltenden Treue ergeben, welche, den Angriffen des Indifferentismus gegenüber, wenigstens in den untern Volksklassen und auf dem Lande bis auf den heutigen Tag Stand gehalten hat.

In diesen Zustand fiel, nicht lange nach Josephs II. Thronbesteigung, welche überhaupt das bisherige sociale Leben Oesterreich's in Frage stellte, — die Preßfreiheit *), wie

*) Eigentliche Preßfreiheit im heutigen Sinne, d. h. völlige Abschaffung aller präventiven Maaßregeln gegen den Mißbrauch der Presse hat Kaiser Joseph freilich nie angeordnet: vielmehr blieb in Wien eine Büchercensurhauptcommission für sämmtliche Erbländer bestehen. Allein der dritte Paragraph der für diese ertheilten Instruktion vom 11. Juni 1781 besagt Folgen-

ein Meteorstein vom heitern Himmel. Kaiser Joseph war sich des besten Willens zur Abhilfe aller wirklichen und vermeintlichen Mißbräuche in seinem Lande aufrichtigt bewußt. Aber Oesterreichs Unstern wollte, daß sich zu der, jeden Widerstand brechenden Heftigkeit, welche dieses Bewußtseyn minder starken Charakteren zu verleihen pflegt, ein bis zum brennenden Schmerze gesteigerter Thatendurst gesellte, und daß beiden Eigenschaften keineswegs eine große Fähigkeit: Menschen und Verhältnisse richtig zu beurtheilen, entsprach. Kam hierzu noch ein Grad von Ruhmliebe, wie er bei mächtigen Fürsten weit öfter die Quelle des Unheils als des Segens für ihre Völker gewesen ist, und endlich, zum Uebermaße des Unheils, Friedrich's von Preußen verführerisches Beispiel, verbunden mit dem Einfluße der falschen Staatstheorien der Zeit, und der in ganz Europa endemischen, irrigen Auffassung der weltlichen Souveränität und ihres Berufes auf Erden, so war durch diese Eigenschaften und Voraussetzungen die betrübende Richtung vorgezeichnet, welche ein Monarch nehmen mußte, den die Vorsehung augenscheinlich bestimmt hatte, Oesterreich aus der alten in die neue Zeit hinüberzuleiten. Von solchen Ueberzeugungen gelenkt, von solchen Gefühlen beseelt, mußte jener Herr, ohne Rettung und Hülfe, in die Netze fallen, mit welchen eine weitverbreitete, engzusammenhaltende Clique von Sophisten alle Monarchen Europa's umgarnt hielt, Netze, die sie dem jungen, strebsamen,

---

des: „Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen nun treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten an bis zum Untersten, sollen besonders, wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken läßt, und sich also für die Wahrheit der Sache dadurch als Bürge darstellt, nicht verboten werden, da es jedem Wahrheitsliebenden eine Freude seyn muß, wenn ihm selbe auch in diesem Wege zukömmt". Diese Bestimmung konnte, je nachdem sie gehandhabt wurde, die allerausgedehnteste Preßfreiheit enthalten, war aber auch jeder beschränkenden Auslegung fähig.

aber kurzsichtigen Fürsten schon viele Jahre vor seiner Thronbesteigung mit großer Hinterlist gestellt hatte *). Fortan floß in der Geschichte das, was die Brüderschaft der Apostel des Unglaubens durch den Kaiser und in dessen Namen that, und wobei sie, ihm großentheils unbewußt, sich seiner als bloßes Werkzeug für die Zwecke der Zerstörung bediente, mit dem zusammen, was er selbst aus eigenem, unklarem Antriebe zu schaffen und zu bauen suchte. Diese traurige Solidarität mit einer verabscheuungswürdigen Parthei hat den Kaiser jenen Ruhm in der Geschichte gekostet, den seine rastlose Thätigkeit und sein tiefes Ergriffenseyn von der Wichtigkeit seines erhabenen Berufes sonst in so reichem Maaße verdient hätten. Er starb nach einem verfehlten Leben am gebrochenen Herzen, nicht ohne Ahnung, welches Urtheil einst die besseren Elemente der Nachwelt über ihn fällen würden.

Der Gedanke, der den Kaiser bei Verleihung der Preßfreiheit leitete, war ohne Zweifel in seiner Wurzel gerecht und löblich. Er wollte dem wissenschaftlichen Leben in seinen Staaten einen Sporn geben; die Geistesträgheit aufrütteln; schlummernde Kräfte wecken; das Kapital der Nationalehre und geistigen Nationalkraft durch Erschaffung einer Literatur vermehren, die neben dem neuerwachten Geistesleben des nördlichen und protestantischen Deutschlands eine würdige Stelle einnehmen könne. Daß der Kaiser auch nur das Bedürfniß hierzu fühlte, gereicht ihm zur höchsten Ehre, und muß ohne Rückhalt anerkannt werden. — Nur die Mittel waren in einer Weise verfehlt, daß sie dem herrlichen Zwecke, statt ihn zu fördern, gerade zu entgegenwirkten. Hätte zuvörderst Kaiser Joseph, statt dem flachsten Unglauben Thür und Thor zu öffnen, der Bewegung der Geister eine Richtung zur Vertheidigung der Kirche gegeben, so hätte er den, für seine Zeit doppelt nothwendigen Beweis geliefert, daß

*) S. historisch-polit. Blätter, Bd. 3, S. 129, Joseph II. und seine Zeit.

Glaube und wissenschaftliches Leben sich nicht nur nicht ausschließen, sondern gegenseitig zu fördern berufen sind. Dann würde er auch die Originalität seiner Völker geschont, und sie zu entwickeln gesucht haben, statt daß jede Aufklärung, die von ihm den Namen trägt, eine matte Copie, ja eine lächerliche Caricatur des rationalistischen Protestantismus war, wegen welcher sein biederes Volk mit bitterem Hohne gerade von Jenen verspottet wurde, denen man es in der ungläubigen Verruchtheit gleichthun wollte *). Hätte der Kaiser

*) Eine, aus sächsisch-protestantischer Feder geflossene pseudonyme Broschüre (Herald Trockendorfers verlorne Briefe an einen Landsmann in Sachsen über die Aufklärung in Wien 1785) thut in dieser Beziehung Aeußerungen, die wichtig sind, zur Constatirung des Urtheils, welches Schriftsteller des nördlichen Deutschlandes fällten, wenn sie aufrichtig seyn, und nicht etwa um confessioneller oder anderer Zwecke willen dem neuen Lichte in Oesterreich schmeicheln wollten. „Wien schwebte", heißt es hier, „vor ungefähr 25 bis 30 Jahren noch in sehr großer Dummheit, fing aber nach und nach sich immer mehr und mehr zu erheitern an. Vor fünf Jahren hatte es seine Aufklärung am weitesten gebracht — da kam die Preßfreiheit. Die hiesigen Autoren bedienten sich, wie schon gesagt, derselben so übel, und machten durch ihre Broschüren das Volk dermassen verwirrt, daß es wieder recidiv wurde. Nun steht im Evangelio, daß wenn ein ausgetriebener böser Geist wieder zurückkomme, so bringe er 100 andere Geister mit sich, die ärger sind, denn er selbst. Das heißt nun, daß der Zurückgefallene unheilbar sey. Deßwegen ist schwer zu glauben, daß Wien so bald nur dahin kommen werde, wo es schon war. Die Einfalt ist zu sehr emporgewachsen und umsonst hauet man dieser Lernäischen Schlange einen Kopf weg, wenn an dessen statt sogleich wieder unzählige neue nachwachsen. Vor Kurzem hat ein gewisser Mathematiker die Wiener-Dummheit folgendermassen nach dem Gewichte ausgerechnet; er sagt: die Wiener Original-Dummheit hätte anfänglich nicht mehr betragen als 36 Centner. Hierzu

dann, nach dem Maaße der reichen Mittel, die ihm zu
bote standen, gelehrte und höhere wissenschaftliche Anstal-
gegründet, oder den damals noch reichen Clerus seines
ndes zu deren Gründung eingeladen und veranlaßt, statt
gefährliche Beispiel der Klöstereinziehung und der Con-
ation geistlicher Güter zu geben, hätte er guten aber ver-
zelten, wissenschaftlichen Bestrebungen den rechten Halt
Zusammenhang, keimenden Talenten Schutz und Aufmun-
ung gewährt, — hätte er mit einem Worte nicht die fal-
, seichte, verdummende, despotische Aufklärung seines Jahr-
nderts mit wahrer Geistesbildung verwechselt, hätte er die
hre, geistige und rechtliche Freiheit begriffen, und hätte
für diese letztere nicht ein militärischer Drillmeister, sondern
weiser Gärtner seyn wollen und können, dann wäre er

---

eigene Bemühung erstudirte Aufklärung 4 Centner. Diese beiden Summen von der obigen abgezogen, wäre ihnen also nicht mehr an Dummheit in Reserve geblieben, als 24 Centner. Hingegen wäre seit der Preßfreiheit an neuer Dummheit hinzugekommen 247 Centner. Diesemnach hätte sich die Wiener-Dummheit vermehrt um 235 Centner". — Dieß war der Lohn für das Aufgeklärtseyn und Protestantspielensollen der armen Wiener. Man glaube übrigens ja nicht, daß der sächsische Satyriker der ungläubigen Aufklärung an sich feind ist. „Kaiser Joseph der Zweite", sagt er, „der Segen seiner Staaten, Er, dessen Angedenken, wenn er einst nicht mehr seyn wird, auch in der Asche der spätesten Nachwelt ein heiliger Gegenstand der Ehrfurcht und Bewunderung bleiben muß, meinte es mit seinem Volke gut. Dieser Monarch hatte schon vorlängst die Vorurtheile des Aberglaubens abgelegt, oder vielmehr (wie es wahrscheinlicher ist) dessen verächtliche Ketten niemals getragen. Er setzte der Wuth (*sic*) der Klerisei Schranken und entwaffnete sie, zerstörte die Wege des Müssiggangs, erniedrigte die Unwissenheit, hob die strengere Censur auf, und führte, nebst der wohlthätigen Toleranz, die Preßfreiheit ein. Seine große Absicht dabei war, — sein Volk aufzuklären". — Aber Gott sey es geklagt! — das Mittel hat nicht anschlagen wollen.

ohne in die geringste Collision mit der Kirche und ihrem Ober-
haupte zu gerathen, ohne der Revolution vorzuarbeiten, ohne
Gewalt, ohne Rechtsverletzung, unter dem Beifall, nicht der
Ungläubigen und der Feinde des Thrones und des Altars,
sondern aller wahrhaft conservativen Elemente in Europa, der
Wohlthäter Oesterreichs, ja der ganzen katholischen Welt gewor-
den. Statt dessen rief er, indem er feierlich Jedem das Recht zum
öffentlichen Urtheil über Alles ertheilte, die Masse auf, an wel-
che, dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß, Bildung und
geistige Bewegung erst dann zu kommen pflegt, wenn sie durch
die höhern und höchsten Schichten der literarischen Welt durch-
gedrungen ist. Und diesem, durch die Adepten der Aufklä-
rung zum Sturme gegen die Erbschaft der Vergangenheit ge-
führten Pöbel, gab er die Kirche, und mit ihr, unter dem
Namen des Vorurtheils, Alles Preis, was im geisti-
gen, wie im politischen Leben auf Autorität beruht. Wie
konnte ein Beherrscher Oesterreich's vergessen, daß, der kirch-
lichen Ueberlieferung in seinem Lande den Krieg erklären, so
viel hieß, als die Wurzeln seiner eigenen Macht absägen!
Wie konnte er vergessen, daß, nachdem vor 150 Jahren nur
ein Wunder seine Vorfahren von dem Rande des Abgrun-
des zurückgezogen, an welchen die damalige, kirchlich revolu-
tionäre Strömung das alte Erzhaus hin getrieben hatte, Oester-
reich fortan nur mit der katholischen Sache in Deutschland
stehen und fallen konnte!

Welche Motive bei der Verleihung der Preßfreiheit aber
auch in Oesterreich obgewaltet haben mochten, die wirklich
eintretenden Wirkungen täuschten sowohl jene Wohlmeinenden,
welche nichts Geringeres erwartet hatten, als daß Minerva
jetzt wohlgerüstet aus Jupiters Haupte hervorspringen wer-
de, wie die Andern, die sich der sanguinischen Hoffnung hin-
gegeben haben mochten, daß das bloße Factum der Preß-
freiheit, ohne weiteres, zur Zerstörung des alten Volksglau-

nen Zeugen vornehmen, der unter den Herolden der Aufklärung jener Zeit einen Namen hat. Es ist der berüchtigte Schöngeist und eifrige Freimaurer Aloys Blumauer, welcher, nachdem die Gesellschaft Jesu ihn ausgestoßen, sich auf das Feld der cynischen Poesie und der bubenhaften Verhöhnung der Kirche verlegt hatte; Oesterreich's Voltaire, wenn man das Talent und die Celebrität in Abzug, und die feindliche Gesinnung gegen alles Heilige allein in Anschlag bringt. Dieser legt, anderthalb Jahre nach Verleihung der Preßfreiheit, in seinen „Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Literatur" ein Zeugniß über die Geistesfrüchte ab, welche die Licenz auf dem alten Boden Oesterreichs getragen hatte. Ob es der ursprüngliche Zweck dieses Aufsatzes gewesen sey, in einer Freimaurerloge vorgelesen, oder etwa, bei hochgestellten Männern, für specielle Zwecke benutzt zu werden, muß unentschieden bleiben. Vollständig findet sich derselbe in der Leipziger Ausgabe von Blumauer's sämmtlichen Werken vom Jahre 1802 im siebenten Bande.

„In einem Staate", so beginnt der Verfasser, „in dem von jeher Liebe zur Lektüre herrschte, in dem man von jeher die Schriften aller aufgeklärten Nationen las, um desto gieriger las, jemehr Schwierigkeiten die Neugierde der Leser reizten, in dessen aufgeklärtem Theile von jeher Grundsätze und Meinungen keimten, die jeder denkende Kopf wohl im Stillen hegen, aber nicht öffentlich ausbrechen lassen konnte, wo Wißbegierde dem starken Damm seit langer Zeit entgegen arbeitete, und dem Durchbrechen bereits nahe war; in so einem Staate mußte auf die Wegräumung der Hindernisse, und die Erweiterung der Preßfreiheit nothwendig eine Ueberschwemmung von Broschüren folgen".

„Auf welchen hohen Grad schon vor dieser Epoche die Schreibbegierde der Schriftsteller des Landes gestiegen war, bewiesen die zahllosen Leichengedichte, Reden, Träume u. s. w. auf den Tod der seeligen Kaiserin, und der nicht zu bändigende Eifer, mit welchem viele derselben der Verstorbenen noch ins zweite Jahr hinein nachleyerten. Der Werth dieser Gedichte, so verschieden er war, und so zweideutig er allemal bei bloßen Gelegenheitsgedichten seyn muß, eröffnete dennoch der inländischen Dichtkunst eine nicht zu verachtende Aussicht. Die Schreiblust war nun einmal rege, und sie schien nur eine kurze Zeit, wie in einer

Glaube und wissenschaftliches Leben sich nicht nur nicht ausschließen, sondern gegenseitig zu fördern berufen sind. Dann würde er auch die Originalität seiner Völker geschont, und sie zu entwickeln gesucht haben, statt daß jede Aufklärung, die von ihm den Namen trägt, eine matte Copie, ja eine lächerliche Caricatur des rationalistischen Protestantismus war, wegen welcher sein biederes Volk mit bitterem Hohne gerade von Jenen verspottet wurde, denen man es in der ungläubigen Verruchtheit gleichthun wollte *). Hätte der Kai-

*) Eine, aus sächsisch-protestantischer Feder geflossene pseudonyme Broschüre (Herald Trockendorfers verlorne Briefe an einen Landsmann in Sachsen über die Aufklärung in Wien 1785) thut in dieser Beziehung Aeußerungen, die wichtig sind, zur Constatirung des Urtheils, welches Schriftsteller des nördlichen Deutschlandes fällten, wenn sie aufrichtig seyn, und nicht etwa um confessioneller oder anderer Zwecke willen dem neuen Lichte in Oesterreich schmeicheln wollten. „Wien schwebte", heißt es hier, „vor ungefähr 25 bis 30 Jahren noch in sehr großer Dummheit, fing aber nach und nach sich immer mehr und mehr zu erheitern an. Vor fünf Jahren hatte es seine Aufklärung am weitesten gebracht — da kam die Preßfreiheit. Die hiesigen Autoren bedienten sich, wie schon gesagt, derselben so übel, und machten durch ihre Broschüren das Volk dermassen verwirrt, daß es wieder recidiv wurde. Nun steht im Evangelio, daß wenn ein ausgetriebener böser Geist wieder zurückkomme, so bringe er 100 andere Geister mit sich, die ärger sind, denn er selbst. Das heißt nun, daß der Zurückgefallene unheilbar sey. Deßwegen ist schwer zu glauben, daß Wien so bald nur dahin kommen werde, wo es schon war. Die Einfalt ist zu sehr emporgewachsen und umsonst hauet man dieser Lernäischen Schlange einen Kopf weg, wenn an dessen statt sogleich wieder unzählige neue nachwachsen. Vor Kurzem hat ein gewisser Mathematiker die Wiener-Dummheit folgendermassen nach dem Gewichte ausgerechnet; er sagt: die Wiener Original-Dummheit hätte anfänglich nicht mehr betragen als 36 Centner. Hierzu aber wäre durch Vermischung mit Männern und Töchtern fremder Nationen an Mutterwitz gekommen 8 Centner; ferner durch

ser dann, nach dem Maaße der reichen Mittel, die ihm zu Gebote standen, gelehrte und höhere wissenschaftliche Anstalten gegründet, oder den damals noch reichen Clerus seines Landes zu deren Gründung eingeladen und veranlaßt, statt das gefährliche Beispiel der Klöstereinziehung und der Confiscation geistlicher Güter zu geben, hätte er guten aber vereinzelten, wissenschaftlichen Bestrebungen den rechten Halt und Zusammenhang, keimenden Talenten Schutz und Aufmunterung gewährt, — hätte er mit einem Worte nicht die falsche, seichte, verdummende, despotische Aufklärung seines Jahrhunderts mit wahrer Geistesbildung verwechselt, hätte er die wahre, geistige und rechtliche Freiheit begriffen, und hätte er für diese letztere nicht ein militärischer Drillmeister, sondern ein weiser Gärtner seyn wollen und können, dann wäre er

---

eigene Bemühung erstudirte Aufklärung 4 Centner. Diese beiden Summen von der obigen abgezogen, wäre ihnen also nicht mehr an Dummheit in Reserve geblieben, als 24 Centner. Hingegen wäre seit der Preßfreiheit an neuer Dummheit hinzugekommen 247 Centner. Diesemnach hätte sich die Wiener-Dummheit vermehrt um 235 Centner". — Dieß war der Lohn für das Aufgeklärtseyn und Protestantspielensollen der armen Wiener. Man glaube übrigens ja nicht, daß der sächsische Satyriker der ungläubigen Aufklärnng an sich feind ist. „Kaiser Joseph der Zweite", sagt er, „der Segen seiner Staaten, Er, dessen Angedenken, wenn er einst nicht mehr seyn wird, auch in der Asche der spätesten Nachwelt ein heiliger Gegenstand der Ehrfurcht und Bewunderung bleiben muß, meinte es mit seinem Volke gut. Dieser Monarch hatte schon vorlängst die Vorurtheile des Aberglaubens abgelegt, oder vielmehr (wie es wahrscheinlicher ist) dessen verächtliche Ketten niemals getragen. Er setzte der Wuth (*sic*) der Klerisei Schranken und entwaffnete sie, zerstörte die Wege des Müssiggangs, erniedrigte die Unwissenheit, hob die strengere Censur auf, und führte, nebst der wohlthätigen Toleranz, die Preßfreiheit ein. Seine große Absicht dabei war, — sein Volk aufzuklären". — Aber Gott sey es geklagt! — das Mittel hat nicht anschlagen wollen.

ohne in die geringste Collision mit der Kirche und ihrem Oberhaupte zu gerathen, ohne der Revolution vorzuarbeiten, ohne Gewalt, ohne Rechtsverletzung, unter dem Beifall, nicht der Ungläubigen und der Feinde des Thrones und des Altars, sondern aller wahrhaft conservativen Elemente in Europa, der Wohlthäter Oesterreichs, ja der ganzen katholischen Welt geworden. Statt dessen rief er, indem er feierlich Jedem das Recht zum öffentlichen Urtheil über Alles ertheilte, die Masse auf, an welche, dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß, Bildung und geistige Bewegung erst dann zu kommen pflegt, wenn sie durch die höhern und höchsten Schichten der literarischen Welt durchgedrungen ist. Und diesem, durch die Adepten der Aufklärung zum Sturme gegen die Erbschaft der Vergangenheit geführten Pöbel, gab er die Kirche, und mit ihr, unter dem Namen des Vorurtheils, Alles Preis, was im geistigen, wie im politischen Leben auf Autorität beruht. Wie konnte ein Beherrscher Oesterreich's vergessen, daß, der kirchlichen Ueberlieferung in seinem Lande den Krieg erklären, so viel hieß, als die Wurzeln seiner eigenen Macht absägen! Wie konnte er vergessen, daß, nachdem vor 150 Jahren nur ein Wunder seine Vorfahren von dem Rande des Abgrundes zurückgezogen, an welchen die damalige, kirchlich revolutionäre Strömung das alte Erzhaus hin getrieben hatte, Oesterreich fortan nur mit der katholischen Sache in Deutschland stehen und fallen konnte!

Welche Motive bei der Verleihung der Preßfreiheit aber auch in Oesterreich obgewaltet haben mochten, die wirklich eintretenden Wirkungen täuschten sowohl jene Wohlmeinenden, welche nichts Geringeres erwartet hatten, als daß Minerva jetzt wohlgerüstet aus Jupiters Haupte hervorspringen werde, wie die Andern, die sich der sanguinischen Hoffnung hingegeben haben mochten, daß das bloße Factum der Preßfreiheit, ohne weiteres, zur Zerstörung des alten Volksglaubens hinreichen werde. — Wir wollen hier zunächst über die wissenschaftlichen Ergebnisse der Preßfreiheit in Oesterreich ei-

nen Zeugen vornehmen, der unter den Herolden der Aufklärung jener Zeit einen Namen hat. Es ist der berüchtigte Schöngeist und eifrige Freimaurer Aloys Blumauer, welcher, nachdem die Gesellschaft Jesu ihn ausgestoßen, sich auf das Feld der cynischen Poesie und der bubenhaften Verhöhnung der Kirche verlegt hatte; Oesterreich's Voltaire, wenn man das Talent und die Celebrität in Abzug, und die feindliche Gesinnung gegen alles Heilige allein in Anschlag bringt. Dieser legt, anderthalb Jahre nach Verleihung der Preßfreiheit, in seinen „Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Literatur" ein Zeugniß über die Geistesfrüchte ab, welche die Licenz auf dem alten Boden Oesterreichs getragen hatte. Ob es der ursprüngliche Zweck dieses Aufsatzes gewesen sey, in einer Freimaurerloge vorgelesen, oder etwa, bei hochgestellten Männern, für specielle Zwecke benutzt zu werden, muß unentschieden bleiben. Vollständig findet sich derselbe in der Leipziger Ausgabe von Blumauer's sämmtlichen Werken vom Jahre 1802 im siebenten Bande.

„In einem Staate", so beginnt der Verfasser, „in dem von jeher Liebe zur Lektüre herrschte, in dem man von jeher die Schriften aller aufgeklärten Nationen las, um desto gieriger las, jemehr Schwierigkeiten die Neugierde der Leser reizten, in dessen aufgeklärtem Theile von jeher Grundsätze und Meinungen keimten, die jeder denkende Kopf wohl im Stillen hegen, aber nicht öffentlich ausbrechen lassen konnte, wo Wißbegierde dem starken Damm seit langer Zeit entgegen arbeitete, und dem Durchbrechen bereits nahe war; in so einem Staate mußte auf die Wegräumung der Hindernisse, und die Erweiterung der Preßfreiheit nothwendig eine Ueberschwemmung von Broschüren folgen".

„Auf welchen hohen Grad schon vor dieser Epoche die Schreibbegierde der Schriftsteller des Landes gestiegen war, bewiesen die zahllosen Leichengedichte, Reden, Träume u. s. w. auf den Tod der seeligen Kaiserin, und der nicht zu bändigende Eifer, mit welchem viele derselben der Verstorbenen noch ins zweite Jahr hinein nachleyerten. Der Werth dieser Gedichte, so verschieden er war, und so zweideutig er allemal bei bloßen Gelegenheitsgedichten seyn muß, eröffnete dennoch der inländischen Dichtkunst eine nicht zu verachtende Aussicht. Die Schreiblust war nun einmal rege, und sie schien nur eine kurze Zeit, wie in einer

kurzen, Sturm prophezeihenden Windstille zu lavieren, als ihr der Ruf der erweiterten Preßfreiheit auf einmal in die Segel blies. Die kleine Schrift: über die Begräbnisse, die am ersten von dieser größeren Freiheit Gebrauch machte, war der Vorläufer, und gleichsam das Zeichen zum Angriff, das hundert Federn in Bewegung setzte. Man schrieb jetzt von allem und über alles, man nahm den nächsten besten Gegenstand her, goß eine bald längere, bald kürzere, bald gesalzene, bald ungesalzene Brühe darüber, und tischte ihn dem damals noch sehr heißhungrigen Publikum zur Mahlzeit auf. Nichts war von nun an vor der rüstigen Feder der Autoren sicher: für 10 Kreuzer konnte man jeden Gegenstand, er mochte groß oder klein seyn, durchgebeutelt lesen, und ein vollständiges Verzeichniß all der Von und Ueber, die damals erschienen, würde ein Gemälde von der possierlichsten Composition geben. Ich will zur Probe nur einige dieser Broschüren hersetzen: Ueber die Stubenmädchen in Wien. — Ueber die Kammerjungfern. — Ueber die Bürgermädchen. — Ueber die Halbfräulein. — Ueber die Fräulein in Wien. — Das Lamentabel der gnädigen Frauen. — Ueber die Schwachheiten der gnädigen Frauen des leonischen Adels. — Ueber den hohen Adel in Wien. — Ueber Doktoren, Chirurgen und Apotheker. — Den Hausherrn im Vertrauen etwas ins Ohr. — Ueber die Kaufleute in Wien. — Ueber die Dikasterianten. — Ueber die Stutzer in Wien. Ueber die Kaufmannsdiener. — Ueber die Schneider. — Ueber die Bäcker. — Ueber die Perückenmacher. — Ueber die Friseurs. — Der ehrliche Wastel mit dem Klingelbeutel. — An H. S. * Chef der Maulaffenloge auf dem Graben. — Ueber die Kleiderpracht im Prater. — Ueber die Unterhaltung bei der Tafel zu Schönbrunn. — Ueber den Schwimmer aus Tyrol beim Tabor. — Beurtheilung der Feuerwerke des Stuwer und Millina. — Ueber die Hetze. — Kasperl das Insekt unsers Zeitalters. — Ueber das Nationaltheater. — Ueber den Mißbrauch des Wörtchens Von und Euer Gnaden. — Ueber das Gratuliren. — Ueber die Kleidertracht. — Etwas für die schopfichten Wienerinnen. — Philosophie der Modeschnallen. — Ueber die Hochzeiten in Wien. — Das Gespenst auf dem Hofe. — Ueber den großen Brand der Magdalenakirche. — Ueber den Selbstmord bei Gelegenheit des Friseurs, der sich erschoß. — Ist der Antichrist blau oder grün? — Ueber die Bruderschaften. — Ueber die Kirchenmusik. — Ueber die Nonnen. — Ueber die Tracht der Ordensgeistlichen. — Ueber die Reliquien, Opfer und Mirakelbilder. — Von Abschaffung der Weihnachtsmetten. — Ueber die Universität in Wien. — Die Gelehrten im Nasenlande. — Der Glückshafen für gelehrte Maulaffen. — Ueber die zehn Kreuzer-Autoren. —

Haufts allerhand! Haufts allerhand! Haufts lang und kurze Waare! ꝛc. Alle diese Broschüren, davon die meisten in die Rubrik: Makulatur gehören, und noch beiläufig dreimal so viel, erschienen voriges Jahr in einer Zeit von wenigen Monaten, wurden gekauft und gelesen. — Sie sind den Titeln nach ein ziemlich vollständiges Repertorium über Wien; aber wehe dem, der darnach Wien beurtheilen wollte! Die meisten erscheinen bloß des Geldes wegen, waren in einem Tage fertig, am zweiten gelesen, und am dritten vergessen. Man glaube indessen ja nicht, daß man es bei einer Broschüre über einen Gegenstand bewenden ließ. Es war beynahe keiner, über den man nicht wortwechselte. Die Schrift: Ueber die Begräbnisse, die allerdings viel bessere Nachfolger verdient hätte, zog 21 Streitschriften nach sich, bei welcher Gelegenheit der Ehrw. P. P. Fast, Curatus zu St. Stephan, mit zweien von Amtswegen verfaßten Gegenschriften seine rühmliche Schriftstellerlaufbahn eröffnete. Die Beiträge zur Schilderung Wiens, eine in vielem Betracht merkwürdige Schrift, der zur Empfehlung nichts, als ein den Gegenständen mehr angemessener Ton fehlte, veranlaßte über 10 Streitschriften, und ihr haben wir den katholischen Unterricht des oben erwähnten P. P. Fast in 10 Theilen, das Stück zu 7 Kreuzer zu danken, durch welchen der eifrige Herr Verfasser dem christlichen Fragbüchelunterricht des 16ten Jahrhunderts, der durch die neuen Normalbücher schon beinahe in Vergessenheit gesunken war, wieder auf die Beine geholfen hat. Die Schrift: Ueber die Stubenmädchen in Wien, von Herrn Rautenstrauch, war eine der glücklichsten Autorspekulationen für ihn, und die Herrn, welche sich an ihn anhingen. 25 Broschüren schlugen sich für und wider diesen Gegenstand, und bewiesen deutlich, was für einen wichtigen Theil des Publikums die Stubenmädchen ausmachen müssen. Von dieser Zeit an gingen die Manufakturen der Tagesprodukte unermüdet fort, und in jedem Monate durfte man auf 50 bis 60 Broschüren sicher Rechnung machen. Jeder Vorfall, jede Tagesneuigkeit ward zur Broschüre, und die Alles regierende Göttin Gelegenheit, die sonst Juvenale und Buttlers zu unsterblichen Werken des Geistes aufrief, amusirte sich in Wien damit, zwei Bogen langen Broschüren das Daseyn zu geben. Die Schriftsteller schienen den Geschmack des Publikums wohl getroffen zu haben, sie verlegten sich auf Persönlichkeiten, Familienvorfälle u. dgl., und Dinge, die sonst nur in vertrauten Kreisen und freundschaftlichen Unterredungen abgehandelt wurden, gingen jetzt durch die Hände eines ganzen Publikums. Aber auch dieser Speisen ward man in der Länge satt, und als man minder gierig zuzugreifen anfing, so

stenzunft sah sich gerade durch dieses Mittel, mit der ächten, altösterreichischen Nationalität in einen Kampf verwickelt, mit welchem sie, wie damals noch die Streitkräfte gegeneinander standen, auf diesem Felde nothwendig den Kürzern ziehen mußte. Das Feuerwerk war angezündet, ehe es vollständig aufgestellt gewesen. Höchst bezeichnend ist es, wie Blumauer, der ohne Zweifel zu den klügern und tiefer eingeweihten Häuptern des Wiener Illuminatismus gehörte, ziemlich unumwunden die Ueberzeugung ausspricht, daß der Handstreich auf den Glauben und die Sittlichkeit des Volkes, der durch die freie Presse versucht worden, vollständig mißglückt sey. Ihm wird bei der Musterung der Aufklärungsarmee unheimlich zu Muthe; er schärft den Verbündeten ein: nicht so stürmisch mit der Thür in's Haus zu fallen, das Volk werde ja scheu und meine, man wolle ihm seinen Glauben nehmen. Man möge doch nur die Zeit walten, und die kirchlichen Anordnungen des Kaisers, so wie die im gleichen Sinne geleitete Thätigkeit des aufgeklärten Theiles der Geistlichkeit ihre Früchte tragen lassen.

„Allerdings", ruft er aus, „geht es mit der Zurechtweisung des menschlichen Geistes sehr langsam, und eine durchaus aufgeklärtere Denkungsart läßt sich höchstens erst von der zweiten Generation, und wenn unsere jetzigen Kinder Väter seyn werden, erwarten". —

Ja, der Wortführer der Geistesfreiheit denkt bereits, zwar verblümt, doch ziemlich deutlich an den Rückzug aus dem Blachfelde der freien Presse hinter die Mauern und Gräben der Censur.

„Pfuscherei veranlaßte von jeher den Verfall der Künste und Handwerke. Die wohlfeile, wiewohl schlechte Waare des Pfuschers, verschlägt die besser gearbeitete Waare des kunstgerechten Meisters, und dieser, weil ihm Niemand den größeren Aufwand von Zeit und Mühe auf seine Arbeit bezahlen will, muß entweder darben, oder mit zum Pfuscher werden. Geschieht das, so nimmt mit der Güte der Arbeit ihr Werth ab, das Handwerk fällt, und mit selbem die Achtung, die man sonst dafür hatte. Der Einwohner des Landes sieht, daß er bei aller Wohlfeile der Waare verliert, daß er nun alle Jahre neu anschaffen muß, was ihm sonst vier bis fünf Jahre gedauert hatte; er will

wieder gute Waare, findet sie in seinem Lande nicht, kauft auswärts und trägt das Geld aus dem Lande. Das ist beiläufig das Schicksal unserer inländischen Schriftstellerei. Es waren Zeiten, wo es bei uns wenig oder gar keine Schriftsteller gab, und der Lesebegierige mußte sich auswärts Nahrung seines Geistes suchen. Jetzt haben wir Schriftsteller die Menge, aber der Fall ist noch immer der nämliche, und wird es so lange bleiben, so lange zwei Drittheile der gesammten Schriftstellerzunft bloße Pfuscher sind. Bei den Handwerkern hat man, um den bösen Folgen der Pfuscherei vorzubeugen, die Zunft- und Innungsrechte eingeführt, welche den kunstgerechten Meister in dem ausschließenden Besitz seiner Kunst handhabten, und den Pfuschern das Handwerk legten; die Schriftstellerei war in diesem Punkte von Anbeginn vogelfrei und ohne Schutz, und die Kritiken, die sich freilich manchmal des bedrängten Autorwesens annahmen und sich den Eingriffen der Afterautoren entgegenstellten, waren von jeher eine viel zu schwache Schutzwehre, ein Volk von ihrem Gebiete hintan zu halten, welches nur zu gut wußte, daß die Waffen der Vertheidiger desselben nur Gänsespuhlen sind, und ihre Worte zwar den Ton, aber nicht das Vermögen einer gesetzgebenden Gewalt haben. Und dieser wehrlose Zustand der Schriftsteller ist es, der das Gebiet der Wissenschaften zum Tummelplatz jedes noch so unverschämten Federfechters macht, und der so viele litterarische Kleinhändler veranlaßt, ihre kurze Waare an allen Orten auszukramen".

Freilich wohl, wenn die freie Presse der Neuerer, ohne allen Schutz vor sich selbst, ihrer eigenen Entwickelung überlassen blieb, wenn sie vor der öffentlichen Meinung des wirklichen Volkes im Kampfe mit der Landesreligion das zu bestehen hatte, was der Engländer a fair trial nennt, so war mit Sicherheit vorauszusehen: daß in nicht sehr langer Frist das gesammte Aufklärungsgeschäft rettungslos als caput mortuum zu Boden fallen mußte. Sollte dieser Schlag abgewendet werden, so war es nöthig, den Gährungsproceß in seiner Mitte anzuhalten, die Freiheit einstweilen zu suspendiren, und inzwischen dem freigeistigen Fortschritte in den Volksmassen mit sanfter Gewalt nachzuhelfen.

Aber auch noch ein anderer Grund flößte den Leitern der beabsichtigten Dekatholisirung Oesterreichs großes Bedenken ein. Nicht nur hatte das Volk, nachdem der erste Reiz der Neuheit seine Macht verloren, ihrem Beginnen den centnerschweren Medusenschild seiner alten Gewohnheit vorgehalten, und sich des unüberwindlichen, passiven Mittels bedient: die Angriffe nicht mehr zu lesen; auch viele Priester setzten den Schmähungen der Illuminaten eine active Vertheidigung entgegen, welcher man wünschen möchte, daß die heldenmüthigen Streiter selbst noch den Sieg ihrer Sache erlebt hätten. Insbesondere scheint Wien damals einen Pfarrclerus besessen zu haben, der die traurige und schwere Pflicht mit treuer Gewissenhaftigkeit erfüllte: die Nachhut eines scheidenden Zeitalters zu seyn, und die Heiligthümer des Volkes zu schützen, während ein zucht- und gewissenloses Gesindel sie und Alles mit einem Hagel von Lästerungen bedecken durfte, was das Herkommen und den gemeinsamen Glauben des Volkes für sich hatte. Ruhm vor den Leuten ist jenen heldenmüthigen Bekennern dafür nicht geworden; sie standen Dem, was zu jener Zeit Bildung und Zeitgeist hieß, schroff gegenüber, und der Geist der damals modischen Aufklärung, dem sich alle Stimmführer zu eigen gegeben, hat ihnen so wenig ein ehrendes Denkmal gesetzt, daß selbst wir auf ihre Namen, die ohne Zweifel einen Platz im Buche des Lebens gefunden, größtentheils erst durch die Pasquille der Feinde der Kirche aufmerksam geworden sind. Dennoch war zu jener Zeit ihre Macht nicht gering. Große Ringfertigkeit des Geistes und Gewandtheit des Ausdrucks war ihnen freilich nicht gegeben, glücklicherweise aber auch den Gegnern nicht. Hatten diese alle Vortheile eines Angreifers für sich, dem jedes, auch das schlechteste Mittel recht ist, so konnten umgekehrt die Vertheidiger der Kirche, sich theils auf die innere Wahrheit ihrer Sache, theils auf die große Mehrheit des eigentlichen Volkes stützen, bei welchem damals die Sache der Illuminaten keineswegs populär war. Im Ganzen wußte die Geist-

lichkeit, so lange ihr diese Freiheit von oben herab nicht verkümmert war, die Waffen, welche ihr zu Gebote standen, mit Muth und Einsicht zu benutzen. Ein Pater Pochlin lud im Wiener Diarium die Feinde der heiligen Kirche nach Bösendorf zur Anhörung einer, gegen ihr gottloses Treiben gerichteten Predigt ein. Pater Fast schrieb, zum großen Aerger Blumauer's und seiner Logenbrüder, einen katholischen Unterricht in einer Reihe von Broschüren, die, wie die Schriften der Gegner, zu sieben Kreuzer das Stück feil geboten wurden. Eybel's Libell: was ist der Papst? wurde auf eine Weise abgefertigt, welche der, zwar im Ausdruck unbeholfenen, aber noch unverdorbenen katholischen Gesinnung der Wiener alle Ehre machte. Siebenzig Schriften, die sich an jenes Pamphlet anschlossen, bewiesen wenigstens eben so deutlich, wie das würdige Benehmen der Bewohner der Hauptstadt bei der Anwesenheit des Papstes, wie entfernt Wien vom Grabe alles kirchlichen Geistes, vom Indifferentismus war. Instinctmäßig merkte der gesunde Sinn des Volkes, was vielen Gelehrten verborgen blieb: daß die Freiheit der Völker Europas wesentlich und nothwendig auf der Theilung der geistlichen und weltlichen Gewalt beruhe. Es fühlte, daß der Krieg der Illuminaten gegen Rom einen andern Zweck, als das uneigennützige Interesse an der Aufklärung habe. Der engherzige, bleierne, kleinliche Despotismus einer Clique von Sophisten, die sich, mit Beibehaltung der alten monarchischen Nomenclatur, der Ausübung der weltlichen Regierung bemächtigen wollten, suchte sich in die Stelle einer angeblichen, geistlichen Zwingherrschaft zu setzen, die Niemanden gedrückt, und welche ihr wohlthätiges Daseyn dem gemeinen Manne nur durch Segnungen und Ablässe kund gethan hatte. Eine Ahnung ging durch das Volk: daß ein großer Wendepunkt der Zeiten gekommen sey, wo in die Stelle des symbolischen, geistlichen Hirtenstabes, ein anderes, viel handgreiflicheres, weltliches und militärisches Werkzeug der Züchtigung treten werde. Unter diesen Umständen ward Eybel's Frage

durch andere Probleme beantwortet, an deren Aufstellung allein schon der Illuminatismus hätte lernen können, daß er auf die Gunst dieses Volkes viel zu voreilig gerechnet habe. Man fragte nicht bloß, mit eben so vielem Rechte als Eybel: was ist die Religion? was ist die Kirche? was sind die Pflichten gegen Gott? sondern auch, mit directer Beleuchtung einer schmutzigen Persönlichkeit: was ist Herr Eybel? ja, den Angriff auf eine, für die weltliche Gewalt keineswegs ersprießliche Weise retorquirend: was ist der Kaiser und wo ist die Gränze jeder Macht? Die „Vorstellung an Se. päpstliche Heiligkeit“ von Rautenstrauch hatte kein besseres Schicksal. Dieses Schriftchen, in welchem der revolutionäre Hohn der Raubritter des sechszehnten Jahrhunderts sich mit der ganzen Plattheit eines servilen Wienerschriftstellers aus der Aufklärungsperiode paart, und Ulrich von Huttens Geist mit Haarbeutel und ailes de pigeon, statt mit dem Harnische angethan erscheint, dieses Schriftchen ward in einer Weise heimgeführt, die den Bundesbruder Blumauer zu der Anerkennung nöthigte: man habe sich gegen die Schrift des Herrn Rautenstrauch in einem Tone ereifert, „der in den Zeiten, da man mit Fäusten schrieb, einem Weislinger alle Ehre gemacht haben würde“. Ueberhaupt: wenn die Freimaurerzunft jedwede hervorstechende, katholische Persönlichkeit verläumdete und verhöhnte, so ward ihr in einer „Biographie der Glaubensfeger in Oesterreich“ und andern, ähnlichen Schriften ein Spiegel vorgehalten, der uns, wenn wir damit wieder die Antworten der Aufklärer (z. B. deren „Biedermannschronik“) zusammenhalten, mit Ekel und Entsetzen einen Blick in die, selbst für jene Zeit kaum glaubliche Plattheit und Erbärmlichkeit jenes kleinen Häuflein's von Kirchenstürmern thun läßt, in deren rohe Fäuste das moralische Wohl und Wehe des größten und ehrwürdigsten Reiches der Christenheit gefallen war. Oft schon sind in früheren Jahrhunderten Laster und Unglaube selbst viel kecker und energischer hervorgetreten, aber die Geschichte weist schwerlich ein ähnliches Beispiel auf, daß

die moralische Nullität sich mit der intellectuellen, die revolutionäre Verruchtheit mit der allerservilsten Philisterhaftigkeit dergestalt zusammengefunden habe, und zu einem Wesen geworden sey, wie damals in Wien und in dem Gebahren seiner Aufklärer.

Unter diesen Umständen liegt die Frage nahe: was der muthmaaßliche Erfolg gewesen wäre, wenn die Preßfreiheit bestehen und beiden Theilen gestattet geblieben wäre, sich auf gleiche Waffen zu schlagen? Blumauer scheint zu hoffen, daß das Volk sich allmählig doch wohl noch seinem alten Glauben werde entfremden lassen. „Man erinnere sich des Aufsehens und der fast allgemeinen Empörung, welche die Schrift: über die Begräbnisse in bürgerlichen und adelichen Gesellschaften, in Schenken und Kaffeehäusern erregte, und halte den unbefremdeten Blick und die Gleichgültigkeit dagegen, mit welcher das Volk jetzt ungleich stärkere Doses von Wahrheit als bewährte Hausmittel in sich schlürft, und man wird finden, daß das Volk durch die kleineren Schriften dieser Art zu einer Bekanntschaft mit gewissen Gegenständen gelanget ist, die durch eine Reihe von Jahren kaum zu erwarten war. Das Lesen so vieler Schriften, das vielfältige Raisonniren darüber, mußte dasselbe nach und nach mit Ideen vertraut machen, die es sonst gar nicht oder nur im Vorbeigehen zu denken gewohnt war. Und hätten die Schriftsteller nicht selbst so oft ihr Ziel aus dem Gesichte verloren, hätten sie ihre Begriffe nicht selbst verwirrt, und einer des andern Arbeit vernichtet, so würde die Aufklärung ihr Gebiet noch weiter ausgedehnt, und ihre Macht selbst bis auf Handlungen erstreckt haben“. Allein aus eben diesen Einräumungen läßt sich mit eben so großem Rechte auch das Gegentheil ableiten. Das Volk hätte allerdings bei dem fortgesetzten Streite nachdenken lernen müssen über das, was bisher bloß Sache der frommen, unangefochtenen, gläubigen Gewohnheit gewesen war. Wehe denen, die in diese Unschuldswelt die Brandfackel der innern Entzweiung und des Zweifels geworfen hatten! Nachdem dieß

aber, freilich auf eben so unnöthige als frevelhafte Weise, geschehen war, mußte sich dasselbe Volk mit Bewußtseyn für oder wider die Religion seiner Väter entscheiden lernen; der Zustand des ungelösten Zweifels durfte nicht permanent werden, die Gährung mußte sich vollenden. Hätte aber, wie es heute vielleicht wünschenswerth scheinen könnte, damals der Proceß seinen Fortgang genommen, so hätte das Volk von Oesterreich wählen müssen: zwischen der nationalen Kirche, mit ihren eingewohnten Festen, ihren Wundern, ihren Wallfahrten, ihrer tief in alle Lebensgewohnheiten eingedrungenen Lehre, und ihrem Cultus einerseits; und einer kleinen, nur noch halb geheimen Gesellschaft von Spöttern andrerseits, die nachgerade langweilig wurden, und die fast alle, durch ein bescholtenes Privatleben oder den Cynismus ihrer Poesie, dem ehrbaren Oesterreicherf des Bürger- und Bauernstandes ein Dorn im Auge waren. Lange hätte diese Wahl, wenn sonst die Schaalen der Wage gleich gewesen wären, nicht schwanken können. Möchte sich also auch, wie Blumauer hofft, eine kleine Zahl von Adepten zu den Fahnen der Neueren gefunden haben, die große Mehrheit wäre, wenn die Krankheit bis zur Krisis kam, mit Bewußtseyn gegen die aufklärende Kirchenverfolgung gewesen. Es hätte sich, durch die Preßfreiheit, eine selbstständige, freie, katholische Meinung bilden können, und diese vorausgesetzt, wäre die geistige Absperrung des Volkes vom Mittelpunkte der Einheit der Kirche unmöglich, die durch Zwang bewirkte Erziehung des Clerus in den Grundsätzen der Aufklärung und des neuen Staatskirchenrechtes wenigstens sehr erschwert, das gesammte Schicksal des Krieges gegen die Kirche in hohem Grade compromittirt gewesen.

Auf diese gefährliche Probe konnte und wollte begreiflicherweise der Illuminatismus es in keiner Weise ankommen lassen. Nur wenn den „Aufgeklärten" allein der Angriff gestattet blieb, den Kirchlichgesinnten aber die Vertheidigung und Gegenrede von Staatswegen unmöglich gemacht oder

möglichst erschwert wurde, ließ sich ein entscheidender und vollständiger Sieg des Indifferentismus erwarten. Daraus erklärt es sich denn auch, daß Blumauer sich in seinem obengenannten Aufsatze Mühe gibt, seinen Standpunkt möglichst unter den Fittigen der Staatspolizei zu nehmen. Er findet „die bisherige gänzliche Censurfreiheit aller öffentlichen Predigten sehr auffallend“. Instituten wie die „Geißel der Prediger“ in Prag, oder die Predigerkritiken in Wien (beide in's Leben gerufen, um das Ansehen der Prediger bei ihren Gemeinden allmählig zu entwurzeln, und die Saat, welche der Priester am Sonntage gestreut hatte, am Montage wieder zu zertreten) — werden von Blumauer als unerläßlich nothwendige Succursalen der geheimen Polizei, als Institute dargestellt, gegen welche es nicht „erlaubt sey zu murren“, „weil sie allein den Mangel einer öffentlichen Aufsicht einigermaaßen ersetzen können“. — Denn es sey klar und augenscheinlich, „daß der Prediger von ungleich größerem Einfluß seyn müsse, als der Schriftsteller, daß dieser nur nach und nach Proselyten machen, jener aber augenblickliche Empörungen veranlassen, und folglich gefährlicher werden könne, und daher in einem Staate eine noch weit strengere Aufsicht verdiene, als selbst der Schriftsteller“. Trotz der Preßfreiheit, und noch während ihrer Dauer, war also bereits die wahre Lage der Dinge die: daß für die Elaborate der Aufklärer, in so fern sie das Imprimatur erhalten hatten, eine Art von Unverletzlichkeit in Anspruch genommen, und jeder Angriff darauf wie eine Art Beleidigung der Staatsgewalt gedeutet ward, welche ihnen ja die Erlaubniß zum Drucke ertheilt habe. So konnte Blumauer versichern, „es sey lustig anzusehen, wie sich die Eiferer auf der Kanzel wandten und krümmten, um den Verfassern der aufgeklärten Schriften eins anzuhängen, ohne sich gegen die Grundsätze des Staats und der Censur, welche diese Schriften billigte, zu verstoßen“. Und in demselben Sinne sagen auch die „Provinzialnachrichten aus den K. K.

Um so erklärlicher ist es, daß Innocenz III. wegen eines Schreibens aus gleicher Veranlassung, in welchem er den Gegenstand in seiner ganzen hohen kirchlichen Bedeutung auffaßt, noch heftigeren Tadel hat erfahren müssen. Allein wenn man Innocenzens Schreiben Satz für Satz verfolgt, so wird man, bei unbefangenem Sinne, wohl schwerlich etwas Anderes als die lautere Wahrheit herausfinden. Christus, sagt er, habe den heiligen Stuhl errichtet zum Haupte und Lehrer der ganzen Christenheit, von welchem das Brod der Einsicht und des Lebens zu den übrigen Kirchen gelangt. Der Bischof von Rom trage mit seiner Fülle der Macht schwere Lasten, da er aber nicht Alles selbst thun könne, so müsse er sich viele Arbeiter und Gehülfen bestellen, und durch sie ausführen lassen, was er persönlich zu thun nicht vermöge; er übertrage also Andern seine Vollmachten, damit das, was durch Andere geschieht, so aufgefaßt werde, als ob es durch ihn selbst geschehe. Da aber die Lage der Kirche von Constantinopel dringend die Sendung eines Legaten a latere fordere, so habe er zu diesem Zwecke den Bischof Pelagius von Albano bestimmt, und ihm übertragen, an seiner Stelle nach dem Worte des Propheten auszureißen, zu zerstören, aufzubauen und zu pflanzen, was er mit Gott auszureißen, zu zerstören, aufzubauen und zu pflanzen für nothwendig erachte. Was aber im dreizehnten Jahrhunderte nothwendig war, daß der heilige Vater über die ganze Kirche die Aufsicht führe, war es auch in den ersten Jahrhunderten, wie ein Brief des heiligen Basilius an Papst Damasus bezeugt. Den Bedürfnissen der Kirche, so wie seiner Stellung als dem Oberhaupte der Christenheit gemäß, sendet der Papst seine Legaten zu den Concilien, wie namentlich Silvester I. den Osius, Bischof von Cordova und die beiden Priester Vito und Vincentius nach Nicäa, wo sie auf der öcumenischen Synode den Vorsitz führten. Die Geschichte dieser Legation böte allein für sich den reichhaltigsten Stoff zu einer interessanten Untersuchung. Eben so möge mit

und durch Herrschsucht und Egoismus vergiftete Absichten zu erreichen gesucht hatte. Gegen den Illuminatismus und die staatsgefährliche Literatur fand dann unter seinem Nachfolger jene Reaction statt, die unter dem Namen der Freimaurer- und Jakobinerriecherei so übel berufen ward.

LX.

Die päpstlichen Legaten.

(Fortsetzung.)

IX.

Die bereits angedeuteten Umstände, welche es herbeiführten, daß das Institut der Legati nati allmählig von seiner Bedeutung verlor, bestanden hauptsächlich darin, daß von diesen gebornen Legaten die Kirchenzucht keineswegs so überwacht wurde, als es nothwendig war. In den Zeiten, wo Nepotismus, Simonie und Verletzung der Cölibatsgesetze so um sich griffen, wie es im eilften und zwölften Jahrhunderte geschah, mußten die Päpste sehr ernstlich darauf bedacht seyn, eine Autorität den ihre Pflicht verabsäumenden Vicarien entgegenzustellen, durch welche auch diese genöthigt wurden, die Kirchengesetze zu beobachten. Die höchste Autorität wären sie freilich selbst gewesen, aber sie konnten nicht allenthalben zu gleicher Zeit seyn, und andererseits schien keine Mittelstufe zwischen dem Papste und den wenigstens zum großen Theile mit den Patriarchatsrechten bekleideten Legati nati vorhanden zu seyn. Allein hier bot sich der Ausweg in dem Cardinalate, welches Institut gerade damals seine vollständige Ausbildung erlangt hatte. Die Cardinäle gehörten zum Primate, sie waren aus dem Primate hervorgegangen, mit dem Glanze desselben bekleidet. *). Wurde durch die Legati nati der

---

*) Vergl. die Abhandlung über die Cardinäle in Bd. IV, S. 193 dieser Zeitschrift.

oder Metropoliten zustehen, wenn nicht wieder einzelne Stifter durch päpstliche Privilegien davon befreit sind.

XI.

Einen ganz andern Charakter erhielt das Institut der Legaten seit der Zeit, wo es üblich wurde, Cardinäle zu diesen Missionen auszuersehen, denn sie ragten durch ihre Stellung über alle andern hervor. Jeder andere Legat, er sey ein gesendeter oder ein geborner, kann seine Funktionen als solcher nicht ausüben, sobald ein Legatus a latere erscheint, wie dieß Papst Gregor IX. in einem Schreiben an den Patriarchen Geraldus an Jerusalem ausdrücklich bemerkte, als er diesen zum gebornen Legaten ernannte. So wie kein Patriarch und kein Erzbischof sich in Gegenwart des Papstes das Kreuz vorantragen lassen, kein Bischof die Mosette, als Zeichen seiner Gerichtsbarkeit tragen, und nicht öffentlich die Benediction ertheilen darf, so auch nicht, wenn ein Legatus a latere anwesend ist, d. h. in der Stadt sich befindet; der Legat aber legt, sobald er Rom verläßt, die Insignien der apostolischen Würde an, was gegenwärtig allen in dieser Weise gesendeten Cardinälen gestattet wird, ehedem nur denen, welche übers Meer gingen. Mit jenen Insignien angethan, nämlich mit einem purpurnen Gewande, einem leinenen oder baumwollenen Oberkleide, auf einem weißen Zelter, vergoldeten Zügel und dergleichen Sporen, hält der Legat unter einem Baldachin seinen Einzug in die Städte, wo ihm der Clerus und das Volk feierlich unter Glockengeläute entgegenkommen und begleiten. — Das Princip, daß die Legaten den Papst selbst repräsentirten, hatte zur Folge, daß sie auch die meisten päpstlichen Rechte ausübten, und ihnen eine jurisdictio ordinaria beigelegt wurde. Dahin gehört namentlich die Absolution von den eigens dem Papste reservirten Censuren, z. B. wegen der Beleidigung von geistlichen Personen, bei welcher ehedem die Absolution vom Papste persönlich ge=

möchten daher wohl, wenn man die Verhältnisse genau betrachtet, die Päpste je nach den Zeitumständen die für die Ausübung der ihnen von Gott übergebenen Regierung der Kirche geeigneten und zugleich nothwendigen Mittel angewendet und eben so lange gebraucht haben, als sie der Kirche zum Heil und Nutzen dienten. Die Legati nati waren bei dem früheren Zustande der Kirche ein sehr nützliches Institut, und es hat nicht an den Päpsten gelegen, daß nicht die ganze Kirche in lauter solche Vicariate getheilt worden ist; aber die Einrichtung artete aus und das Werkzeug versagte seinen Dienst, ein neues trat an seine Stelle.

X.

Daß die Päpste von Rom aus zu verschiedenen Zwecken und in verschiedene Gegenden, namentlich auch an die Höfe der Fürsten, Legaten sendeten, ist kein neuer Gebrauch, sondern es lassen sich schon frühzeitig so manche Beispiele davon anführen. Es ist daher auch nicht zu viel gesagt, wenn Gregor VII., als er seinen Legaten nach Frankreich sendete, schrieb: „Weil die römische Kirche diese Gewohnheit von ihren ersten Anfängen gehabt hat, daß sie nach allen Gegenden, welche den christlichen Glauben angenommen haben, Legaten sendete, damit dasjenige, was der Lenker und Regierer nicht selbst auszuführen vermag, durch ihre Legaten allen über den Erdkreis verbreiteten Kirchen kund werde“. Wegen dieser Worte hat man Gregor VII., nicht minder seinem Vorgänger Alexander II., der sich bei der Sendung des heil. Petrus Damiani des Ausdruckes bedient: „die Sorge um die allgemeine Kirche nöthige ihn, Andere zu senden, da er nicht selbst die verschiedenen einzelnen Kirchen besuchen könne“, so wie seinem Nachfolger Paschalis II., der sich in einem Briefe an Heinrich II. auf die Sendung des heil. Augustinus beruft, einen schweren Vorwurf gemacht, und darin das künstliche System entdeckt, welches die Päpste zur Vermehrung ihrer Macht mit Consequenz und Beharrlichkeit verfolgt hätten.

LXI.

Die Chaldäer und die nordamerikanische Mission in Persien.

Vor einiger Zeit sahen wir in hiesiger Hauptstadt einen orientalisch gekleideten Mann, der sich für einen Chaldäer und katholischen Christen ausgab, manche milde Spende empfing, dann aber, wir wissen nicht aus welchem Grunde, nicht ganz freiwillig München wiederum verließ. Drei Andere, welche sich „chaldäische Christen nannten“, kamen auf ihrem Wege zur Bibelgesellschaft in London im Jahre 1830 nach Berlin, und gaben durch ihre Anwesenheit dem Professor von Lancizolle daselbst Veranlassung, in einem „Schreiben über die durchziehenden chaldäischen Christen“, welches „als Manuscript für Freunde“ gedruckt erschien, mehrere Notizen über dieselben mitzutheilen. Wir kennen den Zweck dieses Schreibens nicht, war derselbe bloß ein scientifischer, oder sollte dadurch ein lebendiges Interesse für diese chaldäischen Christen erweckt oder vor denselben gewarnt werden; was wir von seinem Inhalte wissen, ist uns allein durch den neunten Theil von Ritters Werk über die Erdkunde zugekommen. Vor einigen Tagen kündigte nun die Allgemeine Zeitung Nro. 309 in der Inhalts-Uebersicht mit den Worten: „Missions-Angelegenheiten. Uebertritt der chaldäischen Christen in Kurdistan zum Protestantismus“, einen Artikel an, den wir hier folgen lassen, um daran einige Bemerkungen über die chaldäischen Christen und die nordamerikanische Mission in Persien anzuknüpfen. Wir beziehen uns dabei auf das erwähnte Werk von Ritter, in Betreff dessen wir freilich nur das schon früher geäußerte Bedauern (s. Bd. III, S. 508 u. f. dieser Zeit-

schrift) wiederholen können, daß ein so erleuchteter Mann, der auf dem Höhepunkte der Wissenschaft steht, in religiösen Dingen so ganz die Wahrheit verkennt. Ritter kannte damals, als er jenen Theil seines Briefes schrieb, zwei andere Schriften nicht, welche die in Rede stehenden Verhältnisse betreffen, nämlich: *Horatio Southgate*, Narrative of a tour through Armenia, Kurdistan, Persia and Mesopotamia. London 1840. 2 Voll. 8. (wohl aber ist ihm ein Brief desselben Verfassers über jene Gegenden bekannt), und *Eugène Boré*, Correspondence et Mémoires d'un Voyageur en Orient. Paris 1840. 2 Voll. 8.; beide geben über die Chaldäer manche neue Aufschlüße. Der besagte Artikel der Allgem. Zeitung lautet aber wie folgt:

„Paris, 27. Okt. Die fremden Missionen hier haben zwei Nachrichten aus dem Orient erhalten, welche beide nicht nur für die Missionsangelegenheiten, sondern auch politisch nicht unwichtig sind, wenn sie sich bestätigen. Die Nachrichten lauten bis jetzt noch ziemlich unbestimmt, aber die nächsten Posten aus der Levante und Indien müssen sie bestätigen oder widerlegen. Die erste ist die über Konstantinopel gekommene Nachricht, daß die chaldäischen Christen in Kurdistan sich zum Protestantismus bekehrt haben. Die bischöfliche Kirche von Amerika hatte schon seit fünf Jahren eine beträchtliche Mission in Urumia auf der persischen Gränze, um die Nestorianer und Chaldäer zu bekehren, und die Englischen Missionen hatten ebenfalls einige Missionäre unter ihnen, namentlich einen Hrn. Rassam, einen Mann von Talent. Die amerikanische Mission verfolgte dabei einen sehr vernünftigen Plan: sie nahm in ihre Schulen und in das Missionshaus alle auf, welche Unterricht suchten, und begnügte sich ihnen die Bibel zu erklären und dabei nützliche Kenntnisse zu lehren, ohne sich im mindesten den Kirchengebräuchen ihrer Gäste und Schüler entgegenzusetzen. Mehrere nestorianische Bischöfe wohnten von Zeit zu Zeit im Missionshaus, besuchten die Schulen, aßen an dem Tisch der Missionäre, und lebten im besten Vernehmen mit ihnen, da sie sahen, daß diese die nestorianische Kirche nicht umstoßen, sondern nur ihren Clerus so belehren wollten, daß dieser selbst die nach seinen bessern Kenntnissen nöthigen Aenderungen in seiner Lehre und Liturgie vornehmen könnte. Sie wollten die Kirche durch sich selbst und von oben herab reformiren, und wenn die Nachrichten, die hier angekommen sind, sich bestätigen, so

LXI.

Die Chaldäer und die nordamerikanische Mission in Persien.

Vor einiger Zeit sahen wir in hiesiger Hauptstadt einen orientalisch gekleideten Mann, der sich für einen Chaldäer und katholischen Christen ausgab, manche milde Spende empfing, dann aber, wir wissen nicht aus welchem Grunde, nicht ganz freiwillig München wiederum verließ. Drei Andere, welche sich „chaldäische Christen nannten", kamen auf ihrem Wege zur Bibelgesellschaft in London im Jahre 1830 nach Berlin, und gaben durch ihre Anwesenheit dem Professor von Lancizolle daselbst Veranlassung, in einem „Schreiben über die durchziehenden chaldäischen Christen", welches „als Manuscript für Freunde" gedruckt erschien, mehrere Notizen über dieselben mitzutheilen. Wir kennen den Zweck dieses Schreibens nicht, war derselbe bloß ein scientifischer, oder sollte dadurch ein lebendiges Interesse für diese chaldäischen Christen erweckt oder vor denselben gewarnt werden; was wir von seinem Inhalte wissen, ist uns allein durch den neunten Theil von Ritters Werk über die Erdkunde zugekommen. Vor einigen Tagen kündigte nun die Allgemeine Zeitung Nro. 309 in der Inhalts-Uebersicht mit den Worten: „Missions-Angelegenheiten. Uebertritt der chaldäischen Christen in Kurdistan zum Protestantismus", einen Artikel an, den wir hier folgen lassen, um daran einige Bemerkungen über die chaldäischen Christen und die nordamerikanische Mission in Persien anzuknüpfen. Wir beziehen uns dabei auf das erwähnte Werk von Ritter, in Betreff dessen wir freilich nur das schon früher geäußerte Bedauern (s. Bd. III, S. 508 u. f. dieser Zeit-

schrift) wiederholen können, daß ein so erleuchteter Mann, der auf dem Höhepunkte der Wissenschaft steht, in religiösen Dingen so ganz die Wahrheit verkennt. Ritter kannte damals, als er jenen Theil seines Briefes schrieb, zwei andere Schriften nicht, welche die in Rede stehenden Verhältnisse betreffen, nämlich: *Horatio Southgate*, Narrative of a tour through Armenia, Kurdistan, Persia and Mesopotamia. London 1840. 2 Voll. 8. (wohl aber ist ihm ein Brief desselben Verfassers über jene Gegenden bekannt), und *Eugéne Boré*, Correspondence et Mémoires d'un Voyageur en Orient. Paris 1840. 2 Voll. 8.; beide geben über die Chaldäer manche neue Aufschlüße. Der besagte Artikel der Allgem. Zeitung lautet aber wie folgt:

„Paris, 27. Okt. Die fremden Missionen hier haben zwei Nachrichten aus dem Orient erhalten, welche beide nicht nur für die Missionsangelegenheiten, sondern auch politisch nicht unwichtig sind, wenn sie sich bestätigen. Die Nachrichten lauten bis jetzt noch ziemlich unbestimmt, aber die nächsten Posten aus der Levante und Indien müssen sie bestätigen oder widerlegen. Die erste ist die über Konstantinopel gekommene Nachricht, daß die chaldäischen Christen in Kurdistan sich zum Protestantismus bekehrt haben. Die bischöfliche Kirche von Amerika hatte schon seit fünf Jahren eine beträchtliche Mission in Urumia auf der persischen Gränze, um die Nestorianer und Chaldäer zu bekehren, und die Englischen Missionen hatten ebenfalls einige Missionäre unter ihnen, namentlich einen Hrn. Rassam, einen Mann von Talent. Die amerikanische Mission verfolgte dabei einen sehr vernünftigen Plan: sie nahm in ihre Schulen und in das Missionshaus alle auf, welche Unterricht suchten, und begnügte sich ihnen die Bibel zu erklären und dabei nützliche Kenntnisse zu lehren, ohne sich im mindesten den Kirchengebräuchen ihrer Gäste und Schüler entgegenzusetzen. Mehrere nestorianische Bischöfe wohnten von Zeit zu Zeit im Missionshaus, besuchten die Schulen, aßen an dem Tisch der Missionäre, und lebten im besten Vernehmen mit ihnen, da sie sahen, daß diese die nestorianische Kirche nicht umstoßen, sondern nur ihren Clerus so belehren wollten, daß dieser selbst die nach seinen bessern Kenntnissen nöthigen Aenderungen in seiner Lehre und Liturgie vornehmen könnte. Sie wollten die Kirche durch sich selbst und von oben herab reformiren, und wenn die Nachrichten, die hier angekommen sind, sich bestätigen, so

scheint es ihnen gelungen zu seyn. Dieß wird ohne Zweifel zur Folge haben, daß die fremden Missionen hier eine Verstärkung ihrer katholischen Missionen nach Kurdistan und Persien schicken, um dieser unerwarteten Bewegung entgegenzuarbeiten. Politisch ist die Sache von Interesse, weil, so wie die Sachen stehen, so fern sie sich auch von politischen Umtrieben halten mögen, die katholische Partei nothwendig sich zu Frankreich, und die protestantische sich zu England neigt, woher auch die Missionäre selbst kommen. Die zweite Nachricht dagegen ist dem Katholicismus und dem französischem Interesse günstig, es ist die vom Tode des Königs von Cochinchina".

Mag nun dieser Correspondenz-Artikel aus Paris aus der nämlichen Feder geflossen seyn, wie andere Aufsätze in jenem Journal, die von den katholischen Missionen handeln (s. Bd. VI. S. 635 u. 746 dieser Zeitschr.), oder mag ein Anderer diese Neuigkeiten aus Asien dem deutschen Publikum zum Besten geben, mögen sie wahr seyn oder nicht, auf jeden Fall ist es an der Zeit, die Thätigkeit der nordamerikanischen Mission bei den Chaldäern etwas genauer ins Auge zu fassen.

Zunächst fragt sich, wer denn eigentlich diese chaldäischen Christen sind? auf jeden Fall Bewohner des alten chaldäischen Landes und zwar vorzüglich in dem Terrain im Süden des Ararat, an den beiden großen Seen Wan und Urmia (im nordöstlichen Kurdistan und einem Theile von Aderbidjian). Ob dieselben wirklich Nachkommen der Chaldäer sind, welche die heilige Schrift kennt, ist in neuerer Zeit von den Gelehrten vielfach bestritten, und die Behauptung aufgestellt worden, es sey Chaldäer bloß eine kirchliche Bezeichnung derjenigen unter diesen Christen, welche sich mit der katholischen Kirche vereinigt haben; deshalb meint man, hätten sich auch die drei nach London zur Bibelgesellschaft reisenden Männer, die zur Secte des Nestorius gehörten, in Berlin: Chaldäer genannt, weil sie geglaubt, in dem Abendlande als Katholiken mehr geehrt zu seyn; aus dieser Täuschung scheint man sie in Berlin jedoch befreit zu haben. Indessen durch die neuesten Forschungen sind doch wiederum manche gewichtvolle Argumente aufge-

funden worden (s. Boré II. p. 157), nach welchen diese Chaldäer wirklich für Abkömmlinge der alten Chaldäer zu halten, so wie auch, daß die freien Bergbewohner von Cardu, die Carduchen, durch deren Gebiet einst Xenophon mit seinen zehntausend Griechen den Rückzug nahm, denselben beizuzählen seyen. Uns interessirt hier vorzüglich die kirchliche Stellung derselben.

Unter allen Heiden waren die Chaldäer die ersten, an welche der Ruf: den Heiland der Welt zu suchen, erging; sie waren es, welche, von dem Stern geleitet, kamen um das neugeborene Jesuskind in der Krippe anzubeten. In ihrem Lande predigten die Apostel Thomas und Bartholomäus und zu Seleucia ward in Unterordnung zu Antiochien das erste Bisthum für Mesopotamien aufgerichtet. Diese chaldäischen Christen an der Gränze des Römerreiches, welches sie als Feinde des Cultus des Zoroaster lange gegen die Arsaciden schützten, erlitten sowohl von den römischen Kaisern, als nachmals durch die Perser die grausamsten Verfolgungen. In diesen Stürmen wurde auch das Band, welches Chaldäa an das antiochenische Patriarchat fesselte, gelöst, dennoch aber, so ungünstig dieser Umstand auch war, soll der Sassanide Ardechir Babegan sich zur christlichen Religion bekannt haben, seine Nachfolger auf dem persischen Königsthron wütheten aber gegen die Christen mit Feuer und Schwert. Hiebei hatte vorzüglich Manes, der Stifter der Sekte der Manichäer, seine Hände im Spiel, und wenn dann auch für eine kurze Zeit die Verfolgungen nachließen und die Kirche ihr Haupt erhob, so daß eine Mehrzahl von Bisthümern hier entstanden, so brach die Wuth der Herrscher doch immer von Neuem los, so daß das chaldäische Martyrologium eine große Zahl von Blutzeugen aufzuweisen hat. Allein nachtheiliger als alle diese Verfolgungen wirkte der den Orientalen dieser Gegenden eigenthümliche Geist einer unvorsichtigen Begier, Unerforschliches zu erklären, der sie insonderheit auch dazu trieb, das Geheimniß der Incarnation auf eine der menschlichen Vernunft völlig ver-

pst Julius III. und schwur im Jahre 1553 die nestoriani- e Irrlehre ab. Kaum heimgekehrt wurde er auf Anstif- jenes nestorianischen Patriarchen Simon von den Türken gebracht; sein Nachfolger war Ebedichu, aber auch der Nach- ger Barmanas sendete sein Glaubensbekenntniß nach Rom n; dasselbe wurde jedoch als häretisch verworfen, so daß nach m Tode Ebedichus nicht er, sondern ein Anderer, Jabal- ha, von Rom aus, als Patriarch bestätigt wurde.

Nachmals hat sich das Patriarchat über die Chaldäer unter rei Bischöfe getheilt. Der eine davon, Namens Simon residir- zu Kodjannes, einem Kloster in der Nähe von Djulamerk; ie zwei ersten Nachfolger desselben gleichen Namens, blieben ie er in der Verbindung mit Rom. Die dann folgenden Patri- rchen, die ebenfalls den Namen Simon führten, fielen ab und o wurde mit Zustimmung Papst Pauls V. ein katholisches Patriarchat zu Mossul errichtet; der erste Patriarch hieß Mar Elie, seine Nachfolger eben so; aber auch diese blieben nicht in dem katholischen Glauben. In Folge dessen wurde im Jahre 1681 von Papst Innocenz XI. Joseph als Patriarch der mit der Kirche vereinigten Nestorianer zu Diarbekir eingesetzt; gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts kehrte aber auch der Patriarch von Mossul zur katholischen Kirche zurück. Zu welchem Grade des Verfalles aber das nestoriani- schen Patriarchat von Djulamerk gekommen ist, davon kann man sich keine Vorstellung machen. Die Sitte wurde wieder angenommen, daß stets der Neffe dem Oheim folgte; wo also der Nepotismus zur gesetzlichen Norm erhoben wurde, mußte er auch nothwendig seine Früchte tragen. Zunächst führte er da- hin, daß die Frau, von welcher man die Geburt des künfti- gen Patriarchen erwartet, mit einer besonderen Auszeichnung behandelt wird. Da dieser niemals Fleisch essen darf, so muß also auch die Mutter während der Schwangerschaft die vollständigste Abstinenz von Fleischspeisen beobachten. Vor einigen Jahrzehnten wurde aber die Erwartung des gläubi- gen Volkes empfindlich getäuscht, als die muthmaaßliche Pa-

ständliche Weise lösen zu wollen. Während Arius in Christus nur den Menschen, Eutyches nur den Gott sah, so schwankt Nestorius, dessen Lehre gerade bei den Orientalen, insbesondere bei den Chaldäern so viel Anhang fand, auf eine wunderliche Weise in der Mitte. Seine in der That subtile Ketzerei bestand darin, daß er annahm: der Mensch, geformt in dem Schooße der Jungfrau, sey ein Anderer, als das Wort, der eingeborne Sohn Gottes, so zwar, daß zwischen beiden nur eine formelle Verbindung statt gefunden habe; in dem ersteren weile der letztere, als die Gottheit, wie in seinem Heiligthume. Der Arianismus hat verhältnißmäßig nur eine kurze Dauer gehabt, allein diese beiden andern Häresien, welche sich eben nur auf eine feinere Weise von der Kirchenlehre unterschieden, fanden eine große Verbreitung im Oriente, insbesondere wurde der Nestorianismus auch noch wegen seines großen Einflusses auf das Lehrgebäude des Muhamet bedeutend. Die Ausbreitung des Islam zerriß wiederum die im Jahre 630 angeknüpfte Verbindung der Nestorianer mit der Kirche. Allein auch in den nachfolgenden Jahrhunderten, wozu vorzüglich die Dominikaner mitwirkten, gelang es doch wieder die chaldäischen Christen zum Theil, aber doch immer nur auf eine vorübergehende Zeit, für die Wahrheit zu gewinnen. Waren aber die Nestorianer von der Kirche getrennt, so nahm auch der Verfall der kirchlichen Ordnung bald wieder überhand. So stellte im Jahre 1450 der chaldäische Patriarch Simeon den Grundsatz auf, daß seine Nachfolger stets aus seiner Familie und zwar aus der Zahl seiner nächsten Verwandten gewählt werden müße. Da aber der Patriarch und der übrige höhere Clerus zum Cölibat verpflichtet war, so unterlag die Ausführung dieser Anordnung großen Schwierigkeiten. Um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts war nur noch ein Sprößling jener Familie vorhanden, Simon Barmana, der, so unwürdig er auch war, das Patriarchat in Anspruch nahm; es kamen daher mehrere Bischöfe zu Mossul zusammen, und wählten Sulakah, einen Mönch, zum Patriarchen; dieser begab sich nach Rom zu

Papst Julius III. und schwur im Jahre 1553 die nestorianische Irrlehre ab. Kaum heimgekehrt wurde er auf Anstiften jenes nestorianischen Patriarchen Simon von den Türken umgebracht; sein Nachfolger war Ebedichu, aber auch der Nachfolger Barmanas sendete sein Glaubensbekenntniß nach Rom ein; dasselbe wurde jedoch als häretisch verworfen, so daß nach dem Tode Ebedichus nicht er, sondern ein Anderer, Jaballaha, von Rom aus, als Patriarch bestätigt wurde.

Nachmals hat sich das Patriarchat über die Chaldäer unter drei Bischöfe getheilt. Der eine davon, Namens Simon residirte zu Kodjannes, einem Kloster in der Nähe von Djulamerk; die zwei ersten Nachfolger desselben gleichen Namens, blieben wie er in der Verbindung mit Rom. Die dann folgenden Patriarchen, die ebenfalls den Namen Simon führten, fielen ab und so wurde mit Zustimmung Papst Pauls V. ein katholisches Patriarchat zu Mossul errichtet; der erste Patriarch hieß Mar Elie, seine Nachfolger eben so; aber auch diese blieben nicht in dem katholischen Glauben. In Folge dessen wurde im Jahre 1681 von Papst Innocenz XI. Joseph als Patriarch der mit der Kirche vereinigten Nestorianer zu Diarbekir eingesetzt; gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts kehrte aber auch der Patriarch von Mossul zur katholischen Kirche zurück. Zu welchem Grade des Verfalles aber das nestorianischen Patriarchat von Djulamerk gekommen ist, davon kann man sich keine Vorstellung machen. Die Sitte wurde wieder angenommen, daß stets der Neffe dem Oheim folgte; wo also der Nepotismus zur gesetzlichen Norm erhoben wurde, mußte er auch nothwendig seine Früchte tragen. Zunächst führte er dahin, daß die Frau, von welcher man die Geburt des künftigen Patriarchen erwartet, mit einer besonderen Auszeichnung behandelt wird. Da dieser niemals Fleisch essen darf, so muß also auch die Mutter während der Schwangerschaft die vollständigste Abstinenz von Fleischspeisen beobachten. Vor einigen Jahrzehnten wurde aber die Erwartung des gläubigen Volkes empfindlich getäuscht, als die muthmaaßliche Pa-

triarchenmutter statt eines Sohnes eine Tochter gebar, die noch dazu von der Natur, was ihren Körper betraf, sehr stiefmütterlich behandelt war. Indessen dieses Mädchen besaß vielen Verstand und wußte sich bei ihrem jüngeren Bruder, der unter dem Namen Simon X. wirklich Patriarch wurde, in ein solches Ansehen zu setzen, daß sie die ganze Verwaltung des Patriarchats führte, bei allen kirchlichen Feierlichkeiten intonirte, die Benediction ertheilte, sich von dem functionirenden Priester die Hand küssen ließ, während ihr Bruder, der Patriarch, im Falle der Abwesenheit seines Herrn, des Bey von Djulamerk, die Aufsicht über den Harem desselben führte. Auf Simon folgte sein Neffe, der in den Waffen geübte Abraham Mar Simon; derselbe besuchte vor einiger Zeit den Bischof von Kosrova, bei welcher Gelegenheit man ihn fragte: „ob er alte Manuskripte besäße"; er antwortete: „Ja, ich kenne aber nur meine Flinte". Diese scheint er mit dem Hirtenstabe vertauscht zu haben, indessen zu Zeiten erläßt er doch auch Hirtenbriefe, für alle vorkommenden Fälle hat er aber nur ein und dasselbe Formular. Hieraus läßt sich ein Schluß auf den übrigen Episcopat ziehen. Ein nestorianischer Bischof wird uns geschildert als „ein Mensch, der für eine kleine Abgabe und nach Ablegung des Gelübdes ewiger Enthaltsamkeit, von dem Patriarchen Ring und Kreuz empfängt, im Uebrigen aber lebt wie alle andern Menschen. Er ißt, trinkt, schläft, geht auf die Jagd oder spazieren wie Jedermann und höchstens bemüht er sich zwei oder dreimal im Jahre, auf dem Altare das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt, darzubringen". Hiernach läßt sich dann auch der Zustand des Clerus überhaupt ermessen. Dieser befindet sich in der größten Unwissenheit, die meisten Geistlichen können nicht einmal die in ihrer Liturgie vorgeschriebenen Gebete lesen. Dem Cölibate sind sie nicht nur nicht unterworfen, sondern ihnen ist gestattet: „sieben und eine halbe Frau" nach einander zu nehmen; dieß will so viel sagen, sie dürfen, wenn sie sieben rechtmäßige Frauen gehabt haben, sich auch noch mit einer

Wittwe vermählen. Es klingt dieß fast wie bloß symbolisch, wie es etwa in deutschen Weisthümern heißt: „der Herr mag kommen mit drei und einem halben Pferde", allein zu Urmia lebt z. B. ein Priester, der von dieser Erlaubniß im vollsten Maaße Gebrauch gemacht hat.

Allen diesen feinen Sitten gemäß ist denn auch der gesammte Cultus eingerichtet; der Priester erröthet nicht, mit nackten Beinen an den Altar zu treten, das Haupt mit einer Mütze bedeckt, mit einem weißen Tuche, anstatt der Casula, über die Schultern geworfen. Ein höchst sonderbarer Gebrauch findet namentlich an einigen großen Festtagen Statt. Der Priester wendet sich am Altare um und fordert die Gläubigen zur Opferung auf, wodurch dann unter diesen ein großer Wettstreit entsteht, denn für denjenigen, welcher zuerst seine Gabe auf den Altar niederlegt, wird die Messe applicirt. Nun aber gilt, nach nestorianischem Kirchenrechte, die ganze Kirche für exsecrirt, wenn ein Laye, ein Hund oder eine Katze an das Heiligthum herangetreten ist. Was geschieht um diese nachtheilige Folge zu vermeiden und dem Bischofe die Mühe der Consecration der Kirche zu ersparen? Nachdem sich die ganze Gemeinde an die Schranken herangedrängt hat, packt der Diaconus den Ersten unter den Herangekommenen auf seine Schultern und trägt ihn nach dem Altare hin, wo derselbe seine Gabe niederlegt. Ein ähnlicher Tumult wird in der heiligen Woche durch einen noch wunderlicheren Gebrauch veranlaßt. Die Männer erscheinen mit Stöcken bewaffnet und schlagen, sobald sie den Namen Judas hören, unter Flüchen auf einander los. Ueberhaupt scheinen die Nestorianer solchen Lärm zu lieben, denn sie haben auch bei der Taufe einen Gebrauch, der nothwendig zu solchem Spektakel führen muß. Die Taufe wird an besondern Festtagen ertheilt; dann drängen sich die Mütter mit den zu taufenden Kindern in Schaaren an das Taufbecken, die Kinder schreien, verlieren sich öfters oder werden vertauscht, und so giebt dieß einen entsetzlichen Wirrwar. Daß unter diesen Umständen auch das

Abendmahl nicht mit großer Würde empfangen wird, ist [illegible] zu denken. Die Nestorianer gehen zum Tische des Herrn ohne zuvor zu beichten, genießen dann das Abendmahl [illegible] unter beiderlei Gestalt, und zwar das Brod gesäuert.

Dieser Zustand der Nestorianer ist wahrhaft betrübend und es kann troß der großen Bemühungen der amerikanischen Mission nicht ausbleiben, daß die katholische Kirche nicht bald in diesen Gegenden eine reiche Erndte haben sollte, der Verfall ist so groß, daß auch eine wahre Sehnsucht des verlornen Sohnes nach dem Hause seines Vaters entstehen muß. Seit längerer Zeit sind auch schon mehrere sehr auffallende Bekehrungen in diesen Gegenden vorgefallen. Wir erwähnten zuerst des Bisthums Kosrova, wo vor einem Jahrhunderte noch Alles nestorianisch war. Ein junger Chaldäer zu Diarbekir wurde damals durch die Dominikaner bekehrt, und begab sich dann nach Kosrova, wo er das Gewerbe eines Färbers betrieb. Durch seinen wahren Eifer für die Kirche und durch das Beispiel der Frömmigkeit, welches er gab, bekehrte er zuerst seine Lehrburschen, bald auch einen dortlebenden Wittwer, der sich dann zum katholischen Patriarchen begab; von diesem ordinirt, kam er nach Kosrova zurück, wo nun sein Haus den Katholiken als Kapelle diente. Der nestorianische Bischof, Mar Isaias, entdeckte diesen längere Zeit geheim gehaltenen Gottesdienst und — öffnete selbst seine Augen der göttlichen Wahrheit; er ging nach Georgien und legte zu Achalzik in die Hände der katholischen Missionäre sein Glaubensbekenntniß ab, kam dann nach Kosrova zurück, und es gelang ihm mit Gottes Beistand und mit Unterstützung einiger Dominikaner, welche ihm der Patriarch schickte, den größten Theil seiner Heerde zur katholischen Kirche zu bekehren. Sein Nachfolger, Johann Guriel, zu Rom in der Propaganda erzogen, verbreitete von da aus die katholische Wahrheit über mehrere der benachbarten Orte; nicht minder machte

die chaldäische Benennung Roms wegen der Kuppel von St. Peter) erzogen; derselbe ist vor nicht langer Zeit zum Patriarchen von Mossul erhoben worden. — Von Kosrova aus gelangen auch viele Bekehrungen in dem Lande von Urmia, in welches sich die Chaldäer schon seit sechs Jahrhunderten mit dem muselmännischen Stamme der Affscharen theilen, von denen die Katholiken, auf Anstiften der Nestorianer, öfters Verfolgungen zu erleiden haben. Diese machen den Katholiken wegen des Glaubens an die Gottheit des fleischgewordenen Wortes den Vorwurf der Idolatrie. Allerdings ist für muselmännische Ohren dieser Vorwurf einer der härtesten, indessen einmal kamen die Mollahs auf den Einfall, sich doch zu überzeugen, was denn an der Sache sey. Sie veranstalteten also ein Religionsgespräch zwischen Katholiken und Nestorianern; ein Bischof der letzteren berief sich auf den Koran, in welchem jeder Vers die Gegner des Irrthums überführe; hierauf erwiderte ein katholischer Priester: „Ehrwürdige Mollahs; da man einmal die Autorität des Buches eures Propheten angerufen hat, so will ich euch beweisen, daß wir weit mehr seine Vorschrift beobachten, als unsre Gegner; denn, heißt es da nicht, daß die Thorah, die Psalmen und die Evangelien die drei andern geoffenbarten Bücher seyen"? „Gewiß", war die Antwort. „Folglich, wenn dem also ist, so muß man auch die Wahrheiten glauben, die sie lehren. Nun aber lehrt das Evangelium, daß Christus der eingeborne Sohn Gottes sey". Hierauf wurden einige Texte interpretirt, und die Mollahs fragten die Nestorianer, ob richtig erklärt worden sey. Als dieß nicht geleügnet werden konnte, erhielten die Nestorianer den Bescheid: „diese Leute haben recht, ihr seyd es, die ihr die Schuld tragt, daß ihr noch nicht zum Islam bekehrt seyd, obwohl ihr vorgebt zu glauben wie wir; zu eurer Strafe sollt ihr die Bastonade bekommen"! Einer jener katholischen Geistlichen, der jenem wunderlichen Religionsgespräche beiwohnte, hatte auch sonst oft Gelegenheit, den Haß der Nestorianer zu erfahren. Als er

sich eines Tags auf dem Wege nach Urmia befand, um einen Kranken zu besuchen, begegnete er auf einer Brücke, in der Nähe der Stadt, einen nestorianischen Priester in Begleitung zweier Muselmänner. „Das ist einer von den Menschen, der da glaubt und glauben machen will, daß Jesus Christus Gott sey! strafen wir ihn für seinen Götzendienst“. So rief der Nestorianer zu den beiden Türken. Alsbald ergriffen sie den Wanderer, und drohten ihn, ins Wasser zu werfen, wenn er die Gottheit Christi behauptete. Standhaft bekannte er und ward in den damals hoch aufgeschwollenen Strom geworfen: mehrmals aus dem Wasser auftauchend, rief er: „Ja, er ist Gott“! Auf wunderbare Weise entkam der standhafte Priester dem Tode, die Wogen des Flußes trieben ihn glücklich ans Land. Wie das aber die Türken sahen, schlugen sie auf den Nestorianer los, weil er sie zu jener Handlung veranlaßt hatte, und sagten: „Ungläubiger Hund, der Herr Jesus ist wahrhaft Gott, denn er ist's, der ihn gerettet hat“! — Ueberhaupt fehlt es den Katholiken jener Gegenden nicht an vielen Veranlassungen; Zeugniß für die Kraft ihres Glaubens abzulegen; sie befinden sich meistens in einer drückenden Armuth, so daß selbst die Priester oft allein von ihrer Händearbeit, indem sie das Feld bestellen, leben müssen. Es ist begreiflich, daß, unter solchen Verhältnissen, es den Dienern Gottes auch nicht möglich ist, sich diejenige Bildung anzueignen, die für ihren Stand so wünschenswerth ist. Dessenungeachtet scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß die katholische Religion die größten und bedeutendsten Fortschritte machen würde, wenn für diese Länder eine eigentliche Mission unter dem Schutze einer katholischen Macht errichtet werden könnte. Unterdessen befördern vielleicht, ohne es zu wollen, die protestantischen Missionen die Rückkehr der Nestorianer in den Schooß der katholischen Kirche.

Schon während der Regierung des letztverstorbenen Königs Feth=Ali=Schach versuchten es die Engländer, welche damals hier einen großen Einfluß besaßen, eine protestantische



Missionsanstalt, mit der offenbar politische Zwecke verbunden waren, zu errichten. Man versprach sich vorzüglich aus dem Grunde ein günstiges Resultat, weil die Perser sich in ihren Dogmen von den übrigen muhamedanischen Sekten getrennt haben. Man glaubte also durch Anstellung von religiösen Disputationen die Perser für die anglikanische Kirche gewinnen zu können. So erschienen denn ein junger anglikanischer Geistlicher, Henry Martin und der Perser Achmet von Hamadan auf der Arena. Sie stellten einander Abhandlungen über die Echtheit und Heiligkeit ihrer canonischen Schriften gegenüber. Bei dieser Gelegenheit legte aber Achmet eine so genaue Kenntniß der heiligen Schrift an den Tag, und wendete zum Erstaunen seines Gegners alle biblischen Prophezeiungen auf Muhamet an. Begreiflicherweise konnte es zu keiner Entscheidung kommen, da die Privatautorität Henry Martins unmöglich den Muselmann überzeugen konnte. Die weitere Folge war aber die, daß man die englischen Missionäre, wegen ihrer Angriffe auf den Glauben des Volks, aus dem Lande zu gehen nöthigte, und die reichlich vertheilten Bibeln auf den öffentlichen Plätzen verbrannte; auch die Juden, denen man solche gegeben hatte, warfen dieselben als interpolirt auf die Straße.

Auf solchem Wege war also den Persern nicht beizukommen; nicht viel glücklicher war der deutsche Prediger Hase aus Basel, der im Jahre 1831 nach Tauris kam, hier bei einigen europäischen Consuln Unterstützung fand, auch eine kleine Schule errichtete, doch aber nach drei Jahren wieder fortziehen mußte. Anders wußten aber die Nordamerikaner es anzufangen. Diese bekümmerten sich nicht um die Muhamedaner, sondern wendeten sich an die Nestorianer. Schon im Jahre 1829 waren die Herren Smith und Dwight im Auftrage der amerikanischen Gesellschaft zur Verbreitung des christlichen Glaubens nach Urmia gekommen; auf ihren Bericht wurde Hr. Justin Perkins zu dem Werke der Bekehrung ausersehen, der dasselbe im Jahre 1835 begann. Die Nestorianer kamen dem amerikanischen Missionär, seinen Gehülfen

und den sie begleitenden Damen eben nicht mit großem Vertrauen entgegen, denn sie wollten diesen nicht recht glauben, daß sie Christen seyen, da sie nicht das Zeichen des Kreuzes, woran man doch den Christen erkenne, machten. Indessen, wie die Missionäre versichern, gelang es ihnen durch die Erklärung Zutrauen zu gewinnen, daß sie große Ehrfurcht vor Nestorius hätten. Man darf daher wohl glauben, daß die Herren Yankee's bei andern vorkommenden Fällen vor jedem Häresiarchen ihre große Ehrfurcht ausdrücken werden. Bei aller Verehrung vor Nestorius, die ihnen die Amerikaner zollen, möchten sich doch wenige Vereinigungspunkte für sie mit den Nestorianern finden, denn sie verwerfen Alles, was die Nestorianer glauben, und ihrem Glauben gemäß thun. Doch hatte sich bald der Ruf der Gäste im Lande verbreitet; einen alten Bergbewohner trieb die Neugierde nach Urmia hinein; er kehrte indessen bald wieder um, und sagte: „ich war gekommen, Apostel zu suchen, und habe keine Christen gefunden"! Vorzüglich ließen sich die Amerikaner darauf ein, die Landessprache zu einer Schriftsprache zu machen, um auf diesem an sich gewiß zur wahren Bekehrung des Volkes geeigneten Wege dem Volke ihre Lehren oder die vollständige Negation des ganzen Nestorianismus beizubringen. Sie bauten ein großes Haus, legten in Urmia selbst und in der Umgegend Schulen an und wußten sich den Bischöfen dadurch angenehm zu machen, daß sie ihnen eine jährliche Pension aussetzten; alles sollte das Geld thun, daher gab man den Kindern für den Schulbesuch wöchentlich 1¼ bis 5 Franken. Auch der Patriarch von Djulamerk trat mit ihnen in Verkehr; nicht uninteressant sind die Briefe, welche er an die Missionäre geschrieben hat; wir entnehmen dieselben aus Ritters Erdkunde.

Erster Brief des Patriarchen der Nestorianer Mar Shimon an die Mission in Urmia und an die Nestorianer unter deren Pflege. Geschrieben in altsyrischer Sprache; mit einem runden Stempel gezeichnet, in dessen Mitte steht: „„Der demüthige Shimon, Patriarch des Orients"" und in umher-

stehender Kreisschrift: „„Mar Shimeon, der sitzt auf dem Stuhl des Apostel Thaddäus““.

„Im Namen Gottes! von dem Patriarchensitze empfangt Gebet und Segen! — Eure Liebe und Freundlichkeit gegen uns ist uns bekannt; ihr getreuen, wahren und ächten Christen; ihr Zeugen des Herrn, ihr Ehrenwerthe in Christo, ihr Männer des Friedens, ihr Männer rein von jeder Unsauberkeit, Priester wie Volk, von dem Geschlechte Aaron, von der Nachfolge Petri und der apostolischen Gesellschaft. Das seid ihr, Söhne des begnadigten und gebenedeiten Landes, des englischen, die ihr gegenwärtig in der Stadt Urmia eueren Sitz habt“.

„Zuvörderst wollen wir hier aufzählen eure gebenedeiten Namen: Mar Perkins, Grant, Hörnle, Lady Charlotte und Lady Judith, Mar Yohanna, Priester Abraham, sammt den Kindern und Schülern von euch, ihr Gesegneten“.

„Euer ehrenbringendes Schreiben erreichte uns in dem gesegneten Monat Nisan durch die Hand der Priester Yohanna, unsers Erzdiaconen, und Badads, wie des Priester Zadoc, unserer Brüder. Da ihr nach unserm Wohlseyn fragt; wir sind gesund, es geht uns wohl und glücklich durch die Gnade unsers Herrn. Wir waren in dem gesegneten Lande von Tearie. Wir sind froh und erfreut, von euerm guten Zustande zu hören, von euerer Sorge für die Kirche Christi und für die Lehre in den Schulen. Wir sind der Zuversicht, daß ihr die wahre Lehre Christi überliefert. Wisset, daß wir zu euern Schutzwächter den Episcopo Mar Yohanna bestellt haben: denn er ist unser Vicar und der Großwart unsers Stuhles in der Nachfolge Petri. Jeden Umstand, zu dem er euch leiten wird, den beachtet und befolgt ihr nach seinem Worte. Wir vernehmen und anerkennen alles, was in euerm beigefügten Briefe geschrieben ist; dagegen geben wir euch die geistigen Beglückwünschungen zurück, wie wir auch nach euerm Wohlseyn zu erkundigen uns bemühen. Möget ihr auf euerer eigenen Hut sein nach den Vorschriften der Apostel und den Geboten Jesu Christi. Möget ihr gutem Rath das Ohr leihen wie der Lehre in der Schule und der Erbauung in der Kirche Christi“.

„Wir bitten zu unserm Herr Gott und zum Ocean seiner Güte, wir flehen ihn an, daß er von euern Seelen die Quellen der Sorgen und der Nöthe abwenden möge und ihre Gewalten bändige, durch die Fürbitte der Jungfrau der Jungfrauen, wie durch die Gebete der Propheten, der Apostel und der Väter. Und möget ihr versiegelt und be-

wahrt bleiben durch die Gnaden des Himmels bis zur Erfüllung der Tage. Amen".

„Geschrieben von der Hand des demüthigen Sünders des Priesters Abraham des Dorfes Asheta am Sabbat Abend am vierten Auferstehungstage der Hymne des Kreuzes in dem Dorfe Minianish an der Festtafel auf Befehl des Mar Shimon, des Patriarchen der Chaldäer. Ende. — Nachschrift. Möge dieses Schreiben gelangen in die Hände des geehrten Episcopen Mar Yohanna, Mar Perkins u. s. w".

Zweiter Brief desselben an dieselben in Urmia.

„Im Namen Gottes! von dem Patriarchensitze empfangt Gebet und Seegen! Unsere Liebe erwärmt unsre Herzen für euch und brennt mehr als Feuer; die Wasser eines Baches könnten dieses nicht löschen. Sonne und Mond gleichen diesem Brennen nicht. Ihr wundervollen Priester, ihr wahrhaften Weisen, ihr wohlwollenden Säer, ihr wahrhaften Lehrer, ihr hohen Häupter, ihr unermüdeten Arbeiter, ihr Reinen, ihr Gelehrten, ihr klug Unterrichteten, ihr geistigen Handelsleute, ihr auserwählten Martyre, ihr fleißigen und bewährten Diener, ihr unsere Brüder, unsre Lehrer, die ihr in der Nachfolge steht von Petrus und Paulus, Perkins und Grant; wir fragen nach eürer Gesundheit und nach dem Wohl der Frauen Charlotte und Judith und eurer beiden Söhne, die der Herr, unser Herr bewahren möge in seiner Gnade vor allem Uebel und Unglück".

„Als Antwort auf euern geistigen Gruß wollen wir euch fragen, wie geht es euch? wir wollen euch unsres Wohlwollens zu euch gänzlich versichern. Sehet, wir senden Dishoo, unsern Diener, an euch, auf daß ihr uns zusenden möget ein Telescop und eine Uhr; das Telescop von Perkins und die Uhr von Grant. Diese könnt ihr uns senden durch Dishoo unsern Diener. Und zu euerm Verständniß, ihr Lichter der Kirche, sind diese Worte hinreichend. Amen". —

Das ist freilich Alles schön und gut, und doch enthalten diese Briefe eine Dogmatik, die den Amerikanern völlig fremd ist. Ueberhaupt, fragt man nach dem eigentlichen Resultate der Bemühungen jener Herren, so besteht dieß darin: die Bischöfe leben wie zuvor im Cölibat; sie nehmen wohl die Einladungen zum Tische der Missionäre an — denn das ist ja die vernünftige Art der Bekehrung, wie der Correspondent der Allg. Zeitung schreibt — aber sie berühren

keinen Bissen Fleisch. Gerade das wären Sachen, von denen die „reine“ Lehre sie wohl zu allererst hätte abbringen sollen; bis zum Beginne des vorigen Jahres hatte noch keine einzige Familie die amerikanische Religion angenommen, im Gegentheil, sie wehren sich gegen eine solche Zumuthung, wie gegen eine Beleidigung; die kleinen Kinder fahren fort, das Kreuzeszeichen zu machen, so sehr man es ihnen verbietet. Auf die Frage nach ihrem Glauben, antworten die Nestorianer: wir bewahren den Glauben unsrer Väter, und nehmen von den Missionären nur ihre Thaler; auch fehlt es nicht an solchen unter ihnen, die die etwas boshafte Bemerkung machen: „sie sind wie die Juden von Urmia; immer blättern sie in der Bibel; aber sie sind Juden ohne Synagoge“.

Unter diesen Umständen möge es erlaubt seyn, an der Nachricht von dem Uebertritte der chaldäischen Christen in Kurdistan zum Protestantismus noch bis zum Eingange von zuverläßigeren Nachrichten zu zweifeln, denn jene Briefe und die nordamerikanischen Diners beweisen nur so viel, daß die protestantischen Missionäre kein Mittel unversucht lassen, die Nestorianer zu gewinnen. Nach den Berichten des zu ihnen gehörenden Southgate kann man entnehmen, wie feindlich sie insonderheit der katholischen Kirche gegenüber stehen; einen katholischen Bischof nennen sie, von dem Standpunkte der Nestorianer aus, schismatisch, so daß man fast glauben sollte, die „geistigen Handelsleute“ verständen sich bei ihrer Hochachtung vor Nestorius wohl noch gar dazu, selbst Nestorianer zu werden; verleugneten doch die Holländer in Japan das Christenthum, um die Portugiesen dort zu verdrängen. Vermuthlich hat Shimon, „der sitzt auf dem Stuhle des Apostels Thaddäus“, auch einmal vor Kurzem an dem Tische zu Urmia im großen amerikanischen Missionshause gesessen; auf viel mehr als dieß, glauben wir, bis auf bessern Bericht, wird die neue Kunde jenes Pariser Correspondenten nicht hinauskommen! Nous verrons!

LXII.

Die katholische Bewegung in der protestantisch-bischöflichen Kirche von England.

Erster Artikel.

Es waren sehr verschiedenartige Kräfte und Interessen, welche im sechszehnten Jahrhunderte zur Bildung der protestantischen Staatskirche auf den britischen Inseln zusammenwirkten. Unter den ersten protestantisch-gesinnten Theologen in England gab es keinen Luther oder Calvin, keinen, der durch die Ueberlegenheit seines Geistes die Massen nach sich zu ziehen, der auch Männer von Bildung und Gelehrsamkeit zu seinen Schülern und zu Gliedern seiner Kirche zu machen vermocht hätte; nicht einmal selbstständige Denker waren unter ihnen, sondern nur Geister von untergeordnetem Range, deren Orakel die Schweizerischen Reformatoren Calvin, Beza, Bullinger waren, und die daher, im Gefühle ihrer Schwäche, sich von der Staatsgewalt als fügsame Werkzeuge gebrauchen, von dieser ihre kirchliche Bahn sich vorzeichnen ließen, und wenn diese: bis hieher und nicht weiter! gebot, stumm, auch gegen ihre Ueberzeugung gehorchten.

Denn die Losreißung Englands von der katholischen Kirche und die Einführung des Protestantismus war zunächst und hauptsächlich das Werk der Monarchen, ihrer beutegierigen Minister und ihrer von den Spolien des Kirchen- und Klosterguts trunkenen Günstlinge. Die Mehrheit des englischen Volkes in den höhern wie in den niedern Ständen, dann die große Majorität des Clerus, war noch zu der Zeit, als die neue Lehre zur Staatsreligion erhoben wurde, katholisch ge-

sinnt, und nahm die Reformation mit solchem Widerwillen auf, daß die Regierung Eduards VI. im Jahre 1549 deutsche Söldnerschaaren zur Aufrechthaltung ihrer neuen Staatsreligion in's Land rufen mußte *). „Es ist eine demüthigende Thatsache, sagt bei dieser Gelegenheit der scharfsinnigste der neueren englischen Geschichtschreiber, Hallam **), daß der protestantische Glaube unsern Vorfahren durch ausländische Truppen aufgezwungen worden ist".

Als die Königin Elisabeth alle Bischöfe des Reichs, bis auf Einen, weil sie ihre kirchliche Suprematie anzuerkennen sich weigerten, absetzen und einkerkern ließ, stand es nur bei ihr, dem ganzen Episcopate mit Allem, was daran hing, ein Ende zu machen, und die calvinistische oder eine dieser ähnliche Kirchenverfassung einzuführen; dabei würde sie noch die Mehrzahl der eifrigeren und entschiedeneren Protestanten, die auch nachher als Puritaner oder Presbyterianer von der bischöflichen Kirche sich absonderten, für sich gehabt haben. Aber sie hatte, wie in andern Dingen, so auch in der Religion, eine Neigung zum Gepränge, und es schmeichelte ihr, Bischöfe zu ihren Füßen zu sehen, die, auch in Sachen des Glaubens und des Gottesdienstes nur ihren Befehlen gehorchten. Auch war es hauptsächlich ihr Wille, der die Beibehaltung mancher kirchlichen Feste, Ceremonien, Gewänder durchsetzte, und die Häupter des englischen Protestantismus, die größtentheils den nivellirenden Ansichten der schweizerischen Reformatoren huldigten, hierin nachzugeben nöthigte.

Es kam noch Manches hinzu, was der englischen Staatskirche eine mittlere Stellung zwischen der katholischen und den protestantischen Genossenschaften des Continents anzuweisen schien. Eine Liturgie wurde eingeführt, die sich durch den ihr

*) *Burnet* History of the Reformation. London 1681. T. III. p. 190. 196.

**) Constitutional History of England, III. Edition. London 1832. I. 128.

inwohnenden Geist ächtchristlicher Frömmigkeit, durch eine reine, erhabene und würdevolle Sprache sehr vortheilhaft vor den übrigen protestantischen Leistungen dieser Art auszeichnete; sie war in der That größtentheils — freilich mit Weglassung des Meßkanons und alles den neuangenommen Dogmen Widerstrebenden — eine Uebersetzung der in der katholischen Kirche gebräuchlichen Formeln, und die englischen Theologen ermangelten später nicht, wenn es galt die Verwandtschaft mit der Mutterkirche hervorzuheben, auch dieß anzuführen, daß das Book of common Prayer im Wesentlichen nichts anderes als das Römische Missale sey *). Die Engländer pflegen daher, nicht ganz mit Unrecht, ihre Liturgie als ihren größten kirchlichen Schatz, als ein kostbares aus dem Schiffbruche der alten Kirche herübergerettetes Ueberbleibsel zu preisen. In der ersten unter Eduard VI. entworfenen Liturgie waren selbst noch die Gebete für die Verstorbenen beibehalten, und damit also auch implicite die Lehre von einem Reinigungszustande nach dem Tode zugegeben; freilich waren bei der einige Jahre später erfolgten Revision, als der protestantische Geist Fortschritte gemacht, diese Gebete beseitigt worden. Die Beichte wurde nicht, wie in Calvins Schule, geradezu verworfen, vielmehr der Willkühr der Einzelnen überlassen; allein da mit dem sacramentalen Charakter der Buße die Hauptstütze der Beichte hinweggenommen war, und der Gesammtgeist der protestantischen Doktrinen dem Institut wesentlich ungünstig war, so geschah in England, was anderwärts vorgekommen. Nach kurzer Zeit war die Beichte völlig, selbst aus dem Gedächtnisse des Volkes verschwunden. Die Liturgie

*) *Hallam I.* 117. Doch ist Manches auch aus den Liturgien der griechischen Kirche, dem Sacramentarium Gregors des Großen, und sogar, wo die altkatholischen Liturgien durchaus nichts dem Lehrbegriff von heute und gestern Entsprechendes darboten, aus Lutherischen und Calvinistischen Formularen, doch nicht ohne angebrachte Milderungen entlehnt. S. Correspondence between *J. Jebb* and A. *Knox*, London 1836, I. 376.

aber blieb von nun an das eigentliche Palladium der englischen Hochkirche gegen die dissentirenden Parteien, und ihr unterscheidendes Kennzeichen mehr noch als die bischöfliche Verfassung, an der das Volk immer nur geringen Antheil nahm, weil die Bischöfe zwar mit der englischen Aristokratie eng verbunden sind, dem Volke aber so ferne stehen, daß dieses, wie Hallam bemerkt, das Erlöschen des Episcopats kaum wahrnehmen würde.

Die neue Kirche erhielt keine symbolischen Bücher, wie die lutherische sie hatte; dafür wurde im Jahre 1562 ein kurzes Bekenntniß, die neun und dreißig Artikel, als Norm der Lehre aufgestellt, jede, auch die geringste Abweichung davon wurde untersagt, und jeder, der in den geistlichen Stand eintrat, mußte bei seiner Ordination diese Artikel unterschreiben. Diese Bekenntnißschrift war, zum Theil absichtlich, weniger bestimmt und mit einem geringeren Maaße von antikatholischer Polemik abgefaßt, als die meisten andern protestantischen Symbole jenes Zeitalters; denn man wollte, da die Urheber und die mit ihnen Gleichgesinnten zur Zeit noch die Minorität in der Nation bildeten, denen, welche jetzt in die Schranken der neuen Kirche hereingenöthigt wurden, nicht sogleich und auf einmal die ganze Tiefe und Breite der Kluft zeigen, welche in der That zwischen ihnen und der alten Kirche befestigt wurde. Uebrigens aber waren sie für jeden mit den dogmatischen Kämpfen der Zeit Bekannten noch immer verständlich genug, und man konnte sich nicht darüber täuschen, daß es allerdings die Absicht der englischen Reformatoren gewesen sey, in allen streitigen Hauptpunkten, den der bischöflichen Ordination ausgenommen, die Lehren und Institutionen der katholischen Kirche als irrig und abergläubisch zu verwerfen. In dem Maaße freilich, als allmählig ein mehr kirchliches Bewußtseyn oder, richtiger, ein kirchliches Streben bei den englischen Theologen sich entwickelte, suchte man den Artikeln eine etwas mildere Deutung zu geben, und behauptete man, die Verfasser derselben hätten da-

bei nicht sowohl die Lehren und Schriften der Reformatoren, als vielmehr die der Kirchenväter und die Stimme der ältesten christlichen Kirche als Norm befolgt. Allein die bloße Ansicht des sechsten Artikels muß wohl jeden überzeugen, daß die theologische Kenntniß der Verfasser in der That über die engen Gränzen der damaligen protestantischen Streitschriften nicht hinausreichte, und daß das kirchliche Alterthum ein ihnen fremdes Gebiet war. In diesem Artikel heißt es nämlich: „Unter dem Namen der heiligen Schrift verstehen wir jene kanonischen Bücher des alten und neuen Testaments, an deren Autorität nie in der Kirche gezweifelt worden ist“. Hienach müßte man annehmen, daß sieben Bücher des neuen Testaments, nämlich der Brief an die Hebräer, der Brief Jakobi, der zweite Brief Petri, der zweite und dritte des Johannes, der Brief des Judas und die Apokalypse in der englischen Kirche nicht zur Bibel gerechnet würden, denn alle diese sind bekanntlich längere Zeit in der Kirche als zweifelhaft oder nicht zum Kanon gehörig betrachtet worden. Allein derselbe Artikel erklärt gleich darauf weiter: „Alle Bücher des neuen Testaments, wie sie gemeinhin angenommen sind, nehmen auch wir an“, und es bleibt demnach nur die Alternative, daß die Reformatoren, die die Bekenntnißschrift entwarfen, entweder durch eine absichtliche Unwahrheit das Englische Volk über eine der allerwichtigsten Fragen täuschen wollten, oder daß ihnen eine Thatsache verborgen blieb, welche jeder schon bei flüchtiger Bekanntschaft mit der Literatur der alten Kirche inne werden mußte.

Was an der neuen englischen Kirche vor Allem auffiel, das war ihre gänzliche Abhängigkeit von der Staatsgewalt, welcher sie freilich Alles, was sie war und was sie hatte, nicht blos ihre Geburt, sondern auch, bei der anfänglichen Abneigung der Nation, ihre Erhaltung verdankte. Wenn wir von der Geschichte der muhammedanischen Religion absehen, so findet sich vielleicht in allen Jahrhunderten kein zweites Beispiel von einem mit solcher Consequenz, mit solcher starren,

rücksichtslosen Härte durchgeführten religiösen Despotismus, wie es uns die Geschichte der englischen Reformation darbietet. Die Königin ließ sich nicht nur die Rechte, welche der Papst bisher ausgeübt hatte, übertragen, so daß schon die Nichtanerkennung ihres kirchlichen Supremats Güterverlust, Kerker, selbst den Tod nach sich zog; sie und ihr Parlament handelten, als ob die Königin die Quelle jeder kirchlichen Gewalt, die unumschränkte Gebieterin über Alles sey, über den Glauben, die Disciplin, den Gottesdienst, von dem Kirchenvermögen gar nicht zu reden. Sie konnte im vollsten Sinn des Wortes, wie niemand vor ihr, sagen: Meine Kirche; denn diese Kirche war ihr Geschöpf, ihr Eigenthum, Ihre, auch mißhandelte, Sklavin. Gleich beim Beginne ihrer Regierung wurde dem gesammten Clerus Schweigen auferlegt; nirgends durfte mehr das göttliche Wort verkündigt werden, später erst wurden denen, welche die Lehren der neuen, eben erst fertig gewordenen Staatsreligion zu predigen bereit waren, Erlaubnißscheine (licenses of preaching) ausgestellt. Die Ausübung der katholischen Religion wurde für Hochverrath erklärt, und mit dem Tode bestraft, so wie andererseits jene Protestanten, die Puritaner und Brownisten, welche den königlichen Supremat anzuerkennen und dem kirchlichen Gottesdienste beizuwohnen sich weigerten, Verbannung, und wenn sie heimkehrten, der Tod traf. Als Oberhaupt der Kirche dispensirte Elisabeth in den Mängeln und Unregelmäßigkeiten, die bei der Consecration ihrer Bischöfe mit untergelaufen, sie suspendirte den Bischof Fletcher von London, weil er eine Wittwe geheirathet hatte *); sie verordnete, daß Niemand bei Strafe von dreimonatlichem Gefängniß an Freitagen und in der Fastenzeit Fleisch essen solle, „doch nicht als ob diese Enthaltung zum Heil der Seele nöthig sey, oder zum Dienste Gottes gehöre, sondern zum Vortheil der Seeleute und Fischer **)“.

*) *Hallam* I. 305.

**) *Strype* Annals of the Reformation II. 608.

In jenem ersten Zeitalter der protestantischen Kirche war es der Gegensatz und die Feindschaft gegen die katholische Kirche, worin sich die Gedanken und Bestrebungen der anglikanischen Bischöfe und der Ton angebenden Theologen gefielen. Man dachte eher darauf, den Riß noch zu erweitern, denn die bedeutenderen unter den Prälaten, wie Jewel, Parker, Grindal, Scorey, Coverdale, und Whitaker, Perkins, Nowell, Downham unter den Theologen, waren von dem Geiste und den Principien Calvins so erfüllt, daß ein wahrhaft kirchliches Bewußtseyn oder Streben sich bei ihnen gar nicht entwickeln konnte, und selbst die Bischöfe in ihrer Würde mehr ein politisches, von der Staatsgewalt ausgeflossenes und durch sie getragenes Amt als eine apostolische Gewalt der Weihe und Jurisdiction sahen, in welch letzterem Falle sie eine, wenn auch nun zerrissene Verbindung mit dem „Römischen Antichrist" hätten zugeben müssen. Ihre Gewalten würden dann als ein Ausfluß aus der schmutzigsten Quelle, als Gabe oder Erbstück des Weibes von Babylon erschienen seyn — denn dafür erklärten damals alle Protestanten und sie selber die katholische Kirche — und der Vorwurf, daß auch sie aus dem Taumelkelch der Metze getrunken, den ihnen bereits einen Theil der eignen Glaubensgenossen machte, würde mit doppeltem Gewichte auf sie gefallen seyn.

Zwei Umstände bewirkten eine Aenderung dieser Stimmung in der englischen Kirche: der Kampf, in welchen sie mit den Presbyterianern und ähnlichen Sekten verwickelt wurde, und das allmählige Eindringen des sogenannten Arminianismus.

Der Wille des weiblichen Oberhaupts hatte die Beibehaltung mehrer katholischen Gebräuche durchgesetzt, gegen welche der gesammte calvinistischgesinnte Klerus und mit ihm viele Weltliche, den entschiedensten Widerwillen hegte. Selbst die Bischöfe theilten diese Abneigung, mußten aber dem höhern Willen gehorchen. Solche anstößige Dinge waren: der Ge-

brauch des Kreuzeszeichens bei der Taufe, die Sitte, bei Nennung des Namens Jesu das Haupt zu beugen, die Form eines Altars, die man dem protestantischen Communiontische durch seine Stellung im Chor und durch die Anbringung von Stufen gegeben oder gelassen hatte, die Beibehaltung einer Absolutionsformel, einiger Kirchenfeste und der Fasten; vorzüglich aber einige Stücke der geistlichen Kleidung, wie der Chorrock und das Birett; denn darauf, daß die protestantischen Geistlichen auch in ihrer äußeren Erscheinung ja nichts mit den katholischen gemein haben sollten, wurde wie auch in Deutschland zur Zeit der interimistischen Streitigkeiten, das größte Gewicht gelegt. Selbst der Gebrauch des Ringes bei der Trauung war dieser Partei als papistische Ceremonie verhaßt; so lebendig war in ihnen der calvinische Haß gegen jedes symbolisch-bedeutsame Zeichen, gegen Alles was die äußere Würde des Gottesdienstes erhöhen, oder in die Monotonie des Predigens und Psalmensingens irgend eine Mannigfaltigkeit bringen konnte *). In der Zeit der Bedrückung hatten sie oft in Scheunen ihre Zusammenkünfte gehalten, und jetzt, da die katholischen Kirchen in die Gewalt des Protestantismus gefallen waren, konnten sie es nicht ertragen, daß diese Kirchen einen andern Anblick als den einer Scheune gewähren, daß auch nur ein Bild oder Kreuz erhalten werden, daß die gemahlten Fenster als Denkmäler altkirchlicher Religiosität unzertrümmert bleiben sollten.

Diese Partei — man nannte sie die Puritanische, weil sie eine Reinigung der Kirche von allem „papistischen Unrath", eine vollständigere und mit mehr Consequenz durchgeführte Reformation forderte — wurde immer mächtiger; sie war um so stärker, als sie eigentlich in jener Zeit (1559 bis 1603) allein — denn von den blutig verfolgten Katholiken kann hier natürlich nicht die Rede seyn — eine feste Gesin-

*) *Neal's* History of the Puritans. Vol. I. c. 4. *Price's* History of Protestant Nonconformity, London, 1838. I. 162 ff.

nung hatte; außer ihr gab es im englischen Clerus nur Schwankende, Gleichgültige oder heimlich nach der katholischen Kirche sich Zurücksehnende, und in den höheren Rangstufen Höflinge, bei denen die Furcht vor dem Hofe, die knechtische Unterwürfigkeit unter den herrischen Willen der Kirchengebieterin jede eigene Ueberzeugung überwog oder die Stelle derselben vertrat, weshalb in dem überall auf königlichen Befehl durch die Bischöfe eingeführten Homilienbuche die Pflicht der unbedingten Unterwerfung auch in Religionssachen mit besonderem Nachdrucke gepredigt, und mit dem Beispiele der Jungfrau Maria, die, obgleich aus königlichem Geschlechte, doch der Proklamation des Kaisers Augustus gehorchend, nach Bethlehem gegangen sey, bündig belegt wurde *). Heimlich oder offen puritanisch=gesinnt waren nicht nur die angesehensten Theologen, wie Whitaker und Perkins in Cambridge, Humphrey in Oxford, sondern auch Bischöfe wie Jewel von Salisbury, Parkhurst von Norwich und Pilkington von Durham. In Cambridge, wo der Gründer der neuen Sekte, Cartwright, Professor war, warfen auf einmal dreihundert Studierende ihre Chorröcke weg **). Es kam der Einfluß der schottischen Nachbarkirche hinzu, in der Calvin's Ideal nahezu verwirklicht erschien, und die den Freunden in England einen starken Rückhalt gewährte.

Von den Ceremonien wandte sich nun der Widerwille und die Anfeindung der Puritaner gegen die hierarchischen Elemente der Kirchenverfassung. Alle kirchlichen Abstufungen, Erzbischöfe, Bischöfe, Archidiakonen, Dechante, Kapitel sollten eingeebnet, und eine „einfach=apostolische“, d. h. presbyterianische Kirchenordnung eingeführt werden. Der bei eifrigen Protestanten natürliche Wunsch, das Kirchenwesen ihres Landes in Uebereinstimmung mit den Einrichtungen der übrigen zu demselben Glauben sich bekennenden Gesellschaften, be=

*) *Hallam* I. 567.

**) *Price* Hist. of Prot. Nonconform. I. 197 ff.

sonders der Schweizer, Niederländer, Schotten und Franzosen gestaltet und dadurch eine große und starke Conföderation des Protestantismus angebahnt zu sehen, kam ihnen dabei sehr zu statten, und in der That schien eine solche Conformität für das gemeinsame protestantische Interesse und die politische Stellung Englands so wünschenswerth, daß auch die englischen Staatsmänner, die Minister der Königin, Burghley, Walsingham und Leicester die puritanische Parthei vielfach begünstigten. Andererseits führten die Vertheidiger der neuen Hierarchie ihre Sache mit so schwachen Gründen und in einer so schielenden, ihre Blöße nur schlecht verhüllenden Weise, daß die Gegner dadurch nur zu wiederholten Angriffen ermuntert werden konnten. In dem richtigen Gefühle, daß die Kette der kirchlichen Ueberlieferung zerrissen, die neue Lehre von der der alten Kirche völlig verschieden sey, und schon die schismatische und isolirte Stellung der englischen Kirche keine Appellation an das kirchliche Alterthum, welches jede Losreißung von der Einheit der Kirche so sehr verabscheute, gestattete — in diesem Gefühle und bei dem vom Calvinismus unzertrennlichen Hasse gegen die katholische Kirche wagten es die Anwälte des Episcopats nicht, sich auf eine apostolische Succession, welche sie nur durch die „Kirche des Antichrist" überkommen haben konnten, zu berufen, oder die göttliche Einsetzung des Episcopats zu behaupten, womit sie gegen Calvin, Beza, Bullinger et hoc genus omne sich aufgelehnt, und Männern widersprochen haben würden, deren geistige Söhne sie selber waren, und deren Autorität anzutasten als ein Verrath an der guten Sache und ein höchst gefährliches, den Katholiken gemachtes Zugeständniß galt. Sehen wir nicht täglich — schrieb Hooker um d. J. 1590 *) — daß Männer der Ketzerei angeklagt werden, weil sie lehren was die Väter lehrten, und nicht eher freigesprochen werden, als bis sie etwas im Calvin zu ihrer Rechtfertigung finden".

*) The Works of Rich. *Hooker*, Keble's edition, Oxford 1836, I, 173.

„Berufe dich auf einen Schrifttext in dem Sinne, in welchem Calvin ihn erklärt, und du richtest mehr damit aus, als wenn du zehntausend Augustinos, Hieronymos, Chrysostomos, Cyprianos, oder wen sonst immer als Zeugen stellst". Also beschränkte sie ihre Vertheidigung darauf, daß die Episcopalverfassung doch eine lange schon bestehende und an sich nicht unerlaubte, nun aber durch die Landesgesetze und den Willen der erlauchten Kirchenfürstin geheiligte sey *). Die Prälaten selbst hatten im Grunde eine so geringe Vorstellung von ihrer Würde, sie dachten als gute Calvinisten so wenig daran ihr die Bedeutung, die das Episcopat stets in der Kirche gehabt, beizulegen, daß sie das Wichtigste, die Ordination für eine an sich gleichgültige Ceremonie hielten, zu der es eines Episcopats nicht bedürfe, weshalb auch in dieser Zeit noch jene Engländer, welche sich auswärts nach presbyterianischer Weise hatten ordiniren lassen, unbedenklich zu Kirchenämtern zugelassen wurden **).

Während nun aber die Feindseligkeit der Puritanischen Partei gegen die Staatskirche immer heftiger, ihre Trennung vollständiger, ihre steigende Macht stets drohender wurde, und die Sekte der Brownisten sie sogar für die Kirche des Antichrist erklärte, aus der man bei Verlust der Seligkeit austreten müsse, fühlte sich, wenigstens bei einem Theile des englischen Clerus, die erste Bitterkeit des Hasses gegen die ohnehin schwer gedrückte katholische Kirche ab, und da ihre Gegner, die Nonconformisten, ihren Widerwillen gegen die kirchlichen Institutionen und Gebräuche immer auf den Vor-

---

*) Der Oxforder Herausgeber Hooker's, Keble, hat dieß, so unlieb es ihm seyn mußte, doch zugegeben. Siehe seine Preface p. lix: They do not expressly disavow, but they carefully shun, that unreserved Appeal to Christian Antiquity in which one would have thought they must have discerned the very strength of their cause to lie.

**) *Strype's* Annals of the Reformation, II. 522. Append. 116.

wurf stützten, daß dieß Ueberbleibsel des Papstthums seyen, da die bloße Aehnlichkeit mit einem katholischen Ritus für diese Partei schon ein zureichender Grund, die Sache anzufeinden war, so entwickelte sich nun auch bei den Vertheidigern solcher Gebräuche und Einrichtungen durch eine natürliche Rückwirkung das Bewußtseyn, daß man mit der katholischen Kirche durch ein gemeinsames Interesse verbunden sey, und daß man durch die anfängliche rücksichtslose Feindseligkeit gegen sie der eignen Kirche tiefe Wunden geschlagen und den Gegnern auf der linken Seite die Waffen in die Hände gegeben habe. Zugleich erkannte man, daß für die Rechtfertigung des Episcopats ein festerer Grund gewonnen werden müsse; denn bei der bisherigen Vertheidigungsweise war es eigentlich als eine bloße Staatsmaschine, mittels deren das weltliche Kirchenoberhaupt das Religionswesen nach Willkühr beherrschen könne, erschienen. Demnach wurde die katholische Lehre wieder aufgenommen, daß das Episcopat auf göttlichem Rechte beruhe, daß es absolut nothwendig sey, daß es keine wahre Kirche ohne Bischöfe geben könne. Sollte nun aber das englische Episcopat als ein rechtmäßiges, auf göttliche Einsetzung gestütztes sich geltend machen können, so mußte es seinen Stammbaum bis zu den Aposteln hinaufzuführen im Stande seyn, und dieß setzte die Continuität der Kirche und der bischöflichen Succession voraus. Man mußte also die Lehre der Reformatoren aufgeben, daß die katholische Kirche eine völlig verdorbene und verwüstete, daß sie mit einem Worte das Reich des Antichrist sey, eine Ansicht, die selbst unter den ersten Bischöfen der britischen Staatskirche so herrschend war, daß z. B. der Bischof Bale von Ossory die Priesterweihe, die er noch in der katholischen Kirche empfangen, für das Zeichen des Thieres erklärte, welches man ihm aufgedrückt, was er aber mit Abscheu an sich wieder ausgetilgt habe. Und noch bedenklicher war es, daß man nun auch consequent genöthigt war, sämmtliche protestantische Genossenschaften, welche, wie die Calvinisten und die deutschen Luthe-

raner, kein Episcopat, oder doch, wie die Dänen und Schweden, keine Continuität der bischöflichen Succession aufzuweisen vermochten, als Vereine zu betrachten, die keine Glieder der wahren Kirche, deren Prediger und kirchliche Vorsteher Personen ohne Ordination, daher ohne rechtmäßigen Beruf und ohne Sendung seyen. Die Folge hievon mußte eine gänzliche Isolirung seyn; denn die Katholiken konnten aus triftigen Gründen die zögernd dargebotene Hand nicht annehmen, und so saß denn die britische Kirche auf ihrer Insel, wie Caliban vor Prospero's Ankunft auf der seinigen, in einsamer Majestät und nothgedrungener Selbstgenügsamkeit, von der katholischen Kirche nicht als ebenbürtig anerkannt, und ihrerseits die protestantischen Gemeinden, obgleich sie Fleisch von ihrem Fleisch, und Bein von ihrem Bein waren, als Bastarde verschmähend.

Natürlich erklärten sich, als das göttliche Recht des Episkopats in den letzten Jahren der Elisabeth zuerst behauptet wurde, eifrige Protestanten, die Folgen durchschauend, ernstlich dagegen; dieß that z. B. Lord Bacon*); selbst noch im Jahr 1604 erhielt der spätere Erzbischof Laud wegen seiner These, daß die wahre Kirche nicht ohne Bischöfe seyn könne, von der Universität Oxford einen Verweis; man fürchtete mit Recht, daß dieß zwischen der englischen Kirche und den Reformirten auf dem Continent Zwietracht stiften werde. Hooker, dessen berühmtes und als stylistisches Meisterwerk hochgepriesenes Buch über die Kirchenverfassung (Ecclesiastical Polity) im Jahre 1594 erschien, setzte den Puritanern, welche für ihre Presbyterialverfassung eine unmittelbare Anordnung Jesu Christi selbst in Anspruch nehmen, blos die Behauptung entgegen, daß eine bestimmte Verfassungsform als schlechthin nothwendig für die christliche Kirche im neuen Testamente nicht gegeben sey, daß aber die bischöfliche allerdings

*) Advertisement respectiez the Controversies of the Church of England. Works, bei Mallet, London 1753, I. 382.

auf apostolischer Einsetzung beruhe, und an sich, so weit sie ohne besondere Nachtheile erhalten werden könne, den demokratischen Einrichtungen der Calvinisten vorzuziehen sey; aber obgleich Hooker den festeren Grund der nachher sogenannten hochkirchlichen Theorie aufgegeben oder noch nicht zu betreten gewagt hatte, wurde er doch als Vertheidiger einer an sich katholischen Institution durch die innere Consequenz, und durch das Bedürfniß, den feindlichen Sekten gegenüber überhaupt eine Kirche aufrecht zu halten, und statt des durch tägliche Erfahrung zu Schanden gemachten Princips, daß Alles durch den von subjektiver Willkühr gedeuteten Buchstaben der Schrift entschieden werden solle, eine objektive Autorität zu gewinnen, — durch alles dieß wurde Hooker in seinem scharfsinnigen Buche häufig zu einer ganz der katholischen ähnlichen Argumentation geführt, und man bemerkte, daß „große Abschnitte des Werkes eben so entscheidend seyen gegen den protestantischen Glauben überhaupt, als gegen die specielle Form desselben, welche Hooker bestritt". *)

*) *Price* I. 430.

(Fortsetzung folgt.)

LXIII.

Vorgänge in Würtemberg.

Der Herr Bischof von Rottenburg hat sich endlich e-
mannt, und die unwürdigen Ketten abgeworfen, in die e-
gewisse Menschenklasse, mit der wir in Deutschland über a-
len Bedarf hinaus gesegnet sind, seit Jahren ihn geschlag-
Diese Klasse, die väterlicher Seits ihren Stammbaum bi-
vom Absolutism, von der Mutterseite her aber vom Libe-
lism ableitet, befaßt in ihrer Innung zahlreiche, in ihrer E-
sigkeit immer geschäftige Bauleute, und diese haben ihre H-
ten, wie in allen Ländern, so auch in Würtemberg auf-
schlagen. Seit Jahrhunderten hat diese dort unter Ande-
auch eine katholische Kirche in ihrem Sinne errichtet. Da n-
eine Kirche bekanntlich aus den Gläubigen erbaut, unter d-
ser Heerde aber, weil des Menschen Sinn gar verschiedene W-
ge geht, wieder Liberale und Absolutistische sich finden müss-
so hat ihre Baukunst darin bestanden, jeden an den recht-
Ort zu setzen. Sie haben also die liberalsten Köpfe ausge-
wählt, sie zu Quadern gehauen, und zum Ordinariat
nach Winkelmaaß und Richtschnur sie ordinirend, den Boden
ihrer Kirche damit gepflastert. Die Absolutistischen aber, die
immer nach hohen Dingen streben, haben sie darum, Alles
nach ihrer Art wohl überlegend und beschickend, für die Höhe
verwendet; und diese Art von Köpfen zu Gurtbogen und
Schlußsteinen verhauend, die Gewölbe daraus gebildet, und
also den Kirchenrath in excelsis aufgerichtet. In der
Mitte des Fußbodens, der das bewegte Meer vorstellen soll-

richteten kirchenräthlichen Gewölbe seinen Schultern aufgelegt. Man denke sich nun den Armen, Unglücklichen, der also zwischen den Drückern und den Bäumern, dem höchsten Liberalism von der feinsten Währung, und der Belastung eines bleiernen Despotisms stand, und die Sünden der Oberwelt und der Unterwelt zu tragen hatte. Als das wohl gefügte und im besten Gleichgewichte balancirte Werk aufgerichtet stand, wurde zu seiner Einweihung geschritten und die Kirchenordnung eingerichtet. Der kleine Dom war überhaupt gebaut, um der dummen Menge den überflüssigen, extravaganten Glauben abzugewöhnen. Also wurde der Altar mit einem Verschlage eingefriedet, hoch genug, daß der katholische Gott nicht darüber hinaussehen konnte; also auch mehr als hinlänglich, daß er der Gemeinde selbst unsichtbar wurde. Dem Mediatisirten wurde nun seine Civilliste in Messen, Andachten, Vaterunsern ausgeworfen, den die Gemeinde zu entrichten hätte, und keinen Pfennig mehr, worüber die da oben und unten ein wachsames Auge hatten. Das Alles war ein Ausfluß juris circa sacra, wie schon der Wortverstan dergiebt; Kirchenrath und Ordinariat waren darin, wie im Verbote des Canisius, übereingekommen, wer hatte sich zu beklagen? Es war übrigens auch nur eine transitive Maaßregel; an einem schönen Morgen wurde der mediatisirte Herrgott der Territorialmacht incorporirt, dann hatte das Lied ein Ende. So war also auswendig und inwendig alles wohl beschickt. Oben im Belvedere, wo die reizende Aussicht über das ganze Ländchen ist, freuten sich die Urheber des gelungenen Werkes. Blickten sie nach Osten hinüber, dann ging ihr Herz über ob den Finsternissen, die über dem bayerischen Volke brüteten. Denn sie hatten von Allem guten Bescheid, was dort vorging; ein Lieferant von Modeartikeln hatte ihnen ein perspektivisches Gemälde dieser ägyptischen Nächte zugesendet. Blickten sie nach Norden hin, dann sahen sie, wie man dort das besonnene Werk ihrer Genossen früher vertölpelt hatte; und fanden Gelegenheit, sich

ihres überlegenen Verstandes und ihrer vorsichtigen Schlauklugheit zu erfreuen. Also stand Alles erfreulich und hoffnungsvoll. Was geschah indessen. Die Tragsäule war auch ein Mensch, dieser Mensch hatte Gewissen, und dies erwachend sagte ihm: daß es zugleich die kläglichste und unverantwortlichste Stellung sey, der Iniquität zur Stütze sich zu bieten. Mehr bedurfte es nicht, er nahm sich zusammen, und that zwei Schritte vorwärts dem Altar entgegen. Er stand sofort im Schutze seines Gottes, hinter ihm stürzten die Gewölbe auf das Pflaster nieder; ein Rauch stieg aus dem Schutte auf, und im Moder wanden sich die läßlichen Sünden und die Todsünden, und suchten sich emsig die abgeschlagenen und die zerquetschten Gliedmassen wieder zusammen. Wir wünschen dem H. Bischof aus aufrichtigem Herzen zu seinem Entschluße Glück: es wird von seiner Seite nichts als ruhiger Beharrlichkeit bedürfen, um das begonnene Werk zum Ende zu führen. Gewalt hat er keine zu befahren, gegen Arglist wird das Gewissen warnen; alle Bessern im Clerus und in seiner Gemeinde werden zu ihm stehen. Von der andern Seite wird es am gerathensten seyn, die Ruinen des Schwindelbaues ihrem Schicksale hinzugeben, und in der Stille an der Beruhigung der Gewissen von 600,000 Menschen zu arbeiten, ehe die Sache zu einem Scandal erwächst, und zu einem unheilbaren Schaden wird. Der ersten Kammer wird dabei die Vermittlung zukommen, und wir wollen zur Zeit noch glauben, daß die Schritte, die die zweite in dieser Sache gemacht, schon auf einen solchen Ausgang berechnet waren. Sollte es anders sich befinden, dann würde ihr Benehmen nur dienen, den Katholischen vollends diese Formen zu verleiden, die nur darauf berechnet scheinen, ihrer Unterdrückung einen gesetzlichen Anstrich zu geben.

LXIV.

Die conservative Parthei in Deutschland.

Die Herausgeber und Mitarbeiter der historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland sind sich des redlichen Willens: auf dem weltlich-politischen, wie auf dem geistlichen Gebiete ein Organ der Erhaltung alles Guten, Wahren und Rechten zu seyn, und mithin dem Umsturze, der Zerstörung, der verletzenden Gewaltthat nach Kräften entgegenzuwirken, nach ihrem besten Wissen und Gewissen bewußt. Sie können deßhalb, nach dem Zeugnisse ihrer eigenen Ueberzeugung und des Urtheils ihrer Leser, das Prädicat: conservativ auch für sich in Anspruch nehmen, ja sie sind sogar des ehrlichen Dafürhaltens, daß sie im eigentlich wahren und eminenten Sinne conservativ seyen. — Sie wissen aber auch, daß dieses Wort, wie alle heutigen Partheinamen, einer unendlich vielfachen Auslegung fähig, und daß dem wahren, guten, ächten Metallgehalt ein tüchtiger Zusatz von Schlacke und Irrthum beigemischt sey. — Um so willkommener ist ihnen also die Schrift eines bekannten, wenn gleich dießmal nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichneten Autors („Die conservative Parthei in Deutschland von V. A. H. Marburg 1841"), weil sie ihnen Gelegenheit gibt, ihre eigene Ueberzeugung in Betreff des vieldeutigen Begriffs einer conservativen Parthei an dem Gutachten eines Mannes zu messen, der neuerdings, und zwar ziemlich unerwartet, seinen Standpunkt auf einem ganz andern Felde, nämlich mitten im Lager des „frommen" oder sogenannten Berliner „evangelischen" Protestantismus genommen hat. — Der geneigte Leser wird sich hoffentlich alsbald überzeugen, daß sich aus dieser Gegenüberstellung seiner und unserer Ansichten, manche nicht uninteressante Winke

zum Behufe der bessern Orientirung in den Irrgängen der Gegenwart ergeben werden. —

Als nothwendige Einleitung in alles Nachfolgende, und als unentbehrlichen Schlüssel zum Verständniß der Ansicht des Herrn H. müssen wir zunächst eine Thatsache feststellen, gegen welche die Polemik und Protestation des letztern gerichtet, und der gegenüber es eigentlich auf Conservirung in geistiger und politischer Hinsicht abgesehen ist. — Der Protestantismus nämlich hat in jüngster Zeit ein großes Stufenjahr zurückgelegt; der Vortrab desselben hat den Rubicon zwischen dem deistischen Rationalismus und dem, selbst den Schein und Namen des Christenthums verschmähenden Pantheismus überschritten. Rückwirkungen und Einflüsse dieser großen Entwicklungskrise auf das dicht daneben liegende politische Gebiet haben schon jetzt, im Beginn der Bewegung, nicht ausbleiben können. — Diese naturnothwendige Fortbildung aufzuhalten, das Gesetz der Schwere, welches bekanntlich auch auf dem moralischen Gebiete gilt, zu suspendiren, dem fallenden Steine zuzumuthen, daß er in der Luft hängen bleibe, — dieß und nicht weniger ist der Zweck unsers Autors, — und das von ihm neu entdeckte Mittel ist: die Bildung einer conservativen Parthei, eines quasi altgläubig protestantischen bataillon sacré, welches sich dann, da heute doch ohnehin jede geistige Richtung in ein Journal auszulaufen pflegt, auf der Basis eines, wie sich von selbst versteht in Berlin erscheinenden, mit Geldmitteln reichlich auszustattenden, „conservativen“ Blattes constituiren sollte. —

Wir könnten, nachdem wir in dieser Weise unsern Lesern das Geheimniß des conservativen Verfassers von vornherein verrathen haben, eine Anzeige dieser Broschüre, — wenn es uns bloß um eine solche zu thun wäre, — füglich hiermit schließen, — dem ehrenwerthen Herrn gute Geschäfte wünschen, und unserer Straße weiter ziehen, — höchstens mit dem Vorbehalt: in Jahresfrist weiter nachfragen zu wollen,

welches Küchlein aus diesem Ei gebrütet worden? Allein unser eigenes, im Eingange erwähntes Interesse an Allem, was „conservativ“ ist, so wie das unleugbare Talent und der eigenthümliche, praktische Griff dieses Schriftstellers verpflichten uns, den Einzelnheiten und nähern Umständen seines Planes einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Beginnen wir zunächst mit dem, was Herr H. größtentheils richtig und treffend, zur Bezeichnung der „negativen“ oder „destructiven“ Tendenzen und deren Stellung in der Gegenwart sagt. Er ist von dem Irrwahne Jener weit entfernt, welche glauben, "daß nur eine kleine Coterie die Richtung der hallischen Jahrbücher theile“. „Wie ist es zu erklären“, fragt er, „daß die in der öffentlichen Meinung bisher noch vorherrschenden Richtungen, — obgleich sie mehr oder weniger positive Elemente, Interessen bewahren, oder doch zu bewahren meinen, — dennoch jene unbedingt negativen Elemente begünstigen und tragen helfen, die doch auch das, was jenen als unentbehrliche Grundlage einer würdigen Gestaltung des individuellen, wie des nationalen Lebens erscheint, entweder schon jetzt bedrohen, oder doch über kurz oder lang bedrohen oder zerstören müssen“? — Daß der Verfasser hier ausschließlich die protestantische öffentliche Meinung im Auge habe (von welcher das eben Gesagte auch nur allein gelten kann!), beweist das Nachfolgende. „Wie kömmt es, — daß diese Richtung des religiösen Lebens“ (der Rationalismus), „welche in der öffentlichen Meinung“ (des protestantischen Deutschlands) „ohne allen Zweifel gegenwärtig bei weitem das Uebergewicht hat, sich nicht scheut, diese (wenigstens in ihrem Bewußtseyn) positiven und unantastbaren Güter, durch Gemeinschaft und Begünstigung solcher Geister zu gefährden, denen alle diese Dinge, — — als des menschlichen Geistes völlig unwürdige Fesseln, als Traditionen der Kinderstube erscheinen“. —

Diese naiven Fragen nach dem Grunde solcher Erscheinungen werden sich aus dem weiter unten Gesagten

von selbst beantworten. Hier folgen wir dem Verfasser in seiner Charakteristik der Gegenwart auf das politische Gebiet. Der sogenannte constitutionelle Liberalismus sey hier der vorherrschende Charakter der öffentlichen Meinung. Dieser aber habe früher jede Gemeinschaft mit den republicanischen und radicalen Richtungen zurückgewiesen, und auch jetzt noch diese Sprödigkeit nicht abgelegt. „Wie kömmt es nun nach allen dem“, fährt Herr H. verwundert fort, „daß er sich dazu hergiebt, diese junghegel'sche Faction zu begünstigen, ja sie als seinen eigentlichen Vorkämpfer zu verehren, da doch die Herrschaft der Intelligenz, wie sie seit etwa einem Jahre gepredigt wird, nichts anders ist, als die Republik, mit der Voraussetzung freilich, daß die Nationalintelligenz ihre höchste Blüthe und Repräsentation in der Intelligenz jener literarischen Clique finde, der dann von selbst die Herrschaft zufallen muß“. — Ja, die vielgerühmte protestantische Wissenschaftlichkeit selbst giebt unserm conservativen Autor nicht geringern Stoff zur Verwunderung. „Vergeblich würde man sich zu verhehlen suchen“, meint er, „daß auch ein Theil der wissenschaftlichen, der gelehrten Welt, und darunter manche der bedeutendern, wenn auch nicht die ersten Notabilitäten jenes Treiben nicht so gar ungern sehen“! —

Zu diesen die conservative Sache von außenher bedrohenden bösen Zeichen, kömmt aber auch die Schwäche (um einen euphemistischen Ausdruck zu gebrauchen) vieler Conservativen selbst. „Hier gilt wahrlich der sprichwörtliche Stoßseufzer: Gott helfe uns gegen die Freunde, mit den Feinden wollen wir selbst fertig werden! Mit einem Worte es fehlt hier nicht an Ansichten und Gesinnungen, und noch weniger an Gedanken- und Gesinnungslosigkeit, welche der Furcht für die Freiheit, für den Fortschritt der geistigen und politischen Entwickelung auch im besten Sinne mehr oder weniger Grund und noch mehr leicht vermeidliche Vorwände geben. — Es herrscht hier nur zu viel von der Apathie, Schwerfälligkeit, Aengstlichkeit, welche jenen frechen Raub der Feldzeichen

des wahren Conservatismus, jenen fortwährenden Mißbrauch der ihm, und ihm allein zustehenden Losungen nur zu begreiflich machen. Nicht etwa, als wenn, wir im Lager des Liberalismus, ja der Revolution selbst nicht eben so viel, ja noch mehr wahren Servilismus aller Art sähen, als in unserm — ja es gibt eine gewisse Region, wo die Lakayen der öffentlichen Meinung von denen der officiellen Gewalt kaum zu unterscheiden sind; und nicht wenige der Dienstbeflissensten unter jenen sind jeden Augenblick bereit, die Livree dieser anzunehmen, so wie diesen oft genug die eigentlichen geistigen Grundlagen und Bedingungen christlich-monarchischer Entwicklung gänzlich fremd sind". Auch auf dem Gebiete der Presse bemerkt Herr H. „ein trauriges Mißverhältniß zwischen der Apathie der conservativen und der Thätigkeit der destructiven Elemente". — Er fühlt sich gedrungen auf das bestimmteste auszusprechen: „daß die halb oder ganz belletristische Journalistik und die damit zusammenhängende sogenannte Salons- oder Weltliteratur (!) obgleich ihr oft Geist und Gesinnung sogar zu einer bewußten, absichtlichen Negation fehlen, ja nicht selten eben durch ihre geistige und sittliche Plattheit auf's tiefste auflösend und unbedingt negativ auf die öffentliche Meinung einwirkt. Von hieraus und durch sie verbreitet sich hauptsächlich jenes Miasma, jene Pest heinisirender, mundtisirender, laubisirender Kaffeehausbildung, welche nach gerade, auch halbblödsinnigen Geschöpfen die Suffisance gibt, auf Alles, was nicht zum Spiegel der Eitelkeit, oder zum Zeitvertreib dient herabzusehen, oder es zu ignoriren. Und man glaube doch nicht, daß es nur Einzelne sind, die davon ergriffen werden. In irgend größeren Städten ist es die Mehrzahl derer, besonders unter der Jugend, welche auf eine gewisse Eleganz und Bildung Anspruch machen, — wäre diese auch nur aus der zweiten und dritten Hand. Was aber das schwerfälligere Element des halbgebildeten Philisterthums betrifft, so fordert er freilich als Corrigens aller Schärfen ein Mehr oder Weniger von Gemüthlichkeit, ja von Sentimenta-

lität; damit aber genießt es den Kitzel der Negation nicht weniger als Andere, und daß auch dieß süßlich-sauere Gebräu in hundert Kanälen fließt, ist, leider, sogar ein eigenthümlicher Zug der deutschen Tagesliteratur".

Der conservative Verfasser gesteht sogar, daß auf dem Gebiete der Tagesliteratur die hallischen Jahrbücher „zehn Mal mehr zur Verwirrung und Zersetzung der öffentlichen Meinung, und zwar gerade in ihren edelsten Theilen, beitragen, als alle übrigen zusammengenommen". „Erwägen wir aber, daß die Entstehung einer zweiten Zeitschrift im selben oder verwandten Sinn und Geist bevorsteht, und fragen wir dann was vom conservativen Standpunkt aus geschieht, um einer so mannigfaltigen, weitverbreiteten, mächtigen Thätigkeit der destructiven Kräfte auf diesem Gebiete entgegen zu wirken, so kann die Antwort leider nur seyn: wenig, oder nichts, ja in mancher Beziehung weniger als nichts". So kann es nicht Wunder nehmen, daß Herr H. die öffentliche Meinung so gut wie verloren gibt. „Kein irgend Sachkundiger kann in Abrede stellen, daß die öffentliche Meinung, die beweglichere, active Oberfläche des Nationalgeistes mehr und mehr in diesen Strom hineingezogen, von ihm durchdrungen, unterwühlt und aufgelöst wird". Er findet, daß die journalistische Jugend sich fast ohne Ausnahme auf die negative Seite neige, und mit Entsetzen fragt er: „wo wird unter diesen Umständen nach zehn, nach zwanzig, nach fünfzig Jahren noch eine Spur von Pietät irgend einer Art, von Liebe zum Fürsten, von Vertrauen auf dessen Diener, von Achtung vor der Obrigkeit, vor der Kirche, vor irgend einem Elemente unserer Zustände seyn, was nicht jeden Augenblick bereit wäre, seine sogenannte höhere Intelligenz gegen die Negation jedes geistigen, wissenschaftlichen oder socialen Vagabunden und vor dem Richterstuhl der rohesten Masse zu documentiren"? Er glaubt, daß in den Aeußerungen der bisherigen Wortführer der Faction „die Keime zu der radicalsten Umwälzung und Zerstörung aller bestehenden Rechts-

und Besitzverhältnisse liegen", und zweifelt nicht, „daß sich auch die Männer der That sogar bei uns schon finden werden, wenn ihre Zeit gekommen ist, — daß es nicht in der Macht der Schwätzer und Sophisten, ja nicht einmal in der Macht der That= und Kraftmänner liegt, die Massen auf beliebigen Mittelstufen aufzuhalten, nachdem sie einmal, in Folge der Auflösung der positiven Elemente ihrer Gesinnung und Bildung, angefangen haben, den Abhang hinunter zu drängen, zu gleiten, zu stürzen, der in dem Abgrund der Revolution endigt"?

Dieß sind die trüben Aussichten eines Mannes, welcher Stifter einer conservativen Parthei werden will, in die Gegenwart und Zukunft. — In so weit die Rede ist von der geistigen Stimmung des außerkirchlichen Deutschlandes*), und von den dort sich hervorthuenden Fortschritten der Zerstörung auf dem religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Gebiete, können und müssen wir uns mit dem bisher Gesagten ganz und vollständig einverstanden erklären. Nur wenn Herr H. der negativen Parthei eigentlich demokratische Tendenzen beimessen wollte, würden wir der Wahrheit die Bemerkung schuldig seyn, daß diese Auffassung zu eng, und deßhalb dem factischen Verhalt der Sache nicht ganz angemessen wäre. — Von dem heutigen Protestantismus auf der junghegel'schen Entwickelungsstufe gilt vielmehr genau dasselbe, was nach Ausweis der Geschichte von allen andern, außerkirchlichen Nuancen ohne Ausnahme seit dreihundert Jahren gesagt werden kann. Jede derselben ist, nach oben hin, demagogisch revolutionär, sobald sie sich vom Besitze der Gewalt ausgeschlossen sieht, nach unten hin aber, wenn es ihr gelungen ist, die Staatsgewalt an sich zu reißen, oder sich die=

*) Große Uebelstände in der katholischen Hälfte von Deutschland wird kein Vernünftiger leugnen, und wir werden auf diesen Punkt ein andermal zurückkommen. Allein diese Leiden und Gebrechen sind ganz anderer Art, als die von Herrn H. geschilderten, und mit diesen gar nicht zu verwechseln.

selbe dienstbar zu machen, schneidend absolutistisch. — Von der junghegel'schen „Faction" erkennt dieß unser Autor an, für die richtige Würdigung anderer, außerhalb der Kirche stehender Erscheinungen z. B. des hugenottischen Pietismus in katholischen Ländern scheint ihm dagegen der Blick zu fehlen *).

*) „Daß aber diese" (junghegel'sche) „Richtung" (sagt er selbst an einem andern Orte) „vielseitig gewandt genug ist, um ihre Herrschaft auch auf anderm Wege zu begründen, daß sie eben so wenig an der Republik, als an irgend einer andern Form hängt, und jeden beliebigen Zustand, jedes zweckdienliche Mittel zu rechtfertigen weiß, und auch die Anwendung der materiellsten Zwangsmittel, des starrsten Staatsmechanismus, zu Ehren der Intelligenz nicht scheuen würde, hat sich schon jetzt zur Genüge gezeigt. Wir erinnern nur an die jüngste Vergangenheit, an die Zeit, wo die Umstände der Art waren, daß es noch möglich schien, den Beamtenstaat zu gewinnen und auszubeuten. Zwar wird der Liberalismus jener Faction die brutalen Lakayendienste gern verzeihen, welche sie seiner Zeit dem Beamtenstaat gegen gewisse mißfällige kirchliche Richtungen, oder gegen gewisse Regungen localer, provinzieller Selbstständigkeit, oder gar gegen etwaige aristokratische Ansprüche leistete; aber hat man denn wirklich ganz vergessen, wie dieselben Menschen, welche jetzt in hochtrabenden Phrasen die äußersten Forderungen des constitutionellen, ja des republicanischen Liberalismus unterstützen, noch vor Kurzem den preußischen Beamtenstaat als den einzigen berechtigten Repräsentanten der höchsten Intelligenz fast vergötterten, und mit unsäglicher Verachtung von der Höhe einer Art von halboffizieller Philosophie auf den „gemeinen" Liberalismus, zumal in seinen constitutionellen Bestrebungen herabsahen? Die Leichtigkeit, Alles aus Allem zu machen, für Alles, was eben gerade der Selbstsucht bequem oder nöthig scheint, plausible Phrasen eines philosophischen Jargon zu finden, und auf jeden beliebigen Punkt auch einen falschen Schein positiver Anschließung anzunehmen, — das simulare et dissimulare in der weitesten, schlimmsten Bedeutung geht aus dem ganzen Wesen dieser Negation hervor. Ein Meisterstreich in ihrem Sinne war aber diese Evolution und Aufstellung auf dem Gebiete

Sind wir nach dem eben Gesagten mit Herrn H. in dem Wesentlichsten, was er nicht will, einverstanden, so dringt sich natürlich um so unabweislicher die Frage nach seinem positiven Standpunkte auf, und Jeder wird von ihm zu wissen verlangen: was er der negirenden, destruirenden Parthei entgegenzustellen habe!

Wir gestehen, daß uns in dieser Hinsicht das in Rede stehende Schriftchen vorzugsweise interessant gewesen ist. Schlagender konnte sich der, bei unsern irrenden Brüdern obwaltende Mangel jeder eigenen, der Erhaltung würdigen, positiven Grundlage, das Schwankende, das Ungewisse, das sich selbst Widerlegende ihrer ganzen Stellung schwerlich herausstellen.

Betrachten wir zunächst den religiösen Standpunkt unsers conservativen Autors. Daß dieser Standpunkt nicht bloß diese oder jene, mit Recht oder Unrecht mißfällige Richtung verneine, sondern daß er positiv, daß er sich selbst nicht widersprechend, mit einem Worte, daß er die ewige, von Gott geoffenbarte Wahrheit selbst sey, ist gewiß keine unbillige Zumuthung.

---

des constitutionellen Liberalismus um so mehr, da dennoch dabei auf dem Terrain des administrativen, des bureaukratischen Liberalismus, des Beamtenstaates wenig verloren worden ist. Dort scheinen viele, wo nicht die meisten, sich ohne Mühe der Täuschung hingegeben zu haben: es sey nun Zeit, das unter ihrer weisen Zucht gereifte Volk zu jener mündigen Selbstthätigkeit zu berufen, wo denn (wie man sich schmeichelt) den bisherigen Vormündern schon als höheren Intelligenzen die erste Rolle doch sicher bleibt, — ja wie das bekannte Spiel constitutioneller Beamtenopposition verspricht, eine doppelte und viel bedeutendere Rolle, als man bisher auszusprechen vermochte". Sehr richtig und wahr! Aber ist der Pietismus in seinem Kampfe gegen die katholische Kirche gewissenhafter und ängstlicher in der Wahl seiner Mittel? Hat er nicht auch mit der Julirevolution gebuhlt, und war ihm der schlechteste Beamtendespotismus nicht auch ein sehr bequemes Mittel im Kampfe gegen Rom?

Hören wir nunmehr Herrn H. Er giebt in folgender Weise von seinem Glauben Rechenschaft. „Läge uns nicht dran, jeden absonderlichen Gebrauch der vorliegenden Ausdrücke und jeden zweideutigen oder bestrittenen Ausdruck zu vermeiden, so könnten wir als Grundlage conservativer Ansicht und Gesinnung auf diesem Gebiet die Schriftlehre nach der Auffassung der Kirche schlechtweg, oder der unsichtbaren, oder gerade zu der katholischen Kirche nennen. Denn diese, deren Untergang und Mangel die einen beklagen, während die andern sie ausschließlich in einer oder der andern der besondern Kirchen sehen, — die katholische Kirche ist vorhanden, ungetrübt und unantastbar, eben in jenen gemeinsamen Grundlagen und in dem gemeinsamen Haupte, Christus. In der äußern, irdischen Erscheinung, oder gar in einem bestimmten Institute die wahre Katholicität suchen, heißt das Wesen der Kirche verkennen, deren Spitze, wo sich die verschiedensten Richtungen ihrer Entwickelung vereinigen, eben der Natur der Sache nach, sich weit über die irdische Atmosphäre erhebt. Die Mannigfaltigkeit der aus einer unendlich breiten und tiefen Basis möglicher Weise zu entwickelnden Richtungen, die größtmögliche Blüthe und Kraft jeder einzelnen, und die nothwendig in demselben Maaße geschärften Gegensätze, weit entfernt, dieser immer vorhandenen Katholicität Eintrag zu thun, kann nur die Kraft und Blüthe des Ganzen vermehren. Daß alle diese Richtungen, alle diese Einzelkirchen an christlicher Erkenntniß und andern Früchten des Geistes gleich stünden, wird keiner behaupten, der einer oder der andern aufrichtig angehört — daß nicht jede neben besondern Mängeln auch besondere Vorzüge hat, wird keiner läugnen, der nicht in seiner besondern kirchlichen Stellung völlig befangen ist. Der Protestant aber mag das unermeßliche Verdienst der Reformation nicht nur darin erkennen, daß sie die Grundwahrheiten der katholischen Kirche relativ reiner und bestimmter auffaßte, sondern auch darin, daß sie wirklich die wahre Katholicität und Einheit der Kirche

auch äußerlich herstellte, — obgleich freilich in einem andern Sinne, als sie es meinte, wenn sie sich selbst als ausschließlich berechtigt der alten Kirche gegenüber stellte, und eben dadurch demselben Irrthum anheim fiel, der diese zu so manchen Fehltritten verleitete. So paradox es klingen mag, die Restauration der wahren Einheit der Kirche lag eben in ihrer wahren Trennung — darin, daß jede irgendwie berechtigte d. h. in der gemeinsamen Glaubensgrundlage wurzelnde, bisher aber durch eine falsche, scheinbare, äußerliche Einheit gebundene, kirchliche Richtung sich frei und zur wirklichen Kirche entwickeln konnte, wodurch factisch die von jener falschen irdischen Einheit, im Bewußtseyn der christlichen Welt verdrängte, höhere, überirdische Einheit wieder in ihr Recht trat und jedenfalls der Erkenntniß zugänglich wurde. In diesem Sinne kann man wohl sagen, daß Luther den Antichrist (d. h. den, der sich an Christi Statt gesetzt) gestürzt und Christo selbst wieder im Bewußtseyn der Gemeinde sein Recht als Haupt der Kirche vindicirt habe". Und diese jämmerliche Spottgeburt, dieses klägliche, aus den radicalsten Widersprüchen zusammengeflickte Lappenwerk will er dem Fanatismus der rüstig und consequent verneinenden, junghegel'schen Rotte gegenüber, Angesichts der Geschichte, der heiligen Schrift und der so handgreiflich jeden Augenblick an ihre Existenz mahnenden Gegenwart voll Streit und Kampf, als die eine wahre, christliche Kirche vertheidigen! — Wir wollen nicht fragen, wie er sich diese Auffassung der Kirche, den Heroen der christlichen Welt, den Vätern der ersten christlichen Jahrhunderte gegenüber zu vertheidigen getraut. — Nur darüber möge er sich vor seinem eignen, innern Richter Rechenschaft geben: ob dieß auch nur das Christenthum und die Kirche sey, wie Luther, der Urheber der Trennung, und die Protestanten der ersten zwei Jahrhunderte sie verstanden haben? Wahrlich, wenn dieß der conservativ-protestantische Standpunkt ist, so liegt für jeden, der auch nur einigermaaßen noch eines lo-

gisch geordneten Gedankenganges fähig ist, die Frage nahe: ob nicht die Hegel'sche Negation, ich will nicht sagen, vernünftiger und consequenter, sondern selbst bei weitem ehrlicher und freimüthiger und mithin viel weniger unsittlich sey, als diese Position des conservativen Indifferentismus?

Der ganze Jammer und die volle Erbärmlichkeit dieses letztern zeigt sich aber in der Stellung, welche Herr H. der Staatsgewalt, seinem sogenannten Christenthum gegenüber, anweisen will. Er vindicirt zuvörderst für die nicht nur „unschädlichen sondern nöthigen, wünschenswerthen Gegensätze", das Princip der freiesten Entwicklung, „nach den aus seiner geistigen Eigenthümlichkeit und sonstigen Momenten hervorgehenden, eigenthümlichen Bedingungen und Bedürfnissen eines jeden". — Mit andern Worten heißt dieß: jedwede mögliche und denkbare, religiöse Richtung hat das Recht sich frei und ungehindert zu entwickeln und geltend zu machen. Nun kann dieß freilich, wenn von dem reinpolitischen Gebiete die Rede ist, und diese absolute Religionsfreiheit nur auf gewisse, besondere Entwicklungsstufen des Staatslebens beschränkt wird, vollkommen richtig seyn; — die Anarchie auf dem kirchlich politischen Gebiete (denn von dieser ist die Rede!) kann in besonderen Fällen ein Durchgangspunkt zur Ordnung werden, Niemand darf sie herbeiführen, aber es ist erlaubt, wenn sie von selbst eingetreten ist, auch in dieser Fügung den Finger der Vorsehung zu erkennen, die durch den Tod zum Leben führt. Dagegen ist es der Culminationspunkt der Verkehrtheit, und schlechte Servilität der Gesinnung obendrein, diese Anarchie, wie Herr H. thut, auf das kirchliche Gebiet als Regel zu übertragen, hier den Unterschied zwischen Wahrheit und Irrthum zu verwischen, jeder, auch der antichristlichsten Richtung einen Platz in der Kirche zu vindiziren, — und, nachdem dieß geschehen, der blinden Willkühr der Staatsgewalt das Recht zur absoluten Regierung dieses Wirrwarrs zu überweisen. — Herr H. meint nämlich: „wie weit dieses

Princip" (der absoluten Freiheit aller Religionen) „für jeden einzelnen in der Wirklichkeit, eben durch die gleiche Berechtigung eines andern, und durch die höhere Berechtigung des Ganzen, nach den besondern Verhältnissen von Zeit und Ort, zu modificiren, zu beschränken sey, wird der weltlichen Obrigkeit anheim zustellen sein. Von dieser aber ist vorauszusetzen, daß sie als eine wirkliche christliche, von den, allen christlichen Kirchen gemeinsamen Momenten aufs innigste durchdrungen sey, — oder zu fordern, daß sie diese Momente wenigstens zu erkennen und zu ehren wisse. Die Art und Weise, wie die weltliche Obrigkeit ihren zu Erreichung dieser und anderer Zwecke unentbehrlichen Verkehr mit den verschiedenen Kirchen einrichtet, wird denn auch theils durch das Wesen und Bedürfniß dieser Kirchen selbst, theils durch andere, äußere Umstände bedingt werden". Schlagender läßt sich schwerlich die alte Wahrheit darthun: daß jeder Versuch eine allgemeine Kirche zu gründen, außerhalb der von Christus dem Herrn gestifteten, nothwendig in ein Labyrinth von Unsinn und Aberwitz führen müsse.

Wenn die conservativen Bestrebungen unseres Autor's auf dem kirchlichen Gebiete ein so wenig erfreuliches Ziel erreicht haben, so sind wir leider nicht im Stande, von seinem politischen Standpunkte Günstigeres zu berichten. — Wir hatten gewünscht und erwartet, von einem Schriftsteller, der mit Gründung einer „conservativen" Parthei umgeht, recht scharf und bestimmt zu erfahren, was conservirt werden solle, und mit welchen Mitteln die Erhaltung zu bewirken sey. — Es genügt uns nicht zu vernehmen, daß Herr H. die Monarchie uud nicht die Republik will, denn unsers Wissens ist, wenige obscure Tollhäusler ausgenommen, von eigentlich republicanischen Tendenzen in Deutschland nicht, oder noch nicht die Rede, und selbst die „Destructiven" und „Negativen", gegen welche Herr H. die conservative Fahne erhebt, wollen nicht sowohl die Republik, sondern, unter welcher Form und Gestalt es sey, für sich und die Ihrigen, absolute Gewalt. Die Frage

ist nur: wie sind die gerechten und wohlbegründeten Ansprüche auf ständische Freiheit, im praktischen Leben, von den so nahe liegenden Verirrungen des liberalen Constitutionalismus zu sondern, und welche Stellung hat das monarchisch-ständische System, welchem Deutschland entgegen zu führen ist, gegen den absoluten Beamtenstaat zu nehmen, der ebenfalls eine historisch begründete Existenz gewonnen hat? — Dieß sind die großen Fragen, von deren Beantwortung unsre Zukunft abhängt, und diese werden durch Alles, was Herr H. sagt, nicht berührt, geschweige denn gelöst. — Angesichts dieser Fragen ist auch mit bloßem, wirklichem oder vermeintlichem „Conserviren“ nichts gethan, in so fern darunter das bloße Beharren auf vorhandenen und gegebenen Zuständen verstanden wird. Wir sind auf einem großen Wendepunkt der Zeiten angelangt, die keinen absoluten Stillstand, sondern eine richtige Lenkung der Bewegung fordern. Und diesem Bedürfnisse gegenüber ist es vor allen Dingen nothwendig, nicht bloß rückwärts zu schauen, oder sich auf dem Fleck, auf dem man einmal steht, krampfhaft anzuklammern, sondern scharf und klar das Ziel des guten, wie des bösen Weges in's Auge zu fassen. — Herr H. dagegen sagt uns mit allen seinen conservativen Phrasen, auch auf diesem Gebiete, nur, was er nicht will. Was man unter dem Namen der Constitution verstehe, meint er, (und gewiß nicht mit Unrecht!) sey ein wesentlich republicanisches, mit dem Wesen der Monarchie durchaus unverträgliches Staatsleben; er erklärt sich aber auch (wiederum ganz richtig!) gegen den Umsturz dieser liberalen Constitutionen, wie er in Hannover versucht worden. Er bedauert höchlich, daß dieß nicht gehindert, daß die Constitution nicht wiederhergestellt sey, und wirft bedenkliche Seitenblicke, „auf die Gesinnungen der höhern und höchsten Kreise“, die bei dieser Gelegenheit, „das Vertrauen und die Achtung der öffentlichen Meinung“ nicht erworben und bewährt hätten. — Aber kaum ist ihm dieser kühne Tadel entschlüpft, als er ihn auch wieder, mit besonderer

Rücksicht auf den Bundestag bedingt oder zurücknimmt. „Die sittliche Grundlage des Rechts, so weit es denn vorhanden seyn mag, ist im Bewußtseyn des Volks (soweit es überhaupt ein solches hat) tief erschüttert, und nur die entschiedensten Beweise, daß jene That oder Zulassung nicht aus Mangel an Rechtsgefühl bei den Handhabern des Rechts sondern aus wirklicher Unzulänglichkeit des formellen Rechts hervorging, kann diese Grundlage wieder leidlich herstellen. Diesen Beweis zu führen, wäre sehr leicht, oder sehr schwer — wie man's nimmt". Die Beamtenherrschaft — („den brutalsten Despotismus des concentirtesten Staatsmechanismus") will Herr H. noch weniger *), und wenn man etwa glauben wollte, daß er dem politischen Systeme des Berliner Wochenblattes (Reconstruction der ständischen Monarchie, als der einzigen Schutzwehr gegen den repräsentativ-constitutionellen Liberalismus) huldige, so fühlt er sich gedrungen, auf „das entschiedenste dagegen zu protestiren, wenn man etwa solche Journale wie das politische Wochenblatt oder gar gewisse Münchner-Blätter, als Repräsentanten des wahren conservativen Standpunktes, und diesen als solidarisch verantwortlich für alle dort geäußerten Ansichten und Gesinnungen hinstellen wollte". Aber wo in aller Welt ist dann, neben allen diesen Negationen, der positive Grund und Boden, auf welchen die conservative Parthei ihren Fuß setzen könnte? Statt aller Antwort begegnen wir einer, bis zum Ekelhaften widerlichen Flagornerie gegen Preußen. „Nur ein Staat scheint Willen, Einsicht und Mittel zu vereinigen, um ein wahrhaft christlich-monarchisches und eben damit wahrhaft

*) Wahrhaft komisch ist der Vorwurf, den dieser Schriftsteller seinen junghegel'schen Gegnern, wegen der „brutalen Dienstfertigkeiten" macht, „womit sie sich der Staatsgewalt aufdrängten, als diese gegen Lutheraner und Katholiken einschreiten zu müssen glaubte". Dieß ist die bitterste Kritik dessen, was im Bereiche jener Staatsgewalt, auf dem kirchlichen Gebiete seit dem 20. November 1837 geschehen ist.

freies Staatswesen nach allen Richtungen des geistigen und materiellen Volkslebens zu entwickeln und zu begründen, — gleich weit entfernt von dem Mechanismus administrativer Centralisation, und deren todtem opus operatum, wie von den unfruchtbaren Reibungen repräsentativer Zersplitterung der höhern Einheit, und eben so wenig befangen in dem feigen Starrkrampf eines blos negativen juste milieu. Nennen wir Preußen als den Staat, so ist damit schon gesagt, daß auch seine materielle Bedeutung groß genug ist, um auch in dieser Beziehung eines Berufes als Vorkämpfer einer so großen, würdigen Sache nicht zu ermangeln". Aber, so wird jeder Vernünftige fragen, von welchem Preußen ist denn hier die Rede? von oder aufgeklärten Staatsmaschine Friedrich's des Großen, der von den orthodoxen Reconstructionsversuchen der Wöllner'schen Periode, oder von der bürgerfreundlichen Culturperiode, die mit dem Jenaer Schlachttage endete, oder vom Tugendbunde, und vom Turnplatze, oder von den Regungen des constitutionellen Liberalismus und dem Edict vom 22. Mai 1815, oder von der antidemagogischen Reaction von 1819, oder von jenem Preußen, welches Ruge und Consorten, seit den letzten vier Jahren, dieser Reaction als fleischgewordenen Intelligenzstaat gegenüberstellten? — Nichts von diesem Allen! Herr H. nimmt Preußen (S. 65 seiner Schrift) „großentheils auf Hoffnung „und wenn es auch wahr sey", daß diese Hoffnung sich großentheils auf die Züge gründet, welche zu einem Bilde von dem Charakter, der Gesinnung und Einsicht seines Fürsten, und von dem Geiste seiner Regierung in so kurzer Zeit auch dem ferner Stehenden, Uneingeweihten sich darbieten, so glauben wir damit die Bedeutung der Sache keineswegs geschwächt zu haben. Wer nur einigermaaßen begreift, wie unendlich schwierig die Aufgabe ist, der wird alle irdischen Bürgschaften des Gelingens, auch wenn jahrelange Erfahrung die Möglichkeit der genauesten Kenntniß derselben gewährte, nur auf Hoffnung annehmen". Soll dieß der eigentliche Ankergrund der conservati=

ven Arche unseres Autors seyn, so dürfen Ruge und seine straußischen Gefährten vor solchem Feinde und seiner projectirten, conservativen Parthei keine Sorge haben. „Der stiehlt Euch keine Kränze". — Und wenn Deutschland seine Rettung von dieser „Parthei" erwarten sollte, so wäre zu befürchten, daß doch „der ganze Strom zuletzt dem reißendem Zuge des tiefern Thalweges folgte". — Steht doch überhaupt die Bildung derselben noch in weitem Felde! — Herr H. hat dieselbe von der Geldunterstützung abhängig gemacht, die das von ihm projectirte „conservative" Journal von Berlin aus empfangen sollte. — Nun ruft ihm aber die „Evangelische Kirchenzeitung", die er als einen Fels im Meere unserer Literatur begrüßt, in ihrer Nummer vom 6ten November dieses Jahres, das Donnerwort entgegen, daß diese Hoffnung ihn wohl betrogen haben dürfte. „Zunächst", sagt sie, „hält er eine Geldunterstützung dazu, Seitens des Staats, für nöthig, sodann eine völlige Unabhängigkeit und Freiheit von demselben. Dieß scheint uns aber ein Widerspruch zu seyn, auch glauben wir, daß das Geld das Wenigste ist, worauf es bei einem solchen Unternehmen ankommt. Die Ev. K. Z. und das von dem Verf. so wenig anerkannte Berliner politische Wochenblatt, was doch bei allen seinen Schwächen zu seiner Zeit, als der Aufruhr in Europa und namentlich in Deutschland wüthete, der guten Sache manche Dienste erwiesen hat, sind ohne alle höhere Unterstützung zu Stande gekommen und in das Leben getreten. Viel wichtiger als Geld ist eine kräftige, bewußte Einigkeit unter den Mitarbeitern, ein Symbol, um das sie sich sammeln, ein Bekenntniß, das sie vertheidigen". Dieß meinen wir auch, und es tritt hiernach der seltene und vielleicht der Aufbewahrung würdige Fall ein, daß das erwähnte Organ des Berliner Pietismus und unsere Wenigkeit vollkommen einer und derselben Ansicht sind.

LXV.

Die päpstlichen Legaten.

(Schluß.)

XII.

Durch den innigen Zusammenhang des Amtes der Legati a latere mit dem Primate und die große Ausdehnung der ihnen beigelegten Gerechtsame, durch den Glanz und die Ehre, deren sie theilhaftig wurden, gaben viele von ihnen, auf diese schwindelnde Höhe erhoben, menschlicher Natur gemäß oft Ursache zu gerechten Klagen. Es wäre daher sehr zu wünschen gewesen, wenn immer solche Leute dazu gewählt worden wären, in denen der Geist Gottes und Kenntniß seines Gesetzes war (nach Can. 1. D. 94). Wenn daher der heil. Bernhard in einem Schreiben an Papst Eugenius III. eine Schilderung davon entwirft, wie Legaten seyn sollten, so geschieht dieß unstreitig mit einem Hinblick auf seine Zeit, wo viele nicht so waren, er selbst aber Gelegenheit hatte, den Cardinal Jordanes, welcher auf seiner Legationsreise durch Deutschland und Frankreich überall den übelsten Ruf zurückließ, kennen zu lernen. Er wünscht Legaten, „welche als Gesandte nicht nach dem Golde gehen, sondern Christus nachfolgen, welche ihre Botschaft nicht als einen Erwerbszweig ansehen, welche nicht nach Gaben, sondern nach Früchten streben, die sich den Königen wie Johannes, den Aegyptern wie Moyses, den Wollüstlingen wie Phineas, den Götzendienern wie Elias, den Habsüchtigen wie Elisäus, den Leugnern wie Petrus, den Gotteslästern wie Paulus, den Käuflern wie Christus erweisen. Die das Volk

nicht verachten, sondern belehren, die Reichen nicht zurückscheuchen, sondern erschrecken, die Armen nicht drücken, sondern laben. Die nicht mit großem Troße kommen und nicht mit Zorn gehen, die Kirchen nicht plündern, sondern bessern, nicht die Beutel ausleeren, sondern die Herzen erquicken und die Verbrechen strafen; auf ihren guten Ruf bedacht sind, und den Andrer nicht schmälern, mit Eifer dem Gebet obliegen und auf dasselbe in allen Dingen mehr vertrauen, als auf ihre eigene Thätigkeit und Arbeit; deren Eingang ein friedlicher und Auszug ein unbeschwerlicher, deren Rede Erbauung, deren Leben Gerechtigkeit, deren Gegenwart angenehm, und deren Andenken gesegnet ist, die sich liebenswürdig nicht durch Worte, sondern durch die That, ehrerbietig durch Handlungen, nicht durch Uebermuth zeigen; welche demüthig mit den Demüthigen, unschuldig mit den Unschuldigen, die Hartherzigen hart ahnden, die Böswilligen zwingen, den Stolzen vergelten; die nicht von der Gabe der Wittwe, nicht von dem Gute des Gekreuzigten sich oder die Ihrigen zu bereichern eilen, die umsonst geben, was sie umsonst empfangen, umsonst denen, die Unrecht leiden, Gerechtigkeit verschaffen; Strafe bei den Nationen, Zurechtweisungen bei den Völkern, welche von Deinem Geiste, gleich jenen Siebenzig des Moses, empfangen zu haben bekunden und, sey es gegenwärtig oder abwesend, Dir zu gefallen, Gott zu gefallen, sich beeifern". Die Geschichte, überhaupt sorgfältiger in der Aufzeichnung der hervortretenden Laster und Gebrechen, als der Tugenden, hat nun allerdings die Namen und Thaten so mancher überliefert, welche dem hohen Amte, welches sie bekleideten, Unehre gemacht haben; insbesondere wird oft die Klage gegen die Habgier der Legaten gehört. Freilich ist es schön, wie Ordericus Vitalis von einem Bischofe berichtet, welcher, als er die Ankunft der päpstlichen Legaten vernahm, seinen Haushältern befahl: Gehet schnell und dienet mit Eifer den Römern, gebet ihnen Alles in Ueberfluß, was sie brauchen, denn sie bringen Botschaft von unserm Herrn, dem Papste, welcher nach Gott der all=

gemeine Vater ist, und sie, wer immer sie seyen, sind unsere Meister". Freilich ist ein solch freundliches Entgegenkommen schön, und wo dasselbe vorausgesetzt werden konnte, dort bedurfte es keiner Vorschriften. Ebenso ließe es sich ganz gut hören, wenn der Papst seinen Gesandten selbst den hinlänglichen Unterhalt gewährt hätte, so daß sie wenigstens nicht ganz und gar die Liebe Anderer in Anspruch genommen hätten, aber wie ließ sich das durchführen in einer Zeit, wo der Papst in fortwährendem Kampfe erst gegen die fränkischen Kaiser, dann gegen die Hohenstaufen, oft flüchtig, meistens seiner Besitzungen beraubt, welche von christlichen Kriegern und saracenischen Söldnern verwüstet wurden? Zu einer Zeit, wo die Herzen sich allmählich überhaupt mehr, wenn auch nicht von der Kirche, so doch von der Liebe gegen das Oberhaupt abgewendet hatten. Da blieb freilich nichts Anderes übrig, als die Erzbischöfe bei Ertheilung des Palliums, und dann überhaupt die Bischöfe versprechen zu lassen, daß sie die päpstlichen Legaten auf gebührende Weise aufnehmen wollten; auch war dieß an und für sich bei den sehr reichlichen Einkünften, welche damals die einzelnen Kirchen besaßen, keineswegs eine so übertriebene Zumuthung, ohnehin betraf die Sendung der Legaten die allgemeine Wohlfahrt der Kirche. Durch diese Bemerkungen kann freilich und soll auch nicht der Uebermuth einzelner Legaten entschuldigt werden. Wäre die dem Cardinal Johannes von Crema nachgesagte Unkeuschheit wahr, deren er sich auf seiner Mission in England schuldig gemacht haben soll, so wäre diese allerdings ein großer Schimpf, den er auf sich geladen hätte, wogegen der Umstand, daß er bei einem Concilium den Vorsitz führte, obschon er bloß Priester war, aus seinem Cardinalat folgte, und an sich, wenn nicht mit Uebermuth gefordert, nichts Verletzendes war, und ohnehin nicht lange nachher als ein ausdrückliches Recht aller Cardinäle anerkannt wurde. Wollten wir auch kein großes Gewicht auf den allgemeinen Ausspruch des Historikers Roger von Hoveden legen, welcher sagt, der Papst hätte keine Lega-

ten an Heinrich II. gesendet, um durch sie den Streit mit Thomas Becket schlichten zu lassen, aus Furcht, sie seyen zu sehr für Gold und Silber zugänglich, oder wenn eben derselbe Chronist bemerkt, der Friede zwischen den Königen von Frankreich und England, welchen der päpstliche Legat, Johannes Anagni, vermitteln sollte, sey nicht zu Stande gekommen, weil dieser bereits die Pfunde Sterling gerochen habe, so kann allerdings die schreckliche Habsucht des Cardinals Johannes von Neapel, so wenig wie die des Bischofs Wilhelm von Ely, nicht in Abrede gestellt werden. Ja, wenn allen in dieser Beziehung überlieferten und namentlich von Baluze und Andern mit Kunst zusammengestellten Berichten vollkommene Richtigkeit beizumessen wäre, so glauben wir einestheils nicht, wenn solche Schriftsteller versichern: sie gingen mit schwerem Herzen an die Erzählung solcher Dinge, da auf allen Seiten ihrer Werke die Freude durchblickt, mit der Geschichte gewappnet dem Primate des Papstes einen Stoß versetzen zu können, anderntheils geht aus allen diesen Dingen doch immer nur die zu allen Zeitaltern sich wiederholende, betrübende Wahrheit hervor, daß die Menschen sehr schwach und gebrechlich sind, wobei denn doch auch immer wieder der große Trost sich wie von selbst bietet, daß durch nichts so sehr, als durch die Gebrechlichkeit der Menschen, die Göttlichkeit der Kirche bewiesen wird; wäre diese auf die Menschen, ohne den Beistand Gottes, gegründet, sie wäre längst zertrümmert. Gilt ja doch dasselbe auch in Betreff selbst vieler derjenigen Männer, welche dem heil. Petrus in der obersten Regierung der Kirche nachgefolgt sind. Allein man geht offenbar darin zu weit, wenn man die Schuld, welche einzelne Legaten auf sich geladen haben, auf den Papst allein zurückwirft. Mehrere Geschichtschreiber sehen die Sache so an, als ob das Verhalten der Legaten in allen Fällen von den Päpsten gebilligt worden sey, ja als ob diese nur deshalb Gesandtschaften geschickt hätten, um ihren Günstlingen eine reiche Erwerbsquelle zu eröffnen. Wir gestehen, wenn der-

gleichen nachgewiesen werden könnte, so würde dieß unsere Ehrfurcht gegen die Würde des Primats im mindesten nicht schmälern, denn Johann XII., Alexander VI. und andere ihnen mehr oder minder Aehnliche waren auch Päpste, und dennoch ist und bleibt der Primat, trotz der vielen Menschlichkeiten der Päpste, dasselbe göttliche Institut; aber die Argumente, welche gewöhnlich vorgebracht werden, um jene Behauptung zu unterstützen, sind keineswegs dazu gemacht, um Glauben zu verdienen. Sie lauten ungefähr, wie folgendes: „Ich weiß, Innocenz III. hat, seiner Klugheit gemäß, nie etwas gethan, woraus eine offene Verachtung guter Disciplin entnommen werden könnte, so wie, daß Alles, was von ihm ausging, zum Scheine wenigstens nach der Vorschrift des alten Rechts, angeordnet worden ist. Auch läßt die Seelengröße dieses Papstes nicht zu, daß man den Verdacht gegen ihn hegen könnte, er habe etwas Schmutziges verüben wollen. Wären aber nicht die großen Tugenden dieses Mannes bekannt, so könnte man leicht glauben, er habe den Johannes Faventius nur deshalb nach England geschickt, um sich in kurzer Zeit Schätze zu sammeln"; hierauf werden dann Beispiele der Habgier des Legaten mitgetheilt, und auf Grund solcher Argumentationen erhält ein ganzes Kapitel bei Baluze die Ueberschrift: Probatur, Pontifices nonnunquam parasitos suos hunc in finem in provincias misisse, ut divitias ingentes corraderent. Solche Sachen und in einer so tückischen Weise, worin mit Baluze insbesondere van Espen wetteifert, sind aber ganz geeignet, um auch die Größten unter den Päpsten herabzusetzen. Eben von Innocenz sind uns Briefe aufbehalten, welche die Willkühr der Legaten hart tadelten, und so haben es außer ihm andere Päpste ebenfalls gethan, nur muß man auch berücksichtigen, daß es für die Päpste gerade am schwierigsten war, nicht, sie wegen der etwanigen strengverbotenen Erpressungen zu tadeln, wohl aber ihre sonstigen willkührlichen Handlungen in Ueberschreitung ihrer Jurisdictionsrechte zu strafen, weil, da sie eben den Pri-

mat repräsentirten, der päpstlichen Autorität selbst dadurch kein unbeträchtlicher Eintrag geschah; wenn man will, so mag man dieß mit dem Cardinal Baronius mehr eine fleischliche als geistige Klugheit nennen.

XIII.

Da die Veranlassungen, aus welchen die Legati a latere gesendet wurden, sehr verschieden waren, somit auch die Instructionen, die sie erhielten, nach Umständen und Verhältnissen sehr mannigfaltig beschaffen seyn mußten, so begreift es sich leicht, daß nur wenig gesetzliche allgemeine Normen für die Bestimmung ihres Wirkungskreises festgestellt werden konnten. Nur das eine Princip war für alle Fälle gemeinschaftlich: sie repräsentiren den Primat. Am leichtesten ließ sich der Amtskreis der Legaten in Italien (intra montes) ordnen, daher ist es Sitte geworden, daß sie keine specificirten Vollmachten erhalten, sondern daß ihrem Breve legationis die Clausel: cum facultatibus solitis atque consuetis eingeschaltet wird; anders war es mit denen, die ultra montes gesendet wurden, und hier war es nothwendig, daß durch die Gesetzgebung doch allmählig für die dringendsten Bedürfnisse in dieser Hinsicht gesorgt wurde, theils um den zu großen Anmaaßungen der Legaten, selbst dem Papste gegenüber, theils ihren sehr weit gehenden Eingriffen in die bischöfliche Jurisdiction vorzubeugen. Ein besonders schwieriges Verhältniß blieb die Stellung der Legaten zu den weltlichen Fürsten, welche denselben meistens sehr abgeneigt waren. Es ist begreiflich, daß die Ankunft der Legaten, selbst wenn alle gegen sie erhobenen Klagen völlig ungegründet wären, unter manchen Umständen von vielen Bischöfen und Königen sehr ungern gesehen wurde. Visitationen von Kirchen setzen voraus, daß möglicher Weise Etwas zu verbessern seyn möchte, daher wird der visitirende Bischof niemals gern von einem Pfarrer gesehen werden, der sich diesen oder jenen Vorwurf in Betreff seiner Verwal-

tung, oder seines Lebenswandels zu machen hat, so auch waren die päpstlichen Botschafter am wenigsten denjenigen Bischöfen genehm, welche, wie die Geschichte auch nur zu viele Beispiele aufweiset, ihren Pflichten nicht getreu nachkamen; daß aus ganz ähnlichen Gründen viele Könige die päpstlichen Legaten nicht gern kommen sahen, ist auch bekannt. Wenn sich nun aber gar die Interessen der Könige und vieler Bischöfe mit einander begegneten, namentlich in Zeiten, wo die oft sehr antikatholischen Nationalinteressen immer mehr hervortraten, wenn dann ferner, wie schon öfters bemerkt wurde, die Legaten viele Veranlassung zu Klagen geben, da ist es begreiflich, warum gerade ihnen gegenüber sich eine solche Feindseligkeit zeigte, daß die Fürsten verlangten ohne ihren besonderen Wunsch und ohne ihre ausdrückliche Genehmigung, dürfe kein Legat in ihr Land kommen. Unmöglich konnte der Papst dieß als Princip gelten lassen, denn er würde dadurch in der Ausübung eines sehr wichtigen Primatrechtes behindert worden seyn und es war daher auch ganz consequent, wenn Papst Johann XXII. eine solche Gewohnheit für nichtig erklärte, und diejenigen Fürsten mit dem Banne für ihre Person und mit dem Interdicte für ihr Land bedrohte, welche den päpstlichen Legaten den Zutritt verweigern würden. Dessenungeachtet blieb es namentlich in Frankreich dabei, und man rechnete sich dieß als ein Privilegium an, daß die päpstlichen Legaten nur bis Lyon reisen und von da nicht weiter gehen durften, bis daß ihre Vollmachten in Paris geprüft und hier über ihre Zulassung entschieden und ihre Bulla legationis verificirt worden war. Auch ließen sich die Könige von den Legaten schwören, daß sie von ihren Facultäten, sobald der König ihnen die Erlaubniß entziehe, so wie außerhalb Frankreichs, nicht wollten Gebrauch machen. — So wenig nun auch, von dem kirchlichen Standpunkte aus, diese Beschränkung des päpstlichen Rechtes der Mission zu rechtfertigen seyn möchte, so hatte jedoch, wie zuvor bemerkt, die kirchliche Gesetzgebung selbst in vielfacher Beziehung dem Bedürfnisse entsprochen, die Jurisdiction und Gewalt der Le-

gaten zu beschränken. Zunächst gilt dieß in Betracht der Verleihung von Beneficien; nach der Bestimmung mehrerer Kirchengesetze sollten sie keine Beneficien vergeben dürfen, an denen irgend ein Laienpatronat besteht, keine solche, wegen welcher ein Rechtsstreit anhängig, oder welche den Regularconventen angehören, keine zur Zeit nicht erledigten, und keine, die von dem Bischofe aus einem besondern Rechtsgrunde zu vergeben sind; nicht minder wurden ihnen die Unionen der Kirchen, so wie die eximirten Beneficien, der Widerruf geschehener Unionen, die Annahme von Resignationen zu Gunsten Anderer oder mit Vorbehalt von Pensionen untersagt. Auch sollten sie sich, wenn ihnen nicht ausdrückliche Vollmacht dazu ertheilt ist, aller Dispensationen, so wie aller Entscheidungen in den dem Papste reservirten Fällen und Angelegenheiten enthalten, wie namentlich über Absetzung, Wiedereinsetzung und Versetzung von Bischöfen, über den Sinn dunkler Gesetzesstellen u. s. w. Eben so wenig wird ihnen eine Proceßführung ohne Beobachtung des ordentlichen Verfahrens gestattet. Insbesondere hat aber das Concilium von Trient (Sess. 24. c. 20. d. Ref.) die concurrirende Jurisdiction der Legaten mit den Bischöfen bei Strafe der Nullität und hinlänglicher Satisfaction aufgehoben, so daß der Legat nicht anders als mit ausdrücklicher Zuziehung und Genehmigung des Bischofs einschreiten kann. — Hinsichtlich der Beendigung der Jurisdiction der Legaten geben die Canones folgende Gründe an: Ablauf der Zeit, für welche der Legat gesendet war, sein Tod oder Fortgang aus der Provinz, mit der Absicht, nicht in dieselbe zurückzukehren. Der Zweifel, ob durch den Tod des Papstes die Sendung aufhöre, ist allerdings durch ein ausdrückliches Kirchengesetz (Cap. 2. d. off. leg. in 6to) dahin gelöst worden, daß jenes Ereigniß keinen Einfluß darauf haben soll, indessen möchte dieß nach den Worten des Textes doch nur auf Legationen von solcher Bedeutung zu beziehen seyn, deren Unterbrechung für die Kirche selbst von erheblichem Nachtheile seyn würde.

XIV.

Seit der neueren Zeit sind die außerordentlichen Legationen, im Verhältnisse gegen früher, sehr viel seltener geworden; dagegen hat sich der Gebrauch festgestellt, daß der Papst an den Höfen einzelner Fürsten stehende Nuntiaturen unterhält, bei welchen es nur bloße diplomatische Rangverschiedenheit ist, wenn die päpstlichen Legaten den höheren Titel Nuntius oder den minderen Internuntius führen; sie entsprechen jedoch nicht ganz den Apocrisiarii und Responsales der ältern Zeit. Vor der Säcularisation des Kirchengutes waren in Deutschland eine zeitlang zwei, späterhin drei Nuntiaturen, indem zu der in Oesterreich und der in der Pfalz im Jahre 1785 eine neue zu München hinzukam. Die Errichtung dieser Nuntiatur hat den berüchtigten Streit veranlaßt, den die Mitglieder des Emser Congresses, die vier Erzbischöfe von Mainz, Trier, Cöln und Salzburg gegen den Papst erregten. Dieser Nuntiaturstreit gehört ohne Zweifel, sammt dem Emser Congresse, zu den betrübendsten Ereignissen der Kirchengeschichte. Jene unglücklichen, durch die Febronianischen Lehren verblendeten Kirchenfürsten wagten hier eine Opposition gegen das Haupt der Kirche, welche sich nur zu bald an ihnen rächte. Dieser Streit nun setzte damals die Federn aller Gegner des päpstlichen Stuhles in Bewegung; das Einzige, was man diesem unseligen Unternehmen zn verdanken hat, ist die Erwiderung Papst Pius VI. an die vier Erzbischöfe (Sanctissimi Domini Nostri Pii Papae Sexti Responsio ad Metropolitanos Moguntinum, Trevirensem, Coloniensem et Salisburiensem super Nuntiaturis Apostolicis. Romae 1789). Dieß ist ein wahres Meisterstück apostolischer Festigkeit, Ruhe und Mäßigung, bei dessen Durchlesung wohl Niemand sich des Gedankens erwehren kann, wie Rom zu allen Zeiten, man mag die apostolischen Sendschreiben und Gesetze der verschiedensten Jahrhunderte aufschlagen, stets die gleiche Würde, die gleiche Ruhe

und Entschiedenheit der Sprache zu beobachten gewußt hat. Wie Innocenz schreibt Pius, wie Bonifacius schreibt Benedict, wie Gregor I. schreibt Gregor XVI., und so wird Rom zu allen Zeiten, es möge die weltliche Gewalt überhaupt in kirchliches Gebiet eingreifen, oder Bischöfe, die ihnen zukommende Sphäre überschreiten, die durch göttliche Ordnung dem Stellvertreter Christi auf Erden übertragenen Rechte mit apostolischem Worte bewahren.

LXVI.

Belgische Briefe.

Sechster Brief.

Eben war ich im Begriff, Ihnen, verehrter Freund, die in meinem letzten Briefe versprochene Fortsetzung der Frage über unsere Universitäten und über die von den Gründern der katholischen Universität gemachte Petition in Betreff der Constituirung dieser Anstalt als Civilperson zu schicken, als das unglaubliche Gerücht einer Conspiration sich zu verbreiten anfing, und trotz des allgemeinen Unglaubens an die Möglichkeit eines solchen, ich möchte sagen wahnsinnigen Unternehmens sich als wahr und wirklich bestätigte. Ich schob deshalb meine Mittheilung um einige Wochen auf, um wo möglich Ihnen Einiges darüber sagen zu können, und um zugleich Etwas zur Charakteristik unserer so eben zusammengetretenen Kammer hinzuzufügen.

Schon während der zum Andenken an die Befreiung des Landes von der holländischen Herrschaft im September dieses Jahres gehaltenen Feste ging ein dunkles Gerücht, als seyen politische Unruhen zu befürchten, und die Regierung nahm mehrere außergewöhnliche Vorsichtsmaaßregeln, um nöthigenfalls die Ruhe in der Hauptstadt aufrecht zu erhalten; indeß wurden die Feste auch nicht durch die geringste Unordnung gestört, und man glaubte allgemein, es sey eine ganz blinde Furcht gewesen. Doch war dieß nicht der Fall, und die Regierung er-

hielt von mehreren Seiten her Anzeigen und Warnungen, als sey irgend eine, auf den Umsturz der bestehenden Ordnung der Dinge ausgehende Verschwörung im Werke. Abermals wollte Niemand den neuerdings verbreiteten Gerüchten Glauben schenken, und als die öffentlichen Blätter vom 31. October die ersten Verhaftungen der Rädelsführer des Complottes anzeigten, hielt man dieß überall für eine Mystification; alle Provinzialblätter sprachen sich fast ohne Ausnahme in dem Sinne aus. Es bedurfte einer widerholten Bestätigung, um endlich das erstaunte Land glauben zu machen, daß wirklich etwas dergleichen im Werke sey. Hätten doch jene Leute, die im Auslande immer von dem aufgeregten Zustande unseres Landes, welches sie als ein von Partheien zerrissenes, und gleichsam auf einem Vulkan basirtes Gebäude ansehen, fabeln, hätten sie doch Zeuge seyn können von diesem allgemeinen Staunen, bei der Entdeckung des Complottes, sie würden endlich begriffen haben, daß wir Belgier fest an der Ordnung und unserer im Jahre 1830 errungenen Verfassung hängen, daß es nichts Ungerechteres gibt, als uns mit dem schwankenden Zustande unseres großen Nachbarvolkes vergleichen zu wollen, daß kein vernünftiger Mensch, er mag zu welcher Parthei immer gehören, an eine Revolution denkt, ja daß selbst unsere Radikalen, deren Organe oft die Regierung aufs heftigste angreifen, nicht zu einem solch tollen Unternehmen die Hand bieten würden. Freilich will ich damit keineswegs jene heftige und leidenschaftliche Sprache der radikalen Blätter entschuldigen, und glaube wohl, daß dieselben, ohne es zu wollen und zu wissen, dazu beigetragen haben, in einigen ehrgeizigen und zugleich sinnlosen Köpfen dergleichen Pläne zu nähren. Der erste Unglaube machte aber bald einem allgemeinen Unwillen Platz, als man die Gewißheit erlangte, daß eine Verschwörung im Geheimen angesponnen worden, daß die Verschworenen die schändlichsten Mittel gebraucht, um die Truppen selbst zum Verrath zu bringen, daß sie die Absicht gehabt, Brüssel an allen vier Ecken in Brand zu stecken, und so durch Brand und Mord ihrem Unternehmen ein augenblickliches Gelingen zu verschaffen; daß sie sogar des Lebens unseres allgemein geachteten und geliebten Königs nicht geschont haben würden, um die Verwirrung zu vergrößern. Dieß waren ihre Pläne: ihre Mittel, Bestechung und Unterstützung von Außen, von den Radikalen Frankreichs, und wie man glaubt, auch noch von anderer Seite, obschon letzteres keineswegs gewiß ist. Was aber ihre Endabsicht war, ob sie Belgien wieder unter holländische Herrschaft bringen oder eine Republik proklamiren wollten, das ist noch ein Geheimniß, und wird erst durch den Proceß zur öffentlichen Kunde kommen. Was der

ersteren Meinung einige Wahrscheinlichkeit giebt, ist die bekannte oran=gistische Gesinnung der Rädelsführer, der beiden Ex=Generäle Van=dersmissen und Vandermere; ersterer hat schon zweimal, in den Jahren 1831 und 1832, ähnliche Pläne unterstützt. Auf jeden Fall glaubt man allgemein, es würde die besonnene holländische Regie=rung sich einer Mitwirkung zu einem ähnlichen Unternehmen aufs kräf=tigste und entschiedenste widersetzt haben, wie denn auch das holländische Ministerium dieß öffentlich vor den Generalstaaten erklärt hat, und die holländischen Blätter ohne Ausnahme sich in demselben Sinne ausge=sprochen haben.

Freilich gehen seltsame Gerüchte über die vielfachen Verzweigun=gen des Complottes, und die Zusammenziehung eines französischen Ar=meekorps auf unseren Gränzen scheint damit zusammenzuhängen; allein ich würde es für zu gewagt halten, darüber irgend eine bestimmte Mei=nung zu äußern. Vielleicht wird Ihnen und Ihren Lesern dieß alles schon vor der Veröffentlichung meines Briefes bekannt seyn, bis dahin halten sie nur das Eine für gewiß, daß die ganze Sache im Lande auch nicht den geringsten Anklang gefunden hat, daß dieß im Gegen=theile ein neuer Beweis ist, wie sehr das belgische Volk der Ordnung und Gesetzlichkeit zugethan ist, und wie leicht es unserer Regierung wird, jede innere Bewegung zu vermeiden, wenn sie sich in den Schran=ken der Mäßigung hält. Hat nun Belgien bei dieser Gelegenheit ge=zeigt, daß es des Staatenbundes, in den es durch den Vertrag der vier und zwanzig Artikel aufgenommen worden, würdig ist, und daß derselbe anstatt, wie man dieß befürchtete, geschwächt, durch den Zu=tritt eines neuen, unabhängigen Gliedes an Kraft gewonnen hat, so hat es bei einer anderen Gelegenheit mit nicht weniger Energie seine Un=abhängigkeit aufrecht erhalten und somit sich ein wahres Verdienst er=worben, welches in Ihrem Deutschlande vor Allem anerkannt werden sollte. Ich meine die Angelegenheit eines gänzlichen Anschlußes an den Zollverband Frankreichs. Ohne hier in eine gründliche Abhandlung über die kommerziellen und industriellen Bedürfnisse unseres Landes eingehen zu wollen, will ich dieselbe nur mit wenigen Worten berühren, um die Nothwendigkeit freieren Handelsverkehrs mit unsern Nachbarländern darzuthun. Belgien ist eigentlich ein ackerbauendes Land, sein Haupt=reichthum besteht in der Fruchtbarkeit seines Bodens, so wie in dem unermüdlichen Fleiße und in der erfinderischen Geschicklichkeit denselben zu benutzen. Mehrere Umstände haben indessen zusammengewirkt, um dem Lande ein großes, industrielles Leben zu geben, und so seine reiche Thatkraft auch auf einem anderen Gebiete zu bewähren. Zuerst die

für die Ausdehnung des Landes verhältnißmäßig große Bevölkerung, besonders aber die Menge volkreicher Städte, die in geringer Entfernung von einander liegen; sodann der mineralische und metallurgische Reichthum des Bodens, der Eisen, Steinkohlen, Marmor und dergleichen mehr in unerschöpflicher Menge enthält; drittens die gleichsam traditionell fortlebende Industrie der Leinwand und Spitzen, die früher fast ausschließend alle Märkte Europas versahen. Zu diesen, ich möchte sagen natürlichen Industriezweigen, denn sie sind auf die Natur des Landes gegründet, kommen nun noch künstliche, wie z. B. Kattunfabriken, die durch die Verbindung Belgiens mit Holland erzeugt wurden, und eben diese Verbindung ist die vierte und vielleicht bedeutendste Ursache unseres industriellen Lebens. Holland ist ein fast einzig auf Ackerbau, Viehzucht und Handel beschränktes Land, Fabriken können daselbst nur auf künstliche Weise hervorgerufen und erhalten werden; es war deshalb natürlich, daß während der Vereinigung mit Belgien, die holländischen Kapitalien sich der belgischen Industrie zuwandten. Holland selbst, besonders aber dessen überseeische Colonien, boten einen reichen Markt für die Fabrikate dar, und Belgien wurde das, was es jetzt noch ist, ein industrielles Land. Industrie und Handel sind unzertrennlich, und erstere bedarf des Letzteren um so mehr, wenn die Production die innere Consummation eines Landes bei weitem übertrifft. Daß dieß in Belgien nach der Trennung von Holland der Fall seyn mußte, bedarf keines Beweises und geht aus dem Ebengesagten ganz klar hervor. Es entstand deshalb sehr bald eine industrielle Crisis, die noch bedeutend vermehrt wurde durch die zahlreich gegründeten Actiengesellschaften, um die metallurgischen und mineralischen Reichthümer des Bodens auszubeuten; diese Gesellschaften boten allein ein Mittel dar, um die früher in dem lebhaften Handel mit den holländischen Colonien interessirten Capitalien zu benutzen. Eben dieses Zurückfließen der belgischen Capitalien mußte somit eine noch größere industrielle Thätigkeit herbeiführen.

Diese dem materiellen Reichthum und Wohlstand Belgiens so schädliche Crisis ist es, die unsere Oekonomisten seit mehreren Jahren beschäftigt. Vor dem Abschluß des Vertrages der vier und zwanzig Artikel konnte von Handelsverträgen mit den Nachbarländern keine Rede seyn: sobald Belgien aber als integrirender Theil in den Europäischen Staatenverband aufgenommen war, konnte es auch mit Recht auf die damit verbundenen Vortheile Anspruch machen, und das Ministerium de Theux war auf's thätigste mit der Lösung dieser wichtigen Frage beschäftigt. Freilich bietet dieselbe aber die größten Schwierigkeiten dar,

die theils in der geographischen Lage unsers Landes, theils in den entgegengesetzten Interessen der Nachbarländer liegen. Frankreich, England und Deutschland sind jedes auf seine Weise in der Sache betheiligt und interessirt, besonders ist dieß mit Deutschland und Frankreich der Fall. Beide Länder haben ein doppeltes Interesse bei einer engen kommerciellen Verbindung mit Belgien, das materielle und das politische; letzteres ist vorherrschend bei Frankreich, wie dieß die Verhandlungen über einen abzuschließenden Zollvertrag hinreichend bewirsen haben. Die französische Regierung drang auf eine gänzliche Vereinigung in der Weise, daß die französische Douanen-Linie auf der holländischen und Preußischen Gränze Belgiens etablirt werden sollte. Daß dadurch die Selbstständigkeit unseres Landes einen tödtlichen Stoß erlitten haben würde, daß Belgien beinahe eine Provinz Frankreichs geworden wäre, leuchtet klar ein und darin besteht eben das Verdienst Belgiens um den europäischen Staatenverband, daß es mit Hintansetzung der größten materiellen Vortheile, die eine solche Verbindung seiner Industrie gegeben haben würde, dennoch dieselbe zurückgewiesen hat. Billig wäre es, einen solchen Akt anzuerkennen und der deutsche Zollverein sollte dieß durch eine Annäherung an Belgien beweisen. Eine nähere Verbindung Deutschlands und Belgiens wäre ohne Zweifel im politischen sowohl, wie im materiellen Interesse beider Länder, besonders dann, wenn Holland mit in diese Verbindung hineinginge, und dadurch das im Jahr 1830 gestörte Verhältniß unbeschadet der Eigenthümer der drei Länder wieder bis auf einen gewissen Grad hergestellt würde.

Die Haltung unserer Kammer seit ihrem Zusammentritt beweist aber auch für den gesunden politischen Sinn unseres Volkes, welches, wie ich oben schon sagte, fest und unerschütterlich an öffentlicher Ordnung und dem bestehenden rechtlichen Zustande hängt. Es bewährt sich das, was ich Ihnen in einem meiner früheren Briefe über die Auflösung der ministeriellen Crisis und besonders über den Einfluß der katholischen Meinung auf die öffentlichen Angelegenheiten sagte. Die Katholiken bilden in der Kammer die eigentlich conservative Parthei und alle Gemässigten haben sich ihnen nach dem Sturz des exclusiv liberalen oder besser radikalen Ministeriums Lebeau-Rogier angeschlossen *). Seit mehreren Jahren hat nicht mehr Einheit und ruhiger Sinn in der Depu-

*) Den Beweis der radikalen Tendenzen der Herrn Lebeau-Rogier und Devaux habe ich Ihnen in meinen frühern Briefen geliefert und beziehe mich deßhalb auf dieselbe.

tirtenkammer geherrscht: unser politisch-radikales Triumvirat hat nur wenige Anhänger gefunden und es sind dieß Leute, die in früheren Jahren der Herrn eifrigste Gegner waren. Das ganze Land muß es deßhalb dem Könige Dank wissen, daß er anstatt in die Auflösung der Kammer zu willigen, wie dieß die Herrn Lebeau und Rogier verlangten, ihre Entlassung als Minister angenommen und ein neues Cabinet gebildet hat. Unsere Parlamentsitzung wird somit wohl in ruhiger Weise vorübergehen und es steht zu erwarten; daß selbst die Gesetzvorschläge über den Elementar- und mittleren Unterricht, von dem in der Thronrede gesprochen worden, auf eine Weise diskutirt werden dürfte, daß die anzunehmenden Gesetze selbst den wahren, moralischen und religiösen Interessen des Volkes vollkommen entsprechen. Nur eine Frage ist es, die, wie es scheint, eine starke Opposition finden dürfte, die, welche die Errichtung der katholischen Universität als Civilperson betrifft. Kaum werden sie und ihre deutschen Leser dieß begreifen können und jeder Unbefangene, er mag was immer für eine religiöse Ueberzeugung haben, wird die Verwunderung mit Ihnen theilen, daß eine so einfache Sache auch nur die geringste Schwierigkeit leiden kann. Würde man nicht bei Ihnen, oder in Preußen, oder in irgend einem andern deutschen Staate einen jeden auslachen, der es sich einfallen ließe zu behaupten, der Staat oder die Gesammtheit der Bürger oder auch die einzelnen Familien litten bedeutend darunter, daß die dort bestehenden Universitäten ein eigenes Vermögen besitzen, welches sie selbst verwalten und deren Einkünfte ausschließend zu ihrer Erhaltung verwendet werden, oder etwa die Universitäten erlangten durch einen solchen Grundbesitz einen zu großen öffentlichen Einfluß, als wenn derselbe nicht rein geistiger Natur und somit von dergleichen äußern Umständen unabhängig wäre, oder endlich, daß man dasselbe Recht, Civilperson zu seyn, allen im Lande bestehenden Corporationen und Orden einräumen müsse, weil man es einer Universität eingeräumt, als wenn man deßhalb eine als allgemein billig und nützlich anerkannte Maaßregel nicht nehmen müsse, weil dieselbe vielleicht eine oder die andere Forderung, die zu bewilligen, oder zu verweigern, man immer das volle Recht behält, hervorrufen könnte? So würde ein jeder Unbefangene urtheilen, wenn nicht ein elender kleinlicher Partheygeist die Sache entstellt und selbst Gutgesinnte aber kurzsichtige Katholiken getäuscht und dagegen eingenommen hätte. Um dieß noch klarer zu machen, und außer allen Zweifel zu setzen, will ich Ihnen noch einmal den ganzen Stand der Sache auseinander setzen, selbst auf die Gefahr hin, manches von dem zu wiederholen, was ich in meinem letzteren Briefe gesagt habe.

Die katholische Universität in Löwen ist ein wahrhaft nationales Unternehmen, zu welchem das ganze katholische Belgien beigetragen hat und noch beiträgt. Außer den, zur Gründung der Universität gemachten Schenkungen, geben noch jährlich Arme und Reiche ihren Beitrag zu der Erhaltung derselben. Von den Bischöfen angeordnete Collekten werden jährlich in den Kirchen an den zwei ersten Sonntagen in der Fasten und in den Häusern gehalten, und so die nöthigen Summen zusammengebracht. Daß diese Hülfsquellen bis jetzt so reichlich geflossen, daß mehr, als 200,000 Franken jährlich der Universität zugekommen, denn so viel bedarf sie zu ihrer Erhaltung, dieß ist eben der Beweis, wie sehr die Anstalt im Volke wurzelt, denn man muß dabei nicht vergessen, daß die beiden Staatsuniversitäten, die auf öffentliche Kosten unterhalten werden, jährlich mehr als 600,000 Franken kosten, und daß zu dieser Summe ebenfalls jeder Staatsbürger beizutragen verpflichtet ist, da dieselbe aus den öffentlichen Einkünften genommen wird. Unsere Zeit dürfte wohl wenige Beispiele solcher großartigen Freigebigkeit aufzuweisen haben. Es leuchtet indessen leicht ein, daß solche, durch jährliche freiwillige Beiträge zusammengebrachten Einkünfte, immer etwas Unsicheres haben und daß es im Interesse der Erhaltung der Universität liegt durch den Besitz liegender Gründe sowohl, wie Kapitalien sich eine feste Existenz zu sichern. Diese Motive sind es, die die Stifter der Universität, unsere Bischöfe, bewogen haben, vor etwa einem Jahre eine Petition an den König und die beiden Kammern zu richten, in welcher sie für ihre Anstalt das Recht verlangen, als Civilperson anerkannt zu werden, somit legalen Besitz zu haben. Die Bittsteller machen besonders die Verdienste dieser Anstalt um die Wissenschaft, das Vertrauen welches sie im Lande genießt, und die Gewähr die sie der öffentlichen Ordnung leistet, geltend *). Zwei katholische De-

*) Wir lassen dieß Actenstück hier wörtlich folgen:

Pétition, adressée par le Corps épiscopal à Sa Majesté le Roi des Belges.

Sire,

Les Soussignés fondateurs de l'Université catholique de Louvain ont l'honneur d'exposer à Votre Majesté, qu'il serait d'une haute utilité que cet établissement fut reconnu par la loi comme personne civil.

L'acte d'érection en date du 10. Juin 1834 et les Statuts du 11. du même mois, qui sont ici joints, font connaitre le but et l'organisation de l'Université.

Les services qui rend cet établissement au progrés des sciences, la confiance, qu'il inspire aux parents, les garanties d'ordre, qu'il donne à l'état, sont des titres qui nous osons invoquer et qui nous font espèrer que Votre Majesté daignera accueillir favorablement notre demande.

putirte die Herrn Dü Büs und Brabant machten darauf in der Deputirtenkammer folgenden Gesetzvorschlag, den sie mit denselben Gründen unterstützten, die die Bischöfe schon entwickelt hatten:

Artikel 1. „Die katholische Universität, deren Stiftungsurkunde dem gegenwärtigen Gesetze beigelegt ist, wird für eine Civilperson erklärt, und in dieser Eigenschaft kann sie liegende Gründe besitzen und veräußern".

Artikel 2. „Doch kann diese Anstalt weder liegende Gründe, sey es durch Schenkung oder durch Kauf, an sich bringen, noch die erlangten Gründe veräußern ohne eine besondere Genehmigung des Königs".

Kaum waren diese Aktenstücke bekannt geworden, so erhob sich ein lautes Geschrei dagegen von Seiten unserer Radikalen; die lächerlichsten Gründe wurden hervorgesucht, um glauben zu machen, es gehe diese Forderung auf nichts weniger hinaus, als alle Corporationen wieder herzustellen, den öffentlichen Schatz um die von Erbschaften und Verkäufe ihm zufließenden Procente zubringen, eine Masse Ländereien und liegender Gründe dem Handel zu entziehen, zahllose Familien durch Erbschleichereien zu Grunde zu richten, und endlich der katholischen Universität, zum Nachtheile der andern Universitäten, einen großen politischen Einfluß zu geben. Der Gesetzvorschlag wurde in den Sectionen der Kammer reiflich discutirt und erwogen, und endlich von der Centralsection ein Bericht darüber an die Kammer gemacht, in welchem alle aus der Annahme des Gesetzes möglicherweise entstehende Nachtheile für den Staat, den Handel oder die Familien im voraus gänzlich beseitigt waren. Die vier folgenden Artikel wurden jenen beiden oben erwähnten beigefügt:

Artikel 3. „Der Rector, oder an seiner Stelle der Vicerector nehmen im Namen der Universität die Geschenke und Vermächtnisse an, schließen Käufe und Verkäufe ab, und verfolgen die gerichtlichen Actionen".

Artikel 4. „Außer den gewöhnlichen Steuern werden jährlich zum Besten des öffentlichen Schatzes von allen liegenden Gründen, die die Anstalt besitzt, vier Procent von den durch die öffentlichen Acten fixirten Einkünfte erhoben.

Nous l'adressons en même tems au Senat et à la Chambre de Reprèsentants.
Nous sommes avec le plus profond Respect Sire

De Votre Majesté

les tres humbles, trés obèissants et trés fidéles serviteurs.

(Suivent les Signatures.)

Artikel 5. „Sobald die kraft des gegenwärtigen Gesetzes gemachten Erwerbungen der Universität jährliche Einkünfte, in Betrag von 300,000 Franken, gesichert haben, können keine fernern Bewilligungen zu andern Erwerbungen gegeben werden. — Diese Dotation kann liegende Gründe nur bis zu einer Summe von 150,000 Franken jährlicher Einkünfte umfassen".

Artikel 6. „Die beiden vorhergehenden Artikel erstrecken sich nicht auf die von der Universität anzukaufenden und zu ihrem Gebrauch dienenden Gebäude".

Dieß war der den Kammern vorgelegte Gesetzvorschlag, der von einem weitläufigen Bericht des Herrn Dedecker, eines talentvollen Deputirten, begleitet war; in demselben war aufs bündigste bewiesen, daß die Annahme eines solchen Gesetzes weder der Constitution noch der bestehenden Gesetzgebung zuwider, daß sie vielmehr auf beide gegründet und durch das Bestehen vieler ähnlicher Civilpersonen, wie Hospitäler, Armenanstalten, Waisenhäuser, Seminarien und dergleichen mehr als hinreichend gerechtfertigt sey *).

Der Sturz des Ministeriums Lebeau-Rogier und die Vertagung der Kammer verzögerten die Discussion dieser eben so einfachen als billigen Sache, die jedem Unbefangenen als solche erscheinen muß. Doch dauerte das Toben der radikalen Blätter, die ohne Scheu und Scham sich aller nur möglichen Lügen und Verleumdungen bedienen, um ihren Zweck zu erreichen noch immer fort. Es handelt sich auch in der That, wie ich dieß in meinem letzten Briefe bemerkte, um ihre Existenz; denn wenn die Mittelklassen, und diese sind es ja eben, die auf den Universitäten gebildet werden, wieder der Kirche gewonnen, wenn die religiösen Principien bei denselben wieder herrschend werden, dann ist es mit dem Radikalism geschehen; denn derselbe hat nur wenige Anhänger in den höheren Classen der Gesellschaft, auf deren Zerstörung er ja immer hinarbeitet, und der fromme, einfach religiöse Sinn unseres Volkes, sowohl in den Städten als auf dem Lande, weis't ihn

*) Denjenigen, die die nähern in die Sache eingehenden, juristischen Abhandlungen darüber zu lesen wünschen, empfehlen wir folgende zwei Schriftchen. „Quelques mots sur la proposition de M. M. Du Bus et Brabant, tendante à déclarer l'Université catholique de Louvain personne civile. Deuxième édition. Bruxelles, en Mars 1841" und „Examen de la proposition de Messieurs Du Bus et Brabant etc. Louvain, en Octobre 1841". Letzteres Schriftchen erschöpft den Gegenstand; man nennt als Verfasser einen geistreichen jungen Deputirten.

ebenfalls von sich. So hat man denn dem Lande glauben machen wollen, als werde die Annahme des Gesetzvorschlages in Betreff der Civilperson die größten Uebel nach sich ziehen, und der radikalen Presse ist es, wie gesagt, gelungen, übrigens gutgesinnte Leute zu täuschen, und vor allem das Ministerium einzuschüchtern. Herr Nothomb, der Minister des Innern, dessen Talente außer allem Zweifel sind, hat sich auch von der Furcht, als möchte durch die Discussion des Gesetzes wieder Spaltung in die Kammer kommen, und er in Folge derselben in Gefahr seyn, sein Portfeuille zu verlieren, berücken lassen. Unterdessen soll aber, wie man sagt, von Rom aus unseren Bischöfen der Rath ertheilt worden seyn, ihrer gemachten Petition für den Augenblick keine Folge zu geben. Wir zweifeln nicht im mindesten, daß die Bischöfe sowohl, wie die Katholiken Belgiens, die schon so viele Beweise von Mäßigung, Uneigennützigkeit und Liebe zum Frieden gegeben haben, dem ihnen von Rom ausgedrückten Wunsche Folge geben werden. Anders verhält es sich mit dem Ministerium; dieses hat in letzterer Zeit durch einen gewissen Mangel von Offenheit das Zutrauen, welches ihm die Katholiken von Anfang an geschenkt haben, bedeutend geschwächt. Herr Nothomb möge nur nicht glauben, daß er durch Täuschung mehr erlangen könne, als die Herren Lebeau und Rogier durch offene Opposition und Hintansetzung der Katholiken, und wir glauben versichern zu können, daß der Augenblick eines vollständigen Sieges der radikalen Parthei in den Wahlen zur Deputirtenkammer, eines Sieges, der die Majorität in ihre Hände geben würde, auch der Anfang ihres gänzlichen Falles ist, von dem sie sich wohl nicht mehr erheben möchte. Wir sind stark durch unsere gute und gerechte Sache, und verlangen von Seiten des Ministeriums ein offenes, loyales Handeln; nur dann kann gegenseitiges Vertrauen bestehen, nur dann wird ein großentheils aus liberalen Elementen bestehendes Cabinet eine Stütze in der fast ausschließend von Katholiken gebildeten conservativen Parthei finden.

Den 20. November.

LXVII.

Literatur.

I.

An gottesfürchtige protestantische Christen. Worte des Friedens und der Wiederversöhnung von Ludolph von Beckedorf. Zweites Wort. Weissenburg a. S. 1841 C. Fr. Meyers Verlagsexpedition. 212 S. 8°.

Wenn wir erwarten dürften, daß unsere Anzeige des ersten Friedenswortes des Herrn von Beckedorf an seine früheren Glaubensgenossen *) die gewünschte Wirkung hervorgebracht hätte, so möchte uns eine Anzeige dieses zweiten Wortes fast überflüssig bedünken; denn unsere Leser würden, auf dessen Erscheinung ohnehin gespannt, eben so begierig darnach gegriffen haben, wie wir, und wären mit dessen Inhalte längst bekannt, ehe unsere Anzeige ihnen zu Gesichte kommen könnte. Indessen dürfen wir uns mit solcher Wirkung nicht schmeicheln; wo sie aber eingetreten wäre, dürfen wir um so mehr hoffen, daß man nicht ungerne auf einen Augenblick der Unterhaltung über ein Buch sich einlassen werde, das durch die Klarheit des Geistes, die Wärme und Milde der Gesinnung und die Reife und Gediegenheit der Kenntniß, die sich darin kund geben, jedem Leser nothwendig mehr, als ein bloß literarisches oder wissenschaftliches Interesse, das ihm wahre Neigung und Liebe abgewinnt.

Herr v. Beckedorf faßt hier zuerst nochmals in Kürze zusammen, was er im ersten Worte über die Nothwendigkeit und die Kennzeichen der von Christo gestifteten Kirche gesagt, kommt dann auf die verschiedenen Vorwürfe zurück, die dieser Kirche von Seite der Protestanten gemacht zu werden pflegen, und unternimmt es nun, diese Vorwürfe in einzelnen, einen nach dem andern zu entkräften, indem er theils die katholische Lehre und Disciplin über die verschiedenen Punkte,

*) Siehe VII. Band, 7. Heft, Seite 413.

die sie betreffen, in ihrer Reinheit darstellt, theils die entgegengesetzten Ansichten der Protestanten in ihrer Unhaltbarkeit nachweiset. So erörtert er denn die Lehre vom Ablaß, vom Fegfeuer, von der Buße, geht dann über zu den Sacramenten der Lebendigen, der Firmung namentlich, der Ehe, der heiligen Oelung und der Priesterweihe, und schließt in einem besondern Abschnitt mit der Lehre von dem Sacramente des Altars und dem heiligen Meßopfer. In einem dritten Worte verspricht er, von der Verehrung der Heiligen, vor allen der allerseligsten Jungfrau Maria, der Reliquien und der Bilder, von den kirchlichen Gebräuchen, den Festen, den Prozessionen und Wallfahrten, dem Zeichen des heiligen Kreuzes, dem Weihwasser, den mancherlei Segnungen und der lateinischen Sprache beim Gottesdienste, von dem heiligen Rosenkranze, von dem Papste und der Hierarchie, von dem Cölibate und von den Klöstern und geistlichen Orden zu handeln. In einem Anhange gibt er eine Darstellung und Erklärung der Ceremonien der heiligen Messe. Bei seiner Darlegung der katholischen Lehre und Disciplin hält sich Herr von Beckedorf durchgängig an den römischen Katechismus, was den doppelten Vortheil gewährt, einmal daß er selbe nur in einer schon durchaus populären und allgemein gültigen Fassung seinen Lesern nahe zu bringen hat, und dann daß die Echtheit und Authenticität seiner Darstellung nicht bezweifelt werden kann. Ein einzigesmal citirt er ein anderes Buch, und das ist die Symbolik von Möhler. In der Polemik gegen die protestantischen Behauptungen und Uebungen beschränkt er sich zwar nicht auf das, was die „Reformatoren" selbst aufstellten, da er vielmehr von der Ueberzeugung auszugehen scheint, daß die Altgläubigen, namentlich des lutherischen Bekenntnisses, nur noch eine kaum zu beachtende Minorität bilden (S. 52 a. E.); aber er hält sich doch consequent innerhalb der Schranken derjenigen Ansichten und Vorurtheile, an welchen die Gottesfürchtigen unter den Protestanten, die noch ein positives Christenthum wollen, am meisten hängen, und läßt sich nicht ein auf die mancherlei Auswüchse des Rationalismus, gegen welche Waffen und Schlachtfeld ganz anders gewählt werden müßten. Daß die Sprache durchaus, wie im ersten Worte, klar, einfach und doch warm und anregend ist, brauchen wir wohl nicht nochmals zu bemerken.

Sollen wir nun hiemit abbrechen? — Nein, wir können uns nicht so schnell von diesem Buche trennen; denn es ist uns Bild und Ausdruck eines lieben Menschen', den wir uns freuen, in unserer Mitte auftreten zu sehen, und es thut uns zu wohl, von seinen Vorzügen uns mit un-

sern Lesern zu unterhalten. — Wie Herr von Beckedorf in seinem ersten Worte die widersprechenden Ansichten über die Freiheit als den Fundamentalpunkte des Gegensatzes zwischen Katholiken und Protestanten sehr richtig bezeichnet hat, so geht er in diesem zweiten Worte eben so consequent als geschickt überall darauf aus, das Bewußtseyn der Freiheit in unseren Gegnern zum Zeugnisse aufzurufen für die Wahrheit der katholischen Lehre und gegen die Voraussetzungen des Protestantismus. Gewiß ist, daß nicht blos in dieser, sondern in aller religiösen Controverse in unserer Zeit die sicherste und zweckmäßigste Art des Verfahrens die ist, ein subjektives Moment in aller Ueberzeugung zu suchten un anzukennen; unter allen Momenten unseres Selbstbewußtseyns aber ist gewiß das Bewußtseyn der Freiheit das einzige, welches für religiöse Belehrung den rechten Anknüpfungspunkt bietet, weil es zu gleichzeitig mit der Gewißheit des persönlichen Daseyns und Vermögens, auch die unserer Schwäche und Hülfsbedürftigkeit umfaßt und, der Erfahrung entsprossen, auf die Erfahrung zurückweisend, eben so entschieden alle Gelüste subjektiver Willkühr, als die sinnverwirrenden Gaukeleien pantheistischer Vereinerleiung aller Dinge zurückweiset.

„Ich hoffe, ruft unser Verf. (S. 98) seinen früheren Glaubensgenossen zu, auf diese Weise alle diejenigen von euch, die mit uns Katholischen das Bewußtseyn der Freiheit des Willens theilen, wenigstens davon zu überzeugen, daß für sie kein verständiger Grund vorhanden ist, solchen Meinungen, die auf die Verneinung der Freiheit, als auf ihr einziges Fundament sich stützen, den Vorzug zu geben vor denjenigen Lehren, die ausdrücklich von der Behauptung der Freiheit ausgehen und sie mit strengster Consequenz festhalten. Wenn es mir gelingt, nachzuweisen, daß wirklich alle Verschiedenheiten unserer Ansichten sich auf jene Fundamental-Differenz zurückführen lassen, und daß also alle von euch bestrittenen Lehren und Einrichtungen unserer Kirche nur dadurch wirklich angefochten werden können, daß die Freiheit des Willens und Entschlusses abgeläugnet wird, wenn mir dieses gelingt, dann können unmöglich diejenigen, welche diese Freiheit nicht läugnen, sondern anerkennen, in einem Widerstreite beharren wollen, dem aller Grund benommen ist“.

In Beziehung auf die Lehre von den Sacramenten weiset recht gut unser Verfasser diesen Grund-Widerspruch oder diese Fundamental-Differenz, wie er es nennt (S. 96), nach durch die Bemerkung: wie die katholische Kirche lehre, daß die Sacramente den würdigen Empfänger besser, vollkommener, Gott wohlgefälliger, heiliger und gerechter machen

und ihm zugleich eine besondere Kraft und einen göttlichen Beistand verleihen, um die mit den Sacramenten ihm auferlegten Pflichten vollkommen erfüllen und dadurch der Verheißungen Gottes sich würdig machen zu können, während die Protestanten, oder vielmehr die „Reformatoren" gerade läugnen, daß der Mensch im irdischen Daseyn überall seine Pflichten erfüllen und dadurch Gott wohlgefällig, gerecht und heilig werden könne. Der unfreie, der Sünde nothwendig unterworfene Mensch könnte von einer solchen ihm dargebotenen Gnade doch keinen Gebrauch machen; daher müssen sie auch annehmen, daß Gott sie ihm gar nicht darbiete und solche Forderung gar nicht an ihn stelle. Sie sprechen dem gefallenen Sohne Adams die Freiheit ab; sie läugnen, daß er das Vermögen der Wahl und Selbstbestimmung besitze; darum ist ihnen, wie schon Möhler sehr richtig bemerkt hat, die ganze Heilsordnung der Kirche und ihr göttlich-menschliches Leben unverständlich geworden. Sie begreifen nicht die Möglichkeit einer Genugthuung von Seite des sündigen Menschen, und verstehen darum auch nichts von dem Sacramente der Buße. Sie erkennen kein Verdienst des Menschen, wollen also auch nichts wissen von einer Gemeinschaft und Mittheilung dieser Verdienste; obwohl es dem Verstande so nahe liegt: daß, gleichwie die Sünde des ersten Adam sich fortpflanzte und durch die freie That seiner Nachkommen beständig vermehrt und vergrößert wurde, so auch das Verdienst des neuen Adams sich fortpflanze und durch das freie Wirken *seiner* Nachkommen stets erweitert und vergrößert werde. Sie haben mit der Freiheit der Selbstbestimmung auch die des Urtheils des Menschen über sich selbst verworfen, und begreifen darum nicht die Schlüsselgewalt der Kirche, worin die erlöste Menschheit über sich selbst in ihren einzelnen Gliedern dieses Urtheil und diese Bestimmung ausübt.

Nothwendige Folgen dieser Irrthümer sind die Mißverständnisse der Protestanten über den Ablaß und über das Fegfeuer. Sollten sie nur die Gliederung der Sacramente und deren organischen Zusammenhang begreifen? — Unmöglich. Und doch liegt auch dieß dem natürlichen Verständnisse so nahe, sobald man nicht mit Gewalt jenen Satz von der menschlichen Unfreiheit, gegen den sich gleichwohl unser ganzes Wesen und Bewußtseyn sträubt, festhalten will. Herr von Beckedorf hat gerade diese Gliederung der Sacramente so schön und einfach entwickelt, daß wir uns nicht versagen würden, seine Worte selbst hier anzuführen, wenn nicht der beschränkte Raum uns daran hinderte. Wir sind aber überzeugt, daß jeder Leser dieser vortrefflichen Schrift uns darin beistimmen wird, daß, wie wir schon bemerkt, die Darstellung in

diesem zweiten Hefte gewiß nicht zurückgeblieben ist hinter der des ersten. Indem wir nunmehr von demselben scheiden, sey uns nur noch in Betreff des Sacraments der Ehe die Bemerkung erlaubt, wie sehr glücklich der Verfasser sie bezeichnet als die nach Vorschrift der Kirche vollzogene Vereinigung der Brautleute. Besser und treffender konnte sicherlich das Wesen der ehelichen Verbindung innerhalb der göttlichen Heilsordnung, im Gegensatze der nach dem Vorbilde unserer Stammeltern vollzogenen unheiligen Geschlechtsgemeinschaft, nicht erfaßt und hervorgehoben werden. Der Gedanke an die gemischten Ehen bietet sich hiebei von selbst dar. Auch sie bespricht der Verfasser mit der ihm eigenen Einfachheit und Klarheit. Er geht (S. 123) von dem Satze aus, daß Jeder seine Religion für die wahre hält, daß aber nur der eine Religion hat, der über sein Verhältniß zu Gott eine bestimmte Ueberzeugung hegt. Nun ruft er den eigenen Eifer der Protestanten in dieser Sache zum Zeugniß auf, für die Rechtmäßigkeit des Verhaltens der katholischen Kirche, und nachdem er noch die besondern Gründe, welche außerdem das Benehmen derselben bestimmen, erörtert, schließt er mit dem Rathe an die Protestanten, eben so zu handeln, wie die katholische Kirche; wenn sie können, versteht sich.

Mit gleichem Rathe und Ansinnen an alle Gegner der Kirche wollen auch wir diese Anzeige schliessen: Sie sollen uns, wenn sie können, eine eben so an das innerste Selbstbewußtseyn des Menschen anknüpfende, einfache, bündige, consequente und erschöpfende Darstellung des Verhältnisses des Menschen zu Gott und Natur und zu sich selbst geben, wie Herr von Beckedorf nach dem Catechismus Romanus.

II.

Geschichte des Cistercienser-Klosters Wilhering. Von Jodock Stülz, regulirten Chorherrn von St. Florian. Ein Beitrag zur Landes- und Kirchen-Geschichte Oberösterreichs. 8. Linz, 1840. Bei Quirin Haslinger.

Wir begegnen hier auf dem literarischen Markte abermals dem trefflichen Jodock Stülz, der uns vor nicht gar langer Zeit mit einer werthvollen Geschichte seines eigenen Stiftes beschenkt hat, und drücken ihm freundlich die Hand für diese neue gewichtige Gabe. Kaum aber möchten die historisch-politischen Blätter der Ort seyn, derselben eine flüchtige Anzeige zu widmen (denn einläßliche Besprechung würde ohne-

dem dem Raum verbiete)n, wenn uns in diesem Werk bloß eine einfache Klostergeschichte gegeben wäre. Diese haben im allgemeinen so ziemlich einen und denselben Typus, bestehen so ziemlich aus den gleichen Elementen im Guten wie im Schlimmen, im Erfreulichen wie im Unerfreulichen; die Verschiedenheit besteht größtentheils in dem Mehr oder Weniger des Einen oder des Andern, in der Mischung desselben. Hier aber erhalten wir nicht bloß eine Kloster-, sondern wie es der Titel besagt: einen Beitrag zur Landesgeschichte, wozu das Archiv von Wilhering reichlich Materialien darbot; und zwar ist's ein wesentlicher Beitrag zur Landesgeschichte aus der wichtigen Epoche des 16ten und 17ten Jahrhunderts, den wir erhalten. Das Treiben der protestantischen Landstände Oesterreichs wird uns aktenmäßig (der Verfasser hat alles mit Urkunden und Zeugen erhärtet, und alle bloßen Combinationen und Vermuthungen ferne gehalten) in seiner progressiven Entwicklung bis zur förmlichen Rebellion so anschaulich an den Augen vorübergeführt, daß die Frage: ob wirklich reiner Eifer nach dem „lautern Wort" in ehrwürdiger Unschuld und Einfachheit vorgewaltet habe? so schwer zu beantworten nicht seyn dürfte.

Schon bei Maximilian des Ersten Tod flochten sich reformatorische Neigungen mit revolutionären Regungen bei dem verarmten Adel Oberösterreichs durcheinander. Mittelst Briefen und Aussendlingen (dem berüchtigten Michael Stiefel) wirkte Luther in gewohnter Weise. Die Bauern wollten sich das „lautere Wort" zu Abschüttlung ihrer Pflichtigkeiten gleichfalls zu Nutz machen, zuchtlose Mönche zuletzt ebenfalls. Schon jetzt war der Kaiser Ferdinand I. die Zielscheibe der schändlichsten Angriffe der erstarkenden Parthei. Weil er dem „reinen Worte Gottes" widerstrebe, habe er Unfälle gegen die Türken erlitten; der göttliche Zorn werde weichen, sobald er der „gräulichen Abgötterei" entsage. Die Stände glaubten kecker auftreten zu dürfen, weil sie den Thronfolger, Maximilian II., für ihre Stütze hielten. Dieser, von Natur schwach, hätte gerne versucht, was einem neuern Monarchen mißglückte: durch Verschmelzung des Protestantismus mit dem Katholicismus (natürlich bei entschiedenem Vorgeschmack des letztern) eine Art Hof- und Landesreligion zu brauen. Die Stände erwiederten barsch: Christus (Luther) und Belial (die katholische Kirche) könnten sich zusammen nicht vertragen. Wie er den Ständen die freie Religionsübung verwilligt, hatten sie festen Boden gefaßt, von welchem aus sie immer mehr verlangten, mit Gleichgesinnten der andern österreichischen Provinzen sich in Verbindung setzten, und jeder Forderung Weigerung

der vom Kaiser begehrten Bewilligungen als Gegengewicht anhiengen. Einige kräftige Prälaten hemmten die voranschreitende Anarchie einigermaaßen; dafür stellten sich dieselben den bittersten Verfolgungen bloß, wurden bei dem Landesfürsten verdächtigt, und mußten sich über jede Rede verantworten, während Prädikanten sich in ihren Predigten ungescheut die schändlichsten Ausfälle erlaubten (einer nannte den Bischof Clesel von Wien nie anders als den Bieresel), und dieses Verfahren offen ein „christliches“ nannten. Es fehlt in dem Buch nicht an Zügen zu Würdigung dieser Gesellen, die zum Theil dahergelaufene Leute aus Norddeutschland, zum Theil entsprungene Mönche waren.

Kaiser Rudolf wollte zwar durch bestimmte Anordnungen den immerwährenden Uebergriffen ein Ziel setzen, aber die Stände waren sich ihrer gewonnenen Stellung zu klar bewußt, als daß sie sich gefügt hätten; und was sie zu Hause den kaiserlichen Verordnungen entgegen ins Werk setzten, das verstunden ihre Abgeordneten an dem kaiserlichen Hof entweder unter einen andern Gesichtspunkte zu bringen, oder geradezu in Abrede zu stellen. Einer der störrigsten, zugleich thätigsten, verschlagendsten und wieder frechsten Glieder der Stände war Erasmus Tschernembl. Die Sache war schon so weit gediehen, daß sich diese zu Anfang des 17ten Jahrhunderts mit den rebellischen Ungarn und den Türken in Verbindung einließen und damit des Erzherzogs Matthias verwerfliche Plane gegen Kaiser Rudolf unterstützten.

Als jener in die Forderungen der Stände für solchen Beistand einzuwilligen zögerte, erfüllten sie dieselben via facti durch eigene Beschlüsse. Sie beschränkten sich nicht darauf, dem „lautern Wort“ freie Geltung überall zu verschaffen, sondern zielten auf Unterdrückung und Ausrottung der übrig gebliebenen Reste des Katholicismus ab. Tschernembl hatte die Frechheit, dem Erzherzog rundweg zu sagen: „Es sey den Ständen nicht zu thun um Ruhe und Frieden, sondern nur einen König pro forma zu haben“. Ja er rechnete es denselben hoch an, daß sie nicht bereits nach einem andern Landesherrn sich umgesehen hätten. — Uebrigens herrschte das Lutherthum mit seinem „lautern Wort“ bald ein Jahrhundert im Lande, und zu Anfang des 17ten Jahrhunderts wurde die erste und einzige wohlthätige Stiftung von einem Anhänger desselben gemacht.

Nachdem Matthias Kaiser geworden, entwickelte sich die ständische Rebellion immer vollkommener. Die Behauptung, daß dieselbe durch Unterdrückung der Reformirten hervorgerufen worden, darf nunmehr wohl als aus der Luft gegriffen, als beau conte für immer abgethan

und beseitigt werden. Kaiser Maximilian II. hatte dieselben mehr als begünstigt, Kaiser Rudolf war zu schwach und zu sehr in seine Liebhabereien vertieft, um dem Fortschreiten des Protestantismus Einhalt zu thun; Kaiser Matthias hatte sich durch dessen Benützung denselben als Strafruthe auf den Hals geladen. Er waltete durch Oberösterreich ungehindert, überall wurde er von den Kanzeln verkündigt, etwa einmal kamen die Fäuste und Kolben der Bauern der „reinen Lehre“ als Stellvertreter des erweckenden Geistes zu Hülfe; die Beamteten huldigten ihm, er ward in den Schulen gelehrt, der Katholicismus genoß bloß einer precären Duldung, zwar bestanden noch einige Klöster, aber zerrüttet, bedrängt, alles politischen Einflusses, der sonst ihren Prälaten zukam, beraubt; — wie kann man nun noch von Bedrängnissen des Protestantismus reden? Etwa weil hier noch, gleichsam verstohlen, eine Messe gelesen wurde? Weil man der Prälaten noch nicht ganz sich hatte entledigen, die Klostergüter theilen können? der Protestantismus war bloßer Vorwand, autonomes Walten der Stände eigentlicher Zweck; daß jedoch derselbe von diesem die Wurzel gewesen, der Abfall von der Kirche zur Empörung gegen den Landesherrn geführt habe, kann keinem aufmerksamen Leser dieser Geschichte entgehen, wenn auch der Verfasser solchem nicht eine eigene Erörterung gewidmet hat.

Die Unthat der böhmischen Aufrührer am 23. Mai 1618 vollendete die Empörung der oberösterreichischen Stände. Schon am 8. Juni wurden diese durch jene zur Hülfe aufgerufen. Dieselben ließen werben gegen feindliches Volk, worunter die kaiserlichen Kriegsschaaren verstanden wurden, rüsten, diesen den Durchzug abschlagen, mit den erbittertsten Feinden des kaiserlichen Hauses, namentlich den Generalstaaten, Verbindungen anknüpfen, anbei dem Kaiser immer noch vorheucheln, daß sie für das Erzhaus „Leib und Blut aufzuopfern bereit“ wären. Tschernembl hatte bereits die Doctrinen der Jacobiner anticipirt, indem er offen bekannte: „Gott giebt die Länder durch das Volk des Landes. Das Volk also, welches den Erbherrn macht, kann ihn auch verwerfen, sobald er dem Zwecke des Erblandes entgegen ist“. Schade daß damals kein österreichischer National-Convent etablirt wurde, Tschernembl hätte dessen Brissot werden können. Es wurde nun auch in den andern Ländern der Monarchie aufgewiegelt, Verbrüderung mit den Aufgehetzten geschlossen, Eroberung Wiens geträumt, für welchen Fall schon festgesetzt war, den König Ferdinand in ein Kloster zu stecken, seine Kinder protestantisch erziehen, den geheimen Räthen aber den Kopf abschlagen zu lassen; in solcher Weise waren die „getreuen“ Stände bereit, für das Erzhaus Gut und Blut aufzuopfern.

Wie sich dieselben nicht allein mit den rebellischen Böhmen, sondern auch mit den störrig gewordenen Unterösterreichern und dem Siebenbürger Bethlen Gabor wider Ferdinand II. conföderirt, gegen ihn schon die Waffen ergriffen, den Plan, ganz Oesterreich demselben zu entreißen gefaßt, sogar den Pfalzgrafen um Hülfstruppen angegangen hatten, da war der Kaiser noch immer zu gütlicher Verständigung geneigt. Die Stände schickten zwar Gesandte nach Wien, setzten aber die Feindseligkeiten dennoch fort, und verbanden sich nicht allein mit den Ungarn, sondern selbst mit den Türken; „beten sie ja", sagte Tschernembl, „denselben Gott an". Also nicht allein von Brissot und Marat, sondern auch von Larevellere-Lepeaux steckte etwas in dem Ehrenmann. Ja man sprach davon, eine Gesandtschaft nach Constantinopel zu schicken und sich dem Sultan als steuerpflichtige Unterthanen anzubieten; — Alles dem „lautern Wort" zu Ehren. Was diese Freiheits- und Vaterlandsfreunde (besonders der gräßliche Karl Jörger) für Zeisige waren, schildert am besten der Brief des Arztes Crusius an den Professor Bernegger zu Straßburg (S. 251).

Wie endlich Ferdinand genöthigt wurde, das Land ob der Ens an Herzog Maximilian von Bayern zu verpfänden, wie dieser Fürst dasselbe besetzte und mit kräftiger Hand Ordnung herstellte, wie es dann wieder unter seinen alten Herrn zurückkehrte, und kaiserliche Milde gegen die blut- und habgierigen Entwürfe der Rebellenhäuptlinge in hellen Gegensatz tritt, davon zu sprechen können wir um so eher unterlassen, als dieses in einem früheren Band der hist.-pol. Blätter schon mitgetheilt worden ist. Wenn dann auch etwa die Unterthanen durch gebieterische Maaßregeln wieder in die katholische Kirche zurückgeführt wurden, so wolle man doch nicht vergessen, daß ähnliche früher viele tausend Unterthanen in allen Provinzen Deutschlands und in den übrigen Reichen dem „lautern Wort" gewinnen mußten, und daß gerade die Pfalzgrafen, deren Abkömmling Friedrich die „getreuen Stände" noch am 2. August nach Tschernembls Rath und Princip zu ihrem Herrn wählten, hierin manches Muster aufgestellt hatten.

Sechs Jahre später wollten die Bauern eine für sie unglücklich ausfallende Nachlese der Gewissensfreiheit halten. Man übersehe nicht, daß sich dänische und holländische Emissäre hiezu im Lande zeigten, und mehrere der frühern Rebellen kaiserlicher Milde hiedurch lohnten. Die Gegenreformation machte nur langsame Fortschritte, weil es an würdigen Geistlichen, desto weniger an heimlichen Aufwieglern fehlte, und weil Obrigkeiten und Beamtete das Widerstreben gegen dieselbe biswei-

len begünstigten. Verwendungen protestantischer Reichsfürsten bei dem Kaiser blieben ohne Erfolg. Der Verfasser macht hiezu nachstehende Bemerkung: „Es war wirklich etwas sonderbar, den Kaiser zu einer Vergünstigung nöthigen zu wollen, die sie selbst den Glaubensgenossen des Kaisers nimmer bewilligt hätten. Man stellte ihm vor, daß der Glaube eine freie Gabe, Religion und Gewissen ein Regale Gottes, und daß es schwer seyn würde, die üble Behandlung der Protestanten zu verantworten. Das ist alles recht schön und gut, aber die Bittsteller oder Fürsprecher erkannten diese Vorzüge doch auch immer nur ihrer Confession zu, und es fiel ihnen nie ein, sie gleichmäßig für die Katholiken gelten zu lassen".

Der weitere Verlauf der Klostergeschichte bietet nichts Erhebliches dar. Eine kleine Bauernunruhe wegen der Jagd zu Anfang des 18ten Jahrhunderts ward durch kaiserliches Ansehen bald unterdrückt. Emissarien der protestantischen Gesandtschaften in Regensburg, um heimlich Lutheraner zu werben, hatten keinen andern Erfolg, als daß solche, welche am Ende der Regierung Kaiser Karls VI. den Beistand des Corpus Evangelicorum anriefen, nach Ungarn auswandern mußten. Zur Josephinischen Zeit schwebte auch über Wilhering das Fallbeil. Im Jahre 1785 wurde ein Maurer hingeschickt, um zu untersuchen, ob sich das alte Stift nicht in eine Zuckerfabrik verklären lasse. Am 15. Juli 1786 rückte der berüchtigte Eybl mit sieben Mann Schreiber ein und inventarisirte zehn Tage lang. Dem Vorhaben, dem Kloster eine andere Bestimmung zu geben, trat Kaiser Josephs Tod entgegen. Aus schweren Drangsalen in den Jahren 1805 und 1809 erhob sich dasselbe unter des vorigen und des jetzigen Abts weiser Verwaltung so, daß nunmehr selbst der lange unterbrochene Bau der Hauptfronte vollendet ist.

LXVIII.

Betrachtungen über den Indifferentismus.

I.

Die nachfolgenden Bruchstücke sind Randnoten zum Texte der Zeitgeschichte. Sie sind sämmtlich aus der Ueberzeugung geflossen: daß in unsern Tagen alle, außerhalb der Kirche stehenden, irrigen Meinungen zu einem großen gemeinschaftlichen Ziele hingravitiren, welches der Indifferentismus ist. — Dieser ist der große Sumpf, der alle einzelnen Flüsse, Bäche und Bächlein des Irrthums in sich aufzunehmen bestimmt ist. Diese Behauptung gilt nicht bloß im Bereiche der christlichen Secten; auch im Judenthum und unter den Bekennern des Koran zeigt sich das nämliche Phänomen. — Die alte Strenge ist gebrochen, den letzt verstorbenen Beherrscher der Gläubigen hat unmäßiger Genuß des Glühweines vor der Zeit in's Grab gestürzt; bei den Gastmählern „gebildeter" Juden fehlt nie der zarteste Schinken; der Rabbiner will Religionslehrer heißen; die Judenschule hat sich zum „Tempel" umgetauft; der alte Dienst der Synagoge in manchen Hauptstädten in einen theophilanthrophischen Ritus verwandelt, den in seiner äußern Erscheinung selbst ein geübter Blick von den Versammlungen des gewöhnlichen Rationalismus zu unterscheiden Mühe haben dürfte. Eine kleine Weile noch, und die letzte Scheidewand, — die Verschiedenheit der Ceremonien der Aufnahme, welche ohnedieß bei beiden zur leeren, symbolischen Form geworden, — wird gefallen seyn. Erreicht dann das Bestreben der Engländer in Ostindien sein nicht mehr fernes Ziel, wird die seit langer Zeit im Plane liegende Brücke

zwischen dem anglikanischen Protestantismus und der deistischen Schattirungen der Bramanenreligion erst vollends fertig, und kömmt diese Passage von hüben und drüben her erst in rechte Aufnahme, so ist das goldene Zeitalter für die allzeitfertigen Religionsvereiniger und Zusammenschmelzer dicht vor der Thüre. Wer heute „in seinen besten Jahren" ist, mache sich gefaßt in dieser Beziehung noch wunderbare Dinge erleben zu müssen. — Sollen wir, als Glieder der wahren allgemeinen Kirche, diese Erscheinungen der Gegenwart und der nächsten Zukunft mit Trauer oder mit Freude begrüßen? — Es scheint in der That zur erstern kein Grund vorhanden. — Der Irrthum folgt seinem Naturgesetze; er läuft, wie einst beim Untergang der alten Heidenwelt, mit andern, ihm näher oder entfernter stehenden Irrsaalen zu einen großen, allgemeinen Brei zusammen. Sich selbst gleich bleiben kann nur die Wahrheit. Die Intoleranz, die Hartnäckigkeit der Häresie und des Unglaubens liegt nicht in der Sache; sie liegt im Dünkel und in der Steifheit der Personen, über deren Eigenwillen die allmächtige Zeit ihr Recht üben muß. Kommt dazu noch, daß jede Lüge mit einem innern Widerspruche behaftet, und folglich der ruhig überlegenden, natürlichen Vernunft widersprechend ist, so ist es nicht anders möglich, als daß die Gewalt, mit welcher der Irrthum sich in seinen Wahnglauben verbissen hat, im Laufe der Zeit allmählig erlahmen muß. — Dann wird der gegenseitige Haß der Secten schwächer; sie treten zuerst im Leben, dann auch in der Theorie sich näher und näher, und das Ende ist, wenn sie sogar den Gegenstand des alten Streits vergessen haben, eine Vereinigung in einer leeren, vagen Allgemeinheit, die eben, weil sie kein bestimmtes Etwas ist, jener berühmten Substanz gleichsteht, aus der im Anfange Gott die Welt erschaffen, und welche Hegel bekanntlich zur Basis des scharfsinnigen Gebäudes seiner Logik gemacht hat.

Gott hat die heidnischen Völker schon einmal diesen Weg geführt. Die Religionen der alten Welt, als Häresie und

Apostasien von der Uroffenbarung, endeten im Indifferentismus des römischen Reichs, einem Zustande, der mit dem Verschwimmen und Zerfließen der heutigen, vom Christenthum ausgeschiedenen Secten die größte Aehnlichkeit hat. — Wird dieser Zeitpunkt noch einmal das Signal zu einem entscheidenden Siege der Kirche seyn? wird sie noch einmal die von ihr Abgefallenen, nachdem der Irrthum jede begeisternde Gewalt über sie verloren, mit ihrem Hauche durchdringen, sie dem sichtbaren Reiche Gottes auf Erden vereinigen können? oder geht das große Drama der Geschichte zu Ende, und sollen jetzt die beiden, auf Erden vielfach durcheinander verschlungenen Gebiete, die Stadt Gottes und das Reich des Fürsten dieser Welt, auch äußerlich gesondert, und auf beiden Seiten vereinigt, sich gegenüber treten zum letzten, entscheidenden Kampfe? Diese Fragen ist kein Sterblicher zu beantworten im Stande. Was wir aber wissen, ist: daß der Fürst der Finsterniß seit jener Versuchung, von der die Evangelien melden, nicht müde geworden ist, das Reich Christi auf Erden zu verfolgen und anzufechten; daß er dabei jeden Augenblick die Waffen, die Sprache, das Feldgeschrei gewechselt; daß er aber, unter welcher Fahne er auch fechten mochte, nie das Geringste gewonnen, sondern immer nur, wider seinen Willen, dem Zweck des Allerhöchsten gedient hat, und auch bis an's Ende der Tage nicht im Stande seyn wird, die Felsenburg der Kirche zu überwältigen.

II.

Wer heute über das Verhältniß der Kirche zu ihren Gegnern im Occident (denn von der dermaligen Stellung des griechischen Schisma ist hier überall nicht die Rede) zur vollen Klarheit kommen will, thut wohl: von dem obersten Gesichtspunkte auszugehen, daß die eigentliche Häresie dieses Zeitalters der Indifferentismus ist, jedoch von vornherein die zweite, eben so wichtige Wahrnehmung festzuhalten, daß von diesem Feinde dasselbe gilt, was dem Geiste der

Häresie zu allen Zeiten eigenthümlich gewesen ist. Er ist ein Proteus, der sich in jedwede, ihm zu seinen Zwecken dienliche Form zu werfen weiß.

Suchen wir diese Formen in eine allgemeine Uebersicht zu bringen, so scheint folgende Classification die einfachste, und den vorliegenden Thatsachen am meisten entsprechende zu seyn. —

Im Verhältniß von Staat und Kirche nimmt der Indifferentismus entweder die absolute Freiheit und Unabhängigkeit des religiösen Gebiets von jedwedem Einfluße der Staatsgewalt in Anspruch, indem er zur demokratischen, revolutionären Anarchie hinstrebt, oder er macht mit dem Absolutismus gemeine Sache, fordert die Gleichgültigkeit gegen jedwede Verschiedenheit der Dogmen, will aber jedwedes Bekenntniß, jedwede kirchliche Gesellschaft in ihrem Leben und ihrer Disciplin der unbeschränkten Regierung des omnipotenten Staates unterwerfen. Es ist bekannt, daß in Deutschland, wo überhaupt die Verwirrung der Begriffe einen schwer durch Worte zu bezeichnenden Gipfel erreicht hat, beide Nuancen sich haufig brüderlich die Hand reichen, und daß unsere wüthendsten (Pseudo=) Liberalen sehr oft im Leben (der Kirche gegenüber) zugleich die Verfechter des sinnlosesten Despotismus sind.

Ein weiterer Unterschied liegt darin, daß auf dem Gebiete des Indifferentismus selbst entweder die rationalistisch=pseudophilosophische, oder die pietistische Richtung vorschlägt. — Jene ist die consequentere, geisteskräftigere, die sich in ihrer speculativen Entwicklung zum vollen ächt=heidnischen Pantheismus ausbildet. Diese laborirt an einer gewissen, stark mit Heuchelei versetzten Geistesbeschränktheit, scheut sich vor den Extremen, und will den Indifferentismus nur innerhalb gewisser, ganz willkührlich gezogener, vermeintlich christlicher Gränzen. — Jene will natürlich Juden und Mahomedaner, nicht minder wie hegelisch=jungdeutsche Philosophen und Anhänger der Emancipation

des Fleisches an der Religions- und Kirchenfreiheit des Intelligenzstaates Theil nehmen lassen; diese spricht dagegen mit Vorliebe und Salbung vom „Herrn“, und beschränkt sich darauf, zu versichern: daß unter denen, die diesen „Herrn“ suchen, wie verschieden auch ihre „Bekenntnisse“ seyn mögen, jeder Unterschied aufgehoben seyn, jede trennende Scheidewand fallen müsse. Daß alle diese Schattirungen des Irrthums aber die Kirche, welche allen gegenüber den Schlußstein ihrer Lehre festhält: daß die Wahrheit nur Eine, und außer dieser Wahrheit kein Heil und keine Erlösung sey, — daß sie diese Eine und untheilbare Kirche, außer welcher Niemand selig seyn kann, trotz ihrer sonstigen Zwiste und Abneigungen unter sich, mit ihrem gemeinschaftlichen und ungetheilten Hasse verfolgen, — darf Niemanden in Erstaunen setzen. Im Gegentheil, dieser Haß ist für den Glauben, den er trifft, ein nothwendiges und sich von selbst verstehendes Criterium der Wahrheit desselben. — Grade weil die Wahrheit Wahrheit ist, muß sie sich scharf von Allem und Jedem scheiden, was nicht sie selbst ist; — und mit der Unfähigkeit sich umzubilden, sich anzuschließen, sich mit dem zu vereinigen, was von ihr abweicht, würde sie den Charakter ihrer Ewigkeit, ihrer unbewegten Beharrlichkeit, ihrer aus Gott gebornen Uebereinstimmung mit sich selbst verlieren. Das Schelten und und Toben der fanatischen, wie der indifferentistischen Secten muß uns also, weit entfernt uns zu betrüben, vielmehr als einer der schlagendsten Beweise des göttlichen Ursprungs unserer Lehre dienen.

III.

Es ist zu allen Dingen nütze, diejenigen Beispiele zu sammeln, wo sich der heutige, in manchen Ländern landübliche und privilegirte Indifferentismus, in seinen Zumuthungen an die katholische Wahrheit, recht breit und dumm zu Tage legend, die Grundzüge seines Systems selbst verrathen

hat. Zu diesem Behufe ist uns ein kleines Schriftchen ein willkommener Fund, welches nicht lange nach der Verhaftung des Herrn Erzbischofs von Cöln von den Propagandisten des Indifferentismus am Rhein verbreitet ward. — Der Zweck desselben, die katholischen Landeseinwohner zu dem, ihrer Angabe nach, offiziellen Systeme der Gleichgültigkeit in Religionssachen zu bekehren, ist bekanntlich auf eine beinahe Mitleid erregende Weise fehlgeschlagen. — Ob dagegen der Grundgedanke des Systems aufgegeben worden, möge der Scharfsinn unserer Leser entscheiden.

Die hier in Rede stehende Broschüre führt den Titel: „Der Sturm auf dem Rhein“. — Ein „Fremder“, der sich katholisch nennt, geht hier, so lautet die Fiction, als Missionär der Ist—mir—Alles—Einerlei — Religion unter die katholischen Rheinländer und führt mit einigen Schiffleuten ein Gespräch, aus welchem wir nachfolgendes Bruchstück mittheilen.

„Fremder. Ja das Toben und Trotzen ist leicht; — untersucht aber doch die Sache einmal gründlich. Hat der Bischof denn Recht, die evangelische Kirche als eine nicht christliche zu betrachten? Kennt ihr die evangelische Kirche? Es giebt eine katholische, eine evangelische und eine griechische Kirche, diese sind Schwesterkirchen, weil sie alle drei denselben Grund des Glaubens haben, — an Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist glauben sie alle. Die drei Monarchen, der katholische Kaiser Franz von Oesterreich, der evangelische König Friedrich Wilhelm von Preußen, und der griechisch-katholische Kaiser Alexander von Rußland, haben unsern Papst Pius VII. wieder eingesetzt anno 1814, denselben, den Napoleon abgesetzt und mit Füßen getreten, sie haben ihm die Hand gereicht und der heil. Vater hat mit allen Frieden und Freundschaft geschlossen und namentlich mit dem Könige von Preußen, der auch in Rom gewesen ist. Diesen Frieden nun bricht der Erzbischof.

Knabe. Vater, ich habe auch letzthin mit einem Evangelischen Ball gespielt, und als mein Ball in den Rhein fiel,

und ich schrie und weinte, hat er mir seinen Ball geschenkt, kommt der auch in die Hölle, wie der Alte immer sagt?

Weiler. Paß auf, Junge, was der fremde Herr sagen wird.

Fremder. Habt Ihr noch mehr Kinder?

Weiler. Ich, Gott sey Dank, habe drei zu Hause, und drei sind todt.

Fremder. Macht euch den Unterschied der drei Confessionen klar durch Eure Kinder; — mich dünkt, wir könnten selbst den Erzbischof leicht fangen, wenn er nur verheirathet wäre und Kinder hätte; ich würde ihm sagen, wie ich hier zu Euch rede: Hast du nicht verschiedene Söhne und hast sie alle lieb, obgleich ein jeder seine Art und sein Wesen hat, und auf verschiedene Weise dich liebt und dich anredet? Wäre es recht, wenn Du den einen verstießest und in den Sumpf werfen ließest, weil er nicht der andere ist? Also steht Gott, der Herr, zu seinen drei großen Kirchen, die ihn alle anrufen, die alle drei dasselbe apostolische Glaubensbekenntniß haben, und an Gott den Vater, Sohn und heiligen Geist glauben — die heilige allgemeine christliche Kirche. —

Weiler. Ich weiß es auswendig. — Die Gemeinschaft der Heiligen, Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben. Amen.

Fremder. Ganz recht, also verhält es sich, das ist unser und der Evangelischen gemeinschaftlicher Glaube. — Aber Kinder zieht doch die Segel ein, der Wind ist zu scharf.

Schiffleute. Hat nichts zu sagen, das ist unsere Sache, fahre der Herr in seiner Sache nur fort.

Fremder. Der Erzbischof will nun nicht anerkennen, daß der eine christliche Glaube so ehrlich sey, wie der andere; und das erkenne ich bei Gott und dem heiligen Kreuze, und erkennt doch auch jeder fromme Katholik an, daß „wer an den Herrn Jesus Christus glaubt und getauft ist im Namen des Vaters,

des Sohnes und des heiligen Geistes, der wird selig". Seht, ich habe zu Hause einen Knaben wie diesen, mit großen blauen Augen, den ich lieb habe, wie mein Leben, aber ich würde ihn lieber hier in den Rhein werfen (dabei hob er den Knaben des Moordorf in die Höhe), als mich zu dem abscheulichen, von Gott verdammten Glauben zu bekennen, daß alle die rechtlichen Leute, die es unter den Protestanten gibt, zur Hölle verdammt sind, wie es uns einige saubere Herren doch täglich vorreden. Was die Gelehrten uns für Verschiedenheiten herausarbeiten und deuteln, soll mich nicht kümmern; seht dort das große Kreuz am Wege — darauf kommt es an, auf den Kreuzestod des Erlösers — das ist das Zeichen meines Glaubens; — wer an des Herrn Erlösungstod glaubt, soll mein Bruder seyn, wenn er auch ein Schächer wäre; denn Christus spricht zu diesem Sünder: „Du sollst heute mit mir im Paradiese seyn". — Oder meint Ihr, daß der König und der Kronprinz nicht selig werden wie wir; er, der dem Papst auf den päpstlichen Stuhl geholfen, und unsere Kirche hier im Lande so väterlich beschützt, daß sie nach der Franzosen-Herrschaft aufgeblüht ist, zur Verwunderung und Freude des Papstes? Aber der König will auch, daß der Papst ihn als Glaubensgenossen anerkenne, und will Freiheit im Lande, wenn Ehen geschlossen werden, nicht Zwang, noch Verachtung des andern Glaubens. Hört, sollte der König je zugeben, daß die Kinder immer katholisch werden müssen in gemischten Ehen, oder daß gar keine solchen Ehen geschlossen werden dürfen, weil sich die Katholiken dadurch zu beflecken meinen; so würde er offen erklären, vor der ganzen Welt, daß sein evangelischer Glaube schlecht, verwerflich sey und zur Hölle führe, — oder mit andern Worten, daß sein Evangelium nichts tauge. Wenn also der Erzbischof sagt: „nicht um ein Haar breit will ich weichen", so muß der König gerade dasselbe sagen, und was soll daraus werden?

Weiler. Ja wir verstehen schon — der Papst, näm-

lich der jetztregierende, will alles Recht auf seiner Seite haben, da sagt der König: halt wie du mir, so ich dir.

Fremder. Ja, gleiche Rechte sind den Katholiken, Lutheranern und Reformirten gesichert durch den westphälischen Frieden und durch die Bundesacte, welche das Reichsgesetz über die drei Confessionen aufgestellt.

Schiffer. Was ist das, sagt uns, gnädiger Herr, der westphälische Friede. Wir haben jetzt immer nur von westphälischen Schinken gehört, den uns die Blauhemden herüberbringen.

Fremder. Allen Respekt vor Eurem westphälischen Schinken, — aber der westphälische Friede, Schiffleute, ist der große Friedensvertrag, den die Protestanten mit den Katholiken geschlossen, nachdem sie 30 Jahre lang sich gegenseitig bekämpft, verbrannt oder gemordet haben — eine furchtbare Zeit! Hier längst dem Rheine haben die Schweden auch gehaust, das wißt Ihr; die Franzosen hetzten die Religions-Parteien immer mehr gegen einander auf, daß sich Gott erbarme, und hielten es abwechselnd mit den Protestanten und Katholiken. Gott bewahre uns vor Krieg, Pestilenz, Belgiern und Franzosen! Durch diesen westphälischen Frieden nun (1648) ist in einem Religions-Vergleich ein Reichsgrundgesetz aufgestellt in Deutschland, nach welchem Calvinisten, Lutheraner und Katholiken dieselben Rechte haben und die Söhne in gemischten Ehen, in dem Glauben des Vaters, die Töchter in dem der Mutter erzogen werden sollen. Nachher ist dieß dahin abgeändert worden, daß es immer nach dem Vater gehen solle: er sey katholisch oder evangelisch, wenn die Eheleute es nicht unter sich vorher anders bestimmen. Also ist in unserm Vaterlande keiner Kirche der Vorzug gegeben. Der Erzbischof aber will nur die katholische Kirche als eine seligmachende erkennen, also das ganze deutsche Reichsgesetz umstoßen.

Aber sagt, liebe Leute, was sind das dort oben für herrliche Schloß-Trümmer, die schönsten hier in der Gegend?

Moordorf. Das ist Stolzenfels, es gehört dem Kronprinzen.

Fremder. Fahrt mich hinan, ich muß hinauf, um von oben eure schöne Gegend zu betrachten. Also dem Kronprinzen? — —"

Doch wir brechen hier ab, da der Verfasser Gelegenheit nimmt, eine Betrachtung über ein bekanntes Ereigniß anzustellen, welche wir lieber übergehen, nur wollen wir bemerken, daß sie von der Art ist, daß sich die praktische Spitze und Nutzanwendung, auf welches alles Predigen des Indifferentismus von jener Seite hinausläuft, nicht naiver zu Tage legèn könnte. — In der That, weit entfernt den oder die Verfasser solcher Tractätlein zu tadeln, müßen wir ihnen Dank wissen, daß sie den innersten Kern ihres Systems auf eine so populäre, jedes künstliche Dunkel verschmähende Weise, auch dem blödesten Verstande zugänglich machen. — Wir werden bei einer andern Gelegenheit darthun, welch' merkwürdiges Licht dieser „Sturm auf dem Rhein" auf jene großen Ereignisse wirft, die sich in allerneuerster Zeit auf dem Felde der kirchlichen Unionen zugetragen haben, und noch in ihrer Entwickelung begriffen sind.

LXIX.

Geschichte einer Zeitung.

Es geht den Zeitungen, wie andern Mitteln secundärer Natur; ihre Einwirkung wird entweder überschätzt, oder zu wenig in Anschlag gebracht. Sie sind keine selbstständige Macht, wohl aber nützliche Guerillen. Sie bilden nicht die öffentliche Meinung, wohl aber sind sie die weiche Paste, in welcher die öffentliche Meinung mit allen ihrer Protuberanzen sich abdrückt und vervielfältigt, gleichsam ein Daguerrotyp derselben. Sie wirken allerdings auf diese zurück, wie der Reflex des Lichtes auf tausend Augen zurückwirken kann. Sie sind nicht die Rede selbst, wohl aber das Instrument, durch welche diese einen ungleich weiter hörbaren Schall erhält; das Organ, durch welches sie an tausend Ohren getragen wird, die sonst dieselbe nicht vernehmen könnten. Ein Typus der Zeit sind sie, insofern, als sie ihrer Mehrzahl nach denjenigen Meinungen huldigen, welche gerade am meisten zu Geltung gelangt sind; ein Typus der Zeit sind sie, insofern sie das virtus post nummos zu ihrem eigentlichen Lebenselement machen. Zu den Verdrehungskünsten, die längst schon in ihnen die Schaubühne aufgeschlagen, haben sich Schmähsucht und Verlogenheit erst in neueren Tagen als weitere Agentien conglomerirt, welches Conglomerat seit ein paar Jahren in der sogenannten Knoblauchszeitung seine breiteste Ablagerungsstelle gefunden hat.

Sagt schon ein Alter: habent sua fata libelli, wie vielmehr läßt sich dieses nicht anwenden auf jene fliegenden Blätter, welche Tag für Tag in allen Ländern, Kreisen, Bezirken, Städten, und vielleicht bald Flecken und Dörfern zu vielen Tausenden hinausgeworfen werden daß sie die Welt, d. h. ihre Welt, ihre Lesewelt durchfliegen, und das horazische Geschäft der Barbieren, Scherer und Bader fertig und lustig, wie die für alle Genüße verfeinerte Welt von der Dorfkneipe bis zum Boudoir hinauf es nunmehr verlangt, Tag für Tag treiben. Habent sua fata; wir meinen nicht jede dieser Eintagsfliegen, denn deren fata sind so ziemlich eines und dieselben; ob sie im stattlichen

Folio, als wären sie Urkunden und Acten, oder wie weiland die Erlanger Real-Zeitung in bescheidenem Octav; ob sie wirklich täglich mit der Superfötation einer regelmäßigen Beilage, oder in minder entwickelter Organisation bloß wochentlich umherschwirren. Wir meinen die Fata einer jeden Species, selbst Varietät, welche die Individuen, ob sie durch den Lauf der Jahre bloß zu Tausenden oder zu Millionen angewachsen seyen, unter ihrem Titel zur Einheit häuft. Ihre Fata sind verschieden, gleich denjenigen der Menschen. Manche werden geboren, schnaufen einige Zeit und geben bald den Athem wieder auf. Einzelnen ist eine lange Lebensdauer vergönnt, in welcher sie, wie der menschliche Organismus, mancherlei Phasen durchlaufen, und aus einer Reihe von Metamorphosen nichts bewahren, als den allgemeinen unzerstörbaren Typus, höchstens noch den Namen. Da giebts ihrer Viele, die dem ehrsamen Spießbürger gleichen, der nie weiter über sein Weichbild hinausgekommen ist, als daß er sicher des Abends die gewohnte Stelle im blauen Hecht hinter seinem Seidel wieder hätte einnehmen können; andere aber marschiren, wie der wandernde Schriftsetzer, von Pesth nach Kopenhagen, von Königsberg nach der vormaligen Reichsstadt Bopfingen am Nipf und holen sich allerorts ihr Viaticum, und wissen in der Herberge zu Zips viel zu schwatzen, wies draußen im Reich aussieht, und zu Wendingen beim Bier, worauf der Großtürke in seinem Serail sinne. Darum ließe sich der Lebenslauf der Einen in ein paar Zeilen zusammenfassen, und gäbe das curriculum vitae der Andern ein ergötzliches Buch, in welchem Münchhausen und Harlekin und Nickel List zur Kurzweil der Leser in einander verschmolzen wären.

Doch es ist kein deutsches Blatt, welches wir bei der Ueberschrift des vorliegenden Aufsatzes im Auge hatten, sondern das französische Blatt Journal des Debats, einst unter Bonaparte Hauptorgan zur Verbreitung seiner Ansichten, zur Bearbeitung der öffentlichen Meinung nach seines Zweckes, hellklingende Posaune seiner Eitelkeit, woneben der Moniteur gleichsam das offene Reichsarchiv für die trockenen Urkunden und Actenstücke war.

Das Journal des Debats war eines jener vielen Blätter, welch der Schlamm der Revolution in Paris erzeugt hatte; mißgestaltig, ein spärliches Leben führend, gleich allem Gemölch, welches so eben dem Urschlamm sich entrungen hat. Es war damals keine Zeit des Speculirens, des Schreibens, des Lesens; es war die Zeit des lauten Brüllens, des athemlosen Hin- und Herlaufens, des krampfhaften Treibens. Wo sich das Leben eines Volkes in das Ringen auflöst: Köpfe

fallen zu machen, und den eigenen Kopf zu conserviren — da fehlt es an Lust wie an Zeit zum Lesen; und die Zeitungsschreiber, welche für unsere Civilisation eben dasjenige geworden sind, was dem alten Athen die Sophisten waren, machen alsdann keine guten Geschäfte. Bonaparte hatte einen zu hellen Blick in die erhabene Aufgabe der Bekämpfung der Anarchie, der Reorganisirung eines Landes, der Beherrschung eines Volkes, um nicht einzusehen, daß auch die tiefgedachtesten Entwürfe (gleichviel, ob aus großartigem Egoismus oder aus wahrer Obsorge um das Volk hervorgegangen) nur unvollkommen verwirklicht, das folgerichtigste System nur höchst mangelhaft durchgeführt, das Wort des Regierens und Herrschens nur mühselig und stümperhaft betrieben werden könne, wenn es jedem Milchbart gestattet sey, mit seinen Theorien dazwischen zu fahren, jedem Schwätzer andern seinen Optimismus vorzuplaudern, jedem Malcontenten möglich, auf gefahrlose Weise auch in andern den Geist des Widerspruchs herbeizubeschwören. Da aber in unserer Zeit von der Maritorne in des Ochsentreibers Kneipe bis hinauf zu der salbenduftenden Aspasia alles gelesen haben muß, so durchblickte er eben so sehr, welch ein diensames Vehikel zu Förderung und Festigung seiner Entwürfe die Schmalkost des Eintagsgeschreibsels werden müßte.

Wenige Tage, nachdem er sich als erster Consul an die Spitze der Geschicke des französischen Volkes gestellt, war eine seiner ersten Maaßregeln, Paris von der Ueberfülle jenes Ungeziefers zu säubern. Eine große Zahl von Zeitungen aller Namen konnten an einem und demselben Tage ihr Requiem anstimmen. Eines, aus dunkler Werkstätte in Quart ans Licht tretend, den Namen Journal des Debats führend, durfte fortkeuchen. Da kam einem Hrn. Mutin der Gedanke, den Gebrüdern Bertin anzurathen, sie möchten dieses Blatt an sich bringen, demselben eine eigene Richtung geben und hiemit den Versuch machen, eine sociale, sittliche und religiöse Reaction anzubahnen; denn alle diese drei großen Agentien des Gesammtkörpers der menschlichen Gesellschaft waren den Faustschlägen und Kolbenstreichen der Revolution erlegen.

Den Gebrüdern Bertin kam der Antrag gelegen; etwa 20000 Franken war der Preis, um welchen das wenig bekannte Blättchen ihr Eigenthum ward. Die Summe war kein großes Wagniß, um so weniger, als der Hinblick auf die Cadaver so vieler anderer Blätter und die unbestreitbare Thatsache, daß man heutzutage, so gut als schnaufen, auch eine Zeitung lesen müsse, sich mit in den Calcul ziehen ließ. Auch jener Gedanke in Bezug auf die künftige Bedeutung des Blattes

leuchtete ihnen ein. Denn die Gebrüder Bertin hegten damals monarchische und bourbonische Gesinnungen, so daß der eine, bei einer Verschwörung zu Gunsten des rechtmäßigen Königshauses verdächtigt, erst in den Tempel gefangen gesetzt, sodann nach Florenz verwiesen wurde; worauf der andere, bekannt unter dem Namen Bertin de Vaux (unter der jetzigen Ordnung der Dinge zum Pair creirt) sich etwas behutsamer erzeigte. Konnte man der, bei der neuen Gründung des Blattes bestehenden, politischen Einrichtung nicht gegenübertreten, nur durch Formen, die mehr den ehemaligen Zuständen entlehnt waren, dieselbe etwas glätten, so hatte man in Bezug der moralischen und religiösen Reaction, die durch das Blatt angebahnt werden sollte, freiern Spielraum. Zu Besprechung literarischer Erscheinungen und den rein gesellschaftlichen Verhältnissen wurde mit dem politischen Blatt ein sogenanntes Feuilleton verbunden, zu dessen Bearbeitung man in Geoffroi, der sich durch Uebernahme einer Dorfschulmeisterstelle den Blicken der Blutmenschen jahrelang entzogen hatte, den geeigneten Mann gefunden. Mit einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit verband er zwei Eigenschaften, ohne deren Verschmelzung der beabsichtigte Zweck unter den obwaltenden Zeitumständen schwerlich mit so erwünschtem Erfolg erreicht worden wäre: er war der Vollerbe von Frerons ganzem Haß gegen Voltäre, zugleich enthusiastischer Bewunderer Bonapartes.

Dieser aber mußte damals noch selbst in die revolutionären Formen sich schmiegen, die Zeit, diese lästige Hülle zu durchbrechen, die beeugende Verpuppung abzuwerfen, war noch nicht gekommen. Das mußte auch dem Journal des Debats etwelche Behutsamkeit auferlegen. Nichts ist daher seltsamer, als in der politischen Abtheilung bisweilen noch den Cynismus der Sanscülotterie auftauchen, in der andern dagegen die christlichen Gesinnungen und die Reminiscenzen der ehrbarern Vergangenheit wieder dämmern zu sehen. Die Huldigungen, die man dort jenem einstweilen noch darbringen mußte (wiewohl so spärlich, als es nur immer geschehen konnte), wurden hier oftmals geradezu persiflirt. Z. B. der Bürger Fouché schrieb einst dem Präfecten des Departements der Goldküsten: „Die Gesetze, welche jedes äußere Zeichen des Gottesdienstes untersagen, wie Glockengeläute u. dgl., müssen mit aller Strenge gehandhabt, Priester, welche die Duldung der Regierung mißbrauchten, gestraft werden“. Das Blatt mußte den Brief mittheilen. Dafür las man in der gleichen Nummer im Feuilleton: „der weise Suger, d'Amboise, Richelieu, Mazarin, Fleury verstanden die Kunst des Regierens doch ein wenig besser, als der Pa-

triote Turgot, der Voltärianer Choiseul, der ehrwürdige Malesherbes, der Puritaner Necker". Um die Gemüther für Nothwendigkeit der Rückkehr zum Christenthum empfänglich zu machen, wurde jede Gelegenheit benützt, bei welcher sich von der Geistlichkeit sprechen ließ. Getreulich wurde von dem Besuch öffentlicher Anstalten durch Bischöfe Bericht erstattet, erwähnt, was sie dabei gesprochen; wurden ihre Schriften angezeigt, ihre Tugenden angepriesen. Allmählig erschien neben dem revolutionären Monatstag der Sonntag, neben dem Vendemiaire der October, neben dem republikanischen Jahr XI das christliche Jahr 1803 wieder an der Spitze des Blattes. Aus erscheinenden Schriften wurden allfällige Stellen, die sich auf die Nothwendigkeit einer kirchlichen Restauration deuten ließen, vorzugsweise herausgehoben, wie z. B. aus Fievées Briefen über Großbritanien die Stelle: „Wenn ich Philosophie des 18ten Jahrhunderts sage, so verstehe ich darunter den Inbegriff alles Irrthümlichen auf dem Gebiete der Gesetzgebung, der Moral und der Politik". Daneben wurde keine Gelegenheit übergangen, bei welcher Voltäre in sein gehöriges Licht gestellt werden konnte. Wo Uebungen der alten Monarchie auftauchten, um in ihnen die Huldigungen an den ersten Consul darzubringen, da war das Blatt getreuer Berichterstatter aus eigenem Antrieb.

Die vier Jahre, vom Jahr 1800, bis in den Anfang des Jahres 1804, waren der Glanzpunkt des Journals des Debats. In dieser Zeit führte es ein freies selbstständiges Leben; in dieser Zeit verfolgte es mit Beharrlichkeit einen schönen und edlen Zweck; in dieser Zeit huldigte es in innerer klarer Erkenntniß heilbringenden Lehren, zu deren offenem Bekenntniß es damals Muth bedurfte. Damals wirkte es in schönem Sinne auf die öffentliche Meinung, brachte manche Ueberzeugung, die über der schwülen Luft, welche aus dem revolutionären Fäulnißproceß sich entwickelt hatte, in tiefen Schlummer sich zurückgezogen, wieder zum Bewußtseyn. Es glich dem Heros, der den Riesen in der Schwebe hält, daß er aus dem Pfuhl, dem er erwachsen, nicht neue Kräfte an sich ziehe. Sie dauerte nicht lange diese schöne Jugendzeit. Ein gewaltiger Zauber verwandelte den Heros in eine Schlange, die zwar nach Umständen die Haut wechselt, den Giftzahn aber nie ablegt. Von nun an wird das Journal des Debats ein Zeitungsblatt, dessen letzter Augenmerk die Abonnentenzahl ist, welches mithin denjenigen huldigte, bei denen jeweils offen oder verborgen, legitim oder illegitim, die höchste Macht steht.

Geheimnißvoll durch Schloß und Siegel verwahrt, von einer

schweigsamen Wache begleitet, rollt in stürmischer Hast im Märzen des Jahres 1804 ein Wagen durch Frankreich. Mit scheuem Blick sehen die Bewohner der Heerstraße denselben heranfliegen, verschwinden. Im Journal des Debats liest man: „der ehemalige Herzog von Enghien, Sohn des ehemaligen Herzogs von Bourbon, Enkel des Erprinzen von Condé, befindet sich heute in der Citadelle von Straßburg". — Ein paar Jahre früher hatte die Formulirung des Berichts, wie die Herzogin von Angouleme durch Umwerfen des Wagens, wegen Ueberfluthung der Weichsel, Schaden genommen, wahre Theilnahme leicht durchblicken lassen. — Jetzt wurde das gegen den Herzog gefällte sogenannte Urtheil mit möglichster Kälte und Trockenheit eingerückt. In dem ganzen Blatt, welches dasselbe wiedergab, findet man nur die unbedeutendsten Sachen, bloß zu allerletzt noch die Uebersetzung des Hrn. M. E. Aignan jener Stelle aus dem eilften Buch des Silius Italicus, in welcher Pacutius, Fürst von Capua, seinem Sohn das Vorhaben den Hannibal zu ermorden, abräth. Es war dieses das letzte Aufflammen des bereits im Scheiden begriffenen bisherigen Geistes, das Zucken der letzten Regung für die Bourbons, gleichsam die Grabschrift auf die bisherige freye Existenz, auf die e h r e n v o l l e Laufbahn des Blattes, die nun ihr Ende erreicht hatte, um zur bloßen Laufbahn zu werden.

In schauerlicher Mitternachtsstunde, in den unheimlichen Gräben von Vincennes hatten die mörderischen Kugeln, mit dem Licht auf der Brust des unglücklichen Prinzen zugleich dessen Lebenslicht ausgelöscht. Am folgenden Tage war in dem Feuilleton des Journals statt wissenschaftlicher Mittheilungen zu lesen: „Nach so vielen eitlen Speculationen, nach so vielem seichten Geschwätze ist's nun Zeit zur Monarchie zurückzukehren. Frankreichs wahre Freiheit besteht in der Macht seines Oberhauptes. Ist nicht der Mann, welcher im Krieg und im Frieden Frankreich so große Dienste erwiesen hat, der einzig Fähige, es zu regieren? das sind seine Titel. Giebt es rechtmäßigere, geheiligtere? Mag es noch Franzosen geben, welche windige Hoffnung der Rückkehr einer unglücklichen Familie hegen, die ihr altes Erbe zu bewahren nicht verstanden hat, so werden dieselben nunmehr zur Einsicht gelangt seyn, daß es für diese Fürsten eine Unmöglichkeit wäre, sich auf einem Thron zu erhalten, von dem sie durch ihre Unklugheit heruntergeglitten sind, der, von Abgründen und Klippen umringt, von tobenden Leidenschaften umrauscht, von zerknitterten Interessen umwogt, ihnen niemals mehr einen gesicherten Sitz gewähren könnte.

Bonoparten fehlt nichts, als jene Stabilität, welche die Früchte seiner Dienste an sein Geschlecht knüpfen kann. Sey er demnach der Gründer einer neuen Dynastie"! — Zwölf Jahre früher hatte das National-Convent Todesstrafe erkannt gegen jeden, der in Frankreich von Wiederherstellung der Königswürde nur sprechen, geschweige denn solches versuchen würde. Der Bürger Fouché, der zu diesen Beschluß aus Kräften mitgeholfen, hieß jetzt Excellenz. Und wie die gesammte vormalige Hofettiquette wieder aus dem Schutt hervorgegraben wurde, so erstattete das Journal über alles, was unter demselben an dem neuen Hof vor sich gieng, so treulich als freudig Bericht.

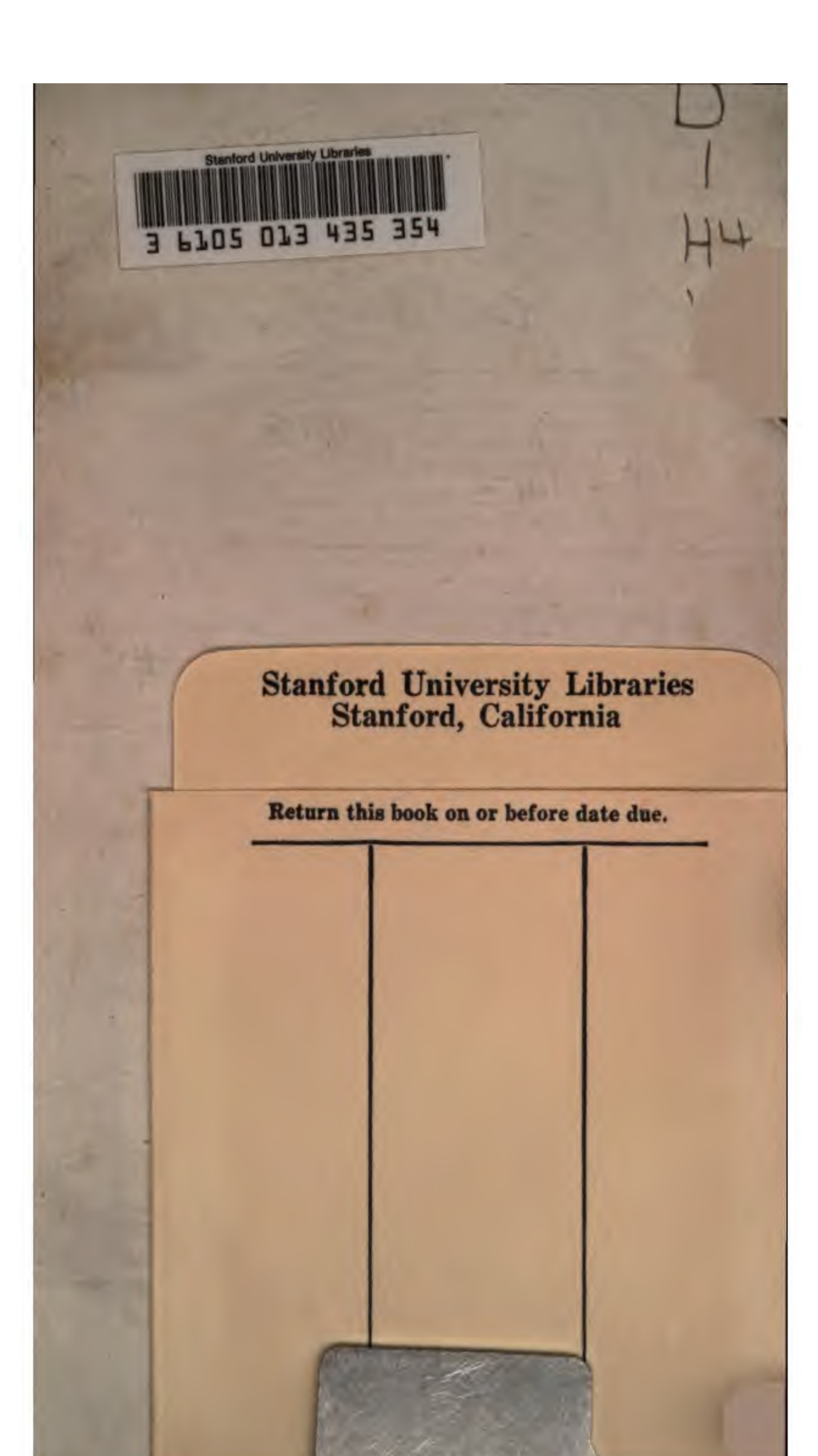
Aber die Jacobiner, die philosophischen und revolutionären Celebritäten, hatten wohl die neuen Titel angenommen, ihre rothen Mützen und Bundschuhe an die vormaligen Hofkleider gerne vertauscht, und gegen die hohen Jahrsgehalte nicht im mindesten sich gesträubt; was aber die Principien anbetrifft, so waren sie doch die alten geblieben und ihrem Götzen Voltäre konnten sie in dem neuen Gewand ihre Huldigungen um so unbedenklicher darbringen, da auch er dergleichen nie verschmäht hatte. Darum haßten sie das Journal des Debats, weil es, ob zwar dem sichtbaren und Gnaden spendenden, nie aber ihrem unsichtbaren und bloß zur That spornenden Götzen Weihrauch streute. Sie verbrüderten sich wider dasselbe; Fouché, der am besten wirken konnte, voran. Sie verläumdeten den gehaßten Gegner bei ihrem Herrn, am erfolgreichsten dann, wenn er sich in der Ferne befand. Sie beschuldigten den alten Schulmeister Geoffroy der Theilnahme an Georg Ladoudals Verschwörung, doch ohne weitern Nachtheil für ihn, als daß über sein Blatt eine Censur bestellt ward, wobei ein Seitenblick auf Bertins de Vaur verbannten Bruder nicht ohne Wirkung blieb. Für jetzt noch wendete der durch seine Correspondenz mit Bonaparte bekannte Fievée Schlimmeres ab. Aber der Stachel des Argwohns war in des neuen Gebieters Brust zu tief eingedrückt worden. Es schien ihm auch der Titel Journal des Debats zu viel von der Revolution an sich zu tragen, an welche Metze seine Mutter, er, seit er sich mit Krone und Hermelin geschmückt, sich nicht gerne erinnern ließ. Der geschmeidige Hr. Bertin folgte seinem Winke und verwandelte den Titel des Blattes in denjenigen Journal de l'Empire.

Hr. Fievée war mit dessen oberster Leitung beauftragt, zwar nicht officiell aber officiös, nach Bonapartes Willen. Diese Aufmerksamkeit, welche derjenige, der an der Spitze der Nation stand, dem Blatt schenkte, brachte es in so größern Ruf, mehrte die Zahl seiner Abneh-

mer; denn es wurde als Ausdruck, wenn nicht gerade der Gesinnungen, doch der Lehren der Regierung betrachtet. Damit war zwar Fouchés Groll gegen das Blatt ein Gegengewicht gegeben, der dasselbe jedoch nicht gebrochen, vielmehr wußte er diesen allmählig in seinen Herrn einzuträufeln.

Eines Nachmittags wandelte dieser mit seinem Staatssekretär im Park von St. Cloud. Plötzlich wandte er sich zu demselben mit den Worten: „Bassano! wissen Sie mir keinen vertrauten Mann, um das Journal des Debats zu leiten"? Unter Dreien schlug er ihm den jungen Etienne, den nachmaligen Gründer des Constitutionel vor. Eine Ode auf den Kaiser hatte ihm früher dessen Gunst zugewendet, so daß er in Bassanos Gefolge bei dem Krieg gegen Preußen nach Polen kam. Hier begeisterten ihn Bonapartes Erfolge zu einer Dithyrambe zu dessen Verherrlichung. Der Gefeierte erkannte, daß der junge Mann in den Zauberring eingetreten seye, in den jener Manche mit so großer Geschicklichkeit zu bannen wußte. Die Wahl unter den Vorgeschlagenen war daher augenblicklich getroffen, die Sache im Reinen. Bonaparte machte wenig Federlesens, daß ein Journal Eigenthum seyn könne, davon hatte er keinen Begriff. Darum zog er dasselbe an sich und wies den Ertrag seinen Günstlingen zu. In den politischen Theil wurde das Blatt nun sein schmiegsames Organ, durch welche jede Schmeichelei, mit der irgenwo sein eitles Ohr gekitzelt wurde, alsbald durch ganz Frankreich ertönte, denn es hatte jetzt 20000 Abnehmer, mehr als zehnfach so viele Leser. Der nicht politische Theil blieb etwas freier, erhielt sich besser auf seiner ehemaligen Höhe, der frühere Widerspruch zwischen beiden Abtheilungen, das Bestreben, die allfälligen Eindrucke der politischen Abtheilung durch den Inhalt oder die Ausdrücke des literarischen zu neutralisiren, war bei Geoffrois Neigung nicht zu befürchten. Dieser, Felatz und Hofman, ein ausgezeichnetes Triumvirat gelehrter und geistvoller Männer besorgte denselben. „Lassen wir ihnen die Gelehrten-Republik", soll einst Bonaparte selbst gesagt haben.

(Schluß folgt.)


Stanford University Libraries
3 6105 013 435 354
D
1
H4
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

